Lesebuch

für

die Oberklasse der Volksschule.

(5., 6. und 7. Schuljahr.)

Bearbeitet

von

pfälzischen Lehrern.

München.

Im Königl. Zentral-Schulbücher-Verlage.

1881.

Lesebuch

für

die Oberklasse der Volksschule.

(5., 6. und 7. Schuljahr.)

Bearbeitet

von

pfälzischen Lehrern.

Achte Auflage.

München.
Im Königl. Zentral-Schulbücher-Verlage.
1881.

P.L.V.

Druck von R. Oldenbourg in München.

Inhaltsverzeichnis.

(Gedichte sind durchweg mit einem * bezeichnet. Die mit † bezeichneten Lesestücke sind für das 6. und 7., die mit †† zugleich auch für das 5., die nicht mit † oder †† bezeichneten für das 5. Schuljahr bestimmt.)

Erste Abteilung.

Natur und Menschenleben.

Zweite Abteilung.

Länder- und Völkerkunde.

A. Geographisches.

B. Geschichtliches.

Erste Abteilung.

Natur und Menschenleben.

---

1. An die vier Jahreszeiten. ††

1. Wieder führt ein Jahr herauf
Seine Jahreszeiten.
Mögen sie im bunten Lauf
Gutes uns bereiten!

2. Frühling, laß im grünen Zelt'
Vöglein wonnig brüten!
Streue über Flur und Feld
Tausend duft'ge Blüten!

3. Sommer, bring' uns Korn und Brot!
Bind' uns goldne Garben!
Laß in bitt'rer Hungersnot
Keine Seele darben!

4. Schaff', o Herbst, ins leere Faß
Einen guten Neuen,
Daß wir mit dem edlen Naß
Unser Herz erfreuen!

5. Schleicht der Winter dann heran
Auf beschneiten Wegen —
Habt ihr eure Pflicht gethan:
Ziehet hin in Segen!

(Karl Gerok.)

2. Alles mit Gott. ††

1. Mit dem Herrn fang' alles an!
Kindlich mufst du ihm vertrauen,
Darfst auf eigne Kraft nicht bauen.
Demut schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang' alles an!

2. Mit dem Herrn fang' alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
Können nie das Ziel verfehlen;
Sie nur geh'n auf sich'rer Bahn.
Mit dem Herrn fang' alles an!

3. Mit dem Herrn fang' alles an!
Mut wird dir dein Helfer senden;
Froh wirst du dein Werk vollenden;
Denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang' alles an!

(Hohlfeld.)

3. Das Elternhaus.

Innig knüpfen sich die Gefühle des Kindes an das elterliche Haus. Hier kennt es jedes Winkelchen. Mit scheinbar unbedeutenden Gegenständen verbinden sich freudige und schmerzliche Erlebnisse und spätere Erinnerungen. Gewöhnlich merkt das Kind die geheimnisvolle Macht des Vaterhauses erst, wenn es von dem Hause der Eltern entfernt ist oder nach längerer Trennung in dasselbe zurückkehrt. Dort auf jener Bank pflegte die Mutter zu sitzen, wenn sie die Arbeiten für die Küche verrichtete. Dort ruhte der Vater am Abend aus und erzählte den Kindern von des Hauses Schicksalen während der Kriegszeit. Drunten im Keller hatte man damals einiges wertvolle Geräte versteckt, als die Feinde im Anzuge waren. In jenem Stalle mufste man die Nahrungsmittel unter den Brennmaterialien verstecken, als Plünderer zu fürchten waren. Hier schlug die

Kanonenkugel ein, die, eingemauert in der Wand, noch an die Schreckenstage des Krieges erinnert.

Hier an der Hauswand ist eine Gedenktafel angebracht, welche anzeigt, wie hoch einmal bei einer Überschwemmungsnot die trüben Fluten des Wassers stiegen. Je älter die Häuser sind, desto mehr knüpfen sich auch wohl Sagen an sie, ernste und heitere. Vor Jahrhunderten trug meist jedes Haus seinen besonderen Namen, der gewöhnlich durch ein Bild oder eine Inschrift aufsen am Hause zu erkennen war. An vielen Gebäuden erinnert ein frommer Spruch, der aufsen angeschrieben ist, daran, dafs ein Höherer das Haus schützen mufs wenn es bestehen soll.

Viele Häuser erreichen ein hohes Alter. Jahreszahlen über ihren Thüren weisen nach, dafs sie vor mehreren Jahrhunderten aufgeführt wurden. Ihre Erbauer schlummern längst in dem kleinen Häuschen aus sechs Brettern und zwei Brettchen. Die Urenkel aber segnen noch ihr Andenken und prägen ihren Kindern den Spruch ein, der an des Hauses Thüre prangt:

Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut. (Nach H. Wagner.)

4. Mutterliebe. †

Mein Herz hat auch wohl einen Garten,
Von Mutterliebe treu bebaut.
Ich kann nur liebend seiner warten;
Den Segen hab' ich Gott vertraut.

Viel Blumen sind darin entsprossen,
So duftig und so rein und licht.
Doch wieviel Thränen sie begossen,
Das ahnt die junge Blume nicht.

Ich pflege sie an meinem Herzen,
Wenn auch ihr Dorn es manchmal sticht;
Die Mutter will's ja gern verschmerzen,
Die Mutterliebe zürnet nicht.

Und alle Blätter, alle Blüten
Durchforscht mein Auge Tag für Tag,
Auf daß bei meinem treuen Hüten
Auch nicht ein Hälmlein leiden mag.

Da hat ein Stengel sich gebogen,
Dort ist ein Kelch von Gift betaut,
Dort ist der Farbe Duft entflogen,
Da schlinget sich ein schädlich Kraut. —

So muß die Mutter immer pflegen,
Und die Geduld ihr nimmer bricht.
Sie hofft getreu auf Gottes Segen.
Die Mutterlieb' ermüdet nicht.

(O. v. Redwitz.)

5. Wenn eine Mutter betet für ihr Kind. †

1. Der reinste Ton, der durch das Weltall klingt,
Der reinste Strahl, der zu dem Himmel dringt,
Die heiligste der Blumen, die da blüht,
Die heiligste der Flammen, die da glüht:
Ihr findet sie allein, wo, fromm gesinnt,
Still eine Mutter betet für ihr Kind.

2. Der Thränen werden viele hier geweint,
So lange uns des Lebens Sonne scheint,
Und mancher Engel, er ist auserwählt,
Auf dafs er unsre stillen Thränen zählt.
Doch aller Thränen heiligste, sie rinnt,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

3. O, schaut das Hüttchen dorten, still und klein,
Nur matt erhellt von einer Lampe Schein.
Es sieht so trüb', so arm, so öde aus,
Und gleichwohl ist's ein kleines Gotteshaus;
Denn drinnen betet, gläubig fromm gesinnt,
Still eine Mutter für ihr Kind.

4. O, nennt getrost es einen schönen Wahn,
Weil nimmer es des Leibes Augen sah'n.

Ich lasse mir die Botschaft rauben nicht,
Die Himmelsbotschaft, welche zu uns spricht:
Dafs Engel Gottes stets versammelt sind,
Wenn eine Mutter betet für ihr Kind.

(Ferd. Stolle.)

6. Vom Lernen. †

Man hält es öfter für verkehrt, wenn man mehr lernt, als man meint, dafs man in Zukunft brauchen werde, und die meisten Menschen wollen eben nur soviel lernen, als sie glauben, dafs sie künftig nötig haben werden. Wenn aber einer nicht mehr Rettichkörner stecken wollte, als er künftig Rettiche bekommen wollte, so würde es ihm fehlen, indem nicht alles gerät, was man säet. So geht es auch beim Lernen; es bleibt nicht alles, was man lernt. Daher mufs man soviel in seiner Jugend lernen, dafs auch etwas davongehen kann. Zudem kann man nicht wissen, was man in Zukunft gerade brauchen werde. Man wird auch keinen vernünftigen Menschen klagen hören, dafs er zu viel gelernt habe, sondern vielmehr, dafs es ihn reue, nicht mehr gelernt zu haben. Bettelleute haben zu ihrer Haushaltung nicht viel nötig; wenn man aber eine rechte Haushaltung führen will, so wird vieles dazu erfordert. Wenn man ein schlechter Mensch werden will, so braucht man nicht viel zu lernen. Wenn man aber recht brauchbar werden will, so mufs man in seiner Jugend soviel lernen, als man kann, zumal selbst der Geschickteste nicht zuviel kann.

(Flattich.)

7. Sprichwörter. ††

1. Neue Liedlein singt man gern. — 2. Jugend hat nicht Tugend. — 3. Wer befehlen will, muß zuvor gehorchen gelernt haben. — 4. Man muß lernen, so lange man lebt. — 5. Es fällt kein Meister vom Himmel. — 6. Alte soll man ehren,

Junge soll man lehren, Weise soll man fragen, Narren vertragen. — 7. Durch Fragen wird man klug. — 8. Besser zweimal fragen, als einmal irregehen. — 9. Keine Antwort ist auch eine Antwort. — 10. Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiser antworten kann. — 11. Ein guter Rat kommt nie zu spat. — 12. Erfahrung ist ein teurer Lehrmeister; aber die Narren wollen bei keinem andern in die Schule gehen. — 13. Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. — 14. Die Alten zum Rat, die Jungen zur That. — 15. Wer die Wahl hat, hat die Qual.

8. Das Samenkorn. †

Jedes Samenkorn, es sei auch noch so klein, ist merkwürdig durch seine Beschaffenheit. Es besteht aus einem weißen, mehlartigen Kern und aus einer Schale, die den Kern überzieht, um ihn zu schützen. Zwischen der groben, äußern, härtern Schale, die den zarten Kern vor allen Verletzungen behüten muß, und dem Kern liegt noch eine feine, dünne Haut, damit die feste Schale den Kern nicht drücken möge. So hüllt eine liebende Mutter ihr zartes Kind in mehrere Tücher ein, um es zu schonen, und legt die feinsten Tücher gern zunächst um des Kindes Glieder. Welche Fürsorge des Schöpfers für das Allerkleinste in der Natur! Wie manche Eltern haben für ihre eigenen Kinder und deren Gesundheit nicht so viel Sorgfalt, als Gott für das Leben des kleinsten, oft kaum dem Auge sichtbaren Samenkorns der gemeinsten Pflanze. Aber auch das Innere des Samenkörnleins ist merkwürdig. Man entdeckt darin einen kleinen Punkt, der erhaben ist. Man nennt ihn das Herzchen; es ist der Keim der künftigen Pflanze, der erste Anfang zum Kornhalme oder zum Eichbaume. Selbst auch die mehligen Teile sind also nur eine Hülle. Sie dienen dem jungen Keime als erste Nahrung, so lange er, nicht hervorgetrieben, noch keine Wurzeln und Blätter gebildet hat, um Nahrung aus Luft und Erde ein-

zusaugen. Sie sind dem jungen Pflanzenkinde gleichsam die erste Muttermilch, durch welche es erhalten wird, bis es fähig ist, stärkere Kost zu genießen. — Wenn nun im Frühjahre die Strahlen der Sonne den aufgetauten Erdboden durchwärmen, regt sich der wohlverwahrte Keim und schwillt von der Nahrung, daß die ihn umgebende Schale zerplatzt und er hervordringen kann. Die Kraft, welche dieser schwache Keim hat, indem er den Kern anschwellt, ist erstaunenswürdig. Wenn man ein Gewicht von hundertundfünfzig Pfund auf Erbsen legt, die man durch Anfeuchtung zum Keimen lockt, so wird das Gewicht durch das Schwellen der Erbsen gehoben, und die Keime dringen hervor. Woher diese außerordentliche Stärke? Wie kann solche Kraft in einem so zarten Keime wohnen, den der Finger eine Kindes zerstört? — Der scharfsinnigste Künstler auf Erden und der gewaltigste der Fürsten, dessen Winken Millionen gehorchen, können sie ein einziges Samenkorn machen? — (Zschokke.)

9. Die Kirschblüte.

Wie aus einer Blüte die Frucht entsteht, wollen wir an der Kirschblüte lernen. Zunächst ist an ihr nichts zu merken, was einer Kirsche ähnlich ist. Nur der Stiel ist vorhanden, der später die Kirsche trägt. Jetzt wiegt sich auf ihm noch die Blüte. Am Ende des Stieles sitzt ein dickes Knöpfchen, das in fünf grüne Blätter endet. Man darf aber nicht meinen, daß dieses Knöpfchen zur Kirsche werden wird. Es ist nur die Hülle der Blüte; es hält dieselbe umschlossen, solange der Wind noch rauh daherfährt. Erst wenn die Frühlingssonne warm scheint, kommen die fünf weißen Blütenblättchen zum Vorschein, die an das Knöpfchen inwendig angewachsen sind. Das grüne Knöpfchen mit den fünf grünen Blättern nennt man den Kelch der Blüte; die fünf weißen Blätter werden die Krone genannt. Blicken wir in den Kelch hinein, so sehen wir

ringsum am Rande desselben eine Menge aufrechtstehender weißer Fäden, an deren Enden gelbe Knöpfchen sitzen. In der Mitte des Kreises aber ragt ein stärkerer Faden empor, der oben eine ganz kleine Öffnung hat. Jene weißen Fäden heißen Staubfäden. Die gelben Knöpfchen aber sind hohl und mit einem feinen Staube, dem sogenannten Blütenstaube, gefüllt; man nennt sie deshalb Staubbehälter. Der dickere Faden, der mitten in dem Kreise der Staubfäden steht, wird der Stempel genannt. In der That hat er mit seinem dicken, unteren Ende das Ansehen eines Stempels oder Petschafts. Er ist inwendig hohl. Das dicke, untere Ende desselben heißt der Fruchtknoten. Der aufsteigende, gelbgrüne, längere Teil heißt der Staubweg, die Öffnung oben die Narbe. — Wenn nun die Sonnenwärme den Blütenstaub in den Staubbehältern gereift hat, dann springen diese auf. Viele Staubkörnchen fallen aus ihnen heraus und gelangen wenigstens zum Teil an den Stempel. Dieser ist bei der Kirschblüte zu der Zeit, da die Staubbehälter aufspringen, mit einem Tröpfchen an der Öffnung oben versehen, und an diesem Tröpfchen bleiben Staubkörnchen sitzen. Ist nun ein solches Körnchen in die Öffnung eingetreten, so senkt es sich in dem Staubwege hinunter bis in den Fruchtknoten. Nun beginnt eine wichtige Veränderung in der Pflanze. In dem Fruchtknoten befindet sich nämlich eine Samenknospe, und diese bekommt durch das Hinzutreten des Blütenstaubes die Kraft zu reifen. Der kleine Fruchtknoten wird nun immer dicker und größer. Unterdes führt der Wind die weißen Blätter der Krone hinweg; die Staubfäden verdorren; der grüne Kelch wird braun und welk. Und wenn nach wenigen Tagen alle diese Teile abgefallen sind, dann sieht man ganz deutlich, wie die Kirsche immer größer wird. In dem Kern derselben ist der Same enthalten, welcher aus der Samenknospe entstanden ist. An der reifen Kirsche ist nichts mehr von den Blütenteilen wahrzunehmen. Oben an der Kirsche aber ist eine kleine

Vertiefung oder ein feines Körnchen; hier saß der Staubweg, ehe er verdorrte und abfiel. Ähnlich wie die Kirsche wachsen die anderen Obstsorten, nur mit dem Unterschiede, daß bei vielen der Fruchtknoten nicht in dem Kelche, sondern unter ihm sitzt. Daher bemerkt man oben an dem reifen Apfel einige verdorrte Blättchen; das sind die verdorrten Kelchblätter. (Bernstein.)

10. Am Morgen. ††

1. Noch ahnt man kaum der Sonne Licht,
Noch sind die Morgenglocken nicht
Im finstern Thal erklungen.

2. Wie still des Waldes weiter Raum!
Die Vöglein zwitschern nur im Traum.
Kein Sang hat sich erschwungen.

3. Ich hab' mich längst ins Feld gemacht
Und habe schon dies Lied erdacht
Und hab' es laut gesungen.

(L. Uhland.)

11. Der Apfelbaum. †

Gewiß, der Apfelbaum ist uns wohl der nützlichste von allen Obstbäumen, und seine Gestalt ist ansprechend. Über dem starken Stamme breitet sich die Krone lustig aus, und auch seine Blätter haben eine angenehme Form. Im Frühlinge sehen wir ihn in seiner ersten Herrlichkeit vor uns aufgestellt. Ist er dann nicht einem großen Rosenstocke zu vergleichen, an dem Knospe an Knospe sich schmiegt? Denkt euch den Baum dagegen, wie er noch zu Anfang des April erschien! Da stand er kahl, seine Äste wie tote Balken, seine Zweige wie dürre Reiser. Brachen wir eine Knospe ab, so war sie unansehnlich, wie ein zusammengerolltes Kügelchen von grünem und gelbem Stoff, woraus nimmer das zu werden schien, was wir jetzt vor uns sehen. Hat sich aber das Knöspchen entwickelt, so ist die braune Hülle

auch abgefallen. Zartere grüne Blättchen sind nun die Hülle der Blüten, welche oft erst noch schüchtern hervorschauen und mildere Lüfte erwarten, um sich ganz zu erschließen. Diese in der Enthüllung begriffenen Knospen sind anmutiger, die bereits entfalteten aber herrlicher. Jene mit dem Grün der Hoffnung umhüllt, sagen uns: „Bald wird's erscheinen“, und wir wünschen und hoffen. Diese sagen uns: „Es ist erschienen“, und wir rufen erfreut: „O wie herrlich!“

Aber aus der Pracht soll der Segen hervorgehen; darum verschwindet sie nach kurzer Zeit. Seht, schon fallen die Blütenblättchen nieder, wenn geflügelte Sänger nur durch ihre geschmückten Festhallen hindurchschlüpfen! Bald werden sanfte Lüfte, die uns jetzt den Blütenduft zuwehen, die Blütenblättchen selbst mit fortführen und auf den grünen Rasen streuen. Eine Zeit lang bleibt uns dann nur der Baum mit seinen frischen, grünen Blättern als Hoffnungszeichen; aber hernach kommt die Zeit der schönsten Erfüllung. Allmählich färben sich die aus dem Laube hervorblickenden Äpfel, sie werden größer und lieblicher; endlich neigen sich schwer beladen die Äste und Zweige. Die Blüten waren unzählig, und wer übersieht die Fülle der Früchte! Hätten aber alle Blüten Früchte gebracht, der Baum hätte seine Last nicht tragen können und hätte brechen müssen. Wie weise und gut! Und glänzt die Herbstsonne auf den Äpfeln und haben sie lang genug getrunken den kühlen Morgentau, dann strecken wir gern die Hände nach den erquickenden Gaben aus. Wir sammeln mit Wonne die angenehm duftenden Äpfel, die so kühl durch unsere Hände gehen und uns sagen: „Uns hat Allmacht und Weisheit geboren, und die Liebe spendet uns“.

Hat so der Baum seine Gaben dargereicht, dann verkünden die gelben und braunen Blätter uns nach kurzer Zeit sein baldiges Einschlafen. Sie fallen ab und düngen den Boden, aus welchem der Baum fürs kommende Frühjahr wieder seine Kraft zieht. Ja, der Apfelbaum ist schön.

Er hebt seine Spitze zwar nicht kühn und stolz empor, gleich der Tanne oder Pappel; aber seine dichte Krone breitet sich doch über dem Stamme in Anmut und Würde aus. Er erfreut uns nicht bloß durch seine Schönheit, sondern auch durch die Fülle nützlicher Gaben. (Zschokke.)

12. Wanderlied im Mai. ††

1. Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus. Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zuhaus! Wie die Wolken dort wandern am himmlischen Zelt, so steht auch mir der Sinn in die weite, weite Welt.

2. Frisch auf drum, frisch auf im hellen Sonnenstrahl', wohl über die Berge, wohl durch das tiefe Thal! Die Quellen erklingen; die Bäume rauschen all'. Mein Herz ist wie 'ne Lerche und stimmet ein mit Schall.

3. O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust! Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust; da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt: „Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!" (E. Geibel.)

13. Rittmeister Kurzhagen.

In dem Regimente des berühmten, von Friedrich dem Großen hochgeehrten Generals von Zieten stand ein Rittmeister mit Namen Kurzhagen. Er war klug und tapfer und hatte dabei ein kindliches Gemüt. Seine Eltern waren arme Landleute im Mecklenburgischen. Mit dem Verdienstorden auf der Brust rückte er nach Beendigung des siebenjährigen Krieges in Parchim ein. Die Eltern waren von ihrem Dörfchen nach der Stadt gekommen, um ihren Sohn nach Jahren wiederzusehen, und erwarteten ihn auf dem Markte. Als er sie erkannte, sprang er rasch vom Pferde und umarmte sie unter Freudenthränen. Bald darauf mußten sie zu ihm ziehen und aßen allzeit mit an seinem Tische, auch wenn er vornehme Gäste hatte.

Einst spottete ein Offizier darüber, daß Bauern bei einem Rittmeister zu Tische säßen. „Wie, sollte ich nicht die ersten Wohltäter meines Lebens dankbar achten?“ war seine Antwort; „ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind.“ Der General von Zieten hörte von diesem Vorfalle und bat sich selbst nach einiger Zeit mit mehreren Vornehmen bei dem Rittmeister zu Gaste. Die Eltern des letzteren wünschten diesesmal selbst, nicht am Tische zu erscheinen, weil sie sich verlegen fühlen würden. Als man sich setzen wollte, fragte der General: „Aber, Kurzhagen, wo sind Ihre Eltern? Ich dächte, sie säßen mit Ihnen an einem Tische?“ Der Rittmeister lächelte und wußte nicht sogleich zu antworten. Da stand Zieten auf und holte die Eltern selbst herbei; sie mußten sich rechts und links an seine Seite setzen, und er unterhielt sich mit ihnen aufs freundlichste. Als man anfing, Gesundheiten auszubringen, nahm er sein Glas, stand auf und sprach: „Meine Herren, es gilt dem Wohlergehen dieser braven Eltern eines verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr wert ist als ein hochmütiger Rittmeister!“

Später fand der General Gelegenheit, dem Könige von der kindlichen Achtung zu erzählen, welche der Rittmeister seinen Eltern erwies, und Friedrich II. freute sich sehr darüber. Als Kurzhagen einst nach Berlin gekommen war, wurde er zur königlichen Tafel gezogen. „Hör' Er, Rittmeister,“ fragte der König, um seine Gesinnung zu erforschen, „von welchem Hause stammt Er denn eigentlich? Wer sind Seine Eltern?“ — „Ew. Majestät,“ antwortete Kurzhagen ohne Verlegenheit, „ich stamme aus einer Bauernhütte, und meine Eltern sind Bauersleute, mit denen ich das Glück teile, das ich Ew. Majestät verdanke.“ — „So ist es recht,“ sagte der König erfreut; „wer seine Eltern achtet, der ist ein ehrenwerter Mann; wer sie geringschätzt, verdient nicht, geboren zu sein.“ (Pustkuchen-Glanzow.)

14. Der Maikäfer.

Die Obstbäume haben wir eigentlich nur für uns gepflanzt; aber die Maikäfer thun, als wären sie ihretwegen da. In manchen Jahren finden sie sich so zahlreich auf ihnen ein, daß die Zweige sich fast unter ihrer Last beugen. Dann geht es den Bäumen schlecht. Was an weichem Laube sich vorfindet, wird unbarmherzig abgefressen. Noch ehe acht Tage vergangen sind, stehen ganze Obstanlagen entlaubt da und haben ein winterliches Ansehen. An eine Obsternte ist dann natürlich nicht zu denken. Das beste Mittel, sich dieser ungebetenen Gäste zu entledigen, besteht darin, daß man sie früh morgens, wo sie gewöhnlich vom Tau ganz erstarrt sind, von den Bäumen schüttelt und in Gruben mit heißem Wasser tötet.

Haben sich die Maikäfer 8 bis 14 Tage dem Vergnügen hingegeben, umher zu schwärmen und Laub zu fressen, so graben sich die Weibchen, die man leicht an den kleinen Fühlhörnern erkennt, einige Zoll tief in die Erde und legen dort an zwei bis drei verschiedenen Orten 12 bis 30 Eier. Bald darauf sterben sie. Nach 4 bis 6 Wochen schlüpfen aus den Eiern kleine, wurmartige Tierchen, die man Engerlinge nennt. Ihre Nahrung besteht in zarten Wurzeln. Wie die Maikäfer, so sind auch die Engerlinge äußerst gefräßig. Um sich's bei den Mahlzeiten recht bequem zu machen, legen sie sich auf den Rücken, fangen an einem Wurzelspitzchen zu fressen an und fahren damit so lange fort, als es ihnen schmeckt und sie ohne große Unbequemlichkeit mit dem Kopfe hinaufreichen können. Im Herbste gehen sie tiefer in die Erde, machen sich eine recht glatte Höhle und schlummern darin, bis die Frühlingssonne den Boden wieder erwärmt und die Pflanzen zum neuen Wachstume antreibt. Mittlerweile ist ihnen auch ihr Röckchen zu eng geworden. Da es unter ihnen keine Schneider gibt, die für andere arbeiten, so muß jeder selbst Hand anlegen,

um zu einem neuen Kleide zu gelangen. Damit sie dieses wichtige Werk in aller Ruhe und Bequemlichkeit ausführen können, gehen sie etwas tiefer in die Erde, machen sich eine runde, innen geglättete Höhle und warten, bis das Wams von selber platzt. Ist dies geschehen, so benutzt der Engerling den günstigen Augenblick und schlüpft hinaus. Ohne sein Zuthun ist ihm schon vorher unter dem alten Kleide ein neues gewachsen, ganz nach dem Muster des abgelegten. Nun steigt der verjüngte Engerling wieder in die Höhe und fällt mit großer Begier über die Pflanzenwurzeln her. Natürlich leiden die Gewächse infolge dieser Gefräßigkeit sehr, lassen traurig die Köpfe hängen und verwelken ganz, wenn der Regen lange auf sich warten läßt. Darum sind der Landmann und der Gärtner den Engerlingen eben so wenig hold, wie den Maikäfern. Sie vertilgen sie, wo sie nur können, und sehen es recht gern, wenn die Saatkrähe im Frühjahre hinter dem Pfluge hergeht und alle auffrißt, die sich in der Furche blicken lassen. So treiben die Engerlinge ihr Wesen 3 bis 4 Jahre lang in der Erde. Zu Ende des letzten Sommers steigen sie tiefer als jemals in dieselbe hinab, machen sich noch einmal eine recht hübsche längliche Höhle und harren darin der Veränderungen, die noch mit ihnen vorgehen sollen. Nach einer kurzen Rast von etlichen Tagen wird die Haut nochmals abgestreift. Aber diesmal geht nicht ein Engerling daraus hervor, sondern eine Puppe, ein Geschöpf, das weder Larve noch Käfer ist, indes doch mit letzterem die meiste Ähnlichkeit hat. Beine und Fühler sind an den Leib gezogen und zur Fortbewegung untauglich. Ebenso bleibt das sonst so gefräßige Maul in vollkommener Ruhe. Nach 4 bis 8 Wochen wird die Hülle wieder gesprengt, und es erscheint nun endlich der vollendete Käfer. Rumpf und Glieder sind anfangs ganz weich und blaß, erhärten aber bald und bekommen dabei die bekannte, dunkle Farbe. Vom Februar an arbeiten die Käfer sich höher hinauf, besonders in frost-

freien Tagen, kommen jedoch nicht eher zum Vorschein, als bis der Tisch für sie gedeckt ist, was Ende April oder anfangs Mai der Fall zu sein pflegt. (Aug. Lüben.)

15. Der Frühlingstag. †

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amselschlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich solche Worte singe,
Braucht es da noch großer Dinge,
Dich zu preisen, Frühlingstag? (Uhland.)

16. Morgenwanderung. †

1. Wer recht in Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen. Da ist der Wald so kirchenstill; kein Lüftchen mag sich regen. Noch sind nicht die Lerchen wach. Nur im hohen Gras der Bach singt leise den Morgensegen.

2. Die ganze Welt ist wie ein Buch, darin uns aufgeschrieben in bunten Zeilen manch ein Spruch, wie Gott uns treu geblieben. Wald und Blumen nah und fern und der helle Morgenstern sind Zeugen von seinem Lieben.

3. Da zieht die Andacht wie ein Hauch durch alle Sinne leise. Da pocht ans Herz die Liebe auch in ihrer stillen Weise, pocht und pocht, bis sich's erschließt, und die Lippe überfließt von lautem, jubelndem Preise.

4. Und plötzlich läßt die Nachtigall im Busch ihr Lied erklingen. In Berg und Thal erwacht der Schall und will sich aufwärts schwingen. Und der Morgenröte Schein stimmt in lichter Glut mit ein: „Laßt uns dem Herrn lobsingen!" (E. Geibel.)

17. Frühlingsglaube. †

Die linden Lüfte sind erwacht.
Sie säuseln und weben Tag und Nacht.
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag.
Man weiß nicht, was noch werden mag;
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal.
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.

(Ludw. Uhland.)

18. Die Tanne.

Die Tanne ist ein stattlicher Baum. Im Walde steht sie in geschlossenen Gliedern hoch und schlank; tritt sie einzeln heraus, so steht sie nur um so größer und stattlicher da und entfaltet ihre dunkelgrünen Zweige nur um so herrlicher. Wenn der Winterfrost die Blüten knickt und die Blätter vernichtet, dann grünt die Tanne noch fort inmitten von Eis und Schnee. An den Nadeln der Tannen findet die rauhe Winterluft keine Fläche, an der sie ihr Ungestüm auslassen könnte. Dazu kommt der harzige Saft, welcher alle Teile des Baumes durchdringt und der Kälte so wacker Widerstand leistet. Kein Laubholz hat solches Harz. Wohl schwitzen auch einige Bäume, wie der Kirsch- und Pflaumenbaum, einen ähnlichen Saft aus, der zu kleinen, goldhellen Klümpchen erhärtet; aber dieser Saft ist ein Gummi und kein Harz; er zergeht im Wasser und ist nicht brennbar.

Auch im Wachstume zeigt sich die Tanne ganz anders als das Laubholz. Letzteres wächst fast das ganze Jahr hindurch; doch die Tanne macht ihre Arbeit auf einmal mit einem kräftigen Rucke ab. Ihre Augen treiben im Früh-

jahre einen Sprößling empor, den man leicht an seiner hellgrünen Farbe erkennen kann, und dann hört sie für den übrigen Teil des Jahres zu wachsen auf. Auch darin unterscheidet sich die Tanne von dem Laubholze, daß ihre Äste in Quirlen rund um den Stamm stehen. Wenn man eine junge Tanne aufmerksam beobachtet, so bemerkt man am Ende des ersten Jahres auf der Spitze des zarten Stämmchens eine kegelförmige Knospe, von welcher ein Quirl junger Äste ausgeht. In der Mitte derselben erhebt sich wieder ein senkrechter Trieb, der sich anschickt, für das nächste Jahr den Stengel fortzusetzen. So kann man an dem Tannenbaume die Zahl seiner Jahre aus der Zahl der Astquirle am Stengel erkennen.

Die Frucht der Tanne ist unansehnlich. Harzige Holzschuppen reihen sich um einen Zapfen, wie die Schiefer um einen Turm; eine bedeckt zur Hälfte die andere und diese wieder die folgende. Unter jeder solchen Schuppe liegen ein paar Samenkörner. Diese behält der Tannenzapfen den ganzen Winter bei sich. Die dichte Lage der harzigen Schuppen läßt weder Regen noch Schnee, weder Kälte noch Wind hindurch. Kommt aber der Frühling, so richten sich alle in die Höhe. Aus hundert Thoren fallen die Samenkörner wohl erhalten heraus, und da jedem ein Flügelchen wuchs, so kann sie der Wind über Berg und Thal treiben.

Wo der dürre Sandboden keine anderen Bäume mehr duldet, da bereitet die Tanne dem Menschen eine Wohnstätte, dem Reh eine Heimat, dem Vogel einen Lustwald. Und wo die Berge zu den Wolken aufsteigen, da klettert die Tanne hinauf und bietet dem Adler den Horst für seine Jungen. Selbst noch da, wo heftige Stürme und schneidende Kälte die Pflanzenkeime ersticken, bietet sie allem Sturm trotz. Kein anderer Baum bildet so zahlreiche Wälder wie die Tanne.

Von den Stämmen der Tanne bauen die Menschen ihre Häuser; mit ihren Brettern umkleiden sie die Wände,

bedecken sie den kalten Fußboden; aus ihrem Holze drechseln sie ihre Hausgeräte, verfertigen sie Tische, Schränke, Stühle und Bänke. Es ist das Fleisch der Tanne, mit welchem sie ihre Öfen heizen, und es ist das Blut desselben Baumes, woraus sie das Terpentinöl bereiten und das Pech, ohne welches kein Kahn den Fluß befahren, kein Schiff in die See stechen könnte. Wohl liefert die Eiche die festen und starken Rippen des Schiffes; aber die Tanne pflanzt den Mastbaum darauf, der die gewaltigen Segel trägt und hoch und stolz den Wimpel sehen läßt. Und wie den turmhohen Mast, so liefert derselbe Baum das kleine Zündhölzchen. Frage den Faßbinder, den Drechsler, den Tischler, den Zimmermann, den Bauern und den Bürger, den Handwerker und den Künstler: sie alle werden dir den köstlichen Tannenbaum preisen. Was das Roggenkorn als Getreide, das ist die Tanne als Holz für den Menschen.

(A. W. Grube.)

19. Der Wanderer in der Sägemühle. ††

1. Dort unten in der Mühle saſs ich in süſser Ruh' und sah dem Räderspiele und sah den Wassern zu.

2. Sah zu der blanken Säge — es war mir wie ein Traum — die bahnte lange Wege in einen Tannenbaum.

3. Die Tanne war wie lebend. In Trauermelodie, durch alle Fasern bebend, sang diese Worte sie:

4. „Du kehrst zur rechten Stunde, o Wanderer, hier ein. Du bist's, für den die Wunde mir dringt ins Herz hinein.

5. Du bist's, für den wird werden, wenn kurz gewandert du, dies Holz im Schoſs der Erden ein Schrein zur langen Ruh'."

6. Vier Bretter sah ich fallen, mir ward's ums Herze schwer. Ein Wörtlein wollt' ich lallen — da ging das Rad nicht mehr.

(Just. Kerner.)

20. Sinnspruch. †

Wenn ich düster um mich seh',
Klagt mir alles — Leid und Weh;
Sind mir Herz und Auge sonnig,
Lacht die ganze Welt mir wonnig.

(Fr. Güll.)

21. Ein wahres Waldmärchen vom Eichbaume. ††

Setzet euch mit mir hier unter den alten Eichbaum auf den weichen Moosrasen! Ich will euch ein Waldmärchen erzählen, an dem aber jedes Wort wahr ist.

Vor alten, alten Zeiten stand dort im feuchten Thale eine mächtige Eiche, die war höher als alle anderen Bäume im Walde. Sie hatte schon manches Jahrhundert dort ihre Früchte getragen und ausgestreut; allein keine von allen den vielen Eicheln, die sie herabgeschüttelt, war zu einem jungen Eichbaume erwachsen. Die Eiche war alt. Vielleicht kam bald die Zeit, dafs sie bei einem Wintersturme zusammenbrach, und kein Nachfolger ihres Geschlechtes war da, der ihre Stelle als König des Waldes hätte einnehmen können. Rings um sie her herrschte ein reges Treiben. Der Luchs safs auf den Ästen der Eiche und sprang hinab auf den Riesenhirsch oder das Elentier, die dort vorbeikamen. Der zottige Auerochse kämpfte dort mit dem grimmigen Bären, und wenn die reifen Eicheln auf den Boden unter die Kämpfer herabregneten, wurden sie zertreten. Dazu kamen noch ganze Rudel von Wildschweinen, die im Sumpfe wohnten, alte Bachen mit vielen Ferkeln; die durchpflügten mit ihren Rüsseln ringsum den ganzen Platz und frafsen die Eicheln auf. Waren ihnen ja noch einige zwischen dem Gestein und Gebüsch entgangen, so trippelten die Waldmäuse herbei und brachten sie ihren Jungen als ganz besondere Leckereien. Keine blieb übrig.

Die alten Deutschen zogen als Jäger in den Wald und erlegten das Wild mit Speer und Schwert. Am Fufse der Eiche fiel ein Eber und tränkte mit seinem Blute ihre Wurzeln. Die Jäger bauten einen Altar, opferten und hingen die Schädel der geopferten Tiere als Siegeszeichen an dem Baume auf. Man pries die mächtige Eiche, heiligte sie und weihte sie dem obersten Gotte — aber für Nachkommen derselben war dadurch nicht gesorgt. Der Priester reinigte ringsum den Platz, aber eine Eichel pflanzte er nicht.

Da baute der Rabe sein Nest auf ihren Gipfel, und die Jäger und Priester waren darüber hoch erfreut; denn der Rabe war nach ihrer Meinung Wodans, des obersten Gottes, Lieblingsvogel. Er flog, so meinten sie, täglich zu Wodan und erzählte ihm ausführlich, wie es auf Erden herging. Der Rabe war ein gescheider Bursche und merkte bald, dafs er hier sicher sei. Er speiste manche Maus drunten im Walde, aber auch manche Eichel mit dem Eichhorn und Eichelhäher um die Wette. War die Eiche nun besser daran? Es schien nicht so, allein bald zeigte sich's anders.

Der Rabe merkte, dafs die Eicheln schneller zu Ende gingen, als sie nachwuchsen, und rechnete aus, wenn die vielen Mitesser täglich noch länger so fortschmausten, so würde bald nichts mehr für ihn übrig sein. Der Kluge baut vor! So flog er denn hierher zum weichen Rasenplatze und schaute sich vorsichtig nach allen Seiten um, ob ihn jemand belausche. Er bemerkte niemand. Das Eichhörnchen war eben ausgegangen; der Häher zankte sich drunten mit seinen Kameraden, und die Mäuse schliefen in ihren Löchern. So grub er denn mit seinem Schnabel ein Loch in den Boden und drehte sich dabei ringsum, dafs ihm das Moos über dem Kopfe zusammenschlug und die Federn vom Schnabelgrunde abstoben. Hierauf schaute er bedächtig das Loch mit

dem rechten Auge an, ob es wohl tief genug sei, dann mit dem linken Auge, ob es wohl die gehörige Weite besitze. Es war geräumig vollauf. Sodann flog er zum Eichbaume zurück und las die schönste Eichel auf, die zu finden war. Er senkte sie in seine heimliche Schatzkammer; dann holte er eine zweite, dritte und vierte Eichel herbei und so fort, bis das Loch voll war. Zuletzt kratzte er mit dem Schnabel Erde darüber, dann Moos und Grashalme und prüfte sein Werk. Niemand konnte es merken, dafs er hier einen Schatz vergraben.

So legte er noch an anderen Stellen gleiche Vorratskammern an und meinte, er werde sie alle wieder finden und später benutzen, wenn es im Walde schlechte Zeit sei. Wie wollte er dann die gefräfsigen Mitesser verhöhnen, wenn sie nichts hätten und er täglich prächtige Eicheln speiste!

Der Winter kam, und der Rabe leerte ein Vorratskämmerchen nach dem andern — aber dies eine hier vergafs er. Er hatte es so geschickt zu verstecken gewufst, dafs er es selbst nicht wiederfand. Aus einer jener Eicheln, die er versteckt hatte, erwuchs dieser gewaltige Baum, unter dessen Schatten wir ruhen, und die Ur-Urenkel des alten Raben, der jene Eichel gepflanzt hatte, verzehren jetzt ihre Früchte. Der Rabe hatte für sein eigenes Geschlecht gesorgt und dem Eichbaume, der sein Nest trug und ihn samt seinen Jungen speiste, einen Dienst dadurch erwiesen, dafs er dessen Samen pflanzte.

(H. Wagner.)

22. Was die Bäume dich lehren.

Gehe zu dem Lindenbaum
In des Dorfes Mitte!
Höre dort mit Kindessinn
Seine fromme Bitte:

„Schaffe, wie die Bienchen hier,
Emsig in der Jugend!
Sammle da den Honigseim
Jeder süßen Tugend!“

Wie der Eichbaum dort dir winkt
Mit den grauen Haaren!
Der hat in so langer Zeit
Vieles wohl erfahren:

„Stehe fest und bange nicht,
Wenn sich Wolken türmen!
Der mich schützte, wird auch dich
In Gefahren schirmen.“

Sieh' den Apfelbaum dir an
In des Herbstes Tagen!
Höre aufmerksam ihm zu,
Was er dir will sagen:

„Sorge, daß dein Lebensherbst
Trage schwere Früchte,
Die dem Herrn du bringen kannst
Dort einst beim Gerichte!“

Lerne von der Weide dort
An der Friedhofmauer,
Höre, was sie dir erzählt,
Hingesenkt in Trauer:

„Bald wird meiner Zweige Grün
Um dein Grab sich winden.
Sorge eilig, daß du magst
Sanfte Ruhe finden!“

So ist jedes Bäumchen hier
Lehrend dir ein Priester.
Unter jedem Blätterdach
Hörst du sein Geflüster:

„Siehst du aus der Erde Schoß
Himmelwärts uns heben?
So mußt du auch unverwandt
Nach dem Himmel streben!“

(Tafratshofer.)

23. Sprichwörter. ††

1. Pflügen und nicht säen, lesen und nicht verstehen, ist halb müßig gehen. — 2. Durch viele Streiche fällt auch die stärkste Eiche. — 3. Es ist nicht allen Bäumen eine Rinde gewachsen. — 4. Der Busch hat Ohren, die Felder haben Augen. — 5. Wenns Kalb ertrunken ist, deckt der Bauer den Brunnen zu.

24. Das Loch im Ärmel.

Ich hatte einen Spielgesellen und Jugendfreund namens Albrecht, erzählte einst Herr Marbel seinem Neffen Konrad. Wir beide waren überall und nirgend, wie nun Knaben sind, wild, unbändig. Unsere Kleider waren nie neu, sondern schnell besudelt und zerrissen. Da gab's Schläge zuhause; aber es blieb beim alten. Eines Tages saßen wir in einem öffentlichen Garten auf einer Bank und erzählten einander, was wir werden wollten. Ich wollte General, Albrecht Minister werden.

„Aus euch beiden gibt's im Leben nichts!" sagte ein steinalter Mann in feinen Kleidern und weißen Locken, der hinter unserer Bank stand und die kindlichen Entwürfe angehört hatte.

Wir erschraken. Albrecht fragte: „Warum nicht?"

Der Alte sagte: „Ihr seid guter Leute Kinder, ich sehe es euren Röcken an; aber ihr seid zu Bettlern geboren; würdet ihr sonst diese Löcher in eueren Ärmeln dulden?" Dabei faßte er jeden von uns an den Ellbogen und bohrte mit den Fingern in die daselbst durchgerissenen Ärmel hinauf. — Ich schämte mich, Albrecht auch. „Wenn's euch," sagte der alte Herr, „zuhause niemand zunähet, warum lernt ihr's nicht selbst? Im Anfang hättet ihr den Rock mit zwei Nadelstichen geheilt; jetzt ist's zu spät, und ihr kommt daher wie Bettelbuben. Wollt ihr General und Minister werden, so fangt an beim Kleinsten. Erst das Loch im Ärmel geheilt, ihr Bettelbuben; dann denkt an etwas anderes!"

Wir beide schämten uns von Herzensgrund, gingen schweigend davon und hatten das Herz nicht, etwas Böses über den bösen Alten zu sagen. Ich aber drehte den Ellbogen des Rockärmels so herum, daß das Loch einwärts kam, damit es niemand erblicken möchte. Ich lernte von meiner Mutter nähen, spielend, denn ich sagte nicht, warum ich's lernen wolle. Jetzt, wo sich an meinen Kleidern eine Naht öffnete, ein Fleckchen sich durchschabte, ward's sogleich gebessert. Das machte mich aufmerksam; ich mochte an meinen Kleidern nun auch nicht mehr Unreinlichkeit leiden. Ich ging sauberer, ward sorgfältiger, freute mich und dachte: „Der alte Herr mit den schneeweißen Locken hatte so unrecht nicht." Mit zwei Nadelstichen zu rechter Zeit rettet man einen Rock, mit einer Hand voll Kalk ein Haus; aus roten Pfennigen werden Thaler, aus kleinen Samenkörnern Bäume, wer weiß, wie groß.

Albrecht nahm die Sache nicht so streng. Es ward sein Schaden. Wir waren beide einem Handelsmanne empfohlen; er verlangte einen im Schreiben und Rechnen geübten Lehrburschen. Der Herr prüfte uns; dann gab er mir den Vorzug. Meine alten Kleider waren heil und sauber; Albrecht im Sonntagsrocke ließ Nachlässigkeiten sehen. Das sagte mir der Herr Prinzipal nachher. „Ich sehe Ihm an," sagte er, „Er hält das Seine zurat; aus dem andern gibt's keinen Kaufmann." Da dachte ich wieder an den alten Herrn und an das Loch im Ärmel.

Ich merkte wohl, ich hatte in andern Dingen, in meinen Kenntnissen, in meinem Betragen, in meinen Neigungen noch manches Loch im Ärmel. Zwei Nadelstiche zu rechter Zeit bessern alles, ohne Mühe, ohne Kunst. Man lasse nur das Loch nicht größer werden; sonst braucht man für das Kleid den Schneider, für die Gesundheit den Arzt, für die moralischen Löcher die strafende Obrigkeit. — Im Leben ist nichts unbedeutend und gleichgültig, weder im Guten noch im Bösen. Wer das Gegenteil glaubt, kennt sich und das Leben nicht. Mein Prinzipal hatte auch ein abscheuliches Loch im Ärmel, nämlich er war rechthaberisch, zänkisch, despotisch, launenhaft; das machte mir oft Verdruß. Ich widersprach; da gab's Zank. „Holla," dachte ich, „es könnte ein Loch im Ärmel geben, und ich ein Zänker und gefallsüchtig und unverträglich, wie der Herr Prinzipal, werden." Von Stunde an ließ ich den Mann recht haben; ich begnügte mich recht zu thun und bewahrte meinerseits den Frieden.

Als ich ausgelernt hatte, trat ich in andere Kondition. Gewöhnt, mit wenigen Bedürfnissen des Lebens froh zu sein, sparte ich manches. Gewöhnt, mir kein Loch im Ärmel zu verzeihen, schonend aber über dasjenige an fremden Ärmeln wegzusehen, war alle Welt mit mir zufrieden, wie ich mit aller Welt. So hatte ich beständig Freunde, beständig Beistand, Zutrauen, Geschäfte. Gott gab Segen.

Der Segen liegt im Rechtthun und Rechtdenken, wie im Nußkern der fruchttragende hohe Baum.

So wuchs mein Vermögen. Wozu denn? fragte ich; du brauchst ja nicht den zwanzigsten Teil davon. — Prunk damit treiben vor den Leuten? — Das ist Thorheit. — Soll ich in meinen alten Tagen noch ein Loch im Ärmel aufweisen? — Hilf andern, wie dir Gott durch andere geholfen. Dabei bleibt's. Das höchste Gut, das der Reichtum gewährt, ist zuletzt Unabhängigkeit von den Launen der Leute und ein großer Wirkungskreis. — Jetzt, Konrad, gehe auf die hohe Schule, lerne etwas Rechtes! Denke an den Mann mit den schneeweißen Locken! Hüte dich vor dem ersten kleinen Loche im Ärmel! Mach's nicht wie mein Kamerad Albrecht! Er ward zuletzt Soldat und fiel in Amerika im Kriege. (Zschokke.)

25. Der beste Empfehlungsbrief.

Ein Kaufmann suchte einen Schreibgehilfen. Es meldeten sich 50 Knaben. Der Kaufmann wählte sehr rasch einen unter denselben und verabschiedete die anderen. „Ich möchte wohl wissen," sagte ein Freund, „warum du gerade diesen Knaben, der doch keinen einzigen Empfehlungsbrief hatte, bevorzugtest?" „Du irrst," lautete die Antwort. „Dieser Knabe hat viele Empfehlungen. Er putzte seine Füße ab, ehe er ins Zimmer trat, und machte die Thür zu; er ist daher sorgfältig. Er gab ohne Besinnen seinen Stuhl jenem alten lahmen Manne, was seine Herzensgüte und Aufmerksamkeit zeigt. Er nahm seine Mütze ab, als er herein kam, und antwortete auf meine Fragen schnell und sicher; er ist also höflich und hat Manieren. Er hob das Buch auf, welches ich absichtlich auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen dasselbe zur Seite stießen oder darüber stolperten. Er wartete ruhig und drängte sich nicht heran — ein gutes Zeugnis für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte ferner,

daß sein Rock gut ausgebürstet und seine Hände und sein Gesicht rein waren. Nennst du dies alles keinen Empfehlungsbrief? Ich gebe mehr darauf, was ich von einem Menschen weiß, nachdem ich ihn zehn Minuten lang gesehen, als auf das, was in schön klingenden Empfehlungsbriefen geschrieben steht."

26. Der Totengräber.

Der liebe Gott sorgt für die Spinneneier, für die jungen Fröschlein, für den verlassenen Kuckuck. Er gibt den jungen Ameisen süßen Saft zu trinken; er begleitet die vielen tausend Tiere ihr ganzes Leben lang, gibt ihnen Nahrung, zeigt ihnen treu den Weg und lehret sie, sich gegen ihre Feinde zu wehren. Er steht ihnen bei bis zu ihrem Tode, und er sorgt sogar noch nach ihrem Tode dafür, daß sie begraben werden!

Es gibt ein Käferchen, noch kleiner als ein Maikäfer, welches das Geschäft erhalten hat, die kleinen Tiere zu begraben. Man hat ihm deshalb auch den Namen „Totengräber" gegeben. Liegt im Sommer auf dem Felde ein totes Mäuschen, dann währt es nicht lange, so kommt durch die Luft ein solches Käferchen gesummt. Vier Flügel hat es. Zwei davon sind hart, zwei dagegen sind zart und weich. Zum Fliegen dienen ihm nur die letzteren. Jetzt läßt sich der Totengräber nieder, faltet seine zarten Flügel säuberlich zusammen, legt sie auf den Rücken und deckt die beiden harten Oberflügel zum Schutze darüber. Der Totengräber ist schlicht braun von Farbe. Sein Kopf und seine Brust sind einfach schwarz, wie sich's für sein ernstes Geschäft geziemt, und auf dem Rücken trägt er überdies noch ein schwarzes Kreuz. Bald nach dem ersten Käfer folgt meist noch ein zweiter und dritter, ja manchmal versammeln sich deren noch mehr. Wie sie es erfahren haben, daß hier ein totes Tier sich befindet, ist uns noch ein Rätsel. Sie haben zwar zwei große Augen, deren jedes aus mehr als hundert

kleinen Äuglein zusammengesetzt ist, aber weit kann das Käferlein damit doch nicht sehen. Eine Nase hat man bei ihm auch noch nicht bemerkt. Vielleicht dienen ihm die knopfförmigen Fühler dazu, den Leichnam aus der Ferne zu erspähen. Mit denselben Fühlern scheinen sich auch die Käferchen unter einander auf ihre Weise zu unterhalten. Ohren sieht man bei ihnen ebenfalls nicht, und doch merken sie den Schall und stutzen bei einem lauten Klange.

Als sachverständige Leute untersuchen sie zuerst den Boden, auf dem der Leichnam liegt. Befindet sich dieser auf lockerer Erde, so beginnen sie sofort mit ihren sechs Füßen, von denen die vorderen besonders kurz und breit wie kleine Schaufeln eingerichtet sind, die Erde unter dem Tiere aufzuwühlen und wegzuscharren, bis dasselbe allmählich tiefer und tiefer sinkt. Liegt jedoch das Tier auf einem Steine, so gilt es zunächst, dasselbe von diesem weg auf ein geeignetes Plätzchen hin zu transportieren. Sie kriechen dann sämtlich unter das tote Tier und tragen und schieben dasselbe bis zu der ausgesuchten Stelle. Um zu sehen, was sie wohl beginnen würden, steckte man einen toten Frosch auf eine kleine Rute und befestigte diese in der Erde. Die Totengräber wußten sich auch hier zu helfen. Emsig wühlten sie die Erde unter der Rute hinweg, bis diese fiel und sich das Tier auf dem Erdboden befand.

Haben sie den Leichnam nun völlig eingesenkt, so kriechen sie auf denselben und legen ihre Eier hinein. Ihre Arbeit ist vollendet. Sie breiten ihre Flügel aus und fliegen weiter. Die großen Fleisch- und Schmeißfliegen, die so gewaltig summen und so schön stahlblau glänzen, kommen auch herbei und legen ihre Eier ins begrabene Tier. Aus allen diesen kleinen Eiern entstehen nach wenig Stunden weiße Maden, die mit großer Gier das Fleisch des Leichnams verzehren, so daß nach kurzer Zeit nichts übrig ist, als die Haut und die abgenagten Knochen. Dann kriechen die groß gewordenen Maden in die Erde, verpuppen sich

hier, und im nächsten Jahre kommen neue Fliegen und neue Totengräberkäfer aus der Erde, die das Geschäft ihrer Eltern wieder treiben. So wie die Menschen von den Tieren, die sie ziehen, von Kühen, Schafen und Schweinen alles zu benutzen suchen, daß nichts umkomme, so hat der liebe Gott in seinem großen Haushalte der Natur es geordnet, daß selbst das tote Tier noch verwendet wird, um zur Wohnung und zur Speise zu dienen den Larven neuer Käfer und neuer Fliegen, die ihrerseits wiederum vielen Vöglein den Unterhalt bieten." (Wagner.)

27. Der Maitag im Walde. †

Lafst uns einen Augenblick vor dieser alten Buche stille stehen und den Tönen der Natur lauschen! Welch zartes Konzert! Hundert feine Vogelstimmchen klingen durch einander. Die Sänger verteilen sich auf den Buchen und auf den Tannen. Auf letzteren sind es die Goldhähnchen und die Meisen, auf den Buchen die in das bescheidene Lerchenkleid gekleideten Baumschlüpfer und die bläulich aschgraue Spechtmeise. Beide gleiten behend und unhörbar an dem glatten Stamme der Buche auf und ab, wobei die langen, spitzen Klauen ihrer Füfse und die steifen Federchen ihres Schwanzes ihnen trefflich dienen. Es kommt eben eine Spechtmeise kopfunter den Baum herab und späht mit den blitzenden, schwarzen Augen nach ihrer Lieblingskost, den Insekteneiern.

Da ertönt auch die Trommel des Waldes. Der Grünspecht klopft mit seinem mächtigen, meifselförmigen Schnabel gegen einen dürren Buchenast, dafs ein rollender Trommelwirbel den Wald weithin durchtönt. Der muntere Buchfink schmettert dazwischen sein klangvolles Lied. Auf dem obersten Triebe einer hohen Fichte sitzt eine Drossel; ihre wunderbar schönen Brusttöne erheben sie schnell zur Solosängerin des Waldes, die nur leise und

bescheiden von dem zirpenden Chor in den Buchen und Tannen begleitet wird.

Wir zögern fast, das raschelnde Buchenlaub mit unsern Tritten aufzuwühlen. Und doch liegt zugleich etwas Feierliches in dem weithin sich fortpflanzenden Geräusche unserer Schritte. Es erinnert uns an den Besuch eines majestätischen Domes, in welchem unsere Schritte gleichfalls weithin tönen.

Doch nun vorwärts, weiter in den Wald hinein! Schon hat uns der Kuckuck gerufen, und wir wollen auch schauen, was es da Neues gibt. Siehst du das rote Köpfchen, das zwischen der Astgabel hervorlugt? Wie es mit seinen muntern, glänzenden Augen uns anschaut! Huschauf, den Zweig entlang, ein kühner Sprung, und Eichkätzchen sitzt auf dem andern Baume. Schau, dort unten kommt noch eins hervor; das hat unterm Haselbusche nachgeschaut, ob dort nichts zu knacken wäre, und glücklich hat es eine alte Nufs gefunden. So ist's manierlich — auf die Hinterfüfse gesetzt, die zwei Vorderfüfse als Hände gebraucht, und den buschigen Schwanz in einer schönen Wellenlinie über den Rücken gelegt! Und wie das Nüfslein gedrehet und gewendet wird, fast noch schneller wie auf der Drechselbank, und wie die Schale rechts und links davonfliegt, und wie schnell der süfse Kern unter den kleinen, scharfen Schneidezähnen schwindet! Der Herr Nachbar da droben hat mit seinen grofsen, braunen Augen längst zugeschaut. Vielleicht ist es das Männchen. Nun will es wissen, was das Weibchen gespeist hat, kommt flugs herabgesprungen in drei Sätzen; aber in drei kühnen Sprüngen ist das andere schon wieder oben im grünen Wipfel. Flink eilt das erstere ihm nach, und nun beginnt hoch oben in den Zweigen die lustige, neckische Jagd. Bald rauhe Kehltöne, bald hohes, pfeifendes Kreischen ertönt.

In tollen Sprüngen jagen sie sich von Ast zu Ast, stammauf, stammab. Jetzt schweben sie fast in der Luft, auf dünnen, schwankenden Zweigen in einer Glorie grünen Lichtes. Einen Augenblick nur spähen sie nach einem nahen sicheren Stützpunkte, und im nächsten klammern sie sich nach einem kühnen Sprunge mit ihren scharfen Katzenkrallen schon wieder auf einem unerreichbar scheinenden Aste fest. Kopfüber, kopfunter — patsch, da fällt eins von der Höhe herab. Aber der federleichte Körper fällt nicht hart; verwundert schaut das behende Tierchen sich um, und im Nu ist es wieder zum Baume hinauf! —

Man könnte die kühnen Luftspringer beneiden um ihren Vorzug. Wie köstlich muſs es sein, in dem grünen Blättermeere zu schweben, zwischen dem blauen Himmel und dem tief unten liegenden Waldesschatten!

(Nach Roſsmäſsler und Grube.)

28. Wie der Wald erwacht.

Wenn noch die Sterne fröhlich am blauen Nachthimmel schimmern, beginnt es im Walde sich zu regen. Die Amsel erwacht. Sie schüttelt den Tau von ihrem schwarzglänzenden Gefieder, wetzt den Schnabel am Zweige und hüpft höher hinauf am Ahornbaume. Sie wundert sich fast, daß der Wald noch fortschläft. Zweimal, dreimal ruft sie über die Berge hin. Dann flötet sie mit Macht ihre Weisen, bald lustig, bald klagend. Rasch erwacht nun das Leben im Walde. Der Kuckuck läßt seinen Ruf hören. — Aus den Schornsteinen im Dorfe erheben sich bläuliche Rauchsäulen; in den Gehöften bellen hin und wieder die Hunde; eine Kuhglocke ertönt. Nun erheben sich alle Vögel aus den dunklen Büschen. Wie manches kleine, arme Vöglein lebt freudig auf! Hat es doch eine bange, angstvolle Nacht hinter sich. Es saß auf einem Zweige, den Kopf ins Gefieder gedrückt. Da flog im Sternenscheine eine Eule durch

die Bäume und wählte sich eine Beute. Aus seinem Eichhornnest kam der Marder herunter. Durch das Gebüsch schlich der lauernde Fuchs. Das Vöglein sah alle. In der Luft, auf dem Baume, auf dem Boden lauerte das Verderben stundenlang. Angstvoll saß es und wagte sich nicht zu regen. Ein paar junge Buchenblätter verdeckten und schützten es. Wie fröhlich hüpft es jetzt hervor, da es Tag wird! In klaren Schlägen ruft der Buchfink; hell singt das Rotkehlchen vom Wipfel des Lärchenbaumes, der Weidenzeisig im Erlengebüsch. Dazwischen trillert der Hänfling, kollert eine Baummeise, jubelt der Distelfink, quikt der Zaunkönig, pipt das Goldhähnchen, trommeln die Spechte.

Wenn aber am Mittage die Sonne heiß auf den Boden scheint, dann kommen auch für den Wald einige Stunden der Ruhe. Leise nur zittern einzelne Blätter. Hie und da zieht ein Schmetterling durch das sonnige Grün dahin. Dort flirrt eine goldglänzende Fliege oder eine blauschimmernde Libelle. Leise nagt die Raupe am jungen Blatt. Sonst herrscht eine ängstliche Stille. (v. Tschudi.)

29. Sonntagmorgen im Walde. †

Noch überall ist tiefe Ruh',
Die Himmelsaugen blicken matt
Und fallen mählich brechend zu.
Es schläft im Wald noch jedes Blatt
Und jeder Stamm und jeder Stein,
Die Vöglein all' im Busch' und Baum',
Die Blümlein all' am Born und Rain.
Da ganz zuerst am Waldessaum,
Von eines Wandrers Tritt geweckt,
Der Schlehdorn aus dem Traume schreckt;
Wie der sich frisch den letzten Schlaf
Vom taubeperlten Haupt geschüttelt,
Das Amselnest ein Beerlein traf;
Und nebendran, vom Wind gerüttelt,
Der Erlen loses Volk erwacht.

Die haben kaum mit knapper Müh'
Die grünen Äuglein aufgemacht,
So necken sie in aller Früh'
Auch schon den alten Tannenbaum
Und kichern, wie im Schlaf er nickt,
Und zupfen ihn am Kleidessaum.
Doch wie er gram auch niederblickt,
Halb noch im Schlafe mürrisch zankt,
Sie halten scherzend ihn umrankt.
Da muß er endlich doch erwachen —
Was will er mit der Jugend machen?
Dieweil hat sich vom kleinen Schrecken
Die Amsel munter aufgerafft;
Zuerst hörts aus der Nachbarschaft
Die Drossel in den Brombeerhecken
Und sagt viellieben guten Morgen
Der Heidelerch', im Gras geborgen;
Die hat die Wörtchen kaum gehört,
Hat sie zum Flug sich angeschickt,
Muß ja den Morgenstern noch grüßen.
Von ihrem Fittich aufgestört
Das Häslein aus dem Kraute blickt
Und springt heraus mit flinken Füßen.
Es pickt der Specht die Fichte munter;
Eichhörnchen stutzt und klettert schnell
Vom Wipfelnest ins Gras herunter
Und wäscht mit Tau die Äuglein hell.
Jetzt endlich gar der Kuckuck schreit,
Zum Wachen ist's die höchste Zeit!
Ein jeder Baum sagt es dem andern.
Das wird zu Brüdern und zu Schwestern
Von nah' und fern' aus allen Nestern
Ein grüßendes, geschäftig Wandern!
Das wird aus Dorn und Laubeshang
Ein tausendfältig süßes Locken!
Drein wogen leis, wie Alphornklang,
Vom Thal herauf die Sonntagsglocken.

(O. v. Redwitz.)

30. Der Weinstock. †

Am Tage der Schöpfung rühmten die Bäume gegen einander, frohlockend ein jeglicher über sein eigenes Dasein. „Mich hat der Herr gepflanzt," sprach die erhabene Eiche. „Festigkeit und Anmut, Stärke und Dauer hat er in mir vereinigt." — „Jehovas Güte hat mich zum Segen gesetzt," sprach der umschattende Ahorn. „Nutzen und Schönheit hat er in mir vermählet." — Der Apfelbaum sprach: „Wie ein Bräutigam unter den Jünglingen, prange ich unter den Bäumen des Waldes." — Und der Flieder sprach: „Wie unter den Dornen die Rose, stehe ich unter den niedrigen Gesträuchen." So rühmten alle, der Kirsch- und Pflaumenbaum, selbst die Fichte und Tanne rühmten sich.

Nur der Weinstock schwieg und sank zu Boden. „Mir," sprach er zu sich selbst, „scheint alles versagt zu sein: Stamm und Äste, Blüten und Früchte. Aber so wie ich bin, will ich hoffen und warten." Er sank darnieder, und seine Zweige weinten.

Nicht lange wartete und weinte er, da trat der Mensch zu ihm. Er sah ein schwaches Geschöpf, ein Spiel der Lüfte, das unter sich sank und Hilfe begehrte. Mitleidig richtete er's auf und schlang den zarten Baum an seiner Laube hinauf. Froher spielten jetzt die Lüfte mit seinen Reben; die Glut der Sonne durchdrang seine harten, grünen Beeren, bereitend in ihnen den süßen Saft, den erheiternden Trank für die mühebeladenen Menschen. Mit reichen Trauben geschmückt, neigte bald der Weinstock zu seinem Herrn sich nieder, und dieser kostete seine erquickenden Beeren und nannte ihn seinen Freund, seinen dankbaren Liebling. Die stolzen Bäume beneideten ihn jetzt; denn viele standen entfruchtet da. Er aber freute sich voll Dankbarkeit seines geringen Wuchses, seiner ausharrenden Demut. Darum erfreut sein Wein noch jetzt des traurigen Menschen Herz,

hebt empor den niedergesunkenen Mut und erquickt den Betrübten.

Verzage nicht, Verlassener, und harre duldend aus! In der unansehnlichen Rebe quillt der süße Saft. Die schwache Rebe spendet den erquickendsten Trank der Erde.

(Herder.)

31. Der Bote im Junius. †

Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön, wenn der Dornstrauch blüht, und die Erde mit Gras und Blumen pranget! So ein heller Dezembertag ist auch wohl schön und dankenswert, wenn Berg und Thal in Schnee gekleidet sind und uns Boten in der Morgenstunde der Bart reift. — Aber die Lenzgestalt der Natur ist doch wunderschön! Und der Wald hat Blätter, und der Vogel singt, und die Saat schießt Ähren, und dort hängt die Wolke mit dem Bogen vom Himmel, und der fruchtbare Regen rauscht herab!

Wach auf, mein Herz, und singe
Dem Schöpfer aller Dinge! —

Es ist, als ob er vorüber wandle, und die Natur habe sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Wege in ihrem Feierkleide und frohlocke! (Claudius.)

32. Was das Getreidefeld aus alter Zeit erzählt. †

Wie wallet und woget die herrliche Saat! Wenn der Engel des Windes mit seinem Fittich darüberstreift, schwankt und wankt sie wie ein Meer von Halmen. — Hörst du, wie es flüstert und lispelt, wie es säuselt und rauscht über das weite Gefild?

Bist du ein Sonntagskind, dann vermagst du die Sprache aller Dinge in der Natur zu verstehen; so sagt das Märchen. Du kennst das Lied des Vogels, deutest das Murmeln der Quellen und vernimmst auch die Ge-

schichte der lispelnden Ähren, die sie aus alten, längst entschwundenen Tagen dir bringen.

Hier, wo Halm an Halm zu Tausenden steht, war ehedem düsterer Wald oder sumpfige Wiese, ein Sammelplatz wilden Getiers. Hier kämpfte der rauhe Jäger mit Speer und Pfeil gegen den Bären und den Urochsen, er selbst rauh wie seine Beute, unstet und flüchtig wie sie. Da nahten in langen Zügen deutsche Völker aus fernem Osten und brachten die segenspendenden Körner. Der Wald sank unter der Axt, der Pflug wandte die Scholle und die zerrissene Erdrinde nahm das Getreidekorn auf. Aus dem Jäger und wandernden Hirten ward ein Landmann; das leichte Zelt ward zum Hause. Feste Wohnsitze und Gehöfte entstanden, und mit dem friedlichen Landbaue zogen mildere Sitten ins Land.

Odin, der stürmende Schlachtengott der alten Deutschen, der die „wilde Jagd" und das „wütende Heer" anführt, ward zum Beschützer der Feldflur, und wenn das Halmenmeer Wellen im Winde schlug, sagten sie leise: „Odins Eber und Wolf gehen durchs Korn; Kind, bleibe weg vom Getreide, zertritt nicht den Halm, der dir Brot bringt; Eber und Wolf möchten dir schaden!" Odin fuhr über das wallende Ährenfeld als Gott des Windes. Er schüttelte jeden blühenden Halm, daß der Blütenstaub befruchtend sich ausstreute. Er segnete das brotspendende Feld und drohte mit Wolfsrachen und Eberzahn dem Frevler, der es verletzte. Seine Gemahlin, die liebliche Hulda, teilte sein Werk. Begleitet von einer Schar kleiner Wichteln und Elfen, wandelte sie im Morgenlichte durch die taufeuchte Flur und segnete die Halme, daß sie Frucht ansetzten und Körner reiften. Der Landmann sah die schmalen Pfade, welche der Hase durchs Saatfeld tritt, und nannte sie „Elfenpfade".

Da kamen christliche Apostel, fällten die heiligen Eichen, und mit ihnen schwand auch der alte Glaube an Odin als

Beschützer des Getreidefeldes. Gott der Herr ist nun der Allvater, zu dem der fromme Landmann emporschaut, wenn er den Samen der Erde übergibt; ihn bittet er um Segen, daß die Saat treibe und Frucht bringe hundertfältig. Jahraus, jahrein vollendet der Allmächtige hier sein Wunder: aus wenig Körnern Speise für vieles Volk zu schaffen. Ein Säcklein voll streut der Landmann aufs Feld, und wagenweise fährt er im Sommer die Garben nachhause.

Verstehst du nun das Lispeln des wogenden Ährenfeldes, wenn der Fittich des Engels darüberstreift? Es ist ein Lied von Gottes Güte, das die reifenden Ähren leise singen, ein Lied, das durch die ganze Natur klingt. „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!" (H. Wagner.)

33. Die Wachtel und ihre Jungen.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld und baute der Wachtel ein Wohngezelt. Sie flog einst früh in Geschäften aus und kam erst abends wieder nachhaus. Da rief der Kindlein zitternde Schar: „Ach, Mutter, wir schweben in großer Gefahr. Der Herr des Felds, der gefürchtete Mann, ging heut' mit dem Sohne vorbei und begann: Der Weizen ist reif, die Mahd muß gescheh'n. Geh' bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mäh'n!" — „O," sagte die Wachtel, „dann hat es noch Zeit. Nicht flugs sind die Nachbarn zum Dienste bereit."

Drauf flog sie des folgenden Tages aus und kam erst abends wieder nachhaus. Da rief der Kindlein zitternde Schar: „Ach, Mutter, wir schweben in neuer Gefahr. Der Herr des Felds, der entsetzliche Mann, ging heut' mit dem Sohne vorbei und begann: Uns ließen die Nachbarn abscheulich im Stich. Geh' rings zu unsern Verwandten und sprich: O kommt, dem Vater beizusteh'n, und helft ihm morgen den Weizen mäh'n!" — „Ei," sagte die Wachtel,

„dann hat es noch Zeit. Nicht flugs sind Verwandte zur Hilfe bereit."

Drauf flog sie des folgenden Tages aus und kam erst abends wieder nachhaus. Da rief der Kindlein zitternde Schar: „Ach, Mutter, wir schweben in höchster Gefahr. Der Herr des Felds, der entsetzliche Mann, ging heut' mit dem Sohne vorbei und begann: Uns ließen auch unsere Verwandten im Stich. Ich rechne nun einzig auf dich und mich. Wir wollen, wenn morgen die Hähne kräh'n, uns selber rüsten, den Weizen zu mäh'n." — „Ja," sagte die Wachtel, „nun ist's Zeit. Nun macht euch, Kinder, zum Zuge bereit! Wer Nachbarn und Vettern die Hilfe vertraut, dem wird nur ein Schloß in die Lüfte gebaut; doch unter dem Streben der eigenen Hand erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand." — Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geschwind. Tags drauf fuhr über die Stoppeln der Wind. (Langbein.)

34. Wachtellied. ††

Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor!
Fürchte Gott! fürchte Gott! ruft mir die Wachtel ins Ohr.
Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,
Mahnt sie den Horcher am Saatengefild:
Liebe Gott! liebe Gott! er ist so gütig und mild!

Wieder bedeutet ihr hüpfender Schlag:
Lobe Gott! lobe Gott! der dich zu lohnen vermag!
Siehst du die herrlichen Früchte im Feld?
Sieh' sie mit Rührung, Bewohner der Welt!
Danke Gott! danke Gott, der dich ernährt und erhält!

Schreckt dich im Wetter der Herr der Natur, —
Bitte Gott! bitte Gott! und er verschonet die Flur.
Machen die künftigen Tage dir bang,
Tröste dich wieder der Wachtel Gesang.
Traue Gott! traue Gott! deutet ihr lieblicher Klang.

(Lieth.)

35. Der Bauer und sein Kind.

1. Der Bauer steht vor seinem Feld und zieht die Stirne kraus in Falten: „Ich hab' den Acker wohl bestellt, auf reine Aussaat streng gehalten. Nun seh' mir eins das Unkraut an! Das hat der böse Feind gethan.“ —

2. Da kommt sein Knabe hoch beglückt, mit bunten Blüten reich beladen; im Felde hat er sie gepflückt. Kornblumen sind es, Mohn und Raden. Er jauchzt: „Sieh', Vater, nur die Pracht! Die hat der liebe Gott gemacht.“ (J. Sturm.)

36. Der Wegweiser. †

Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist, zum vollen Faß? — Im Morgenwind am Pflug' durchs Feld bis Stern' um Stern' am Himmel aufgegangen sind. Man sieht nicht um und bleibt nicht steh'n und hackt, so lang der Tag noch da. Zur Scheune dann, zur Küche dann, und sieh', da haben wir es ja!

Weißt, wo der Weg zum Thaler ist? Der geht dem Pfennig hinterher — und wer nicht auf den Pfennig sieht, bekommt den Thaler nimmermehr.

Wo ist der Weg zur Sonntagslust? Geh' hübsch dem Werkeltage nach die Werkstatt durch, durchs Ackerfeld! Der Sonntag kommt von selbst darnach. Am Samstag ist er nicht mehr weit. Was deckt er wohl im Körbchen zu? Ich denk' mir: Fleisch zum Sonntagskohl, vielleicht ein Schöppchen Wein dazu.

Weißt, wo der Weg zur Armut geht? Wo Schenken sind, da sieh' nur hin! Geh' nicht vorbei, 's ist guter Wein, sind nagelneue Karten drin! Im letzten Wirtshaus hängt ein Sack, und gehst du fort, so häng' ihn an! „Du alter Lump, wie steht dir nicht der Bettelsack so zierlich an!“ — Find'st auch ein Schüsselchen von Holz. Verlier' es nicht, und — was ich bitt', wenn du beim Wasser gehst vorbei und trinken willst, so schöpf' damit!

Wo geht der Weg zu Fried' und Ehr', zu einem guten Alter hin? Grad aus, grad aus in Mäßigkeit, in Pflicht und Recht mit stillem Sinn! Und wenn du an dem Kreuzweg stehst und weißt nicht mehr, wo aus, wo ein — halt' still, frag' dein Gewissen erst! 's kann deutsch — gottlob! Drum folg' ihm fein!

Wo mag der Weg zum Kirchhof sein? — Was fragst du noch, du liebe Seel'? Geh', wo du willst! Zum kühlen Grund führt jeder Weg; du gehst nicht fehl! Doch wandle du in Gottesfurcht! Das ist mein guter Rat dabei. Der Ort hat ein geheimes Thor; dahinter gibt's noch mancherlei.

(Rob. Reinick nach J. P. Hebel.)

37. Predigt der Garben. †

Der heifse Erntetag war vorüber, eine schöne Sommernacht breitete sich über die schweigenden Gefilde. Da richtete sich eine Garbe auf und rief über den Acker hin: „Lasset uns dem Herrn ein Erntedankfest halten unter dem stillen Nachthimmel!“ — Und alle Garben richteten sich auf, und von ihrem Rauschen erwachten die Lerchen und die Wachteln, die in den Stoppeln umher schlummerten.

Die erste Garbe begann die Predigt: „Bringet dar dem Herrn Ehre und Preis! Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich! Er läfst seine Sonne aufgehen über Böse und Gute. Er läfst regnen über Gerechte und Ungerechte. Aller Augen warten auf ihn, und er gibt ihnen Speise zu seiner Zeit. Jahrtausende sind über die Erde gegangen, und jedes Jahr hat Ernten gesammelt und Speise bereitet. Immer noch deckt der Herr seinen Tisch, und Millionen werden gesättiget. Seine Güte ist alle Morgen neu. Bringet dar dem Herrn Ehre und Preis!“

Da stimmte der Chor der Lerchen ein Danklied an. Und eine andere Garbe redete: „An Gottes Segen

ist alles gelegen. Der Landmann rühret seine thätige Hand, pflüget den Acker und streuet Körner in seine Furchen; aber vom Herrn kommt das Gedeihen. Viele kalte Nächte und heifse Sommertage liegen zwischen dem Säen und Ernten. Menschenhand kann die Regenwolken nicht herbeiführen, noch den Hagel abwehren. Der Herr behütet das Körnlein im Schofse der Erde, behütet die grünende Saat und die reifende Ähre. Fürchtet euch nicht! Er war mit uns. An Gottes Segen ist alles gelegen!"

Nun nahm die dritte Garbe das Wort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Mit schwerem Herzen ging ein Sohn aus, zu säen. Ach, der Vater war ihm gestorben, und daheim weinte die verlassene Mutter; denn die harten Gläubiger hatten die Scheuer geräumt. Ein mitleidiger Nachbar lieh ihm den Samen; aber die Thränen fielen mit den Körnern in die Furchen. Nun erntet er hundertfältig; denn der Herr hat seine Ernte gesegnet. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten; sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben!"

Darnach fuhr eine vierte Garbe fort zu reden: „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht! Denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Könnten wir das hineinrufen in die Häuser der Reichen, die ihre Scheuern jetzt füllen! Könnten wir's dem hartherzigen Manne zurufen, der gestern die armen Ährenleser von seinem Acker trieb! — Wen der Herr gesegnet hat, der soll auch seine milde Hand aufthun, dafs er gleiche dem redlichen Boas, der an der frommen Ruth Barmherzigkeit übte. Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht!" — Und die Wachteln riefen laut hinüber ins Dorf, als wollten sie die schlafenden Herzen aufwecken.

Und also endete die fünfte Garbe: „Was der Mensch säet, das wird er ernten. Wer kärglich säet, der wird auch kärglich ernten; und wer da säet im Segen, der wird auch ernten im Segen. Was wundert ihr euch, dafs Unkraut unter dem Weizen stehet? Hättet ihr den Samen gesichtet, ehe ihr ihn ausstreutet! — Wer Unkraut säet, wird Mühe ernten. Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleische das Verderben ernten; wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Was der Mensch säet, das wird er ernten!“

Und alle Garben umher neigten sich und sprachen: „Amen! Amen!“ (Cl. Harms.)

38. Der Sonntag.

1. Es tönet über das weite Feld ein liebliches Frühgeläute. Wie ist so ruhig heut' die Welt, so sonnig und wonnig heute!

2. Die Hirten neben der Herde ruh'n, die Herden ruh'n auf der Weide. Die Bauern ziehen zur Kirche nun im stattlichen Sonntagskleide.

3. Es schimmert der Tau im grünen Plan, wie Perlen auf schimmernder Seide, als hätte die Flur auch angethan sonntägliches Festgeschmeide.

4. Es ist, als sängen die Vögel auch heut' schöner als andere Tage, als dufteten heut' mit stärkerem Hauch die Blumen in Feld und Hage.

5. Und Orgelklänge tönen von fern, von Morgenlüften gehoben, und alles betet: „Wir loben den Herrn und wollen ihn ewig loben.“ (R. Löwenstein.)

39. Schäfers Sonntagslied. †

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur —
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n! geheimes Weh'n!
Als knieten viele ungeseh'n
Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn! (Ludw. Uhland.)

40. Der Sommer. †

Am längsten sind die Tage im Sommer. Des Morgens um vier Uhr schon gehen die fleißigen Landleute an ihre Arbeit, und spät abends spielen die Kinder noch im Freien. Ja, gerade in der Abendkühle spielt es sich am besten.

Aber welche Hitze herrscht auch oft den Tag über! Viele Tiere liegen in ihren schattigen Erdlöchern; selbst die Vögel bergen sich im Schatten des dunkelbelaubten Waldes, ihren Gesang einstellend, und auch die Menschen suchen die kühlsten Plätzchen ihrer Wohnungen auf. Nur die meisten kaltblütigen Geschöpfe, Eidechsen und Insekten sind jetzt am vergnügtesten. Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume; Bienen summen; Grillen zirpen, und Heuschrecken schwirren in der Mittagszeit durch die Wiese.

Diese prangt jetzt in ihrem höchsten Schmucke. Feine Blütenrispen nicken über dem fußhohen Grase und streuen Blumenstaub aus, wenn ein vorüberschnurrendes Insekt sie berührt. Blumen prangen in allen Farben und versenden weithin ihre Wohlgerüche. Bald aber wird all dieser Herrlichkeit durch die Sense des Mähers ein Ende gemacht, und dann wird nur kurze Zeit noch das duftende Heu an die vergangene Pracht erinnern.

Glühend brennt die Mittagssonne im weiten Saatfeld zur Freude des Landmannes; denn durch ihre Strahlen wird in wenigen Wochen das Getreide reif sein. Dann gibt es ein fröhliches, wenn auch mühsames Ernten. Sind unter unzähligen Schweißtropfen die schweren Garben endlich auf den Wagen gebracht, dann schmücken sich Schnitter und Schnitterinnen mit Feldblumen und ziehen mit heiterm Gesang des Abends in das Dorf ein.

Da sendet wohl noch der Himmel eine erfrischende Gabe. Dunkle Wolken steigen empor; am fernen Horizonte flammet es hell auf; näher und näher kommt das Gewitter. Unter Donner und Blitz strömt ein herrlicher Regen nieder, und sanft ruhen Menschen und Tiere in der kühlen, würzigen Nachtluft. (Fr. Noll.)

41. Das Gewitter. †

Ihr Kinder, kommt herein vom Spiel!
Die Lüfte weh'n so dumpf und schwül;
Die Wolken steh'n so schwarz zuhauf;
Ein schwer Gewitter zieht herauf.
Behüt' uns Gott in Gnaden!
Schauet, schon kommen die Winde geflogen.
Himmelan wirbelt erstickender Staub;
Pappeln erbrausen, vom Sturme gebogen;
Silbern erzittert das rauschende Laub.
Dampfend noch in die geöffnete Scheuer
Ziehen die Rosse das duftende Heu,
Und in dem Neste am Giebelgemäuer
Duckt sich das Vöglein schweigend und scheu.
Ihr Kinder, duckt euch nicht so scheu,
Seid unverzagt, kommt all' herbei!
Ein treues Vaterauge wacht
Auch über schwarzer Wolkennacht. —
Behüt' uns Gott in Gnaden!
Sehet, wie schaurig die Lüfte sich schwärzen!
Mittag verkehrt sich in dämmernde Nacht.
Stille wird's draußen; es klopfen die Herzen.
Mächtige Tropfen schon melden sich sacht.
Plötzlich ein Blitz, der mit feuriger Lohe
Blendet das Aug' und erhellt das Gemach!
Und durch das Himmelsgewölbe, das hohe,
Rollet der Donner mit dumpfem Gekrach.
Ihr Kinder, fleht zum starken Gott:
„Erbarme dich, Herr Zebaoth!
Im Donnerhall' und Blitzesschein'

Vertrauen dir die Kindlein dein.
Behüt' uns Gott in Gnaden!"
Habt ihr die feurige Schlange gesehen?
Hört ihr den plötzlichen, schmetternden Streich?
Ist in der Stadt wo ein Unglück geschehen?
Wimmert vom Turme das Glöcklein sogleich?
Nein, es ist stille. — Auf feurigem Wagen
Fuhr uns im Wetter Jehovah vorbei.
Aber nicht wollt' er mit Jammer uns schlagen;
Denn er ist gnädig, barmherzig und treu.
Ihr Kinder, fleht im Blitzeslicht:
„Herr, geh' mit uns nicht ins Gericht!
Mit Wetterschlag und Feuersnot
Verschon', verschon' uns, lieber Gott!
Behüt' uns Gott in Gnaden!"
Wo jetzt im Feld sich ein Wandrer noch eilet,
Fern auf der Heide noch hütet ein Hirt,
Unter dem Baum sich ein Mäher verweilet,
Weinend im Wald sich ein Kind hat verirrt:
Laßt uns der Fernen, Verlassenen, Armen
Betend gedenken im sichern Gemach!
Schütze der Herr sie mit mildem Erbarmen
Unterm unendlichen, himmlischen Dach!
Ihr Kinder, ruft zur Himmelshöh':
„Du Herrscher über Land und See,
Den Pilger schütz' in Sturmesnot,
Auf wildem Meer das schwanke Boot!
Behüt' uns Gott in Gnaden!"
Siehe, nun stürzen die himmlischen Quellen;
Strömend ergießen die Wolken den Schoß.
Dächer, sie traufen, und Bäche, sie schwellen;
Alle die Schleusen des Himmels sind los.
Dämmernd verschwindet im düsteren Regen
Himmel und Erde, die weite Natur;
Aber den süßen, befruchtenden Segen,
Durstig verschlingt ihn die lechzende Flur.
Ihr Kinder, lobt den Herrn der Welt!
Er tränkt die Flur, er labt das Feld;

Er schmückt das Blümlein, speist den Wurm
Und segnet auch im Wettersturm.
Behüt' uns Gott in Gnaden!
Milder schon fallen die silbernen Tropfen;
Munter schon zwitschert ein Sperling vom Dach.
Frisch in der Werkstatt vernimmt man das Klopfen;
All das verschüchterte Leben wird wach.
Fern am Gebirge, dahin er gezogen,
Murrt noch der Donner, ein fliehender Leu.
Aber am Himmel der leuchtende Bogen
Kündet's der Erde: „Der Herr ist getreu!"
Ihr Kinder, auf, hinaus ins Feld!
Wie weht's und duftet's durch die Welt,
Wie glänzt die Luft, wie perlt die Flur!
Hab' Dank, o Herr der Kreatur!
Behüt' uns Gott in Gnaden! (Gerock.)

42. Wie die Samenkörnlein auf Reisen gehen. †

Wohin das Auge schaut, ist die Erde mit Pflanzen überdeckt. Auf den Ebenen, in den Thälern, auf den Hügeln, in den Abgründen und auf den Höhen der Berge haben sie den kahlen Boden mit ihren mannigfaltigen Gestalten geschmückt. Ragende Tannen krönen die Zinnen unzugänglicher Felsen, und selbst auf verfallenen Türmen und Mauern erblicken wir Birkenstämmchen, allerlei Gesträuch, Blumen und Grasarten. — Wer ist der Säemann, der mit gewaltiger Hand den Samen allüberall ausgestreut hat? — Die wunderbaren Einrichtungen sind es, die Gott in der Natur getroffen, dafs nicht alle Samenkörnlein da zu Boden fallen und liegen bleiben, wo ihre Geburtsstätte ist. Es lägen ja sonst alle auf einander; keines könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme auch keine hin.

Die Samenkapseln vieler Gewächse haben die Eigenschaft, dafs sie, reif geworden, mit grofser Gewalt aufspringen und die Samenkörner weit umher streuen.

Andere sind in einer kugelrunden Kapsel eingeschlossen. Diese löst sich zur Zeit der Reife vom Stengel und rollt, vom Winde getrieben, so lange fort, bis sie irgendwo anhält. Öffnet sie sich, so spazieren unsere Reisenden aus ihrem Wagen an einem ganz fremden Orte wohlgemut heraus. Die Eselsgurke oder Spritzgurke springt, wenn sie reif geworden ist, von ihrem Stiele plötzlich ab und spritzt den Samen, mit vielem wässerigen Saft vermischt, mit grofser Gewalt nach allen Seiten hin. Manche Samenarten, wie die Haftdolde auf den Äckern und die Klette, haben Häkchen, heften sich an Menschen und Tiere und werden so weiter getragen und irgendwo abgeschüttelt. Wieder andere, wie die Tannen- und Fichtensamen, haben Flügel und nehmen ihren Flug bald nach einem steilen Felsen, bald auf eine Mauer, bald über den Zaun hinweg in den Garten des Nachbarn. Da, wo Pappeln oder Eschen stehen, ist zur Zeit der Samenreife der Boden wie mit Wolle überschneit. Bei genauer Betrachtung wird man in den Flocken eine Menge brauner Samenkörnlein finden; in der wolligen Hülle segeln sie durch die Luft oft an weit entfernte Orte. Die Samenkörnchen des Löwenzahns, des Huflattichs, des Wiesenbocksbartes u. a. haben an der Spitze ihrer Samenhaut ein Stielchen, worauf ein kleiner, runder Schirm von weifsen Fäden, eine sogenannte Federkrone, ausgespannt ist. Der leiseste Lufthauch hebt das Schirmchen mit dem Samenkorn von der Pflanze in die Höhe, treibt unsern Luftschiffer selbst über Flüsse hinweg und läfst ihn an seinem Fallschirme stets so regelrecht nieder, dafs der Schirm gewifs nie zu unterst kommt.

Unsichtbar für unsere Augen wandern die mikroskopischen Sporen der Moose, Farn, Flechten, Pilze und Algen durch die Luft. Wenn der Sturmwind über die Wiesen fegt und wild durch die Bäume fährt, dafs Stamm und Äste sich ächzend beugen, dann entführt er

Millionen von Samenkörnern und streut sie als ein riesiger Säemann meilenweit umher und an Orte, wohin keines Menschen Arm zu langen vermöchte.

Aber nicht blofs zu Lande und in der Luft, auch zu Wasser machen die Samenkörner Reisen. Die kleinen Wässerchen, die nach einem Regen von allen Seiten den Bächen zurieseln, führen manches Samenkörnlein wie ein niedliches Schiffchen mit sich fort, und die Bäche tragen es hinaus ins grofse Wasser. Wenn dann die Flüsse über ihre Ufer treten, reifsen sie manches Stück Erdreich fort und damit auch viele Samenkörnlein, und auch der Gebirgsbach bringt die Samen mancher Alpenpflanze hoch von den Bergen hinab ins Thal. Da schwimmen sie dann mit den Flüssen hinaus ins flache Land, bis eine Welle sie ans Ufer wirft, oder nach Überschwemmungen das zurückgetretene Wasser sie liegen läfst. So hat der Rhein den blauen Enzian bis in die Wiesen von Speyer und Mainz hinabgeführt; so findet man an manchen Stellen in den Isarauen um München Frühlingsknotenblumen, die achtblättrige Dryade, den Frauenschuh, das Alpenleinkraut und noch andere Pflanzen, deren Heimat das Gebirge ist. — Selbst über den grofsen atlantischen Ozean hinweg, von Amerika nach Europa, kommen alljährlich solche Reisende und landen unbemerkt an den Küsten von Schottland, Schweden und Norwegen. So haben Meeresströmungen Kokosnüsse an die flachen Koralleninseln der Südsee getrieben und auf diese Weise die kahlen Küsten mit Kokoswaldungen umsäumt. —

Auch die Vögel tragen zur Verbreitung der Pflanzensamen bei, indem sie in ihrer Gefräfsigkeit manch' unverdaulichen Samen verschlingen, der dann nachher oft in weiter Entfernung von seiner Mutterpflanze im Auswurfe des Vogels keimt. Die Nufshäher verstecken Eicheln und Nüsse in die Erde, um sie für den Winter als Nah-

rung aufzubewahren, finden aber nicht alle wieder, oder werden durch Schneefall daran verhindert, und so wächst an manchem Orte ein Haselstrauch oder eine Eiche auf, ohne dafs man weifs, wer sie gepflanzt hat. Manche Vögel verpflanzen die Scharlachfrüchte des Vogelbeerbaumes auf die Ruinen alter Burgen und Klöster; Krammetsvögel verbreiten den Wacholder, Drosseln die Mistel.

Der Mensch nimmt, wie die Haustiere, auch die Getreidearten und andere Pflanzen auf allen seinen Wanderungen mit und verpflanzt sie in alle Gegenden der Erde. Aber manche Pflanzen wandern mit ihm, ohne dafs er es will, und ohne dafs er darum weifs: die Unkräuter schliefsen sich ihm, dem Herrn der Schöpfung, an und folgen ihm, wohin er geht, wo irgend auf Erden er seine Wohnung aufschlägt, und siedeln sich in unmittelbarer Nähe des Menschen um die Hütte, um den Stall, auf Dünger- und Komposthaufen an. — Aus den Unkräutern, die an einem Orte sich festgesetzt haben, könnte man mit einiger Sicherheit bestimmen, ob Slaven oder Germanen, Europäer oder Orientalen sich früher an dem Platze ihre Hütte gebaut. — Nach den Befreiungskriegen fand sich an vielen Stellen, wo Kosaken gelagert, eine den Gänsefufsarten verwandte Pflanze ein, welche sonst ausschliefslich in den Steppen am Dnjepr einheimisch ist. Sinnig benennt der nordamerikanische Wilde unsern Wegebreit „die Fufstapfe der Weifsen“, und der Stechapfel ist aus Asien den Zügen der Zigeuner durch ganz Europa gefolgt. (Aus Solereder's Lesebuch.)

43. Aus dem Liede von der Glocke. †

1. Mann und Frau.

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben

Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die *züchtige Hausfrau*,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Überzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,
Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

2. Der Tod der Mutter.

Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los.
Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die teure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust. —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr.
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer. (Schiller.)

44. Der Mohn.

1. Aus einem kleinen, braunen Samenkorn erwuchs die hübsche Pflanze. Der Stengel ist schlank und glatt; die Blätter sind ohne Stiele, sitzend; länglichrund sind sie

geformt; ihr Rand ist schwach gezähnt. Ein eigener, grauer Schein liegt auf dem ganzen Kraut, als sei der Abendnebel auf ihm festgewachsen und verhülle wie ein Zauberschleier den Engel des Schlafes, der in dieser Pflanze wohnt. So straff und frisch die Blätter stehen, so lange die Pflanze noch im Boden wurzelt, so schnell verwelken sie und sinken schlaff zusammen, wenn sie abgepflückt dem Strauße oder dem Kranze einverleibt sind. Zu oberst erheben sich die Blüten.

2. Träumerisch nickend hängen die Knospen, verhüllt vom bleichgrünen Kelche. Er verschließt die rote Glut der Blüte. Die Knospe ist einem Schlafenden vergleichbar. Von außen erscheint sie wie ein solcher, regungslos. Die Augen sind geschlossen. Aber sie öffnen sich, und wie ein Kind das Spielzeug fallen läßt, das es noch in der Hand hielt, als es der Schlaf überraschte, so fallen auch der Blume des Schlafes die beiden Kelchblätter zu Boden. Vier Blütenblätter quellen hervor, rot oder weiß mit rabenschwarzen Flecken am Grunde; sie bilden ein Kreuz, geformt aus Abendrot und Nacht. Inmitten der wundervollen Blüte steht ein grauer Kopf mit einer Strahlenkrone. In geheimnisvolles Silbergrau gekleidet, umstehen ihn eine große Anzahl Staubgefäße, wie ebensoviele Ehrenwächter im purpurausgelegten Schlosse des Schlafes. Nur kurze Zeit prangt die schöne Blüte; gar bald sinkt sie, dem Kelche folgend, zur Erde nieder. Fallblume nennen sie deshalb in manchen Gegenden die Kinder.

3. Fern von uns im heißen Morgenlande, wo die Sonne die Blumen liebevoller pflegt, so daß sie üppiger gedeihen, als bei uns, dort wächst auch der Mohn viel höher, und seine Köpfe werden viel größer. Wenige Tage nach dem Abfallen der Blütenblätter, gerade wenn die runde Fruchtkapsel im vollsten Safte steht, durchwandeln die Leute ihre Mohnfelder und ritzen mit scharfem Messer jeden grünen Kopf. Ein weißer Saft von äußerst bitterem

Geschmacke quillt heraus. Der heiße Sonnenstrahl dickt diesen Milchsaft ein, so daß er den Tag darauf schon klebrig hart, wie Gummi oder Harz, geworden ist. Die weiße Farbe verwandelt sich in eine braune. Nun heißt er Opium. Dieser eingedickte Mohnsaft ist ein kostbares Geschenk des lieben Gottes. Es ist der Schlaftrunk, den der Arzt dem kranken Menschen verordnet, um ihn einzuschläfern und unempfindlich gegen seine Schmerzen zu machen.

(H. Wagner.)

45. Die Lilie.

1. Du schöne Lilie auf dem Feld',
Wer hat in solcher Pracht
Dich vor die Augen mir gestellt
Und dich so schön gemacht?

2. Wie trägst du so ein weißes Kleid
Mit goldnem Staub besät,
Daß Salomonis Herrlichkeit
Vor deiner nicht besteht!

3. Du schöne Lilie auf dem Feld',
In aller deiner Pracht
Bist du zum Vorbild mir gestellt,
Zum Lehrer mir gemacht.

4. Du schöne Lilie auf dem Feld',
Du kennst den rechten Brauch.
Du denkst: „Der hohe Herr der Welt
Besorgt sein Blümchen auch". (Spitta.)

46. Eine Ohrfeige zur rechten Zeit.

In einer Handelsstadt Norddeutschlands lebte ein Kaufmann, namens Müller. Ihm begegnete oft ein junger, wohlgekleideter Mensch, der ihn immer sehr freundlich grüfste. Herr Müller erwiderte den Grufs zwar gern, aber da er sich nicht erinnerte, den jungen Menschen je zuvor gesehen zu haben, so glaubte er, dafs dieser ihn

mit einem andern verwechsele. Eines Tages nun war Herr Müller zu einem Freunde eingeladen, und als er zur bestimmten Zeit in dessen Hause eintraf, fand er den jungen Mann schon mit dem Hausherrn im Gespräche. Der Wirt wollte nun seine beiden Freunde mit einander bekannt machen; aber der jüngere sagte: „Das ist nicht nötig; wir kennen uns schon viele Jahre.“ — „Ich glaube, Sie sind im Irrtum,“ erwiderte Herr Müller; „ich habe allerdings seit einiger Zeit manchen freundlichen Grufs von Ihnen bekommen, aber sonst sind Sie mir ganz fremd.“ — „Und doch kenne ich Sie schon lange,“ antwortete der junge Mann, „und freue mich, Ihnen heute herzlich danken zu können.“ — „Wofür wollen Sie mir danken?“ fragte Herr Müller. — „Das ist allerdings eine alte Geschichte,“ versetzte jener; „aber wenn Sie mir einige Augenblicke zuhören wollen, so werden Sie sich meiner vielleicht doch noch erinnern.“

Eines Morgens ging ich in die Schule. Ich war damals neun Jahre alt. Als ich über den Marktplatz kam, waren dort viele Körbe voll der schönsten Äpfel aufgestellt. Ich bekam nur selten Obst und betrachtete daher recht lüstern die herrlichen, grofsen Äpfel. Die Eigentümerin sprach mit ihrer Nachbarin und hatte deshalb ihrer Ware den Rücken zugekehrt. Da kam mir der Gedanke, einen einzigen Apfel heimlich zu nehmen; ich dachte, die Frau behalte ja doch noch eine grofse Menge. — Leise streckte ich meine Hand aus und wollte eben ganz vorsichtig meine Beute in die Tasche stecken; da bekam ich eine derbe Ohrfeige, so dafs ich vor Schrecken den Apfel fallen liefs. „Junge!“ sagte zugleich der Mann, der mir die Ohrfeige gegeben hatte, „weifst du nicht, dafs es heifst: Du sollst nicht stehlen? Nun, ich hoffe, dafs du zum ersten Mal gegen dieses Gebot sündigst. Lafs es zugleich das letzte Mal sein!“ — Vor Scham wagte ich kaum die Augen

aufzuschlagen, aber doch ist mir das Antlitz jenes Mannes unvergeſslich geblieben. — In der Schule war ich immer sehr aufmerksam, ich glaubte aber immer von neuem die Worte zu hören: „Laſs es das letzte Mal sein!“ Und ich nahm mir fest vor: ja, es soll gewiſs das erste und letzte Mal sein. Aber auch lange nachher, wenn ich aus dem Katechismus das Gebot aufsagen sollte, dachte ich mit heftigem Herzklopfen an jenen Morgen. Als ich nach einigen Jahren die Schule verlieſs, ward ich Lehrling bei einem Kaufmanne in Bremen; von dort ging ich später nach Südamerika. Hier kam ich wohl manchmal in Versuchung, in Kaufmannsgeschäften andere zu betrügen und so die Hand nach fremdem Gute auszustrecken; aber dann war es mir immer, als fühlte ich von neuem die Ohrfeige, und ich erinnerte mich der Worte: „Laſs es zugleich das letzte Mal sein!“ So bin ich ehrlich geblieben, und in dem Vermögen, welches ich mit herüber gebracht habe, ist kein Pfennig unrechten Gutes. Gott sei dafür gelobt!

So erzählte der junge Mann; dann aber ergriff er die Hand des Herrn Müller und sagte: „Darf ich nun diese Hand, die mir eine solche Wohlthat erwiesen hat, recht dankbar drücken?“ (Oldenburger Volksbote.)

47. Sprüche.

Mit einem Herren steht es gut,
Der, was er befohlen, selber thut.

Thu' nur das Rechte in deinen Sachen!
Das andre wird sich von selber machen.

Glaube nur, du hast viel gethan,
Wenn dir Geduld gewöhnest an.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Es ließe sich alles trefflich schlichten,
Könnt' man die Sachen zweimal verrichten.

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Du bist sehr eilig, meiner Treu'!
Du suchst die Thür und läufst vorbei.

Willst du nichts Unnützes kaufen,
Mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.

Daß Glück ihm günstig sei, was hilft's dem Stöffel?
Denn regnet's Brei, fehlt ihm der Löffel.

(Goethe.)

48. Lebensgeschichte einer Stubenfliege.

Von den Tausenden der Stubenfliegen, die den Sommer durchsummten, ist im Zimmer nur noch eine einzige übrig. Sie ist zur Hausfreundin geworden. Sie darf sich ungestört auf die Fliegenklappe setzen und gehört zur täglichen Tischgesellschaft. An der Decke, nicht weit vom Ofen, ist ihr Lieblingsplätzchen. Wer möchte nicht ihre Lebensgeschichte kennen?

Die Mutter unserer Fliege bewohnte den Pferdestall, und dort legte sie auch ihre Eier ab. Es waren deren 80. Eine gute Henne legt höchstens jeden Tag ein einziges Ei und wird dann schon als fleißig gerühmt; die Fliege dagegen war schon in einer Viertelstunde mit allen 80 fertig. 24 Stunden später war unsere Fliege bereits als winzige Made ausgeschlüpft. Sie speiste nun Tag und Nacht mit ihren 79 Geschwistern um die Wette. Nach 14 Tagen war sie ausgewachsen. Sie war 10 Millimeter groß geworden, etwa so lang wie der Nagel am kleinen Finger. Jetzt hörte sie mit Fressen auf. Ihre weiche, weiße Haut ward hart und rotbraun. Die Augen hatten nichts mehr zu sehen, der Mund nichts mehr zu fressen; sie verschwanden. Das Tierchen schrumpfte zusammen, ward dicker und kürzer und sah fast aus wie eine Tonne.

Äußerlich erschien das Tönnchen tot, innerhalb desselben aber arbeitete es rastlos weiter. Nach 14 Tagen sprang der Deckel der Tonne auf, und unsere Stubenfliege schlüpfte in ihrer vollendeten Gestalt hervor. Die Flügel waren noch klein und zusammengeknittert. Der Kopf hatte seine beiden großen Augen, die wiederum aus Hunderten von kleinen Augen zusammengesetzt waren, und durch ein fadenförmiges Stielchen hingen Kopf und Brust zusammen.

So saß das neugeborne Geschöpf zunächst ein wenig still im warmen Sonnenscheine. Dann versuchte es seine Flügel. Sie schwirrten, und mit Gesumme ging die Reise fort. Das Stubenfenster stand offen; der ungebetene Gast war da. Im Hause traf die wandernde Fliege zahlreiche Verwandte. Da aber keine von ihnen je ihre Eltern gekannt hatte, so wußte auch keine, wie weit etwa die Vetterschaft her sei. Ein Naturforscher aber behauptet, es sei leicht möglich, daß die Tausende, die im Sommer um Milchtöpfe und Suppenteller schwärmen, von einem einzigen Fliegenpaare herstammen könnten, welches im Frühjahre im Hofe oder Garten ausgekrochen sei. Kaum war unsere Fliege da, so hatte sie auch schon entdeckt, daß auf dem Tische etwas Leckeres zu schmausen war. Schnell befeuchtete sie mit ihrem Rüssel ein Zuckerkrümchen; sie sog es auf, nachdem es sich gelöst hatte. Als die Fliege mit ihrer Mahlzeit zu Ende war, putzte sie sich. Sie hob die Beine geschickt bis auf den Rücken und bürstete die Flügel ab, damit ja kein Stäubchen daran hafte. So trieb sie es den ganzen Sommer hindurch. Der Frost tötete endlich im Oktober ihre Kameraden; sie aber wußte sich zu retten. Mutterseelenallein spaziert sie jetzt an der Decke herum, ohne zu fallen. Wie ist das möglich? Sie hat am Ende des Fußes weiche Ballen, die einen klebrigen Saft ausschwitzen. Mit diesen klebrigen Fußballen hält sie sich fest.

So ist denn auch die kleine Fliege ein Kunstwerk. Kein Künstler unter den Menschen könnte es herstellen.

(Leseb. v. Jütting u. Weber.)

49. Sonntagsfrühe.

Aus den Thälern hör' ich schallen
Glockentöne, Festgesänge.
Helle Sonnenblicke fallen
Durch die dunklen Buchengänge.
Himmel ist von Glanz umflossen,
Heil'ger Friede rings ergossen.

Durch die Felder still beglücket,
Ziehen Menschen allerwegen.
Frohen Kindern gleich geschmücket,
Geh'n dem Vater sie entgegen,
Der auf goldner Saaten Wogen
Segnend kommt durchs Land gezogen.

Wie die Blumen festlich blühen!
Wie so fromm die Bäume rauschen!
Eine Lerche seh' ich ziehen,
Ihren Liedern muß ich lauschen.
Alle streben, Gott zu dienen,
Und ich bete still mit ihnen. (Reinick.)

50. Die Ameisen und ihre Milchkühe.

Alle Bäume, Büsche und Hecken hängen voller Blätter, und jedes Blatt ist eine schöne, grüne, bewässerte Wiese. Mitteninne hat der gute Hauswirt, der Himmel und Erde versorgt, eine grofse, lange Röhre gemacht; das ist die Mittelrippe des Blattes. Von hier aus gehen links und rechts die Seitenröhrchen ab; die teilen sich von neuem und immer wieder, und hältst du das Blatt gegen das Licht, so siehst du ein wundervolles Netz von lauter kleinen Adern. Hier rinnt der Saft und breitet sich aus über das ganze Blatt; darum ist es grün und frisch. Unermüdlich saugen die Wurzeln in der Erde neue Nahrung auf; in tausend Röhren steigt die Flüssigkeit wie in Pumpen empor bis zu den unzähligen Blättern, die der Baum an seinen Zweigen trägt.

Grofse Herden winzig kleiner Tiere weiden auf diesen schönen, saftigen Wiesen. Blattläuse nennt man sie gewöhnlich. Weifslich, schwärzlich oder grünlich sind sie von Farbe und rundlich von Gestalt und selten gröfser als ein Hirsekorn. Sie besitzen Hörner, die länger sind als ihr ganzer Körper; doch sind dieselben zart und weich und taugen nicht zum Stofsen, nur zum Fühlen. Diese Tierchen nun kriechen langsam und bedächtig von einem grünen Beetchen des Blattes zu dem andern, steigen über die kleinen Adern und trinken mit ihrem Rüssel des Blattes Saft. Es gefällt ihnen auf ihrem grünen Blatte so wohl, dafs sie keine Lust zu einer weiteren Reise verspüren. Der Saft der Blätter ist wohl herbe und fade von Geschmack; allein im Körper der Blattläuse verwandelt er sich in zuckersüfse Honigtropfen. Zwei kleine Röhren stehen auf dem Rücken der Blattläuse; dies sind ihre Euter, und aus diesen tritt der Saft in hellen, klaren Tropfen hervor.

Du kennst die kleine Wiese jetzt und auch die Kühe, welche auf ihr weiden. „Aber,“ wirst du jetzt fragen, „wo sind denn die Milchmädchen, die sie melken?“ Sieh' dir den Baum ein wenig aufmerksam an! An seinem Stamme hinauf klettern rastlos Scharen von Ameisen. Von Zweig zu Zweig steigen sie bis zu den grünen Blättern, auf denen sich die Blattläuse befinden. Sie laufen vorsichtig zwischen diesen hin und her und streicheln und liebkosen die kleinen Tiere mit ihren Fühlern so lange, bis sie die hellen Honigtropfen von sich geben. Diese saugen sie begierig auf, und wohlgesättigt von der süfsen Speise, voll und schwer, machen sich die braunen Ameisen auf den Rückweg. Verfolgen wir ihren Zug. Er geht den Baum hinab. Viele neue Kameraden begegnen ihnen, die hungrig denselben Zweck verfolgen. Vorsichtig weichen sie einander aus. Unten geht der Zug quer über den Weg zwischen Grashalmen

und Blumen, zwischen Steinen und Wurzeln, bis zum Ameisenhaufen. Dies ist die Stadt, in welche sie die Milch der kleinen Kühe tragen. Hier warten ruhig die Kindlein der Ameisen, die, wie kleine Würmchen gestaltet, nicht im stande sind, sich selbst Nahrung zu suchen.

(Roßmäßler.)

51. Die Wasserjungfer.

Was der Adler unter den Vögeln, das ist die Wasserjungfer unter den Insekten, einmal um ihres Fluges, dann aber um ihrer Raubgier willen.

Sie ist von allen Insekten, welche fliegen können, das schnellste. Mit ihren vier großen Flügeln ist sie im stande, ebenso gut vorwärts als rückwärts, ebenso gut nach rechts als nach links sich zu bewegen. Bald steigt sie auf, bald ab; bald ist es eine gerade Linie, bald ein Kreis, bald ein Winkel, den sie im Fluge beschreibt. Die Tänze und Jagden, welche sie in der Luft ausführt, sind so schnell und so wechselnd, daß das Auge müde wird, ihnen zu folgen.

Der Schein trügt. Dies Sprichwort trifft vor allem bei der Wasserjungfer zu. Sie ist anmutig in jeder ihrer Bewegungen. Ihre Flügel glänzen im prächtigsten Stahlblau, und das glasartig durchsichtige Gewebe derselben bildet so feine Maschen, daß auch das geschickteste Klöppelmädchen des Erzgebirges sie bewundert; dazu kommt ihr schlanker Leib und die größte Sauberkeit im ganzen Wesen. Aber so schön ihr Kleid und ihr Leib ist, so häßlich ist ihr Gemüt. Was sie denkt, ist Mord, und was sie will, ist Fraß. Immer spähen die Augen, die zwei großen an den Seiten und die drei kleinen auf dem Scheitel, nach Beute. Jetzt stößt sie wie ein Habicht hoch aus der Luft auf den arglosen Schmetterling oder die summende Schmeißfliege und trägt sie auf den Zweig der Weide, um

dort ihr Mahl zu halten; jetzt erfaßt und verzehrt sie wie die Schwalbe im Fluge die Mücke oder eine kleinere Fliege. Selbst die Biene überwältigt sie im mörderischen Kampfe, und vergeblich müht sich die Ergriffene, mit ihrem Stachel die Brust der Wasserjungfer zu durchbohren; die langen Beine der Räuberin wissen ihn fern zu halten, während ihr Gebiß den Kopf der Biene zermalmt.

Du siehst, von allen den Gedanken über Zartsinn, Anmut, Freundlichkeit, welche man gewöhnlich bei dem Worte Jungfrau hat, paßt keiner auf sie; es klingt wie Spott, wenn das Tier Wasserjungfer genannt wird. Desto besser stimmt zu ihrem Thun und Treiben die erste Hälfte des Wortes; denn das Wasser ist das Haus, in welchem sie geboren wurde, die Flur, in der sie ihre Jugend verlebte, das Revier, in welchem sie ihre Jagden anstellt, der Schoß, welcher ihre Eier aufnimmt, das Bett, in welchem ihre Jungen aufwachsen.

Vom Mai an beginnt sie ihr Räuberleben. Im August setzt sie sich auf ein schwimmendes Stück Holz, auf einen aus dem Wasser hervorragenden Stein oder auf eine Wasserpflanze, senkt die Spitze ihres zehngliedrigen Leibes in das Wasser und läßt die weißlichen Eier in dasselbe hineinfallen. Im Frühjahre kriechen aus diesen die sechsfüßigen Larven. Ihre Farbe ist wie die Farbe ihrer Heimat, des Schlammes. Ihre Gestalt ist im ganzen wie die ihrer Mutter, nur daß jede auf dem Rücken vier kleine Futterale trägt, in denen die künftigen Flügel stecken, und die Unterlippe eine große, scherenförmige Zange bildet, mit deren scharfen Zähnen sie Wassertierchen allerlei Art ergreift und dem nimmersatten Schlunde zuführt; denn wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen. So treibt sie es etwa ein Jahr lang. Dann braucht sie Stengel oder Blatt einer Wasserpflanze als Leiter und kriecht an das Tageslicht empor. Nach einigen Stunden der Ruhe zerplatzt die Rückenhaut, und das Tier arbeitet sich aus seinem Wasser-

und Schlammrocke heraus, und wieder nach einigen Stunden sind die anfangs kleinen und nassen Flügel groß und trocken, das Luft- und Tageskleid ist fertig, und die Wasserjungfer fliegt fröhlich davon. (K. Kunkwitz.)

52. Die Insekten.

1. Die prächtigen Kleinen mit zierlichen Schwingen, mit hurtigen Beinen zum Laufen und Springen!

2. Doch seht, sie verstehen auch Künste daneben! In Tiefen und Höhen sie spinnen und weben;

3. Sie meifseln und schaben ohn' alle Beschwerde; sie bauen und graben in Holz und in Erde.

4. Gar manch eine Mutter bereitet dem Kinde die Wiege, das Futter und bettet es linde.

5. Und all ihre Künste und mühvollen Triebe, sie stehen im Dienste der zärtlichen Liebe.

(Nach Paul Kummer.)

53. Am Abend.

(Aus dem Liede von der Glocke.)

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.
Blökend ziehen heim die Schafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Scharen
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen.
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Strafse werden stiller.

Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schliefst sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräfslich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

(Schiller.)

54. Wächterruf.

1. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zehn geschlagen.
Jetzt bet' und schlaf', das ist mein Rat.
Und wer ein gut Gewissen hat,
Schlaf' sanft und wohl! Im Himmel wacht
Ein heiter Aug' die ganze Nacht.

2. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat elf geschlagen.
Und wer noch an der Arbeit schwitzt,
Und wer noch bei den Karten sitzt,
Zum letzten Mal' ruf' ich euch zu:
's ist hohe Zeit — und schlaft in Ruh'!

3. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zwölf geschlagen.
Und wo noch in der Mitternacht
Ein Herz in Schmerz und Kummer wacht,
Gott geb' ihm Ruh' zu dieser Stund'
Und mach' es fröhlich und gesund!

4. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat eins geschlagen.
Und wo mit Satans Rat und List
Ein Dieb auf dunkeln Wegen ist —
Ich will's nicht hoffen, doch geschieht's —
Geh' heim! Der Richter droben sieht's.

5. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat zwei geschlagen.
Und wem schon wieder, eh's noch tagt,
Die schwere Sorg' am Herzen nagt —
Du armer Tropf, so quäl' dich nicht!
Gott sorgt! Er weiſs, was dir gebricht.

6. Höret, was ich euch will sagen!
Die Glock' hat drei geschlagen,
Die Morgenstund' am Himmel schwebt,
Und wer den Tag in Freud' erlebt,
Dank' Gott und fasse frohen Mut!
Geh' ans Geschäft — und halt' sich gut!

(Rob. Reinick nach J. P. Hebel.)

55. Die Feldgrille.

Es war am heißen Sommermittage, als ich am Feldraine mich auf das weiche Gras lagerte, um auszuruhen. Den ganzen Vormittag war ich gewandert, und die Sonne hatte mich müde gemacht. Ein schattiger Busch gewährte etwas Kühlung. Alles war still ringsumher, nur die Feldgrille sang ununterbrochen ihr einförmiges Lied.

Die blauen Glockenblumen nickten mir zu, als wollten sie mich mit leisem Läuten zum Mittagsschlafe einwiegen. Die hohen Ähren des Getreidefeldes links und rechts wiegten sich langsam, als träumten sie eine wunderliche Geschichte. Halb schlafend, halb wachend belauschte ich das stille Leben und Treiben des Halmenmeeres. Das Summen der Fliegen und Käfer ward zum Gespräche, zum behaglichen Plaudern.

Oft schon hatte ich ehedem das Zirpen der Grille gehört, noch nie aber den kleinen Feldsänger gesehen. Jetzt erklang die Musik dicht neben mir und — da saß das Tierchen, wenige Spannen von mir entfernt, an der Thür seines Hauses. Aus einem Röhrengange an der Seite des Feldrains schaute es erst bedächtig heraus, schlüpfte dann behende hervor und sang.

Ich sah es ihr auf den ersten Blick an, daß sie eine leibliche Schwester der Hausgrille war, des Heimchens, dieser alten Bekannten, die stets so traulich Musik machte, wenn die Großmutter abends uns neben dem Ofen Märchen erzählte. Sie schaute mich mit dem wunderlichen Gesicht fragend an, als meine sie, ob ich zu den Grillenfängern gehöre, die sie nicht leiden mag, oder zu den friedlichen Geschöpfen, die Vergnügen finden an der Feldmusik und mitsingen, wenn andere ein Lied anstimmen.

Ich sah auch ganz deutlich, wie die kleine Grille ihr sonderbares Lied zu stande brachte. Sie sang nicht mit dem Maule, wie der Laubfrosch, machte ihre Musik auch nicht mit dem Brustschilde, wie das rote Lilienkäferchen im Garten, sondern geigte unverdrossen mit dem Beine an der Flügeldecke, just wie ein gelernter Spielmann, brauchte auch weder Kolophonium noch ein Notenblatt dazu, sondern hatte alles auswendig gelernt.

Die jungen Grillen können anfangs noch nicht singen, weil sie flügellos dem Ei entschlüpfen. Lange Zeit müssen sie hübsch schweigen, wenn die Alten Musik machen, und dürfen nur zuhören. Haben sie aber gelernt ihr Brot zu suchen, Blättchen, Würzelchen und Körner zu verzehren, sind sie davon größer und stärker geworden, so ziehen sie das Kinderkleid aus. Sie häuten sich und erscheinen endlich mit Flügeln und Flügeldecken. Dann können sie auch mitsingen.

(H. Wagner.)

56. Spruch.

Sieh' das Bienchen, das voll Emsigkeit aus den Blüten seinen Honig sauget! Sieh', es sammelt in der Frühlingszeit, was es einst im kalten Winter brauchet. Willst auch du im Alter glücklich sein, o, so sammle in der Jugend Weisheit ein!

57. Abendlied.

1. Ich stand auf Berges Halde,
Als heim die Sonne ging,
Und sah, wie überm Walde
Des Abends Goldnetz hing.

2. Des Himmels Wolken tauten
Der Erde Frieden zu;
Bei Abendglockenlauten
Ging die Natur zur Ruh.

3. Ich sprach: O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruh'n!

4. Die Blumen alle schließen
Die Augen allgemach,
Und alle Wellen fließen
Besänftiget im Bach.

5. Es ward dem goldnen Käfer
Zur Wieg' ein Rosenblatt.
Die Herde mit dem Schäfer
Sucht ihre Lagerstatt.

6. Die Lerche sucht aus Lüften
Ihr feuchtes Nest im Klee
Und in des Waldes Schlüften
Ihr Lager Hirsch und Reh.

7. Wer sein ein Hüttchen nennet,
Ruht nun darin sich aus,
Und wen die Fremde trennet,
Den trägt ein Traum nach=
haus.

8. Mich fasset ein Verlangen,
Daß ich zu dieser Frist
Hinauf nicht kann gelangen,
Wo meine Heimat ist.

(Friedr. Rückert.)

58. Abschied vom Walde. ††

1. Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben? Wohl den Meister will ich loben, so lang' noch mein' Stimm' erschallt. Lebe wohl! Lebe wohl, du schöner Wald!

2. Tief die Welt verworren schallt, oben einsam Rehe grasen, und wir ziehen fort und blasen, daß es tausendfach verhallt: Lebe wohl! Lebe wohl, du schöner Wald!

3. Was wir still gelobt im Wald, wollen's draußen ehrlich halten! Ewig bleiben treu die Alten, bis das letzte Lied verhallt: Lebe wohl! Schirm' dich Gott, du deutscher Wald!

(Eichendorff.)

59. Die Spinnen.

Die Spinne ist ein verachtetes Tier. Viele Menschen fürchten sich sogar vor ihr, und doch ist auch sie ein merk=

würdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblickt und zu erhaschen weiß. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen und nimmt doch das Netz nicht wahr und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke geraten will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermal die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßem Auge sieht, wohl sechstausendfach zusammengesetzt sei. Das bringen sie so heraus. Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wohl tausend feine Öffnungen, von welchen keine umsonst da sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Öffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Tier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich in Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe staunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Das mag alles gut sein, denkt wohl mancher, wenn die Spinne nur nicht giftig wäre, und läuft davon oder zertritt sie, wo er eine findet. Aber wer sagt denn, daß

unsere Spinnen giftig seien? Noch kein Mensch ist in unsern Gegenden durch sie vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, die sie aufs Brot streichen und verschlucken? Wohl bekomm's, wem's schmeckt! Auch sonst thun diese Tierlein, die nur für die Erhaltung ihres eignen Lebens besorgt sind, keinem Menschen etwas zuleide. Im Gegenteil leisten sie in der Natur einen großen Nutzen, den man aber, wie es oft geschieht, nicht hoch anschlägt, weil jedes einzelne wenig dazu beizutragen scheint. Es ist das Geringste, daß sie hie und da einer Stubenfliege den Garaus machen. Für diese wäre noch anderer Rat. Aber sie verzehren auch jährlich und täglich eine große Anzahl anderer, sehr kleiner Mücklein, die uns durch ihre Menge erstaunlich beschwerlich und schädlich würden, und gegen welche man sich nicht erwehren könnte, wenn sie überhand nähmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnengewebe überzogen und glänzen im Morgentau? Da geht manches Mücklein zugrunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte.

Ein Gefangener machte einst in seinem einsamen Kerker eine Spinne so zahm, daß sie seine Stimme kannte und allemal kam, wenn er sie lockte und etwas für sie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Orte, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeister es merkte, brachte er sie ums Leben. Was ist verabscheuungswürdiger? Ein solches Tier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein solcher Mensch, der dem Unglücklichen auch dieses Vergnügen noch mißgönnt und zerstört?

Ein anderer Gefangener, der sonst nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen acht und merkte, daß sie auch Wetterpropheten seien. Bald ließen sie sich sehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal spannen sie träg, ein andermal hurtig lange Fäden oder kurze, einmal näher zusammen, ein andermal weiter aus einander, so oder so,

und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenschein, anhaltend oder veränderlich. Also auch dazu sind sie gut.

Daß es mancherlei Tiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahre und noch viel mehr im trockenen warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft umherfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht erraten, woher diese Fäden und Flocken kommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen dabei. Jetzt weiß man gewiß, daß es das Gespinst ist von unzählig viel kleinen, schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das nämliche thun. (J. P. Hebel.)

60. Die Feinde des Gartens. †

Es hausen in unsern Gärten eine ganze Menge Feinde. Es sind meistens kleine Leute, aber eben deshalb sehr unangenehm; denn sie treiben ihr Zerstörungswerk desto leichter im Verborgenen und werden mitunter erst an den Verwüstungen erkannt, wenn es zu spät ist, ihnen zu wehren.

Einem aufmerksamen Gärtner wird es bei einiger Ausdauer gelingen, seine Pfleglinge gegen die meisten derselben bis zu einem gewissen Grade zu schützen. Beim Umgraben des Bodens achtet er genau darauf, ob etwa Regenwürmer oder Engerlinge (die Larven des Maikäfers) mit ans Tageslicht gefördert werden. Er läßt keinen dieser Wurzelzerstörer entschlüpfen, sondern sammelt sie zunächst in einem Topfe und füttert dann die Hühner damit, denen sie eine ganz besondere Delikatesse sind.

Die Blumen und Blattpflanzen seines Gartens prüft er täglich. Bemerkt er in einem Blatte Löcher oder angefressene Stellen, so kann er sicher auf einen Feind schließen, der in der Nähe steckt. Sind ein paar Blätter zusammengezogen oder ist ein Blatt tütenförmig zusammengerollt, so mag er daselbst ein Versteck vermuten, in welchem die Raupe eines Schmetterlings, die Larve einer Blattwespe oder eines Käfers ihr Wesen treibt. Bei Tage halten sich die meisten dieser kleinen, gefräßigen Tiere auf der Unterseite der Blätter oder in den angedeuteten Schlupfwinkeln auf. Dort müssen sie aufgesucht und vertilgt werden. Vom Boden des Beetes und von den benachbarten Wegen liest er sorgsam auch alle abgefallenen Blätter, Zweige u. dergl. auf, da unter diesen das Ungeziefer sich gern verbirgt. Ein scharfes Auge hat er besonders auch auf die kleinen Käferarten, die gern junge Zweige abstechen, Blüten anbohren und in Gemeinschaft mit kleinen Motten und Asseln, Ohrwürmern u. dergl. vielerlei Unheil anrichten. Obstbäume sucht der Gärtner wohl durch Ringe zu schützen, die er um die Stämme legt und mit Teer und anderen klebrigen Stoffen bestreicht. Die Raupennester, welche während des Winters auf den Obstbäumen bemerkt werden, müssen vor dem Ausbruche des Laubes (bis zum 1. März) beseitigt werden. Wer höhere Bäume besitzt, deren Spitzen er mit der Hand von der Leiter aus nicht erreichen kann, bedarf deshalb notwendig einer Raupenschere, die an einer langen, dünnen Stange befestigt ist. Die Ohrwürmer und Asseln fängt der Gärtner leicht, wenn er auf die Blumenstöcke während der Nacht Blumentöpfe umgestülpt aufsteckt und etwas Moos in dieselben stopft. Die Tiere kriechen am Morgen in das Moos hinein und lassen sich dann leicht herausklopfen und töten.

Gegen die lästigen Ackerschnecken, die auch des Nachts ihr Unwesen treiben und einen unverwüstlichen Appetit besitzen, wird neuerdings der Guano als sehr wirksames Mittel

empfohlen. Sobald die Schnecken des Abends aus ihren Verstecken hervorgekrochen sind, streut man den Guano dünn über die heimgesuchten Beete. Ist am andern Morgen ein heißer, regenloser Tag zu befürchten, so muß man aber mit der Gießkanne die Beete begießen, damit der Guanostaub von den Pflanzen abgespült wird, da sonst letztere durch denselben Schaden leiden. Gegen eben diese Schnecken leistet auch eine Kröte vortreffliche Dienste. Triffst du ein solches häßliches Geschöpf in deinem Garten, so töte es nicht, sondern freue dich über dasselbe, da es an deinem Beete die Rolle eines Nachtwächters oder Polizeimannes spielt.

(H. Wagner.)

61. Wanderlust. ††

1. Das Wandern ist des Müllers Lust,
Das Wandern!
Das muß ein schlechter Müller sein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern!

2. Vom Wasser haben wir's gelernt,
Vom Wasser!
Das hat nicht Rast bei Tag und Nacht,
Ist stets auf Wanderschaft bedacht,
Das Wasser!

3. Das seh'n wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne stille steh'n,
Die sich mein Tag nicht müde dreh'n,
Die Räder!

4. Die Steine selbst, so schwer sie sind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reih'n
Und wollen gar noch schneller sein,
Die Steine!

(Wilh. Müller.)

62. Die Trichine. †

Die Trichinen verursachen die schreckliche Trichinenkrankheit, die von den Ärzten erst in neuester Zeit erkannt worden ist. Das winzig kleine Würmchen lebt im Fleische mancher Tiere, namentlich der Schweine. Genießt der Mensch trichinenhaltiges Schweinefleisch, so erkrankt er mehr oder weniger schwer, ja nicht selten tritt der Tod ein. Die genossenen Trichinen setzen sich nämlich im Darme des Menschen fest und erzeugen hier lebendige Junge, Fadenwürmchen, wie man sie kleiner kaum kennt. Die alten Trichinen bleiben im Darme, bis sie untergehen; die junge Brut aber wandert vom Darme aus in den Körper des Menschen ein. In dem Fleische allein treffen die jungen Trichinen eine für ihr weiteres Wachstum geeignete Wohnstätte. Schon 14 Tage nach der Einwanderung ist das Würmchen ausgewachsen. Nun rollt es sich spiralig zusammen, wie eine Uhrfeder, und es bildet sich dann nach und nach um ein jedes Tierchen eine Kapsel aus Kalk, so daß es zuletzt in einer Kalkschale steckt, wie ein Vogelei. Sind die Trichinen eingekapselt, so können sie sich nicht weiter bewegen und weiter entwickeln. Die Kapsel ist für sie ein Gefängnis, aus welchem sie nur frei werden, wenn sie mit dem Fleische, in dem sie liegen, in den Magen eines Essers gelangen, wo die Kalkhülle durch die Magensäure gelöst wird.

Eine Trichine hat gegen 100 lebendige Junge in ihrem Leibe, und hinter diesen Jungen erzeugt sie immer noch neue Eier. Rechnen wir auch nur 200 Junge auf eine Trichine, so genügen 5000 solcher, um eine Million Junge für die Einwanderung zu liefern, und so viele Tiere können in wenigen Bissen Fleisch enthalten sein, wenn auch noch kein sehr hoher Grad von Anfüllung desselben vorhanden ist.

Je mehr lebende Trichinen genossen werden, und je länger sie im Darme verweilen, um so mehr Junge werden geliefert, und um so höher steigt die Gefahr.

Die Erscheinungen der Trichinenkrankheiten stellen sich sehr verschieden dar. Gewöhnlich sind es ruhrartige Zufälle, dann Schwäche, Mattigkeit, wie bei Gicht; ferner tritt Fieber ein, wie bei Nervenfieber. Meist schwillt das Gesicht auf, namentlich die Augengegend. Zuweilen sterben die Menschen innerhalb drei bis vier Wochen nach dem Genusse; nicht selten nimmt die Krankheit einen mehr schleichenden Verlauf, und es tritt eine nur langsame Genesung ein, oder statt deren ein langwieriges Siechtum. — Durch ein einziges Schwein sind im Oktober 1863 in Hettstedt bei Eisleben 150 Menschen schwer erkrankt und 25 gestorben. In dem Dorfe Hedersleben bei Quedlinburg erkrankten 1865 gegen 300 Personen an der Trichinenkrankheit; es starben über 80. Solche Beispiele sollten uns warnen vor dem Genusse des rohen Schweinefleisches, wie es im Schinken und in mancher Wurst uns dargeboten wird. Durch Kochen und Braten, sowie durch starke Räucherung des Fleisches werden die Trichinen getötet. Am besten schützt die mikroskopische Fleischbeschau, die der Staat jetzt gesetzlich angeordnet hat. (Virchow.)

63. Aufgufstiere oder Infusorien. †

So wie das Weltmeer von Fischen wimmelt, so schwimmen auch in einem jeden Wassertröpfchen zahllose Tierchen, die sich darin freudig wie in einem grofsen See regen und bewegen. Auch in anderen Flüssigkeiten finden sich solche: im Blute und Eingeweide der Menschen und Tiere, im Schleim der Zähne, im Essig, im Sauerteig, im Kleister, am häufigsten jedoch in solchem Wasser, das einige Zeit in der Sonnenwärme gestanden hat. Wenn man nur einen Tropfen verdorbenen Essig an eine Nadelspitze hängt und vor das Vergröfserungsglas bringt, so sieht man zahllose kleine Schlangen und Aale, wie feine Fäden, vorn und hinten zugespitzt, die sich bald langsam, bald schnell hin- und herschlängeln, einander

verfolgen und bekämpfen. Und alle diese Tierchen haben unterscheidbare Körperteile, und an den meisten hat man schon Mund, Magen, Eingeweide und selbst äufsere Gliedmafsen entdeckt.

Wovon aber leben diese Tiere in einem Wassertropfen, der ihnen wie ein Meer ist? — Tierchen, welche manchmal millionenmal kleiner sind als ein Sandkorn? Unser Auge reicht in das Unendliche dieser Welt nicht hinaus. Aber es mögen dennoch viel kleinere Wesen leben, die ihnen zur Speise dienen, Wesen, zu deren Entdeckung das Auge des Sterblichen auch mit allen Hilfsmitteln nie gelangen wird.

In ihren Gestalten und in der Art, sich zu bewegen, sind die Tierchen sehr verschieden. Einige, wie die Scheibentierchen, erscheinen als eine dünne Haut, welche nach allen Richtungen hin sanft durch die Flüssigkeit gleitet; andere, wie die Kugeltierchen, sind kugelig, und ihre Bewegungen bestehen in einem beständigen und schnellen Rollen um ihre Achse, wobei sie häufig auf derselben Stelle stehen bleiben; die Rädertierchen haben rings um sich her kleine Fäserchen, gleich dem Bilde der Sonne mit ihren Strahlen, und kreisen mit ihnen wie ein Rad um sich selber; der Änderling ändert häufig seine Gestalt: das eine Mal schrumpft er zu einer Kugel zusammen, das andere Mal streckt er sich wie ein langes Band aus.

Um gleichsam eine ganze Welt von lebendigen Wesen ins Dasein zu rufen, darf man nur auf Blätter, Gras, Blumen etc. etwas Wasser giefsen und es der Sonne aussetzen oder sonst in die Wärme bringen. Bald wird eine Zersetzung im Wasser vor sich gehen, eine Gärung oder Fäulnis; aber das, was wir Fäulnis nennen, ist nur der Hervortritt neuen Lebens. Millionen Geschöpfe sind entstanden. Woher sie kommen, wohin sie gehen, wozu sie dienen — wer dringt in dieses göttliche Geheimnis?

Aber auch das Kleinste in dem Weltall ist so unentbehrlich als das Gröfste, und die Sonne, welche viele tausend Mal gröfser ist als die Erde, ist dem Allvater des Lebens kein wichtigerer Gegenstand, als das kleinste von den Tierchen, deren tausend beisammen in einem Wassertropfen ihre Herberge finden. Wie gering und nichtig sind die gröfsten Werke des Menschen gegen die unscheinbarsten Werke unseres Schöpfers! (Hegener.)

64. Wie ist doch die Erde so schön! ††

1. Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Vögelein;
Sie heben leicht ihr Gefieder
Und singen so fröhliche Lieder
In den blauen Himmel hinein.

2. Wie ist doch die Erde so schön, so schön!
Das wissen die Flüss' und Seen;
Sie malen in klarem Spiegel
Die Gärten und Städt' und Hügel
Und die Wolken, die drüber geh'n.

3. Und Sänger und Maler wissen's,
Und es wissen's viel andere Leut'.
Und wer's nicht malt, der singt es,
Und wer's nicht singt, dem klingt es
In dem Herzen voll lauter Freud'!

(Robert Reinick.)

65. Eine Frage.

1. Wer lehrt die Vögel singen,
So süß und mannigfalt,
Und Hirsch' und Rehe springen
Im grünen Buchenwald?

2. Wer heißt die Winde wehen
Bald stürmisch und bald leis',
Die Jahreszeiten gehen
In wundervollem Kreis?

3. Und wer die Bächlein gleiten
Herab von steiler Höh'
Und stolz die Ströme schreiten
Zur weiten, tiefen See?

4. Wer hat den Tag gezieret
Mit goldnem Sonnenschein?
Und wer am Himmel führet
Die tausend Sternelein?

5. O sag', wer ist der eine,
Der Meister so geschickt,
Der mit so reichem Scheine
Die Blümlein hat geschmückt?

6. Der hoch am Himmelskreise
Sein Zelt gespannet aus
Und auch mit treuem Fleiße
Gebaut das Schneckenhaus?

7. Der über Länder zucket
Die Blitze weiß und blau
Und dann das Feld erquicket
Mit kühlem, frischem Tau?

8. Den Meister, groß und milde,
Den nenne mir geschwind,
Der dich mit seinem Bilde
Geziert, mein liebstes Kind!

9. Und der, bist du gegangen
Dem stillen Grabe zu,
Dich jenseits wird empfangen
In seiner ew'gen Ruh'!

10. Und kannst du mir ihn nennen,
So folge ihm auch fromm,
Dann wird er dich auch kennen
Und sprechen: Sei willkomm'!

(G. Görres.)

66. Die Kapelle. ††

1. Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab;
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

2. Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor;
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

3. Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal!

(Uhland.)

67. Sprichwörter. ††

1. Den Geschickten hält man wert, den Ungeschickten niemand begehrt. — 2. Wer A sagt, muß auch B sagen. — 3. Wer eine Leiter hinaufsteigen will, muß bei der untersten Sprosse anfangen. — 4. Was sich soll klären, muß erst gären. — 5. Ein williges Herz macht leichte Füße. — 6. Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden. — 7. Was man sich in der Jugend

wünscht, hat man im Alter. — 8. Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. — 9. Arbeit macht uns frohe Tage; Trägheit wird uns selbst zur Plage. — 10. Arbeitsamkeit bringt Ehr' und Brot, Müßiggang nur Schand' und Not. — 11. Früh auf und spät nieder bringt verlornes Gut wieder. — 12. Was lange währt, wird endlich gut. — 13. Wer weit will gehen, muß früh aufstehen. — 14. Fleißiger Hausvater macht hurtig' Gesinde. — 15. Das Auge des Herrn schafft mehr als seine beiden Hände. — 16. Der Faule sucht einen Herrn, der ihm in der Woche sieben Feiertage gibt. — 17. Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

68. Nützliche Lehren. †

1. Einmal ist keinmal. Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war entweder ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: „Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen!" Und wenn der Dieb erhascht und gehenkt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: „Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal." Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich auch fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

2. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen: Manches glänzt nicht und ist doch Gold; und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden; und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewissen glänzt auch nicht und ist noch mehr als Goldes wert. Oft ist gerade da

am wenigsten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Mut. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand bedecken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmaß, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmaß.

3. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Dies ist ein sehr wichtiges Sprichwort. Es soll bedeuten, daß der, welcher sich einmal daran gewöhnt hat, nichts zu thun, sehr leicht durch die lange Weile dahin kommen kann, vielerlei Thorheiten und selbst Böses zu begehen, das oft sogar zum Laster wird. Der Trieb zur Thätigkeit liegt in unserer Natur. Gott hat einem jeden Menschen zu seinem Heile diesen Trieb gegeben, und wohl ihm, wenn er ihn zum Guten gebraucht! Hat nun aber der Mensch keine Lust, etwas Nützliches zu thun, so ist es natürlich, daß er zu unnützen oder wohl gar zu bösen Dingen greift, und das ist der Anfang zum Laster.

(Hebel.)

69. Der Iltis.

Die Schatten der Nacht legen sich über Feld und Flur. Da schimmern zwischen den breiten Klettenblättern der Hecke hindurch zwei grünlichblaue Flämmchen. Es sind die Augen des Iltisses. Im dichten Strohdache der Scheune hat er den ganzen Winter über ein warmes Lager gehabt. Zum Danke würgte er dem Hausherrn die beste Henne, stürzte ihm den Bienenkorb um und frafs den Honig. Mit Anfang des Sommers zieht er in das Feld, blutdürstig wie der wildeste Mordgeselle. Leise hebt der Iltis die Beine, und von seinen Sprüngen hörst du nicht das mindeste Geräusch; die behaarten Sohlen seiner Pfoten geben ihm einen weichen Tritt, wie ihn die Katze hat. Bei jedem Sprunge biegt sich der schlanke, etwa $^1/_2$ Meter lange Leib im Bogen nach oben; wie

eine Schlange gleitet er zwischen Gras und Kräutern hindurch.

Ein Mäuschen hüpft in der Ackerfurche, flink wie ein Tanzmeister; aber der Iltis versteht das Springen noch besser, ein Satz und ein Bifs — kaum, dafs das Tierchen noch einen Notschrei ausstofsen kann, so ist sein Kopf schon zermalmt. Ein schlechter Anfang, meint der Iltis, aber etwas ist besser als nichts. Er zieht weiter zum Hamsterbau. Der alte Geizhals sitzt vor seinem Hause und putzt sich mit den Pfoten den Tau vom Barte. Da springt ihm der Iltis von hinten auf das Genick, und ehe der Erschrockene sich umwendet, um mit den kräftigen Zähnen sich zu wehren, sind ihm schon die Halsadern zerrissen. Diese Mahlzeit lohnt sich schon besser, spricht der Mörder; aber das beste ist das weiche Nest; es gibt ein hübsches Sommerquartier. Die Mordlust treibt ihn weiter; am Feldraine macht er halt. Hier riecht es nach Honig; die Hummeln haben gewifs schon eingetragen. Er kratzt sie heraus und verspeist die süfse Frucht ihrer Arbeit. Eine Kröte schleicht zwischen den Kohlpflanzen umher und sucht die Schnecken ab. Schlechtes Fleisch das! knurrt der Iltis; kaum zwei Tropfen Blut im ganzen Tiere, und obendrein kalt wie Bachwasser; aber für den Fall der Not ist es doch zu brauchen. Er will sie eben nach dem Hamsterloche schleppen, als es dicht neben ihm raschelt. Ein Aal macht einen Nachtspaziergang nach dem Erbsenfelde. Nur wenige Windungen macht er noch vorwärts, und die scharfen Zähne des Iltis sitzen ihm im Fleische. Es gibt einen wilden Kampf; denn der Aal ist ein kräftiger Bursche und nimmt es schon mit einem Feinde auf. Aber der Iltis fafst den glatten Gesellen so, dafs dieser sein Gebifs nicht gebrauchen kann, zerbeifst ihm den Schädel und schleppt ihn in die Vorratskammer des Hamsters. Wenige Minuten darauf ist er schon wieder

auf der Jagd. Dort hinter dem Klee hat eine alte Rebhenne ihr Nest; sie sitzt auf den Eiern und schläft. Der Iltis fáſst sie und beiſst ihr den Kopf ab. Hungrig ist er nicht mehr, er will nur etwas Leckeres haben; so säuft er ein wenig Blut, friſst das Gehirn und schleppt dann das Rebhuhn zu Kröte und Aal. Dann kehrt er zurück und holt auch die Eier, eines nach dem andern; geschickt drückt er sie mit dem Kinne gegen die Brust und trägt sie in seinen Schlupfwinkel, ohne eins zu zerbrechen. Hindert ihn morgen etwa das Wetter am Ausgehen, so öffnet er sie vorsichtig mit den Zähnen und leckt sie aus. Kein Tier des Feldes ist vor dem Iltis sicher, selbst die Kreuzotter nicht.

Das Beste am Tiere ist der Balg. Mitte Winters bezahlt ihn der Kürschner am teuersten. Wenn sich der unangenehme Geruch verloren hat, den das Tier bei Lebzeiten hatte, so ist der braunschwarze Pelz mit weichem, gelblichem Wollhaare recht beliebt.

(H. Wagner.)

70. Der Fuchs.

Der Regen verzieht. Der Wald schüttelt die lauen Tropfen aus dem Haupte, und von den Wacholderbüschen der Heide steigt's erfrischend und würzig in die Abendluft. Die Mücken beginnen ihre Tänze. Finke und Lerche schmettern um die Wette. Der Hase macht Luftsprünge, und auch der Fuchs verspürt ein heimliches Rühren. Dort lauscht er zwischen den Wurzeln einer alten Eiche. Alles ist sicher. Mit einem Satze ist Reineke vor der Thür. Jetzt könnt ihr ihn deutlich sehen. Wie er dasteht!

Das scharf gespitzte Ohr ist gemacht, die auf Bäumen schlummernde Beute zu erspüren. Das leiseste Geräusch, das Zittern eines Blattes, das Zucken des träumenden Vogels vernimmt es. Und nun diese Nase! Wie viel Bosheit, List und Gewandtheit liegt in dieser feinen, langge-

streckten und geschmeidigen Spitze! — Aber das interessanteste Gesicht ist nichts ohne die Augen. Schön darf man nun freilich das Fuchsauge nicht nennen. Es spielt aus Grau in Grün, liegt schief, halb in der Höhle versteckt. Aber welche Bedeutung liegt darin! Jetzt senkt es sich in demütiger Ergebung, oder es blickt unschuldig und kindlich umher. Jetzt spielt ein spöttisches Lächeln um seine Lider, und jetzt wieder zuckt ein Blick daraus hervor, spitz und giftig, als treffe uns der Stich einer Viper.

Das Maul spaltet sich weit, denn der Fuchs ist ein Räuber; ein sparsamer Bart stellt sich um die Oberlippe. Die Lippen sind fein geschnitten und geschlossen. Öffnen sie sich aber, dann blecken scharf und grimm die Zacken des Gebisses, oder es dringt ein heiseres, hustenartiges Bellen hervor. Den schlanken Leib tragen schnelle Füße; stattlich schmückt ihn die buschige Schleppe. Der Pelz ist rot und goldig — mit Ausnahme des sauberweißen Vorhemdchens. Daher heißt der Fuchs von alters her der Rote, der Feuerfarbene.

So schleicht der Schlaue dahin, vorsichtig, geduldig, ausdauernd, behend, allezeit entschlossen, ein Meister über hundert Künste. Inzwischen kommen ein paar junge Füchslein neben ihm zum Vorschein und beginnen allerhand Kurzweil. Sie haben das leise horchende Mäuslein erhorcht und im Wettsprung gefangen. Mit mutwilliger Lust werfen sie es einander zu, bis sie, des Spielzeuges satt, es dem jüngsten überlassen. Nun gilt's, ein Vogelnest zu erspüren, eine Grasmücke zu beschleichen, den schlüpfrigen Frosch zu packen, oder ein Wespennest zu durchstöbern.

Da tritt auch die Mutter aus dem Erdgeschosse, und der alte Fuchs macht sich auf. Gelassen schlendert er durch Busch und Kraut, er vermeidet die Heerstraße und verliert sich gern in Riedgras, Korn und Hag. Die rosigste Laune leuchtet aus seinem Angesicht; Gedanken und Bilder umschwirren ihn wie ein lustiges Schneegestöber. Unterdessen

ist Reincke am Rande der Waldwiese angekommen. Er lauscht.

Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs spitzt das Ohr, ein Pfeifen läßt sich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es, und in schlankem Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. Plötzlich hebt die Ricke den Kopf, macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läufen. Es ist klar: sie hat den Räuber gewittert. Der hat sich herangestohlen, sacht, sacht, das Kitzlein unverrückt im Auge. Es gilt einen kühnen Griff. Er duckt sich nieder; wie eine Katze schmiegt er sich an den Boden, hebt leise Fuß und Kopf zu Sprung und Biß — ein Augenblick noch — ein Satz und — da stürzt sich die Mutter schnaubend auf den Mörder los, mit den Füßen ihn stampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Reineke kehrt hinkend und zorngrimmig heim.

Tritt die Sonne in den Löwen, dann blüht dem Fuchs die goldene Zeit. Üppige Ähren hangen schwer und gelb, ein unabsehlicher Fruchtwald. Dahinein zieht's den Fuchs. Dort lagern Hase, Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche. Ach, es wird ihnen übel ergehen! Der Verschlagene versteht zu passen, zu fassen, zu kirren, zu irren mit Strichen und Schlichen, mit Blicken und Tücken. Umsonst sind ihre kleinen Künste, er mordet bei Tag und Nacht, und seine Brut wird dreist und feist.

Aber die goldenen Tage sind bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt, auch die letzten Wandervögel sind davongezogen; über die Öde brausen rauhe Stürme. Bald liegt alles erstarrt unter der weißen Decke; Seen und Bäche gefrieren tief hinab, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Reincke darf das nicht. Die Not treibt ihn dem Walde zu; er ergeht sich in den düstersten Gedanken. Mit einemmale hebt er die Nase. Ein lieblicher

Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das? — Siehe da — mitten in der hungrigen Wildnis ein süßgebratenes Stück von Kater Hinzes Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern ist es verschlungen. Und wahrlich! da liegt ein zweites Stück! Reineke steht still, Überraschung und Argwohn in den Zügen. Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht. Nirgends ein Laut, nur die alten Föhren knarren; nirgends eine Spur. Er betrachtet den Bissen noch einmal: „Wär' es eine Falle? — Die Menschenkinder sind voll Args! — Schon mancher Edle fiel durch ihre List! — Aber nein — hinweg mit solchen Gespenstern!“ — Und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab.

O Reineke! Reineke! Du bist verloren — denn dort liegt noch ein dritter Bissen. In vollen Zügen schlürft der Hungergepeinigte den berauschenden Wohlgeruch; der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Aber je länger er hinschaut auf das verhängnisvolle Gericht, desto wirrer werden seine Gedanken, desto wirrer wird sein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen, der Duft betäubt ihn, er kann nicht los, er muß — und gält' es sein Leben — er muß hinzu. In einem wilden Satze springt er darauf los — da, krach! schlägt das Eisen zusammen.

So war der Schlaue doch nicht schlau genug! Er heult vor Wut; aber es ist nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage; denn Gefahr droht im Verzuge. Es gilt eine kühne That; er beißt sich den Fuß ab. — Einmal gefangen, denkt er und nimmermehr wieder! Und er jagt davon, leicht und frei, „als hätte er eben nur den Stiefel ausgezogen“. Die Niederlage muß ihn neue Künste und neue Siege lehren. — Das ist Reineke, der Held! (Masius.)

71. Abendstimmen.

1. Des Abends um die stille Zeit,
Da schweigt des Lebens Werk und Thun;
Die Menschenbrust, von Lust und Streit
Ermüdet, will in Frieden ruh'n.

2. Des Abends um die stille Zeit,
Da tönt die Glocke durch das Land
Und leget auf dein Herzeleid
Und auf dein Glück die milde Hand.

3. Des Abends um die stille Zeit
Vernimmst du wohl ein leises Wort:
Nun, Menschenseele, sei bereit!
Wer weiß, wie balde gehst du fort.

4. Des Abends um die stille Zeit
Vergiß nicht, daß in solcher Frist —
Wenn dir die Heimat noch so weit —
Der Himmel so viel näher ist.

(G. Scheurlin.)

72. Der alte Löwe.

Ein alter Löwe, der von jeher recht grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete seinen Tod. Die Tiere, welche sonst vor ihm in Schrecken gerieten, bedauerten ihn nicht; denn wer betrübt sich wohl über den Tod eines Friedensstörers, vor dem man nie ruhig und sicher sein kann! Sie freuten sich vielmehr, dafs sie nun bald seiner los sein würden. Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, welches er ihnen ehedem angethan hatte, wollten nun ihren Hafs an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beifsenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfreden; der Ochse stiefs ihn mit den Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein stand dabei und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht," fragte der Esel, „dem Löwen auch eins versetzen?" Das Pferd antwortete ernsthaft: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht mehr schaden kann."

(G. E. Lessing.)

73. Der Maulwurf.

Unter allen Tieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung in dunklen Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen ist's zu viel, wird mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Tier unten an den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter!

Wahr ist es und nicht zu läugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden aufwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachstume gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten?

Nun, man sagt so: „Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden, und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf.“ — Der das sagt, ist vermutlich der nämliche, der einmal so behauptet hat: „Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub beizeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus.“ — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrner Landwirt und Naturforscher, der sagt so:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern der Engerling und seine Kameraden, die unter der Erde sind, und aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Larven und reinigt so den Boden von diesen Feinden.“

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil er da seiner Nahrung nachgeht. Und dann muß er der Verderber sein und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt,“ werdet ihr sagen, „der noch keinen Maulwurf gesehen hat.“

Halt, guter Freund! Der das sagt, kennt den Maulwurf besser, als ihr alle, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

Erstlich, wenn ihr dem Maulwurfe in das Maul schaut. Alle vierfüßigen oder Säugetiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerke bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubtiere aber, welche andere Tiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfes betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: er ist kein Tier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubtier, das andere Tiere frißt.

Zweitens, wenn ihr einem getöteten Maulwurfe den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut. Was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen

hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfes finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Gärten verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahre kommt alsdann der Maikäfer, frißt die Bäume kahl wie Besenreis und bringt euch zur Vergeltung auch des Kuckucks Dank und Lohn.

So sieht's aus. (J. P. Hebel.)

74. Der Maulwurf.

Der Maulwurf ist nicht blind. Gegeben hat ihm nur ein kleines Auge, wie er's brauchet, die Natur, mit welchem er wird seh'n, so weit er es bedarf, im unterirdischen Palast, den er entwarf. Und Staub ins Auge wird ihm desto minder fallen, wenn wühlend er emporwirft die gewölbten Hallen. Den Regenwurm, den er mit andern Sinnen sucht, braucht er nicht zu erspäh'n, nicht schnell ist dessen Flucht. Und wird in warmer Nacht er aus dem Boden steigen, auch seinem Augenstern wird sich der Himmel zeigen, und, ohne daſs er's weiſs, nimmt er mit sich hernieder auch einen Strahl und wühlt vergnügt im Dunkeln wieder. (F. Rückert.)

75. Die Fledermaus.

Kaum ist die Sonne gesunken, so schwirrt pfeilschnell die dunkle Gestalt der Fledermaus über dem Haupte des Wanderers. Der kleine, weiche Körper hat das sammetne

Fell der Maus. Auch die Hinterfüße beider Tiere zeigen viel Ähnlichkeit; aber die Vorderfüße sind ganz anders gebaut. Die Maus hat kurze Füße mit Krallen zum Graben; die Vorderbeine der Fledermaus hingegen sind Flugwerkzeuge. Zwischen den Zehen ist eine graue, zarte Haut ausgespannt, ähnlich wie das Zeug zwischen den Stäben eines Regenschirms. Dieselbe reicht bis zu den Hinterfüßen. Sie kann ausgebreitet und zusammengeklappt werden. Mit Hilfe dieser Haut flattert die Fledermaus. Bald segelt sie in bedeutender Höhe und erschnappt dort Fliegen. Gleich darauf schießt sie herunter auf das Wasser und erhascht Mücken und Käfer. Wir erkennen die kleinen Tierchen, von denen die Fledermaus lebt, selbst bei hellem Sonnenscheine nur mit Mühe; sie erspäht dieselben bei finsterer Nacht. Wir stolpern in der Dunkelheit oft auf ebenem Wege; sie schwirrt in der Nacht zwischen den Zweigen der Bäume hindurch. Auffallend groß sind die Ohren der Fledermaus, und ihr Gehör ist sehr scharf. Von fern schon vernimmt sie das Summen des Mückenschwarms und des einsamen Käfers, sowie den leisen Flügelschlag der Eule, welche ihr mit Klaue und Schnabel droht.

Sobald der Tag anbricht, suchen die Fledermäuse ihre Schlupfwinkel auf. Einige kriechen in hohle Bäume; andere verstecken sich unter die Strohdächer der Scheunen; noch andere schlüpfen in Kirchtürme, in Ruinen oder in unbenutzte Schornsteine. Sonderbar ist die Art, wie sie ausruhen und schlafen. Sie hängen sich mit den Krallen der Hinterfüße an einem Dachsparren oder Holznagel auf; der Kopf ist dabei nach unten gewendet. Ebenso bringen sie die kalten Tage des Winters zu. Beim Beginne desselben wickeln sie sich in ihre Flughaut wie in ein Tuch und schlafen ein. Wer unten vorübergeht, glaubt wohl, einen Fetzen Spinngewebe zu sehen; so regungslos hängen sie da. Wenn aber die ersten Käfer schwirren, und wenn der Dachs vor seine Hausthür kommt, dann wacht auch

die Langschläferin auf und wickelt sich aus ihrer Umhüllung. Was im Winter Mantel gewesen war, wird zum Flügel und trägt sie durch die Luft.

Man sagt den Fledermäusen nach, daß sie sehr unverträglich seien. Auch sonst stehen sie nicht in gutem Rufe. Sie sollen den Menschen gern in die Haare fliegen und sie dadurch erschrecken. Man fürchtet sie deshalb wohl. Aber es ist nicht recht, daß man sie tötet. Sie vertilgen Millionen von Käfern, Raupen und Nachtschmetterlingen. Dabei haben sie noch manche andere löbliche Eigenschaft. Gar sorglich pflegt die Fledermaus ihre Jungen. Sie trägt dieselben mit sich herum, bis sie selbst ihre Flughäute gebrauchen und Nahrung erhaschen können. Mit ihren Jungen kommt sie aus den Schallöchern des Kirchturms; mit ihnen flattert sie über den Teich und durch den Kreuzgang des Klosters. Und wenn sie vor dem Morgensterne wieder in ihren Winkel heimgekehrt ist, schlägt sie die Flughaut um ihre Kinder, daß sie sicher schlafen können, bis die Sonne wieder untergegangen ist.

Wer sagt aber den jungen Fledermäusen, daß sie sich an ihre Mütter anklammern und an denselben festhalten müssen, und daß sie ihr Brot nirgends anders finden können als in der Luft? Das ist derselbe, von dem Salomo schreibt: „Gott hat beide, die Kleinen und die Großen, gemacht und sorget für alle gleich.“ (Glaubrecht.)

76. Die drei Söhne eines Bettlers.

Es gibt allerlei Arbeiten, die der ärmste Bauersmann ohne Mühe anfangen kann, um sein Brot zu verdienen und Weib und Kind zu ernähren. Wer nur aufmerksam, fleißig und sparsam ist, der verdirbt in der Welt nicht. Das beweiset die Geschichte von Hansjörg Schmid.

Der alte Hansjörg war ein Bettler, der in Kriegsdiensten das rechte Bein verloren hatte. Er ging noch vor mehreren Jahren in den Dörfern am Bodensee von Haus

zu Haus, um Brot zu fordern. — Jetzt aber sitzt der alte Hansjörg als ein reicher Mann im Lehnstuhl, und die Leute wundern sich seiner, und niemand weiß, woher er es hat. Da sagt der eine: „Er hat einen Schatz gefunden!“ — „Nein,“ schreit der andere, „der Drache hat es ihm durch den Kamin gebracht!“ — „Nein,“ schreit der dritte, „er hat mit dem Teufel ein Bündnis geschlossen!“ — Und ich sage: „Ihr seid alle insgesamt einfältige Tröpfe. Ich will's euch besser sagen: Hansjörg hatte drei Söhne, die er, trotz seiner Armut, in christlicher Tugend auferzog und fleißig zur Schule schickte.“

An einem heißen Tage saß Hansjörg auf dem Felde und teilte mit den drei Knaben sein Brot.

„Buben,“ sagte Hansjörg, „ihr seid groß genug und könnt mit Arbeiten euer Brot verdienen. Aber betteln dürft ihr nicht, denn Bettelbrot ist bittre Not! Diebesbrot bringt Galgentod! Du da, Peter, bist vierzehn Jahre alt, hast zwei gesunde Augen — such' dir Arbeit! — Du, Gabriel, hast zwei gesunde Arme, geh' und schaff'! — Du, Veit, bist elf Jahre alt, hast zwei gesunde Beine, lauf' nach deinem Brot'!“

Da riefen alle verwundert: „Vater, wo sollen wir Brot suchen, ohne es zu betteln?“

Hansjörg antwortete und sprach: „Ob wir gleich in der Welt nicht eigen Haus und Hof haben, eigen Wald und Gärten, so fällt doch manches hin, was keinem gehört, und was keiner will, und daraus machet Geld. Ich will's euch lehren, denn viele Hundert verstehen dies Kunststück nicht. Und wenn ihr euch damit Geld erworben habt, so sammelt es, und verzehrt es nicht. Bringet ihr es nur erst dahin, daß ihr alle Tage gegessen und getrunken habt und alle Tage einen Batzen erübrigt von eurem Verdienste, so hat jeder von euch in einem Jahre schon vierundzwanzig Gulden gewonnen. In zehn Jahren sind das schon zweihundertundvierzig Gulden.“

Darauf führte Hansjörg seine drei Söhne durch Dorf und Stadt, durch Feld und Wald.

Er ließ sie alle weggeworfenen Knochen sammeln und an Dreher verkaufen, die dergleichen zu verarbeiten verstanden. Desgleichen lasen sie alles alte Glas in große Säcke zusammen und verkauften es an die Glaser. Im Sommer brachten sie große Päcke von gesammelten Wacholderbeeren, Salbei, Rosenblättern, Holunderblüten u. dgl. in die Apotheke und wurden schön bezahlt und bekamen frische Bestellung. Alle Kuhhaare sammelten sie und Roßhaare, wo solche zu finden waren. Hatten sie einen Haufen beisammen, so trugen sie die Kuhhaare zu den Tapezierern, die Roßhaare zu den Sattlern, Stuhl- und Wagenmachern, und das alles brachte Geld ein und war doch nur im Vorbeigehen — außer der Schulzeit — gesammelt. Ebenso suchten sie Schweinsborsten zusammen für Bürstenbinder, alles Gedärme von geschlachtetem Vieh, das sie fleißig auswuschen, trockneten und den Saitenmachern brachten, die dergleichen gern kauften. Wo man ihnen Asche gab, schleppten sie solche zusammen. Da waren denn immer Seifensieder und andere Handwerker, die dieselbe gern hatten. — Wollene und leinene Lumpen hoben sie sorgfältig auf; je größer ihr Haufen war, den sie an den Papiermacher verkauften, desto dicker schossen die Batzen aus dessen Taschen hervor. — Ja, keine Feder, die zur Bettfeder taugte, keine Feder aus einem Gansflügel, die zur Schreibfeder taugte, durfte verloren gehen. Und ging es gleich damit langsam, so kamen doch nach Monaten ansehnliche Bündel unvermerkt zusammen.

Im Herbste nun gab es für die drei Knaben vollauf zu thun. Wo es erlaubt war, suchten sie das wilde Obst zusammen, woraus verständige Haushaltungen Essig, Most und andere nützliche Sachen bereiteten; im Walde suchten sie eine außerordentliche Menge von Samen der Eichen, Buchen, Hagebuchen, Birken, Erlen, Ulmen u. dgl. zusammen, der ihnen von den Oberförstern und Samenhändlern teuer

bezahlt ward. Unter den wilden Kastanienbäumen lasen sie die Kastanien in ihre Säcke auf, ließen sie in einer Mühle mahlen, wo man sie zwar auslachte, weil der Müller meinte, sie wollten das Mehl von diesen bittern Kastanien essen, die kein Tier und kein Mensch genießen mag; aber die kleinen Söhne des Hansjörg ließen den Müller lachen und verkauften ihr Kastanienmehl schön an die Buchbinder, Tapezierer und andere Handwerker zu Kleister und Pappe. — Und wenn es nichts zu thun gab, so wuchsen doch nach einem warmen Regen Pilze und Schwämme für die Leckermäuler der Stadt, oder es gab Moos zu scharren, an der Sonne wohl auszudörren und an die Kaufleute zum Packen, zum Sesselausstopfen und zu anderen Dingen zu verhandeln.

Im Winter beschäftigten sich die Kleinen damit, Besen zu binden, aus Weidenruten zierliche Körbe zu flechten, oder alte auszubessern, oder von Stroh Teller und Körblein zu flechten — darin war der alte Hansjörg Meister — oder Sessel zu flechten.

Genug, das Haus des armen Mannes, bei welchem Hansjörg wohnte, war wie ein großes Magazin von allerlei Zeug, daß es kaum Platz hatte. Denn die Knaben schleppten alle Tage, die Gott werden ließ, von links und rechts zusammen, wie die kleinen Vögel, welche sich ein frisches Nest bauen wollen. Sie wurden nach und nach mit ihren Kaufleuten immer bekannter, wußten, wie man die Ware am liebsten hatte, und wurden dabei immer geschickter.

Als nun das Jahr zu Ende war, rechnete der Vater Hansjörg zusammen, und siehe, es ergab sich, daß die drei Knaben etwas mehr als einen Batzen des Tages zusammengearbeitet hatten; denn in der Kasse lagen von allem Verkauften, wobei es dann und wann von den Herren in der Stadt noch ein artiges Trinkgeld gegeben hatte, hundertundvier Gulden dreiundzwanzig Kreuzer.

Hansjörg trug die Summe sogleich zu einem angesehenen Kaufmanne und lieh sie auf Zins aus. Das freute die drei Knaben, denn sie hatten in ihrem Leben nicht so viel Geld beisammen gesehen. Freilich hatten sie noch viel schlechter gelebt als früher; aber das mühsam erworbene Brot schmeckte ihnen viel süßer. „Ja," riefen sie lustig am Neujahrstage:

„Bettelbrot ist bittre Not;
Diebesbrot bringt Galgentod;
Aber Arbeit segnet Gott!"

Nun ging's frisch ins folgende Jahr hinein. Man war wieder fleißig. Hansjörg ging nicht mehr betteln, sondern besorgte das Hauswesen, ging zu Lohgerbern, Seifensiedern, Samenhändlern und half, die Ware besser an den Mann zu bringen.

Nach vier saueren Jahren hatte er die Freude, beim Kaufmanne schon sechs hundert und vierzehn Gulden untergebracht zu haben.

Aber nun waren die drei Buben größer, und es gab unter ihnen allerlei Hader. Bald hatte der eine zu wenig gearbeitet, bald der andere zu wohlfeil verkauft, bald der dritte wo einen Schoppen Wein getrunken.

Da Hansjörg den Zank nicht leiden wollte, sprach er: „Ich gebe jedem von euch hundert Gulden. Ihr taugt nicht beisammen. Geht in die Welt! Arbeite jeder für sich! Das übrige Geld bleibt bei unserem Kaufmanne für den Fall der Not aufgehoben, und soll alljährlich der Zins zum Kapital geschlagen werden."

Da drückten die Brüder einander die Hand und sprachen zum Hansjörg: „Lebet wohl, Vater!" Peter ging gegen Morgen, Gabriel gegen Abend, Veit gegen Mitternacht.

Und Hansjörg erfuhr lange, lange nichts von seinen Söhnen; sie blieben verschwunden, und es gereute ihn, sie alle fortgeschickt zu haben, denn er war alt und schwach. Aber er rührte das Geld nie an bei dem Kaufmanne,

sondern ließ sich das Kapital durch die daraufgeschlagenen Zinsen mehren.

Er ging wieder betteln von Haus zu Haus, und man gab dem alten, lahmen Hansjörg wohl gern, so lange er fordern konnte.

Aber endlich konnte er nicht mehr fordern; denn er war krank und war schon zweiundsechzig Jahre alt. Die Leute, die ihn kannten, schickten ihm wohl von Zeit zu Zeit einige Lebensmittel. Doch die Gemeinde, in welcher er seit vierundzwanzig Jahren gewohnt hatte, verstieß ihn unbarmherzig, weil er ein Fremder war. „Er soll uns nicht zur Last fallen," sagten die Bauern, „in vierzehn Tagen muß er zum Dorfe hinaus!"

„Ich weiß nirgends hin," antwortete Hansjörg; „doch zur Last will ich keinem fallen. Jetzt ist die Not am höchsten."

Darauf schrieb er an den Kaufmann in der Stadt folgenden Brief: „Sendet mir dreihundert Gulden von meinem Kapitale; denn ich bin alt und schwach, und von meinen Kindern habe ich schon seit vierzehn Jahren nichts vernommen. Sie leben nicht mehr; ich folge ihnen bald in die Ewigkeit."

„Ihr seid reich genug!" antwortete der Kaufmann; „denn Euer Geld hat sich über zweitausend Gulden nach und nach vermehrt. Hiermit sende ich dreihundert Gulden."

Wie das Geld kam, rissen alle Bauern im Dorfe die Augen auf und thaten wieder freundlich mit Hansjörg, und jeder sagte: „Der lahme Mensch kann hexen!"

Doch Hansjörg war bei seinen dreihundert Gulden nicht froh; er sehnte sich zu sterben, um bald wieder zu seinen drei Söhnen zu kommen, die er für gewiß tot hielt und längst im Himmel vermutete. Er war oft sehr niedergeschlagen.

„Ich werde allein sterben!" sprach er, „und an meinem Totenbette wird kein mitleidiges Auge weinen, und meine

brechenden Augen wird nicht die weiche Hand eines geliebten Sohnes zudrücken. Hätt' ich nur wenigstens den kleinen Veit behalten."

Doch Hansjörg starb nicht, vielmehr ward er gesund und pflegte sich im Alter gar wohl und that sich alle Woche einmal am Sonntag im Wirtshause bei einem Schoppen Wein gütlich.

An einem schönen Sonntagabende saß er mit einigen Bauern vor dem Wirtshause unter der alten, blühenden Linde. Hui! kommt wie ein Wetter ins Dorf gesprengt ein Bedienter zu Pferde, in roten Scharlach gekleidet, mit silbernen Tressen daran, und fragt mit lauter Stimme: „Wohnt hier im Dorfe der Herr Hans Georg Schmid?"

Die Bauern verwunderten sich und sprachen: „Ja freilich, er trinkt sein Schöpplein unter der alten Linde."

Da drehte der Bediente das Roß um und schnell wieder zurück in vollem Galopp. Und die Bauern gingen alle zum Hansjörg und erzählten, was sie gehört und gesehen, und rieten hin und her, was es bedeuten könne.

Siehe, da kamen zwei prächtige Kutschen ins Dorf und hielten vor der Wohnung des alten Hansjörg stille. Dann stiegen drei junge Herren und zwei schöne Frauenzimmer in reichen Kleidern heraus, und alle fielen mit offenen Armen an den Hals des alten Hansjörg, der nicht wußte, wie ihm geschah. „Vater, kennt Ihr uns nicht?" rief der älteste, „ich bin Euer Peter und dermalen ein Spezerei- und Gewürzhändler in Warschau, und dieses Frauenzimmer ist meine Frau!"

Darauf sprach der zweite Herr: „Und ich bin Euer Gabriel, und dies ist meine Frau, und ich habe bisher großen Kornhandel in Warschau getrieben." — Nachher sprach der dritte: „Und ich bin Euer Veit und komme aus Ostindien, wohin ich dreimal mit allerlei Waren reiste; ich habe aus den Zeitungen den Aufenthalt meiner Brüder erfahren und mir ein Landgut bei Warschau gekauft. Nun

kommen wir und wollen Euch mit uns nehmen und Euer im Alter pflegen."

Da weinte der alte Hansjörg Freudenthränen am Halse seiner vielgeliebten Kinder und segnete sie und ihre Frauen.

„Ja," riefen die Söhne, „Ihr müßt bei uns wohnen; denn Euch nur verdanken wir unser Glück. Hättet Ihr uns nicht gelehrt, Moos und Lumpen, Knochen und Haare, Kräuter und Federn, Baumsamen und Rosenblätter und dergleichen zu sammeln und zu benutzen, so wären wir noch heute arme Bettler. Aber wir haben Euern Spruch uns oft vorgebetet, wenn's uns sauer ward:

Bettelbrot ist bittre Not;
Diebesbrot bringt Galgentod;
Aber Arbeit segnet Gott! —

und dann ging's!" Also sprachen die frommen Söhne und nahmen ihren hochbeglückten Vater mit sich und vermachten das Geld, das er beim Kaufmanne hatte, an die Armenkasse und lebten alle froh und vergnügt.

Da standen die Bauern da und sperrten die Mäuler auf und wußten nicht, wie das Ding zugegangen. Und der Klügste sagte, indem er bedenklich den Kopf schüttelte: „Der Hansjörg muß mit dem Teufel einen Bund gemacht haben, wie konnte er sonst zu so vielem Reichtume kommen!"

Aber der Leser weiß besser, wie Hansjörg dazu kam, und muß sich an dessen drei Söhnen ein lehrreiches Beispiel nehmen.

(H. Zschokke.)

77. Spruch.

Gott gibt Äcker, gibt nicht Pflüge;
Gott gibt Quellen, gibt nicht Becher;
Gott gibt Flachs, gibt nicht das Linnen;
Gott gibt ein'ges, gibt nicht alles.
Selbst mit eigner Kraft muß schaffen,
Selbst mit eignem Sinn muß walten,
Selbst mit eignem Kopf muß wirken
Jeglicher auf dieser Erde.

(Finnischer Spruch.)

78. Das Kaninchen.

Das Kaninchen ist ursprünglich kein deutsches Tier. Es soll sich von Spanien aus nach den übrigen Ländern Europas verbreitet haben. Anfangs war es ein Haustier; es ist aber nach und nach verwildert und jetzt an manchen Stellen häufiger vorhanden als den Leuten lieb ist.

Das wilde Kaninchen hat viele Ähnlichkeiten mit einem halberwachsenen Hasen. Es ist nur kleiner und hat kürzere Hinterbeine und kürzere Ohren. Es hält sich am liebsten in sandigem oder mergelhaltigem Hügellande an trockenen, sonnigen Stellen auf, besonders da, wo es gutes Futter in der Nähe findet. Jeder Kaninchenbau besteht aus einer ziemlich tief liegenden Kammer. Von dieser aus gehen Röhren, die im Winkel gebogen sind und sich nach mehreren Ausgängen verzweigen. Jedes Paar hat seinen Bau für sich. An kahlen Plätzen findet man mitunter 20 bis 30 solcher Baue beisammen. Letztere sind dann auch mit besonderen Fallröhren versehen, die senkrecht in sie hineinführen. In jungen Nadelholzpflanzungen trifft man dagegen oft eine ganze Anzahl einzelner kleiner Baue, von denen jeder zwei oder drei Röhren hat. Es kommt sonderbarerweise sogar vor, daß Kaninchen mit ihrem Todfeinde, dem Fuchse, und mit dem Dachse Baue an derselben Stelle haben.

Sobald das Weibchen des wilden Kaninchens Junge bekommen will, legt es für dieselben einen besonderen kleinen Bau an und füttert die Kammer desselben sorgsam mit Heu und zuletzt mit Haaren aus, die es sich von dem eigenen Pelze abzupft. Die Jungen sind einige Tage lang völlig blind und anfänglich unförmliche und unbehilfliche kleine Dinger. Das Weibchen stopft jedesmal, wenn es die Höhle verläßt, diese sorgsam mit Moos, Erde und Haaren zu. Während des Tages bekümmert es sich scheinbar gar nicht um die Jungen, behält jedoch den Bau stets im Auge. Es

säugt dieselben gewöhnlich nur während der Nacht. Nach drei Wochen nimmt das Alte sie aber schon mit auf das Feld, und von da an müssen sie sich ihre Nahrung selber suchen.

Die zahmen Kaninchen der gemeinen Sorte ähneln an Gestalt den wilden. In ihrer Färbung weichen sie aber außerordentlich von einander ab. Es gibt deren, die den wilden auch hierin gleichen, dann fuchsig-gelbliche, weiße mit roten Augen, schwarze, silbergraue, mäusefarbige und vielfach gefleckte. Selten bekommen die Alten mehreremal hinter einander Junge von derselben Färbung. Meistens weichen die Kleinen auch unter einander in der Farbe und Zeichnung ab. Je nach der Liebhaberei der Kaninchenfreunde wird einmal die eine Sorte mehr geschätzt, dann wieder die andere. Auch inbezug auf die Beschaffenheit des Pelzes, die Größe des ganzen Körpers, die Länge der Ohren u. dergl. kommen mehrfache Abänderungen vor, die von manchen Leuten geliebt und besonders gepflegt werden. Besonders beliebt sind jetzt wegen ihres Fleischnutzens die sogenannten Lapins, welche in eigens dazu eingerichteten Ställen gemästet, oft 75 cm lang und 3½ kg schwer werden.

(Nach H. Wagner.)

79. Was Münchhausen erzählt.

1. Einmal jagte ich zwei ganze Tage hinter einem Hasen her. Mein Hund brachte ihn immer wieder herum, aber nie konnte ich zum Schusse kommen. An Hexerei zu glauben, ist meine Sache nie gewesen, dazu habe ich zu außerordentliche Dinge erlebt; allein hier war ich doch mit meinen fünf Sinnen zu Ende. Endlich kam mir aber der Hase so nahe, daß ich ihn mit meinem Gewehre erreichen konnte. Er stürzte nieder, und was meint ihr, was ich nun fand? Vier Läufe hatte mein Hase unter dem Leibe und vier auf dem Rücken. Waren die zwei unteren Paare müde, so warf er sich wie ein geschickter Schwimmer, der auf Bauch und Rücken schwimmen kann, herum, und nun ging es mit den beiden neuen wieder mit verstärkter Geschwindigkeit fort.

2. Einst, als ich mein Blei verschossen hatte, stieß mir ganz wider mein Vermuten der stattlichste Hirsch von der Welt auf. Er blickte so mir nichts, dir nichts mir ins Auge, als ob er's gewußt hätte, daß mein Schrotbeutel leer war. Augenblicklich lud ich indessen meine Flinte mit Pulver und darüber her eine ganze Hand voll Kirschkerne, von denen ich, so hurtig sich das thun ließ, das Fleisch abgezogen hatte. Und so gab ich ihm die volle Ladung mitten in sein Hirn zwischen das Geweihe. Der Schuß betäubte ihn zwar; er taumelte, machte sich aber doch aus dem Staube. — Ein oder zwei Jahre darnach war ich in eben demselben Walde wieder auf der Jagd, und siehe, zum Vorschein kam ein stattlicher Hirsch mit einem voll ausgewachsenen Kirschbaume, mehr als drei Meter hoch, zwischen seinem Geweihe. Mir fiel gleich mein voriges Abenteuer wieder ein; ich betrachtete den Hirsch als mein erworbenes Eigentum und legte ihn mit einem Schusse zu Boden, wodurch ich denn auf einmal Braten und Kirschen zugleich erhielt; denn der Baum hing reichlich voll Früchte, die ich in meinem ganzen Leben so delikat nicht gegessen hatte.

3. Einst ritt ich über Land, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. Nirgends war ein Dorf zu hören, noch zu sehen. Das ganze Land lag unter Schnee, und ich wußte weder Weg noch Steg. Des Reitens müde, stieg ich endlich ab und band mein Pferd an einen Baumstumpf, der über den Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Pistolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder und machte ein so gesundes Schläfchen, daß mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller, lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich mitten in einem Dorfe neben der Kirche lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen; doch hörte ich's bald darauf über mir wiehern. Als ich nun empor sah, wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchturms gebunden war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeschneit gewesen. Das Wetter hatte sich aber plötzlich geändert, und ich war im Schlafe nach und nach, so wie der Schnee zusammengeschmolzen war, ganz sanft herabgesunken. Was ich in der Dunkelheit für den Stumpf eines Bäumchens, der über den Schnee hervor-

ragte, gehalten, daran ich mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Turmes gewesen. Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, zerschoß die Halfter, kam glücklich auf diese Art wieder zu meinem Pferde und setzte meine Reise fort.

(G. A. Bürger.)

80. Waldlied. ††

1. Ich möchte ein Jäger sein, durchstreifen Felder und Hain, möcht' der Vögel Ruf verstehen, möcht' hören der Winde Wehen, wenn die Tannen rauschen darein! Ich möchte ein Jäger sein!

2. Ich möchte ein Jäger sein! Früh morgens beim ersten Schein wär' ich im Walde schon wieder und hörte der Vögel Lieder und hörte den Kuckuck schrei'n. Ich möchte ein Jäger sein!

3. Ich möchte ein Jäger sein! Im Mondschein stünd' ich allein am Waldweg. Jetzt kommt es gegangen, das Reh. Mit freudigem Bangen nähm' ich die Büchse und — nein, ich möchte kein Jäger sein.

(Theob. Kerner.)

81. Zeus und das Pferd.

„Vater der Tiere und Menschen," so sprach das Pferd und nahte sich dem Throne des Zeus, „man will, ich sei eines der schönsten Geschöpfe, womit du die Welt gezieret, und meine Eigenliebe heifst mich es glauben. Aber sollte gleichwohl nicht noch Verschiedenes an mir zu bessern sein?" —

„Und was meinst du denn, das an dir zu bessern sei? Rede! Ich nehme Lehre an." So sprach der gute Gott und lächelte.

„Vielleicht," sprach das Pferd weiter, „würde ich flüchtiger sein, wenn meine Beine höher und schmächtiger wären. Ein langer Schwanenhals würde mich nicht entstellen. Eine breitere Brust würde meine Stärke vermehren. Und da du mich doch einmal bestimmt hast,

deinen Liebling, den Menschen, zu tragen, so könnte mir ja wohl der Sattel anerschaffen sein, den mir der wohlthätige Reiter auflegt."

„Gut!" versetzte Zeus. „Gedulde dich einen Augenblick!" Zeus, mit ernstem Gesichte, sprach das Wort der Schöpfung. Da quoll Leben in den Staub. Da stand plötzlich vor dem Throne — das häſsliche Kamel.

Das Pferd sah, schauderte und zitterte vor entsetzendem Abscheu.

„Hier sind höhere und schmächtigere Beine," sprach Zeus. „Hier ist ein langer Schwanenhals. Hier ist eine breitere Brust. Hier ist der anerschaffene Sattel! Willst du, Pferd, daſs ich dich so umbilden soll?"

Das Pferd zitterte noch.

„Geh'!" fuhr Zeus fort. „Diesesmal sei belehrt, ohne bestraft zu werden. Dich deiner Vermessenheit aber dann und wann reuend zu erinnern, so dauere fort, neues Geschöpf!" — Zeus warf einen erhaltenden Blick auf das Kamel — — „und das Pferd erblicke dich nie, ohne zu schaudern." (Lessing.)

82. Sprüche. ††

1. Was verkürzt die Zeit?
   Thätigkeit.
   Was macht sie unerträglich lang?
   Müßiggang.
   Was bringt in Schulden?
   Harren und Dulden.
   Was macht gewinnen?
   Nicht lange besinnen.
   Was bringt zu Ehren?
   Sich wehren.

2. Zwischen heut' und morgen
   Liegt eine lange Frist;
   Lerne schnell besorgen,
   Da du noch munter bist.

3. Willst du immer weiter schweifen?
Sieh', das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen!
Denn das Glück ist immer da. (Goethe.)

83. Das Reh.

Im schönen Maimond, wenn die Singvögel im Walde ihre schönsten Lieder singen, und das junge Gras und Kraut am saftigsten sprießt, dann sucht das alte Reh ein stilles, verstecktes Plätzchen auf. Dort wirft es ein oder zwei Junge, die so klein sind wie junge Ziegenlämmchen und gelbbraun aussehen, mit hellen Flecken und Streifen gezeichnet.

Die Rehkälbchen genießen anfänglich nichts weiter als Milch. Schon nach wenig Tagen folgen sie ihrer Mutter bei den Spaziergängen im Walde, dann werden ihre dünnen Beinchen kräftiger und flinker, und nach wenig Wochen suchen sie sich die zartesten Grasspitzchen heraus oder die weichsten Blätter der Kräuter und verspeisen sie.

Jetzt wird es lebendig im Walde. An der einen Seite schlagen die Holzhauer eine Abteilung Bäume nieder, und auf der andern ziehen ganze Scharen Kinder durchs Gebüsch und suchen Heidelbeeren, Preißelbeeren und Himbeeren. Da ist's den Rehen dort nicht mehr behaglich; sie wandern am Abend im Dämmerlichte aus, der Rehbock voran, die Ricken mit den Kälbchen ihm nach hinaus ins Getreidefeld. Dort lagert die Familie, am Tage versteckt von den hohen Halmen; am Abend oder im Zwielicht der Morgendämmerung schmausen sie die saftigen Erbsen vom Acker oder den Hafer.

Ohne Gefahren sind aber auch die Jugendtage eines Rehkälbchens nicht. Einer der schlimmsten Feinde ist der Fuchs, der schlaue Räuber. Gar zu gern schleicht er sich an die weidenden Rehe heran und stellt sich so gutmütig und unschuldig als möglich. Ist ein junges Reh vorwitzig

genug, ihm zu nahe zu kommen, und hat seine Mutter auf dasselbe nicht gehörig acht, so springt der arge Bursche zu, erwürgt das Kälbchen und schleppt es zum Fraße fort. Gleicherweise droht ihm von Uhu und Adler Gefahr.

Sobald im Spätsommer die Sensen erklingen, wandert die Familie zurück in den Wald und sucht die alten Lieblingsplätzchen wieder auf. Die braunen Haare, welche das Sommerkleid bildeten, fallen allmählich aus, und es wachsen an ihrer statt neue von graubrauner Farbe. Sie sind aber nicht weich und geschmeidig wie beim Pelze des Marders und der Katze, sondern ziemlich rauh und brüchig.

Im Herbste verliert der alte Rehbock sein Geweih, und wenn es nicht von selbst abfallen will, stößt er sich's an den Baumstämmen ab. Wahrscheinlich juckt es ihn oder es wird ihm sonst lästig. Die Stelle, an welcher es sich ablöst, blutet anfänglich ein wenig; bald aber heilt eine Haut darüber, und es bleiben auf dem Kopfe nur die zwei Knochenaufsätze übrig, die mit dem Stirnknochen in enger Verbindung stehen, und welche vom Jäger die Rosenstöcke genannt werden.

Im Herbste erkennt man auch, welches von den Rehkälbchen Männchen und welches Weibchen sind. Bei den ersten bilden sich die Rosenstöcke, und gegen Weihnachten fangen ihnen die ersten Geweihe an zu wachsen. Die Haut rings um die Rosenstöcke schwillt an; das Blut strömt mächtig dorthin, und das junge Geweih wächst gleich zwei beinahe geraden Stangen ziemlich rasch hervor. Anfänglich ist es noch weich und mit Haut und Haaren überzogen, welche beide vom Jäger „Bast“ genannt werden. Hat das Geweih die gehörige Größe erlangt, so bildet sich an seinem unteren Teile, an welchem es mit den Rosenstöcken zusammenhängt, ein Kranz aus zierlichen Knochenperlen, der Rosenkranz. Durch diesen wird es allmählich dem Blute verwehrt, noch mehr nach dem obern Geweihe zu strömen. Die Haut und Adern an letzterem vertrocknen, und das

Geweih wird hart und verknöchert. Der Rehbock reibt sich den trocken gewordenen Bast ab und steht stattlich bewaffnet da als Spießer. Die Rinnen und Vertiefungen, welche die Außenseite der Geweihe zeigt, sind noch die Spuren von den Adern, die dort verliefen.

Im zweiten Jahre bekommt das Rehböckchen (Spießbock) ein Geweih, bei dem jede Stange noch einen Seitenast hat. Er wird dann vom Jäger ein Gabelbock genannt. In spätern Jahren erhält jede Hälfte drei, vier bis fünf Zacken, mehr aber nicht. Die Rückseite des Geweihes ist dagegen mit zierlichen Knochenperlen besetzt, von denen manche mitunter ziemlich lang werden.

Mit dem Geweihe wächst dem Rehbocke auch der Mut, und wenn das Gehörn ausgewachsen und hart ist, so wird das sonst so sanfte und friedliche Tier kampflustig und streitsüchtig. In der Abenddämmerung tritt es dann trotzig auf den freien Plan zwischen dem Gebüsch und läßt ein dreimaliges lautes Bellen hören. Es ruft damit die Weibchen, droht aber auch zugleich dadurch jedem anderen Rehbocke, ihm aus dem Wege zu bleiben. Begegnen sich zu dieser Zeit (im August) zwei rauflustige Böcke, so stellen sie sich zum Kampfe gegenüber wie die alten Ritter beim Turnier. Sie rennen mit ihren Geweihen gegen einander, daß es laut schallt. Nicht selten trägt der eine oder der andere eine derbe Wunde davon; ja, es ist schon vorgekommen, daß sie sich mit den Geweihen so verwickelten, daß sie nicht wieder aus einander konnten und dann elendiglich umkamen.

Im Winter, wenn der Schnee ringsum jedes Grasspitzchen und Krautblättchen zudeckt, geht es der Rehfamilie wohl recht schlimm. Dann verkriechen sich die armen Tiere ins Fichtengebüsch und schneien beim Sturme mitunter halb ein. Wo gibt's da etwas zu fressen? Nur die harten Knospen der Büsche, ein Fichtenreischen oder ein

Grasblatt, das mühsam unter dem Schnee hervorgescharrt werden muß. Das ist ein kümmerliches Futter.

Der Jäger legt bei anhaltendem strengen Winterwetter an bestimmten Waldplätzen Heu aus, läßt auch wohl Espenbäume fällen, deren Knospen und dünne Zweige von den Tieren abgenagt werden. Wo man aber nicht solche Sorge für sie trägt, stirbt manches Reh vor Hunger und Frost. Auch das junge Gehörn erfriert manchmal teilweise dem Bocke und erscheint dann verkrüppelt. Es bleibt in Jahren mit kümmerlichem Futter auch nur notdürftig und wird kräftiger und stärker bei guter, reichlicher Nahrung.

Würden mehrere Jahre lang bei schöner Witterung die Rehe im Walde sich ungestört vermehren, jede Familie etwa um vier Junge, so würden sie bald dem Walde und den umliegenden Feldern nachteilig werden. Sie würden die jungen Bäume im Winter und Frühjahre so stark benagen, daß viele derselben eingingen, und die Getreidefelder des Landmannes würden übel zugerichtet, wenn Hunderte von Rehen dort ihren Spielplatz aufschlügen und offene Tafel hielten. Schon deshalb ist es nötig, daß der Jäger jährlich eine Anzahl Rehe wegschießt. Dazu ist der Rehbraten das schönste Wildbretgericht, das der Wald bietet.

Bei der Jagd zeigt sich das Reh ebenso schnell als schlau. Es täuscht gern die Hunde, welche es verfolgen, rettet sich mit einigen weiten Sprüngen in dichtes Gebüsch und legt sich plötzlich regungslos platt auf den Boden ins hohe Gras. Suchen bei der Treibjagd die Burschen mit Schreien und Lärmen das Reh nach dem Jäger hin zu scheuchen, der am andern Ende des Waldes steht, so schleichen sich die klugen Tiere am liebsten mitten zwischen den Treibern rückwärts durch. Sie merken, daß vorn, wo es still ist, ihnen größere Gefahr droht als bei den lärmenden Leuten.

Mitunter wartet der Jäger auch in der Dämmerung am Waldrande auf die Rehe, um sie zu schießen, und sucht

den Rehbock zu locken, indem er mit einem Blatte die Stimme der Ricke nachahmt.

Fängt man das junge Reh ein, so wird es leicht zahm und zutraulich. Es nimmt das Futter dann aus der Hand und verträgt sich mit andern Haustieren ganz gut. Wird ihm eines der letztern unangenehm, so gibt es ihm mit den harten Vorderhufen einen derben Schlag und fürchtet sich selbst vor dem Hofhunde nicht. Man hält deshalb Rehe gern in Lustgärten und trifft dort auch mitunter solche mit weißem Pelze und roten Augen (Albinos), deren Jungen aber die gewöhnliche Farbe erhalten. (H. Wagner.)

84. Der weiße Hirsch. ††

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch. Sie wollten erjagen den weißen Hirsch. Sie legten sich unter den Tannenbaum. Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste: Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch, da rauschte der Hirsch heraus, husch husch! Der zweite: Und als er sprang mit der Hunde Geklaff, da brannt' ich ihm auf das Fell, piff paff! Der dritte: Und als ich den Hirsch an der Erde sah, da stieß ich lustig ins Horn, trara! So lagen sie da und sprachen, die drei, da rannte der weiße Hirsch vorbei. Und eh' die drei Jäger ihn recht geseh'n, so war er davon über Tiefen und Höh'n. Husch husch! piff paff! trara! (L. Uhland.)

85. Sprichwörter. ††

1. Wer zwei Hasen zugleich hetzt, fängt gar keinen. — 2. Wenn die Maus satt ist, schmeckt das Mehl bitter. — 3. Die Größe thut es nicht allein, sonst holte die Kuh den Hasen ein. — 4. Wer gut futtert, der gut buttert. — 5. Einem geschenkten Gaul guckt man nicht ins Maul. — 6. Ein goldner Zaum macht's Pferd nicht besser. — 7. So lange der Esel trägt, ist er dem Müller lieb. — 8. Viel Geschrei, wenig Wolle. — 9. Wer des Wolfes schont, der gefährdet die Schafe. — 10. Was der Löwe nicht kann, das kann der Fuchs.

86. Das Wörtchen „Nur“.

Herr Kluge: „Was bringt Sie so früh zu mir, Herr Nachbar?“

Herr Funke: „Ach, ich hätte eine kleine Bitte an Sie, lieber Herr Nachbar!“

Herr Kluge: „Eine Bitte? Wenn es in meinen Kräften steht, sie zu erfüllen, soll es mich herzlich freuen.“

Herr Funke: „Es ist nur eine Kleinigkeit, um welche ich Sie bitten will. Sie sollen mir nämlich nur zwanzig Thaler borgen.“

Herr Kluge: „Nur zwanzig Thaler?“

Herr Funke: „Ja, nur zwanzig Thaler. — Ich habe in der Stadt einen Kleiderstoff gesehen, einen allerliebsten Stoff! — Zwar habe ich soeben keinen Rock nötig, aber der Stoff ist so schön! — und dabei so wohlfeil! — Denken Sie, Herr Nachbar, die Elle kostet nur zwei Thaler zwanzig Silbergroschen.“

Herr Kluge: „Nur zwei Thaler und zwanzig Silbergroschen?“

Herr Funke: „Nur zwei Thaler und zwanzig Silbergroschen. Vielleicht handle ich noch etwas ab; aber haben muß ich ihn.“

Herr Kluge: „Ei freilich!“

Herr Funke: „Es thut mir leid, daß ich Sie belästigen muß; allein die Zeiten sind so schwer. Man kann kaum die lumpigen paar Thaler zusammenbringen, die man für Kleidung, Wohnung und Kost bedarf. Doch erwarte ich übermorgen meine Erbschaft; da werde ich Ihnen das Geld mit Dank zurückstellen.“

Herr Kluge: „Also haben sie von dem alten Herrn doch etwas geerbt?“

Herr Funke: „Es lohnt sich aber nicht der Mühe, davon zu sprechen.“

Herr Kluge: „Wie viel ist es denn?“

Herr Funke: „Nur zweihundert Thaler in Staatsschuldscheinen.“

Herr Kluge: „Nur zweihundert Thaler in Staatsschuldscheinen?“

Herr Funke: „Nicht mehr, Herr Nachbar.“

Herr Kluge: „Nun, ich will Ihnen wohl das Geld geben; aber eine Geschichte müssen Sie anhören, eine Geschichte, die Ihnen jährlich eine Erbschaft von zweihundert Thalern einbringen kann, wenn Sie darüber nachdenken.“

Herr Funke: „Ei, die Geschichte möchte ich wissen!“

Herr Kluge: „Kannten Sie den Goldschmied, der da drüben an der Ecke wohnte?“

Herr Funke: „O freilich! Er starb ja im Armenhause.“

Herr Kluge: „Und es war ein schönes Vermögen da. Aber sehen Sie, Herr Nachbar, ein einziges Wörtchen hat ihn an den Bettelstab gebracht.“

Herr Funke: „Ein Wort! — Wie ist das möglich?“

Herr Kluge: „Ja, ein Wort! Ein einziges Wort! Ein ganz kleines Wort!“

Herr Funke: „Aber was für ein Wort?“

Herr Kluge: „Das sollen Sie gleich hören. Erstens fand er alles sehr wohlfeil. Wenn er je vom Einkaufe nachhause kam, war er immer sehr heiter; denn er hatte alles für ein Spottgeld bekommen. Die Röcklein für seine beiden Kinder kosteten nur zwölf Thaler, ein Beinkleid für ihn selber nur sieben Thaler, ein Kleid für seine Frau nur fünfzehn Thaler. Außerdem rauchte er vom frühen Morgen bis zum späten Abend; denn, sagte er, das Vergnügen des Rauchens ist ja so billig. Jede Zigarre kostet ja nur sechs Pfennige, und wenn er vom Wirtshause heimkehrte und wir uns trafen, schalt er mich scherzweise einen Stubenhocker; denn ein fröhlicher Abend, sagte er, koste ja nur einige Silbergroschen. Er war voll Freude, daß er für seine Person wöchentlich nur einige Thaler verbrauchte. — Wie viel kostet der Stoff, Herr Nachbar?“

Herr Funke: „Der Stoff? — Zwei Thaler zwanzig Silbergroschen sind gefordert.“

Herr Kluge: „Ja recht; mein Gedächtnis verläßt mich zuweilen. Der gute Mann hatte aber noch das, daß er alles Geld, was er einnahm, nur für eine Kleinigkeit ansah. So verkaufte er seinen Garten und bekam nur vierhundert Thaler dafür. Seine Äcker trugen ihm nur viertausend Thaler ein, sein Haus am Ende nur zweitausend. Er war recht froh, daß er den Bettel los war. Sie wissen, Herr Nachbar, daß er bald nichts mehr hatte. Das fatale Nur! Ja, das Nur!“

Herr Funke: „Das Nur? Man sehe doch!“

Herr Kluge: „Wie viel soll ich Ihnen doch borgen, Herr Nachbar?“

Herr Funke: „Ach, lieber Herr Nachbar, ich werde wohl den Stoff sein lassen. Die Geschichte mit dem Manne ist doch sehr traurig. Leben Sie wohl, Herr Nachbar! Nehmen Sie mir nichts übel!“

Herr Kluge: „Ei behüte! Wenn ich dienen kann, recht gern. Leben Sie wohl!“ (Nach Schlez.)

87. Rezept zum Reichwerden. †

Durch Arbeit, Müh' und Schwitzen, nicht müßig faules Sitzen;
Durch Sparen und recht Hausen, nicht Prassen, Saufen, Schmausen;
Durch Fasten, Beten, Wachen, nicht Schlafen, Fluchen, Lachen;
Durch Hoffen, Dulden, Warten, nicht Würfel, Spiel und Karten;
Durch Hobel, Axt und Hammer, nicht Seufzer, Klage, Jammer;
Durch Hacke, Sens' und Pflug, nicht aber Schnaps im Krug;
Durch Pflügen, Graben, Schanzen, nicht Jagen, Trinken, Tanzen;
Durch Schaffen um die Wette, nicht Lotteriebillete:
Durch Klugheit, Fleiß und Mut — kommt man zu Geld und Gut.

(Smid.)

88. Selber essen macht fett. †

Es sagt ein altes Sprichwort: „Selber essen macht fett.“ Ich will noch ein paar hinzusetzen: „Selber Achtung

geben macht verständig“ und „Selber arbeiten macht reich“. Wer nicht mit eigenen Augen sieht, sondern sich auf andere verläßt, und wer nicht selber Hand anlegt, wo es nötig ist, sondern andere thun läßt, was er selber thun soll, der bringt's nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

(J. P. Hebel.)

89. Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann und gehe ganz allein. Ich möchte wohl nur einmal noch recht frohen Mutes sein. Der Reichen Gärten seh' ich blüh'n, ich seh' die goldne Saat. Mein ist der unfruchtbare Weg, den Sorg' und Mühe trat. Doch weil' ich gern mit stillem Weh in froher Menschen Schwarm und wünsche jedem guten Tag so herzlich und so warm. O reicher Gott! du ließest doch nicht ganz mich freudenleer: Ein süßer Trost für alle Welt ergießt sich himmelher. In meiner lieben Eltern Haus war ich ein frohes Kind. Der bittre Kummer ist mein Teil, seit sie begraben sind. Noch steigt in jedem Dörflein ja dein heilig' Haus empor. Die Orgel und der Chorgesang ertönet jedem Ohr. Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern so liebevoll auch mir, und wann die Abendglocke hallt, da red' ich, Herr, mit dir. Einst öffnet jedem Guten sich dein hoher Freudensaal. Dann komm' auch ich im Feierkleid und setze mich ans Mahl.

(Ludw. Uhland.)

90. Reimsprüche. †

1. Sei nicht ein Wind- und Wetterhahn
Und fang' nicht immer Neues an!
Was du dir wohl hast vorgesetzt,
Dabei beharre bis zuletzt!

2. Kommt einer aus der Ferne her,
Wird ihm das Lügen gar nicht schwer.
Bleibt er zuhause, wird er's lassen;
Man kann ihm auf die Finger passen.

3. Hat Reichtum Leute schön gemacht?
Wohl nur zum Schein.
Hat Schönheit Leute klug gemacht?
Das kann nicht sein.
Hat Klugheit Leute gut gemacht?
Ich glaube: Nein. —
Reich, schön und klug bringt Glück und Ehr';
Gut sein ist mehr.

4. Wer sich des Brotes freuen will,
Muß guten Teig sich kneten.
Wer sich des Gartens freuen will,
Der muß das Unkraut jäten.
Wer sich des Lebens freuen will,
Muß arbeiten und beten.

(R. Reinick.)

91. Die Zähne. †

Das, was wir im Munde von den Zähnen sehen, ist lange nicht der ganze Zahn. Es ist nur die Krone desselben, welche aus dem Zahnfleische hervorragt. Die Krone läuft nach unten in eine starke, lange Spitze, d. i. die Wurzel, aus, womit der Zahn in dem Knochen festsitzt; manche Zähne haben zwei oder drei Wurzelenden.

Die Zähne sind sehr hart; es sind Knochenstücke. So weit sie aus dem Zahnfleische hervorragen, sind sie noch mit einer glatten, steinharten Masse, der wichtigen Glasur oder dem Schmelze, bekleidet. Es ist darum aber auch nicht wohlgethan, die Zähne zum Zerbrechen oder Beißen von allerlei harten Dingen zu gebrauchen; dadurch kann man die Glasur leicht beschädigen.

Wenn wir unsere Zähne etwas genauer betrachten, so fällt uns zunächst ins Auge, daß sie nicht alle gleich sind. Vorn in der Mitte des Mundes sitzen vier, welche das Aussehen von Meißeln haben; sie sind platt und am Rande scharf. Das sind die Schneidezähne. Wir haben oben und unten deren je vier, also zusammen acht. Darnach

sehen wir zu beiden Seiten je einen Zahn, der spitz ausläuft, den Eckzahn; solcher haben wir also vier. Hinter den Eckzähnen stecken die Backenzähne. Das sind große, einigermaßen vierkantige Zähne, welche aber stumpfe, kurze Enden bilden. Weil wir sie zum Zerkauen oder Zermahlen der Speisen gebrauchen, so heißen sie auch Mahlzähne. An Backenzähnen muß ein Mensch im ganzen zwanzig besitzen, nämlich an jeder Seite oben und unten je fünf. Kinder haben deren noch nicht so viele; denn die letzten (hintersten) Backenzähne kommen erst in späteren Jahren hervor; sie heißen daher auch Weisheitszähne. Die Gesamtzahl der Zähne beträgt 32.

Eine sehr große Menge Tiere haben auch Zähne; jedoch nicht alle Arten. Viele Tiere sind zahnlos. Einige Tiere haben viel mehr Zähne als der Mensch; auch haben sie dieselben nicht allein in den Kinnladen, sondern auch an anderen Stellen, bald am Gaumen wie der Hecht, bald im Schlunde wie der Karpfen.

Die Zähne sind nicht bei allen Tieren gleich gebildet, und diese Verschiedenheit der Zähne bietet viel Merkwürdiges.

Im Maule eines Kaninchens sehen wir vorn, oben und unten, ein Paar große, sehr scharfe Schneidezähne. Wenn das Tier gekocht oder gebraten ist, können wir sie bequem aus den Kinnbacken ziehen; sie sind lang und gebogen und sitzen sehr tief im Kiefer. Hinter den Schneidezähnen befinden sich keine Eckzähne; hier ist ein großer leerer Raum und dann folgen einige Backenzähne, welche von oben Quergrübchen haben, wie sie auf einem Mühlsteine zu sehen sind.

Ganz anders sieht das Gebiß eines Hundes oder einer Katze aus. Hier finden wir einige nicht sehr große Schneidezähne, aber hinter denselben je einen großen, krummen, scharfen Eckzahn, der, sobald die Lippen des Tieres sich trennen, ins Auge fällt. Darauf folgen einige

Backenzähne, die denen des Kaninchens durchaus nicht gleichen: sie sind der Länge nach platt zusammengedrückt und mit sehr scharfen Spitzen und Rändern versehen, so daß die oberen und unteren Backenzähne beim Öffnen und Schließen des Maules wie die Klingen einer Schere sich über einander hinbewegen.

Bei einer Fledermaus oder einem Maulwurfe findet man es wieder anders: scharfe Schneide- und Eckzähnchen und eine große Anzahl Backenzähne, die voller scharfer Spitzen sind und wie Sägen aussehen. Hier legen sich die Ober- und Unterbackenzähne nicht wie die Klingen einer Schere über einander, sondern sie schlagen auf einander, wobei die Spitzen von beiden Seiten in einander greifen und sich schließen.

Beim Pferde finden wir feste Schneidezähne, keine oder nur sehr kleine Eckzähne und einige Backenzähne, die von oben ganz flach und ohne Spitzen sind.

Die Wiederkäuer endlich haben nur in dem Unterkiefer Schneidezähne und die Eckzähne fehlen ganz; dagegen sind die Mahlzähne ganz besonders entwickelt.

Weshalb sind die Zähne bei allen diesen Tieren so verschieden? Das begreifen wir leicht, wenn wir bedenken, wozu sie ihnen dienen. Mit den Zähnen wird die Speise zerrieben. Und ebenso wie ein Handwerker, der Eisen verarbeitet, andere Geräte nötig hat, als einer, der in Holz arbeitet, so muß auch ein Tier, das Gras frißt, andere Zähne haben, als ein fleischfressendes.

Sehen wir uns die genannten Tiere darnach näher an! Das Kaninchen lebt von Blättern und Wurzeln; diese muß es abbeißen oder abnagen und dann zermahlen. Zum Nagen sind die scharfen Schneidezähne, zum Zermahlen die gerippten Backenzähne ausgezeichnet geeignet. Hund und Katze fressen keine Blätter, sondern sind ursprünglich fleischfressende Tiere. Nur weil sie gezähmt und zu Haustieren geworden sind, haben sie sich auch an Brot, Kartoffeln und andere Pflanzen-

kost gewöhnt. Doch die Tiere des Hunde- und Katzengeschlechtes, welche noch in der Wildnis leben, nähren sich allein vom Fleische derjenigen Tiere, die sie fangen. Solche sind z. B. der Löwe, der Tiger, der Wolf, der Fuchs. Sie haben Zähne wie unsere Hunde und Katzen. Sie müssen ihre Kost nicht sowohl durch Mahlen zerkleinern als durch Reißen. Ihre starken hervorstehenden Eckzähne schlagen sie fest in die Beute und reißen Stücke damit ab, die dann durch die scharfen Backenzähne wie durch eine Schere zerschnitten werden.

Die Fledermaus und der Maulwurf fressen Käfer, Fliegen und ähnliche Tierchen. Hier kommt es deshalb nicht so sehr auf scharfe Eckzähne an, um die Beute damit zu zerreißen, sondern mehr auf scharfgespitzte, sägenförmige Backenzähne, um das, was sie fangen, gut festzuhalten und zu zerreiben.

Das Pferd und die Wiederkäuer leben, wie wir wissen, von Gras. Sie können der Eckzähne wohl entbehren; denn sie brauchen nichts zu zerreißen. Starke Schneidezähne zum Abbeißen und breite, platte Backenzähne zum Zermahlen dienen diesen besser.

So können wir aus den Zähnen der Tiere einigermaßen entnehmen, welcher Nahrung sie bedürfen, wie wir aus dem Gerät eines Handwerkers erkennen können, was er verrichtet. Ein reißendes Tier muß starke Eckzähne und scharfe Backenzähne haben, ein grasfressendes muß mit platten Backenzähnen versehen sein. So finden sich nicht bloß die Zähne, sondern auch alle anderen Körperteile in Übereinstimmung mit der Lebensweise der Tiere.

Es gibt Tiere, bei denen einige Zähne besonders groß geworden und nicht mehr zum Fassen der Speise geeignet sind, sondern zu anderen Zwecken dienen. Beim Elefanten sind die oberen Schneidezähne so lang, daß sie weit aus dem Maule hervorragen und als furchtbare Waffe von ihm gebraucht werden können. Von diesen Elefanten-

zähnen kommt das Elfenbein. — Beim Schweine sind die Eckzähne sehr groß; beim Wildschweine ragen sie sogar aus dem Maule hervor. Sie kommen ihm sowohl beim Aufwühlen der Erde als bei der Verteidigung zu statten.

Schließlich sei noch eines Tieres gedacht, welches gar keine Zähne besitzt und sich auf eine sonderbare Weise seiner Nahrung bemächtigt; es ist der in Südamerika lebende Ameisenfresser. Dieser nährt sich, wie sein Name sagt, von Ameisen. Mit seinen starken scharfen Klauen durchgräbt er die Ameisenhaufen, streckt dann seine sehr lange, dünne und klebrige Zunge aus und legt sie in den Haufen. Die Ameisen kommen herbeigelaufen, um zu sehen, was sich ereignet, und finden die Zunge liegen, die sie vielleicht für eine Schlange oder einen Wurm halten, der ihr Nest in Unruhe gebracht hat. Wütend beißen sie nun von allen Seiten in die Zunge. Allein da diese mit harten, hornartigen Schuppen versehen ist, so empfindet der Ameisenfresser die Bisse kaum. Nun zieht der Ameisenfresser seine Zunge einfach wieder zurück und verzehrt alle daransitzenden Ameisen.

(Jütting nach Huizinga.)

92. Der Schlummergang der Tier- und Pflanzenwelt im November. †

Zeitweilige Ruhe ist allen lebenden Naturkörpern ein Bedürfnis. Selbst in der Tropenwelt, die keine Novemberstürme, keine Früh- oder Herbstfröste kennt, entkleiden sich die meisten Bäume zu gewissen Zeiten des Jahres ihres Blätterschmuckes, erstarren die Gräser und Kräuter auf der Flur, schlafen die jungen Knospen im Boden, bis ein milder Regenguſs unter Donner und Blitz — an Stelle des Frühlings — sie plötzlich aus dem Schlummer weckt. Auch in der Tropenwelt legen sich Krokodile und Schlangen und Millionen von Insekten und Würmern zum Schlafe der Erstarrung in den aus-

trocknenden Schlamm. Bei uns ist das Einschlafen der Natur ein so sanftes wie das Erwachen. Mitten in den rauhen Tagen des Winters weifs man oft nicht zu sagen, ob dieses oder jenes Wesen sich erst zum Schlummer niederlegen will, oder ob es bereits im Erwachen begriffen ist.

Wir haben im Herbste manche reife Frucht vom Baume fallen sehen. Es war die Schlufsgestalt des Pflanzenlebens, in der es der Verwesung anheimfällt. Aber es ist noch etwas anderes — die Wiege, in welcher ein junger Keim schlummert. Die meisten Samen bedürfen einer kürzeren oder längeren Ruhe, um ein eigenes, selbständiges Leben beginnen zu können. Es gibt einzelne Samen, die nur einer sehr kurzen Ruhe bedürfen, wie unsere sogenannten zweijährigen Pflanzen, unser Wintergetreide, Winterreps u. s. w., die noch in demselben Herbste, in welchem sie gereift sind, zur Keimung kommen. Weit häufiger dagegen ruht der Same den Winter über monatelang unter der schützenden Schneedecke, um erst mit dem Eintritt der Frühlingswärme in der Keimung ein selbständiges Leben zu beginnen. Ja, es gibt sogar Samen, wie die der Linde, der Kiefer, des Wacholders, die erst nach zwei, drei Jahren keimfähig werden.

Aber nicht blofs die Samen- oder Fruchthüllen, auch die Knospen der Wurzelstöcke, Zwiebeln und Knollen unter der winterlichen Bodendecke, die Knospen an den entlaubten Bäumen bergen schlummernde Keime. Die Kräuter und Gräser sind nicht abgestorben, die Bäume nicht entblättert; sie sind nur entlaubt. Die Pflanzen haben das Gewand gewechselt, sie haben ihr Schlafgewand angelegt. Die grünen, lustig im Winde flatternden Blätter sind gefallen; dicht anschliefsende, kleine, warme Blätter sind an ihre Stelle getreten. Man betrachte doch diese Baumknospen näher, diese bald leder-

artigen, bald filzigen, bald fleischigen Schuppen! Sind sie nicht geradeso Blätter wie die des Sommers, geben sie nicht geradeso durch ihre Stellung, ihre Behaarung, ihre Färbung den Bäumen Charakter wie jene? Selbst die in der Erde als Wurzelstöcke zurückgezogenen Pflanzen sind nicht eigentlich entblättert. Der unter der Erde weit umherkriechende, vielfach verzweigte Wurzelstock einer Sandsegge hat ebenso seine Zweigknospen wie der Baum.

Das Verlangen nach winterlicher Ruhe ist aber nicht allein der Pflanzenwelt eigen, auch die Tierwelt kennt es. Die meisten Insekten sind längst zur Ruhe gegangen; die Schnecken, die Frösche, die Kröten, die Eidechsen sind ihnen gefolgt. Jetzt beginnen auch die Igel, die Fledermäuse, die Hamster ihre Schlafstätten aufzusuchen.

In alten Gemäuern, in Kellern, in Felsenklüften und hohlen Bäumen ruhen die Fledermäuse im Schlafe, die Flughäute zusammengefaltet, den Kopf auf die Brust gesenkt, die Beine an den Leib gezogen, gleich leblosen Kugeln an den Krallen aufgehängt. In alten Mauern, in Scheunen und hohlen Bäumen schläft die Eichelmaus, in Klüften und Felsenspalten der Siebenschläfer, unter Wurzeln, in Hecken und Gartenmauern der Igel und die Haselmaus, hoch auf Bäumen im künstlichen Neste das Eichhörnchen. Tief unter der Erde, oft 2 bis 3 m tief, ruht in kunstfertig gebauter Winterwohnung auf seidenweichem, aus den Scheiden der Fruchthalme bereitetem Lager der Hamster.

Ihre Atmung ist schwach, ihre Lebenswärme gesunken, ihre Empfindung fast vernichtet, alle ihre Lebensthätigkeit verlangsamt. Ihr Leben wird fast nur noch erhalten durch den mitgebrachten Vorrat an Fett, fast wie die Pflanzenknospe und der Samenkeim durch die fetten Öle und das Stärkemehl der Hüllen.

Wer sich nicht zum Schlafe rüstet, der wechselt wenigstens sein Gewand. Das dunkle Sommerkleid wird

mit einem hellfarbigeren, dichter behaarten Winterkleide vertauscht.

Wenn die Zweige der Fichte unter dem Drängen des Novembersturmes ächzen; wenn die Boten des nahenden Schnees, die Schneegänse, in geordneten Reihen über uns wegziehen; wenn an die Stelle der entflohenen Sänger der Luft krächzende Raben, Dohlen und Krähen bei uns einkehren und am Rande des schon mit schwacher Eisdecke überzogenen Baches der nachdenkliche Eisvogel sich niederläſst: dann sagt uns ein Blick auf die Knospen und Keime und schlummernden Tiere, daſs der Winter kommt, aber nicht wie ein zerstörender Würgengel, sondern wie ein sanft bettender, warm schirmender Schlummergott. Der Vorhang fällt, die Bühne wird unsern Blicken entzogen, aber die Handlung schreitet fort. (Ule.)

93. Erlkönig. †

1. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm;
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

2. „Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht!" —
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?" —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

3. „Du liebes Kind, komm', geh' mit mir:
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
Meine Mutter hat manch' gülden Gewand." —

4. „Mein Vater, mein Vater, und hörest du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind." —

5. „Willst, feiner Knabe, du mit mir geh'n?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reih'n
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

6. „Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?“ —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau.“ —
7. „Ich liebe dich; mich reizt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“ —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan!“ —
8. Dem Vater grauset's, er reitet geschwind;
Er hält in den Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Not;
In seinen Armen das Kind war tot.

(Goethe.)

94. Nützliche Lehre. †

Man vergißt im menschlichen Leben nichts so leicht als das Multiplizieren, wenn man es noch so gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und die Weisheit besteht nicht im Wissen, sondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann jemand täglich nur einen Groschen unnötigerweise ausgeben. Mancher, der den Groschen übrig hat, thut es und meint, es sei nicht viel. Aber in einem Jahre sind es 365 Groschen, und in zwanzig Jahren 7300 Groschen. Facit 243 Thaler 10 Groschen weggeworfenes Geld; und das ist doch viel.

Ein anderer kann täglich zwei Stunden unnütz und in Müßiggang zubringen und meint jedesmal, für heute lasse es sich verantworten. Das multipliziert sich in einem Jahre zu 730 Stunden und in dreißig Jahren zu 21 900 Stunden. Facit 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das ist noch mehr als 243 Thaler, wer's bedenkt. — Die Erde hat 5400 deutsche Meilen oder 10 800 Stunden im Umkreis. Das ist ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag

nur eine Stunde davon zurücklegen, so könnte er im dreißigsten Jahre wieder daheim sein. Daraus ist zu lernen, wie weit ein Mensch in seinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geschäfte jeden Tag nur eine Stunde anwendet, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, besser und vollkommener zu werden und sein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf; und wem wenig auf einmal nicht genug ist, der erfährt nie, wie man nach und nach zu vielem kommt. (J. P. Hebel.)

95. Vom Sparen. †

Spare! Mit den fünf Buchstaben wäre manchem der's nur einmal probieren wollte, sicherlich zu helfen. Für viele aber ist's eine harte Nuß, die sie nicht knacken mögen. Darum haben sie aber auch zuletzt nichts zu beißen und zu brechen.

Sparen soll ich, sagt der eine; aber wovon? Zinsen und Renten beziehe ich nicht; wovon soll ich mir also etwas abbrechen? — Erstlich: Von deinem Hab und Gut sollst du dir etwas abbrechen, von deinem Einkommen und Erwerb, von deinem Verdienst und Tagelohn! Und zweitens: An Mund und Kleid, an Magen und Kragen sollst du's ersparen! „Wer Geld und Gut denkt zu erlangen, muß erstlich mit dem Mund anfangen!"

Sparen soll ich, sagt der andere; aber wieviel? Die Ersparnisse von meinen wenigen Pfennigen sind nicht der Rede wert und können nichts helfen. — Aber viele Körner machen einen Haufen, viele Federn ein Bett, viele Reiser einen Besen. „Wer das Kleine nicht acht't, dem wird das Große nicht gebracht." Ich kenne einen Herrn Haltzurat, der früher mit Schieferstiften, Siegellack und andern Kleinigkeiten im Kasten auf gut beschlagenen Schuhen durch die Dörfer zog und jetzt einen großen Kaufladen hat und Gelder auf Zins ausleiht. Mit ehrlichen Pfennigen

hat der Mann sein Sparen angefangen; denn er wußte, daß hundert Pfennige auch eine Mark ausmachen.

Sparen soll ich, sagt der dritte; aber wann? Heißt es nicht: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht?" Lassen wir denn das Sparen, bis die Lust gebüßt ist und die Rosen auf den Wangen abblättern. — Soll ich antworten: Spare bei Zeiten, ehe es zu spät wird, ehe es auf die Neige geht mit deinem Vorrate und mit deiner Kraft, etwas zu erwerben! Spare in den Sommertagen für die Wintertage des Lebens! Jeder gesunde Mensch hat aber wenigstens einmal im Leben seine Sommer- und Erntezeit. In jungen Tagen baut man sich für das Alter die Hütte; wenn man „im Rohre sitzt, muß man die Pfeifen schneiden".

Sparen soll ich, sagt der vierte; aber wozu? „Kommt Zeit, kommt Rat!" — Richtig; auch für dich wird Rat werden, nämlich zum Bettelsack über den Nacken und zu einem Eckchen im Armenhause. Denn Herr Sparenichts und Herr Habenichts haben vom Anbeginn unter einem Dache gewohnt.

Sparen soll ich also; aber wo es lassen? fragt Nachbar Ratlos. — Ist bei dir zu Stadt und Land keine Sparkasse, und der Sparpfennig in deinem eigenen Gewahrsam nicht sicher, so mache einen wohlhabenderen und rechtlichen Mann zu deinem Einnehmer und bitte ihn dabei — nicht aus Mißtrauen, sondern wegen Lebens und Sterbens — um zwei Zeilen Bescheinigung über geschehene Einzahlung.

Aber noch eins: Hat dir das Wörtlein: „Spare was, so hast du was!" das Sparen angeraten, so gerate aber doch nicht aufs Geizen, sondern laß rechts den Geiz und links die Verschwendung liegen und gehe unbeirrt die edle Mittelstraße der Sparsamkeit.

Sparen ist wohlgethan, aber nur ja nicht auf fremde Unkosten oder auf dem unrechten Flecke, wie der Hamster,

der andern das Korn ausdrischt, um für sich einen Vorrat zu sammeln; oder wie jener reiche Bauersmann, der für Abgebrannte und Überschwemmte, für arme Witwen und Waisen, für milde Stiftungen und christliche Vereine auch nicht mit einem Pfennige herausrücken will.

(Nach dem „Volksspiegel".)

96. Der Wanderinstinkt der Störche.

Der Flug der Wandervögel ist ungeheuer schnell, und ihr Zug ist außerordentlich andauernd. Die Störche fliegen bei ihren Wanderungen an 3 Meilen in der Stunde. Ihre Züge sind oft so groß, daß sie trotz des schnellen Fluges stundenlang sichtbar bleiben, und dabei fliegen die Störche nicht einzeln hinter einander, sondern in ziemlich breiten Kolonnen. Das Wunderbarste an den Zügen der Störche aber ist die Eigentümlichkeit, daß sie nicht wie andere Zugvögel durchs Jahr wandern, und von einem Orte zum andern ziehen, wo sie Nahrung und zusagende Wärme haben, sondern daß sie zwei regelmäßig feste Wohnsitze haben, den einen im Norden, bei uns, den andern im Süden, an der ägyptischen Küste, und ihre Züge direkt und regelmäßig von der einen Heimat nach der andern gehen, um an jedem dieser Orte eine bestimmte Zeit zuzubringen.

Das Auffallende beim Wanderinstinkt des Storches liegt darin, daß er regelmäßig seine vorjährige Heimat wieder auffindet und sein einmal aufgebautes Nest wieder ausbessert und bewohnt. Der Storch, der auf einer Kirche, auf dem Giebel eines Bauernhauses sein Nest aufgeschlagen, kommt aus Afrika, einen Weg von tausend Meilen her, fliegt über viele Tausende von Städten und Dörfern weg und kommt, ohne zu irren, geradewegs auf seine Heimat zu und nimmt sie wieder in Anspruch.

Der beste Geograph der Welt, mit den besten Landkarten versehen, vermöchte sich nicht so leicht zurechtzufinden. Der Seefahrer muß den Stand der Sonne mit dem Gange

seiner sorgfältig gearbeiteten Schiffsuhr vergleichen, und ist dennoch oft auf Meilen weit unsicher über den Ort, wo er sich augenblicklich befindet, und solch ein Tier durchzieht die Luft mit unglaublicher Schnelligkeit, durcheilt dieses stürmischere Meer hoch über den Wolken, die ihm sogar den Anblick der Erde entziehen, und irrt nicht, und findet seinen Weg direkt zu der Stätte, wo es vor einem halben Jahre gehaust hat.

Hier waltet ein Instinkt ob, der um so unbegreiflicher ist, als er weder mit der Erhaltung, noch mit der Fortpflanzung, noch mit der Ernährung des Tieres in einem unmittelbaren Zusammenhang steht. Denn die Notwendigkeit, dasselbe Nest als sein alleiniges Eigentum sein ganzes Leben lang zu bewohnen, obgleich auf dem Wege viele Tausend solcher Nester sind, deutet auf einen Trieb des Eigentums hin, welchen hier die Natur selber geheiligt zu haben scheint. Nur äußerst selten findet sich ein fremder Storch in einem fremden Neste ein, und wahrscheinlich nur, wenn sein eigenes durch Unglück oder durch Mutwillen während seiner Abwesenheit zerstört worden ist. Kommt dann der wirkliche Eigentümer dazu, so entsteht ein Kampf zwischen den Störchen um den Besitz, der nur mit der Flucht des Eindringlings oder dem Tode des einen der Kämpfenden endet. Man hat noch nie bemerkt, daß der rechtliche Eigentümer geflohen sei, wenn auch der Eindringling weit stärker war. Lieber läßt er sich töten, als daß er sein Recht aufgibt. Der Eindringling dagegen hat das Gefühl des Rechts nicht und ergreift die Flucht, wenn er einen Besitzer findet, der ihn bewältigen kann.

Wir können bei dieser Gelegenheit eine Eigentümlichkeit, die bei der Wanderung der Störche beobachtet worden ist, nicht unerwähnt lassen, obwohl diese noch völlig unerklärt ist, und man keinen Begriff davon hat, was eigentlich da vorgeht.

Wenn der Winter naht und die Störche sich zur Abreise anschicken, versammeln sich alle Störche zu einem gemein-

samen Zuge und treffen mit anderen Zügen bald zusammen, um die Reise gemeinschaftlich zu machen. Bevor aber der Zug ins Weite hinaus beginnt, läßt sich die Storchengesellschaft gewöhnlich auf ein Feld nieder und schließt da einen Kreis, in dessen Mitte ein oder zwei Störche bleiben. Nach vielem Klappern mit den Schnäbeln fallen die Störche über die im Kreise befindlichen her und töten sie, und sodann erhebt sich der Zug sofort und zieht von dannen. Man nennt diesen Vorgang Gerichtstag und will darin eine Art Rechtspflege erkennen gegen irgend welche verbrecherische Störche. Allein es ist wahrscheinlicher, daß die schwächlichen und kranken Störche in solcher Weise getötet werden, die den Zug nicht mitmachen können, und ohnehin umkommen würden. Jedenfalls ist dieser rätselhafte Vorgang höchst wunderbar und findet in der Tierwelt nichts Ähnliches, womit er verglichen werden könnte.

(Bernstein.)

97. Die Goldammern.

Wenn gegen die Weihnachtszeit die Schneestürme über die leeren Felder sausen, dann wehen sie Scharen von einfachen, schlichten Vögelchen in die Ortschaften. Es sind dies die Goldammern, Emmerlinge oder Gelbgänschen. Mit bittenden Geberden hüpfen sie auf den Straßen und vor den Scheunen umher, suchen emsig ihre kärgliche Nahrung zusammen und rufen wehmütig vom Zaune herab: Bauer, noch ein Körnchen! — Und der gutmütige Landmann oder dessen Frau und Kinder werfen den kleinen Bettlern gerne eine Hand voll Spreu zu, oder fegen ein Plätzchen vom Schnee frei und füttern hier milden Herzens mit Brotkrümchen und Kartoffelstückchen, mit Hanfkörnern und andern Sämereien die niedlichen Vögelchen.

Die meisten Städter aber gehen achtlos an den kleinen Wintergästen vorüber, weil sie so alltäglich und häufig er-

scheinen, und doch sind sie gar liebe und herzige Vögelchen, ja sie gehören zu den nützlichsten ihres Geschlechtes.

Im ersten Frühlinge, wenn die Knospen zu springen beginnen und der Schöpferhauch Gottes über unsere Erde weht, da schlägt auch das kleine Herzchen unseres Vögelchens in frischer Frühlingslust. Darum prangt es auch zu dieser Zeit im schönsten Federgewande. Gleich lauterem Golde erglänzt seine Brust nebst Kopf und Vorderflügel, während der übrige Körper in ein feines Braun gekleidet ist. Über das ganze Kleid sind rötliche, grünliche, bräunliche und schwärzliche Punkte, Streifen und Flecken in allerliebster Mannigfaltigkeit und doch in aller Regelmäßigkeit verteilt. Weniger schön ist das Weibchen; seine Färbung fällt schon mehr ins Graue.

Das tief im Gebüsche versteckte Nest enthält 4—5 trübweißliche oder rötliche, mit vielen dunkeln Äderchen, Punkten und Kritzeln übersäete Eier. Abwechselnd bebrüten Männchen und Weibchen dieselben. Und wenn einmal die Jungen ausgeschlüpft sind, dann haben die Alten gar keine Zeit mehr zum Singen und Scherzen; denn um die Wette müssen sie Futter für die stets hungrigen Nesthocker beischaffen.

Um diese Zeit besonders sind die Ammern von außerordentlichem Nutzen für den Gärtner und Landwirt. Sie füttern ihre Jungen ausschließlich mit Raupen, Fliegen, Blattläusen, Motten u. dgl. und leben selbst zu dieser Frist fast nur von solchen Tierchen.

Dabei bringen sie in den meisten Jahren 2—3 Bruten zustande. Später, im Herbste, wenn die Jungen flügge geworden sind, ernährt sich die ganze Familie vorzugsweise von Unkrautgesäme, und so vergelten sie dem Bauersmann tausendfach seine Mildthätigkeit während der harten Winterszeit.

Die Goldammern sind unzähligen Gefahren und Nachstellungen ausgesetzt. Ihres langsamen Fluges wegen werden sie leicht den Raubvögeln zur Beute, die ihnen fleißig nach

stellen. Raubsäugetiere bedrohen ihre Nester vielfach, nehmen die Jungen, fangen aber auch öfter die Alten weg. Die Vögelchen sind so zutraulich, so arglos und einfältig, daß sie den Nachstellungen böser Menschen leicht zum Opfer fallen; sie sind unter allen Vögeln am leichtesten zu fangen. Buben fangen sie in Schlingen, unter einem Brette, in Netzen, Reusen u. dgl. Manche Leute machen einen Erwerbszweig aus ihrem Fange, denn ihres schmackhaften Fleisches wegen werden sie sehr gesucht, namentlich im Herbste, wo sie fett sind.

Der im Winter von uns verächtlich angesehene Bettler ist ein sehr wichtiges Geschöpf im Haushalte der Natur.

Wir wollen uns daher des guten Tierchens stets annehmen, es nicht verfolgen oder gar töten, ihm zur Winterzeit gerne zur Fristung seines Lebens einige Körnchen und Krümchen zukommen lassen. (K. Ruß.)

98. Schutz dem Sperlinge.

Dir gönnen Ruh' an keinem Platz die kleinen Herren und die großen; allüberall, mein lieber Spatz, wirst du gescholten und gestoßen. Im Garten bist du keinem recht. Im Feld will man dich auch nicht lassen. Im Hof verfolgt dich Magd und Knecht, und Buben droh'n dir auf den Gassen. Und hast du dir mit frohem Mut ein Nest gebaut, gleich gibt's ein Toben. Man stürzt dein Nestlein samt der Brut mit wildem Schrei vom Giebel droben. Und singst du dir die Melodie, die deinem Schnäblein war beschieden, grollt jung und alt: „Welch' ein Geschrei! Schafft vor dem Spatz mir Ruh' und Frieden!" — So lebst du mit der Welt im Streit, und keiner läßt dich ungeschoren; doch war die Welt zu aller Zeit an Weisen ärmer als an Thoren. Drum schilt der Thor dich Schelm und Dieb und spart an dir nicht Schimpf und Schande. Mein lieber, kluger Spatz, vergib die Feindschaft seinem Unverstande. (Jul. Sturm.)

99. Die Kreuzschnäbel.

Man kann sich nicht leicht ein lieblicheres Winterbildchen denken, als ein von Kreuzschnäbeln besuchtes Kiefern- oder Fichtenwäldchen. Die dunkelgrünen, runden Bäumchen, auf denen sich die weiße Schneelage so reizend macht, werden wahrhaft zauberschön durch die roten Vögelein. Es sind dies die schönsten Christbäumchen mitten in der winterlichen Öde des Waldes. Die Kreuzschnäbel erscheinen als rote Äpfel, und wenn der Sonnenschein sie gar mit Gold umsäumt, so ist der Anblick einzig schön. Diese Vögel kommen gewöhnlich aus den nördlichen Gegenden zu uns, und wo sie hinreichende Nahrung finden, da lassen sie sich auf eine gewisse Zeit nieder. Sie leben von den Samenkörnern der Kiefern- und Tannenzapfen, und ihre über einander gekrümmten Schnabelteile sind ganz dazu geschaffen, die Samenkerne aus den harten Blätterschichten der Zapfen heraus zu holen. Beobachten wir einmal die merkwürdigen, durch die Sage geheiligten Vögel etwas genauer in ihrem Leben und Treiben!

Während mehrere in allen möglichen Stellungen, oft mit dem Kopfe nach unten oder seitwärts an den Zweigen hängend, still geschäftig an den Fruchtzapfen herumhacken, andere wieder plaudernd und flatternd sich vergnügen, schwebt ein großes, schönes Männchen auf dem Gipfel einer der höchsten Kiefern und läßt hier sein einfaches, liebliches Lied erschallen, welchem die ganze Schar mit leisem: Göp! Göp! und Zick! Zick! antwortet. Unsere Freude über die guten Geschöpfchen wird aber eine noch größere; denn der Sänger fliegt jetzt nach einem anderen Baume ganz in unserer Nähe, und hier erblicken wir, unter dem dichten Äste verborgen, das kleine Heiligtum der Vögelchen, ein warmes, behagliches Nest und auf demselben die sorglich brütende Mutter. Ja, ja, liebe Kinder, trotz Schnee und Eis, trotz Sturm und Graus des Winters,

in der grimmigsten Kälte finden wir im Freien ein Vogelnest mit zarten, kaum erst ausgeschlüpften Jungen. Das Nest des Vogels ist sehr dicht gebaut. Der Unterbau besteht aus trockenen Kiefernreisern; dann folgen zähe Flechten und Moose, und den innern weichen Ausbau bilden ganz zarte Moosarten und Federchen, untermischt mit einigen Haaren.

Hier brütet das Weibchen allein und bleibt, wenn einmal das erste Ei gelegt ist, fest im Neste sitzen, während das Männchen ihm treu und eifrig Nahrung zuträgt.

Später füttert das Männchen ganz allein sowohl die Jungen, als deren Mutter. Überhaupt hängen die Kreuzschnäbel mit rührender Treue an einander, und ein Paar bleibt stets auf Lebenszeit beisammen.

Das Leben dieser drolligen Vögelchen bietet überhaupt so viel Unterhaltendes und Belehrendes, daß, wer nur Gelegenheit dazu hat, sie recht genau beobachten sollte.

Ein Forstmann erzählt Folgendes: Es war an einem jener Wintertage, welche durch den „Schneebruch“ so sehr gefürchtet sind, als ich meinem Forste in einer keineswegs guten Stimmung zuschritt. Die Kiefernzweige waren mit dicken, fest gefrorenen Schneepolstern bedeckt, und da die Äste vom Froste spröde waren, so brach knicks, knacks! bald da, bald dort ein Bäumchen zum Krüppel. Im Bereiche eines etwa achtjährigen Schlages wußte ich drei Kreuzschnabelnester, und voll Besorgnis um meine Lieblinge ging ich dorthin. Aber bei allen dreien fand ich eine auffallende Erscheinung. Während nämlich rings alle Bäumchen ohne Ausnahme mit dichten Schneelagen bedeckt waren, erschienen die Äste über den Nestern frei von Schnee. Zufällig fand ich noch ein viertes Nest, — und auch der sehr buschige Ast oberhalb desselben war ohne Schneebedeckung.

Bald sollte mir das Rätsel gelöst werden. Es schneite eben; und während ich mich verborgen und ganz regungs-

los verhielt, kam das Kreuzschnabelhähnchen, fütterte sein Weibchen und hüpfte dann auf den Ast über dem Neste, wo es so lange umhersprang und sich wiegte, bis der Schnee herunter war. Dies wiederholte es etwa jede halbe Stunde. Doch noch mehr. Über einem anderen Neste in der Nähe des Versammlungsortes der Vögel war ein sehr starker Zweig, und auf diesem sprangen drei bis vier Kreuzschnäbel, dem besorgten Männchen Hilfe leistend, so lange umher, bis auch hier der Schnee herunter gefallen war.

(K. Ruß.)

100. Der Kreuzschnabel.

Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich sanftes Zucken
An der stahldurchbohrten Hand.
Hier, von allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemüh'n
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein zieh'n.
Blutbeträuft und ohne Rasten
Mit dem Schnabel zart und klein
Möcht' den Heiland es vom Kreuze,
Seines Schöpfers Sohn, befrei'n.
Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag' das Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier!“
Kreuzesschnabel heifst das Vöglein;
Ganz bedeckt von Blut so klar,
Singt es tief im Fichtenwalde
Märchenhaft und wunderbar.

(Mosen).

101. Die Vögel unter dem Himmel. †

Die ihr zaget, die ihr fraget:
„Leib, was essen wir?“
Die ihr klaget und euch plaget:
„Herz, was trinken wir?“

Die am Abend wie am Morgen
Ihr euch quält mit leeren Sorgen: —
Nehmt der freien Vögel Schar
Unter Gottes Himmel wahr!

In den Lüften, auf den Zweigen
Und in Feld und Wald,
Wenn die düstern Menschen schweigen,
Lauter Jubel schallt,
Und in aller Welten Zonen,
Wo die muntern Vögel wohnen,
Ruft's: „Herr Gott, dich loben wir!"
Tönt's: „Herr Gott, wir danken dir!"

Wenn, ins erste Grün gekleidet,
Sich der Frühling naht,
Wenn der Pflug die Furchen schneidet
Zu der Sommersaat:
Kehren auch die Schwalben wieder,
Und auf steigendem Gefieder
Singt die Lerch' ihr Psalmgedicht;
Doch die Vögel säen nicht.

Wenn ihr in den Sommertagen
Durch die Wälder schweift,
Hört die Nachtigall ihr schlagen,
Eh' das Korn gereift.
Doch wenn Erntelieder schallen,
Schweigen schon die Nachtigallen,
Scheuen jede saure Pflicht;
Denn die Vögel ernten nicht.

In den Kammern, in den Scheunen
Liegt des Herbstes Frucht;
An den Hecken, an den Zäunen
Manch ein Vöglein sucht
Wohl ein Körnlein zu gewinnen,
Trägt's bescheiden dann von hinnen
In das warme Nest und spricht:
„Sammle wohl in Scheunen nicht,

Aber der im Himmel droben
Nährt uns alle doch;
Den auch wir als Vater loben,
Sorget immer noch.“
Naht des Winters rauh Geleite,
Zieh'n die Störche fort ins Weite,
Und der Sperling findet hier
Auch im Dunkeln sein Quartier.

Die ihr zaget, die ihr fraget:
„Leib, was essen wir?“
Die ihr klaget und euch plaget:
„Herz, was trinken wir?“
Die am Abend wie am Morgen
Ihr euch quält mit leeren Sorgen:
Nehmt an dieser Vöglein Schar
Eures Glaubens Mangel wahr!

(Hagenbach.)

102. Die Singvögel.

Fast alle kleinen Vögel, wie auch die Krähen, Elstern und Drosseln, gehören zu jener Klasse von Vögeln, welche man sperlingsartige nennt. Unter ihnen trifft man die besten Singvögel, die häufig in Käfigen gehalten werden, und die sich zähmen lassen. Sie bauen auch unter allen Vögeln die künstlichsten Nester, und die Männchen stehen den Weibchen getreulich in der Pflege der Jungen bei.

Der erste Singvogel, den wir im Frühlinge hören, ist die Lerche. Sie kommt schon im Vorfrühlinge aus südlichen Gegenden zu uns, bleibt bis zum Spätherbste, und das Weibchen brütet während dieser Zeit zweimal. In manchen Jahren harren einzelne Scharen auch Winters über bei uns aus, wenn dieser sehr milde ist. Ein anderer Singvogel, der als der vorzüglichste von allen gilt, ist die Nachtigall, welche sich am liebsten in Laubgebüschen aufhält, in deren Nähe reines Wasser zu finden ist.

Im Mai kommen die Schwalben bei uns an, um ihre Nester zu bauen und ihre Eier auszubrüten. Die-

jenigen, welche an und in den menschlichen Wohnungen nisten, sind von zweierlei Art: die Hausschwalben, deren Beine befiedert sind und die ihre nur mit einem kleinen Eingang versehenen Nester außen an den Häusern ankleben, und die Rauchschwalben, welche nackte Beine und rotbraune Kehlen haben und gerne im Innern der Häuser, in Viehställen, häufig auch in Schornsteinen, ihre oben offenen Nester bauen. Jene Schwalben, die sich Höhlen in Sandbänken oder an Abhängen in lehmigem Boden graben, heißen Uferschwalben und sind aschgrau.

Die Menschen dulden die Schwalben gern, und diese fürchten sich daher wenig vor ihnen. Sie fliegen sehr schnell und erhaschen ihre Nahrung, die aus Mücken, Käfern oder anderen Insekten besteht, jederzeit im Fluge. Wenn sich die Schwalben hoch in die Luft erheben, so erwartet man schönes Wetter; halten sie sich aber nahe am Boden oder über Wasserflächen, so sagt man, sie verkündigen Regen. Es kommt dies daher, daß die Mücken und andere Insekten hoch fliegen, wenn die Luft rein und klar ist, dagegen bei Regenluft nahe an der Erde bleiben; und die Schwalben fliegen ihnen eben nach, um sie zu fangen.

Zahlreiche Arten kleiner Singögel enthält das Finkengeschlecht, zu denen die Haus- und Feldsperlinge, die Buchfinken, Stieglitze, Hänflinge, Zeisige und Kanarienvögel gehören, welche letztere man wegen ihres Gesanges und ihrer goldgelben Farbe in Käfigen hält.

Es gibt auch verschiedene Arten von Drosseln. Die merkwürdigsten unter ihnen sind die Amseln oder Schwarzdrosseln, die Misteldrosseln und die Sing- und Zippdrosseln, welche alle einen schönen, flötenden Gesang haben. Die Wacholderdrosseln oder Krammetsvögel, wie man sie auch nennt, sind Zugvögel, welche sich während des Sommers im hohen Norden aufhalten und im Herbste und Winter bei ihrem Zuge durch Deutschland in Menge gefangen werden, um als Leckerbissen auf Tafeln zu dienen. Eine

Reihe kleiner Vögel, zu welcher auch die bereits erwähnte Nachtigall gehört, und die sich meistens in Laubhölzern aufhalten, nennt man Sänger. Solche sind die Rot- und Blaukehlchen, die Rotschwänzchen, die nur im östlichen Europa einheimischen Sprosser und die Laubvögel. Zu ihnen gehört auch der Zaunkönig, welcher unter allen in Deutschland einheimischen Vögeln der kleinste ist.

Zu den sperlingsartigen Vögeln rechnet man ferner die Gimpel, die Kreuzschnäbel, die Stare und die prächtigen, aber faulen und gefräßigen Seidenschwänze, welche den hohen Norden Europas und Asiens bewohnen, im Spätherbste aber scharenweise nach Deutschland kommen und sich hier von Beeren nähren. Bekannt ist die Geschicklichkeit, mit welcher gezähmte Stare kurze Melodien nachpfeifen und sogar einige Wörter und Sätze nachplaudern lernen.

Die Meisenarten, besonders die Kohlmeisen und Blaumeisen, sind niedliche, lebhafte Tierchen, welche nicht übel singen und von Insekten und Samen der Nadelhölzer leben. Im Winter zieht ein Teil von ihnen fort; andere machen sich in die Nähe menschlicher Wohnungen. Die Kohlmeise fällt, wenn es ihr an Futter mangelt, kleinere Vögel an und hackt ihnen das Gehirn aus. Auch wird sie oft den Bienenstöcken gefährlich, indem sie im Winter durch Pochen mit ihrem Schnabel einzelne Bienen herauslockt und verzehrt. Die weißen und gelben Bachstelzen oder Ackermännchen lieben den Aufenthalt an den Ufern von Flüssen und Seen, bauen ihre Nester in Erdlöcher und leben von Insekten. Die Ackermännchen sind gar wenig scheu, gehen gerne dem pflügenden Landmanne nach und lesen in den Furchen die bloßgelegten Würmer auf.

(Tutscheck.)

103. Was ein Vogelnest wert ist.

„Was ein Vogelnest wert ist? Je nun, das wird so viel nicht sein,“ könnte man sagen. O nein, lieber

Knabe, der du so sprichst, das ist wohl viel wert. Ich will es dir einmal vorrechnen, wenn auch nicht nach Mark und Pfennigen, so doch in einer Weise, dafs du wohl den Wert eines solchen Nestchens merken wirst. Denke dir, mein Junge, du weifst draufsen im Garten ein Nestchen, in dem fünf kleine Vögelchen sitzen; mögen es Grasmücken, Finken, Spatzen oder Rotschwänzchen sein, das ist gleichviel. Die kleinen Tierchen wollen Futter haben, und du weifst, mein Kind, dafs sie Raupen und anderes Ungeziefer zu ihrer Nahrung bedürfen. Jedes der fünf Vögelchen braucht täglich im Durchschnitt 50 Stück Räupchen, das macht 250 Stück. Die Atzung, d. i. die Fütterung der Jungen durch die Alten, dauert durchschnittlich 4—5 Wochen, wir wollen aber nur 30 Tage sagen. Unsere 5 Vöglein verspeisen also in 30 Tagen 30 × 250 Raupen, das sind 7 500 Stück. Nicht wahr, eine schöne Menge? Doch weiter! Jede Raupe frifst täglich, wie die Gelehrten ausgerechnet haben, so viel an Blättern und Blüten als ihr eigenes Gewicht beträgt. Wir wissen nun, dafs die Raupeu ebenfalls 30 Tage lang einen hungrigen Magen haben und tüchtig um sich her fressen. Wenn nun jede Raupe täglich nur eine Blüte, die eine Frucht abgegeben hätte, abfrifst, so vernichtet sie in 30 Tagen 30 Obstfrüchte in der Blüte, und unsere 7 500 Raupen zusammen bringen uns um 7 500 × 30 Früchte, das gibt beinahe eine viertel Million; es fehlen daran nur 25 000. Denke dir nun weiter, mein Knabe, ein böser Junge hätte das Nestchen im Garten mit den 5 Vögelchen gefunden und ausgenommen, so wären die 7 500 Raupen nicht vertilgt worden, und diese hätten während ihrer Lebenszeit die 225 000 Fruchtblüten wirklich verzehrt. Der Taugenichts hätte also mit einem einzigen Griff uns um eine schöne Menge Äpfel, Birnen, Zwetschgen und dergl. gebracht.

(Aus der Pr. Lehrerz.)

104. Die Eule im Volksmunde. †

Eulen sind nächtliche Raubvögel, welche das helle Licht scheuen. Daher sagt ein Sprichwort: „Die Eule lobt den Tag nicht.“ Die Augen der Eulen ähneln den Katzenaugen; am Tage sieht der Augenstern länglich aus, und sie können das Tageslicht gar nicht ertragen. Sie jagen auch nur in der Abenddämmerung, welche man deswegen die „Eulenflucht“ nennt, oder etwa in mondhellen Nächten.



Sie machen die drolligsten und seltsamsten Gebärden, wozu ihr sonderbares Aussehen, ihr fast versteckter Schnabel, ihr unförmlich großer Kopf, das platte, tellerförmige Gesicht, die ungeheuern, glänzenden Augen, deren Stern sich mit jedem Atemzuge verengert und erweitert, vieles beitragen. Dazu kommt ihre schauerliche, heulende und klägliche oder widerlich quiksende Stimme und ihr Weilen an einsamen Orten, als Ruinen, hohen Türmen, hohlen Bäumen, dichten Wäldern, mit einem Worte an solchen Plätzen, „wo Eulen

und Käuze einander gute Nacht sagen". So werden sie zum Wahrzeichen der Zerstörung und Verlassenheit. „Eulen werden in ihren Palästen singen," lautet des Jesaias wehmütige Prophezeiung vom Untergange des babylonischen Reiches.

Aber gerade diese auffallenden Merkmale verleihen den Eulen einen ganz bestimmten Reiz in unsern Augen. „Die Welt will Nachteulen haben, sich zu verwundern." „Eulengesicht" heißen wir ein häßliches Gesicht mit vorstehenden Augen und gebogener, großer Nase, und „aussehen wie eine Nachteule" mag für manche ein schrecklicher Gedanke sein. — So erscheint die Eule als ein häßliches und eben deswegen verachtetes Geschöpf, und trotz der Mahnung eines guten Herzens: „Spotte nicht mit der Eule, das ist auch ein Vogel!" sagen doch die Spötter: „Die Eule trägt ihr Recht auf dem Buckel." Besonders werden die Eulen den Tagraubvögeln hintangesetzt: „Eulen hecken keine Falken." Die Eigenliebe macht indessen blind gegen den klaren Thatbestand: „Jedem dünkt seine Eule ein Falk." Die Eule glaubt, wie sich denken läßt, am wenigsten an die Häßlichkeit ihres Geschlechts. „Es ist keine Eule, die nicht schwüre, daß sie die schönsten Jungen hätte."

Der Flug der Eulen ist wegen der breiten Flügel und des lockern Gefieders äußerst leise — „Eulenflug" ein leiser Flug — so daß sie Menschen und Tiere überraschen können und zwar wohlgemerkt des Nachts. Man erzählt von einem Perückenträger, welcher zur Nachtzeit mit bloßem Kopfe über einen Kirchhof ging, daß ihm plötzlich von hinten seine Perücke abgerissen ward. Was war natürlicher, als daß er glaubte, der Geist eines Verstorbenen habe sie ihm genommen. Als man aber das nächste Mal den Turm der Gottesackerkapelle ausbesserte, fand man die Perücke in einem Eulenneste, wo die jungen Eulchen recht warm und weich darin staken. So können die Eulen auch andere Vögel im Schlafe überrumpeln und sind ihnen deshalb

doppelt verhaßt. Fast alle Tagvögel, wie Krähen und eine Menge anderer, leben mit ihnen in beständiger Feindschaft. Wenn sich einmal eine aufgescheuchte Eule bei Tag sehen läßt, wo sie, vom Sonnenlichte geblendet, verlegen und ungeschickt ist, so umgibt sie sogleich eine ganze Schar von schreienden und lärmenden Vögeln aller Art, selbst größere Tagraubvögel darunter. „Er lebt wie eine Eule unter den Krähen," sagt man von einem Verfolgten oder Verspotteten. Dies benutzen die Jäger, um andere Vögel, besonders gerade Krähen und Raben zu schießen, indem sie am liebsten einen Schuhu, die größte der sogenannten Ohreulen, auf einem freien Platze anbinden und aus einem Hinterhalte die ankommenden Vögel erschießen, wofür der altertümliche Ausdruck „beizen", wie für die Jagd mit Falken, gebraucht wird. Im Notfalle thut's auch eine gemeine Eule. „Beize mit Eulen, wenn du keinen Schuhu hast," lehrt daher die Genügsamkeit. Auf diese Art von Vogelstellerei bezieht sich das Sprichwort: „Er weiß seine Eule wohl zu setzen," d. h. er versteht, seinen Vorteil wahrzunehmen, seinen Fang zu machen.

Ein anderer, schon oben gebrauchter Name für Eule ist „Kauz", welchem Ausdruck in einem Sprichwort der nämliche Vorzug eingeräumt wird, wie oben dem Schuhu; es lautet nämlich: „So man nicht Kauze hat, muß man mit Eulen beizen." Dies entspricht jedoch nicht der in der Naturgeschichte jetzt gebräuchlichen Einteilung. Man unterscheidet nämlich Ohreulen als solche, die über dem Ohre einen emporstehenden Büschel von Federn haben, und Kauze oder, wie man gegenwärtig lieber abbeugt, Käuze, welche keine dergleichen Federohren haben. Aus der Volkssprache stammt offenbar diese Unterscheidung nicht, und es hat ein Naturforscher diese Einteilung erfunden, der kein Sprachforscher war. Überhaupt ist heutzutage das Wort „Kauz" veraltet und deshalb seine eigentliche Bedeutung verwischt, indem es mehr im wahren als im bildlichen

Sinne gebraucht wird für einen Sonderling, einen sonderbaren, wunderlichen Menschen. Wenn man sich an das auffallende Aussehen der Eulen und die vielen sonstigen Sonderbarkeiten erinnert, die im Vorausgehenden beschrieben sind, so wird man sich diese figürliche Bedeutung von Kauz wohl erklären können, und die Sprichwörter führen allmählich ganz deutlich darauf hin. Schon der Kauz singt von sich selbst in einem norddeutsch gereimten Verschen: „Viel' Vögel sind, die hassen mich; ich bin ein Kauz und acht' es nich."

Es gibt alte und ehrliche Käuze, blödsichtige, feine und verschmitzte, hochmütige, reiche, trockene, närrische, schnurrige, sonderbare, wunderliche, komische und kuriose Käuze. Einen reichen Kauz heißt man auch „Geldkauz".

Mit Bezug auf die Stimme der Eulen und obwohl „des einen Eule des andern Nachtigall ist", reimt man: „Bei Wölfen und Eulen lernt man heulen." Es liegt in diesem Verschen eine verständliche Hindeutung auf den Umstand, daß die lichtscheue Eule wegen ihres Aufenthaltes an dunkeln Orten als eingefleischter Finsterling gilt und in diesem Sinne häufig als Sinnbild des Stillstandes und des Rückschrittes neben Zopf und Krebs abgebildet wird.

An die Eulen hat sich mancherlei Aberglaube geknüpft, wozu abermals ihr sonderbares, durch die Stellung ihrer Augen nach vorne und durch die Federkreise um Augen, Ohren und Gesicht entstehendes Ansehen, ihre nächtliche Lebensweise, ihre heulende Stimme und anderes, was beschrieben worden ist, viel beigetragen haben. So soll das sogenannte „Totenkäuzchen" oder „Leichenhuhn" als Todesprophet für Kranke gelten, wenn es zur Nachtzeit sich hören läßt.

„Einsam erinnerte auf hohem Dach die Eule
Ihr todweissagendes Geheule,"

erzählt Schiller, und bei einem andern Dichter heißt es:

„Das Käuzlein kreischt und jammert,
Daß der Krank' es ahnend hört."

Allein diese Prophezeiungen erklären sich ganz einfach aus der Gewohnheit des Vogels, brennenden Lichtern nachzufliegen. Da nun das Käuzchen bloß bei nächtlicher Weile munter ist und in späterer Nacht, wenn es in den Häusern ruhig geworden, kaum noch anderswo Licht gebrannt wird, als in Krankenzimmern, so kommt der Vogel eben gerade vor die Fenster von Kranken und läßt hier seine klägliche Stimme ertönen. — Das Geschrei der größten Art, des zum Beizen gebräuchlichen Schuhu oder Uhu, ist ein lautes, dumpfes, fürchterlich klingendes Huhuhu! welches noch mit anderen, gräßlich lautenden Tönen untermischt wird. Diese Töne, in der Stille der Nacht vom Echo tiefer Wälder vervielfältigt, haben Veranlassung zu der Sage vom wilden Jäger oder der wilden Jagd gegeben. — Eine andere Art von Aberglauben liegt in dem Ausdrucke: „Da hatte eine Eule gesessen," wie man sagt, wenn man sich irgendwo in seinen Erwartungen getäuscht sieht.

Bei den Alten galt aber der Vogel als Sinnbild des tiefen Nachdenkens und der Weisheit, wie man gewöhnlich annimmt, wegen seines ernsten Aussehens, oder auch weil er im Dunkeln sieht. Ohne Zweifel hat aber dazu auch die Stellung der Augen das ihrige beigetragen. Während nämlich bei allen anderen Vögeln die Augen an den zwei Seiten des Kopfes stehen, so daß nicht beide zugleich auf denselben Punkt hinsehen können, sind die Eulen die einzigen, welchen die beiden Augen nach vorne stehen und über den versteckten Schnabel hinausgucken, wie die Augen des Menschen über die Nase. Dadurch gewinnt das Eulengesicht etwas Menschenähnliches und erscheint verständiger, als irgend ein anderes Vogelgesicht. (Nach W. Medicus.)

105. Der Vögel Arbeit. ††

Der strenge Winter hat endlich Abschied von uns genommen. Mildere Lüfte durchwehen die Flur und erwecken zarte Blümchen überall. Bäume und Sträucher prangen

im Frühlingsschmucke, und Mücken und Fliegen tanzen wieder im Sonnenscheine. Die Vögel, welche uns im Herbste verlassen hatten, konnten es nicht mehr länger aushalten im fernen Süden. Sie folgten dem Rufe des Lenzes und kehrten in ihre Heimat zurück. Und nun, welch lustiges Treiben in allen Zweigen! Ja,

Die Vögel haben's wahrlich gut,
Sie fliegen, hüpfen, singen.
Sie singen frisch und wohlgemut,
Daß Wald und Feld erklingen.

Der Frühling bereitet ihnen eine Menge der reinsten Freuden und Genüsse. Doch bleibt auch die ernste Arbeit nicht aus. Auch bei den Vögeln heißt es, wie bei uns Menschen: Ein jeder Tag hat seine Plag', und jeder Morgen bringt neue Sorgen. Betrachten wir nur einmal das Vög-lein im Busch! Warum fliegt es denn so unermüdlich suchend umher, bald hierhin, bald dorthin? Es ist die Sorge um ein liebes Heim, die erste, die sein Herzchen nicht ruhen läßt. Viele Vögel beziehen zwar im Frühjahre ihre alten Nester wieder und bessern nur etwaige Schäden daran aus; aber die meisten müssen doch neue Wohnstätten für sich und ihre Nachkommenschaft errichten. Da gilt es nun vor allem, einen geeigneten Nistplatz sorgfältig auszuwählen. Keinem Vogel ist es ganz einerlei, wohin er sein Nest baut. Soll doch dasselbe vor den Nachstellungen der Feinde und vor schädlichen Einflüssen der Witterung möglichst gesichert sein. Gar mancher Waldwinkel wird darum emsig durch-sucht, und gar manches erwählte Plätzchen der eingehendsten Prüfung unterworfen. Jeder Vogel hat außerdem einen seiner Art eigentümlichen Wohnplatz auszusuchen: der Specht einen passenden Baumstamm, der Fink die Zweige eines Baumes oder laubreiches Gebüsch, das Wasserhuhn den schilfigen Uferrand u. s. w. Ist aber einmal ein Plätzchen nach dem Herzen gefunden, dann beginnt sofort die zweite Arbeit: der Nestbau.

Moos und Hälmchen, Fäden und Fäserchen, Wolle und Haare, Erde und Lehm, Zweiglein und sonstige Stoffe werden emsig aufgesucht und geschickt herbeigetragen. Alles, was die Vögel zum Nestbau brauchen, wissen sie mit ihren klugen Augen an den verschiedensten Orten zu erspähen. Und was sie zusammengetragen, ist keineswegs Sache des Zufalls, sondern eigene Wahl, augenblickliches Bedürfnis. Mit dem Herbeiholen des geeigneten Baumaterials geht Hand in Hand das Bauen selbst. Wie aber unsere Maurer und Zimmerleute nach einem wohlüberdachten Plane arbeiten, also machen es auch die Vögel. Ein Teil des Nestes nach dem andern wird in genau bemessener Folge in Angriff genommen. Zuerst wird der Grund gelegt; denn ohne feste Unterlage könnte ja das Nest nicht jeder Witterung trotzen. Hierauf geht es an den Aufbau der Außenwände, wozu hauptsächlich das rohere Material verwendet wird. Zuletzt wird noch das Innere des Nestes mit dem weichsten Flaum und den zartesten Haaren ausgefüttert, damit die künftigen Lieblinge auch ein warmes Bettchen haben. Alle Gliedchen des Körpers sind während des Nestbaues in der rührigsten Thätigkeit. Namentlich verstehen die Vögel Schnabel und Füße ganz trefflich zu gebrauchen, um damit bauen, flechten, nähen, kneten, zimmern oder mauern zu können. Gar oft wird die Brust unter Beugungen und Wendungen gegen die Wände gedrückt, damit das Nest auch die nötige Rundung, Glätte und Geräumigkeit erhält. Unzählige Male werden die einzelnen Hälmchen und Fäserchen hin- und hergelegt und gedreht, gelockert und wieder befestigt und auf diese Weise unermüdlich zurecht gebracht. Wer könnte da zusehen, ohne die emsige Geschäftigkeit, die große Sorgfalt, zugleich aber auch den praktisch-künstlerischen Sinn der Vögel zu bewundern? Endlich, etwa nach acht Tagen, ist das Nest fertig. Es ist nun ein Bau von erstaunlicher Festigkeit, voll Zierlichkeit und Bequemlichkeit, ja ein wahres Kunstwerk. Und welche Freude jetzt unter den frohen Vög-

lein! Kein Wunder! Wo wäre es herrlicher zu wohnen, als dort auf den Zweigen, wo so frei die Lüfte wehen und das Sonnenlicht so freundlich durch das grüne Laubdach blinkt? Nun beginnt wieder ein Leben voll Lust und Liebe, und das Singen und Springen will gar kein Ende mehr nehmen.

Bald aber gesellen sich neue Mühen und Sorgen zu all diesen Freuden. Das Vogelweibchen wird stiller und legt seine Eier auf das weiche Nestbettchen. Von dieser Stunde an regt sich eine mächtige Liebe in seinem Herzen: es ist die aufopfernde, alles vermögende Mutterliebe. Sind doch die Eier nichts Geringeres als lauter kleine Wiegen, in denen das Leben der jungen Vöglein geheimnisvoll schlummert! In wahrhaft mütterlicher Treue und Sorgfalt bleibt darum das Weibchen Tag und Nacht über denselben sitzen und thut alles, was in seinen Kräften steht, damit das begonnene Brütegeschäft glücklich von statten gehe. Da wird nicht mehr nach Hunger und Durst gefragt, auch nicht nach Bequemlichkeit, und wenn sich ja einmal ein Vogel von seinem Neste entfernt, nur um rasch die nötigste Nahrung zu suchen — die Sorge begleitet ihn und heißt ihn baldigst zurückkehren. Es könnten ja inzwischen die zarten Eier verkühlen, oder ein Feind könnte dem Neste nahen und die Kleinode rauben. Welch ein Jammer wäre das für ein liebendes Mutterherz! Wahrlich, das Bebrüten und Hüten der Eier ist eine sauere Arbeit, reich an Ängsten und Entbehrungen aller Art. Und was thun denn in dieser schweren Zeit die Männchen? — Als treue Gatten stehen sie den brütenden Weibchen hilfreich zur Seite, tragen ihnen Nahrung zu und ermutigen sie durch fröhliche Lieder oder freundliche Zurufe. Viele Männchen fordern sogar ihre Weibchen auf, das Nest auf einige Zeit zu verlassen und sich draußen im Freien zu erholen. Damit aber die Eier inzwischen nicht verkühlen, setzen sie sich selbst auf dieselben und versehen nun während der Ablösung das Brütegeschäft ebenso gut wie die Weibchen. So bietet uns also

jedes Vogelnest ein Bild süßen Naturfriedens und des seligsten häuslichen Glückes, wie man es wahrlich nicht schöner malen könnte.

Die elterliche Liebe und Fürsorge der Vögel wächst aber noch von Tag zu Tag; denn immer näher rückt jener Augenblick heran, wo die Eierschalen zerbrechen und die jungen Vöglein ausschlüpfen werden. Das Weibchen kann diese selige Zeit kaum erwarten. Sobald es die ersten Pulsschläge aus den Eiern fühlt, wird es noch eifriger im Brüten und noch besorgter, daß ja alles ohne Schaden verlaufe. Endlich pocht es im dunklen Innern der Eier, anfangs ganz leise, später aber immer stärker und stärker. Höher pocht nun auch das Herz der brütenden Mutter. Nur noch wenige Augenblicke, und siehe — die allerliebsten jungen Vöglein liegen im Neste. Unbeschreiblich groß ist jetzt die Freude der hochbeglückten Mutter. Das Männchen wird sogleich herbeigerufen; es sieht seine Lieblinge und freut sich auch. Freilich sind die Kleinen noch recht zarte und hilflose Geschöpfchen, die elend verkommen müßten, wenn sie auf sich selbst angewiesen wären. Der weise Schöpfer hat ihnen aber gar gute Eltern zur Seite gestellt, welche sie auf das sorgfältigste hegen und pflegen und es ihnen gewiß an nichts mangeln lassen. Unablässig sind von jetzt an Vater und Mutter mit der Fütterung ihrer hungrigen Kinderchen beschäftigt. Kaum ist das eine oder das andere mit einem saftigen Bissen beim Neste angelangt, so fliegt es schon wieder fort, um neue Speise für die kleinen Schreier zu holen. Die Mutter muß außerdem bei Kälte und Regen ihre zarten Jungen unter den Flügeln bergen und wärmen, während der Vater auf einem nahen Zweige sitzt und wacht, ob nicht seinen Lieben irgend welche Gefahr drohe. Wer könnte dieses innige Familienleben der Vögel betrachten, ohne sich nicht von ganzem Herzen zu freuen!

Nach etlichen Wochen sind endlich die jungen Vöglein flügge, d. h. die Federn sind ihnen so weit gewachsen, daß

sie das Nest verlassen können. Sie erhalten jetzt noch Unterricht im Fliegen, und schließlich heißt es bei den Alten: Nun ist's genug! Wir haben unsere Arbeit vollbracht, unsere Pflicht erfüllt — ernährt euch jetzt selbst und sucht euch eine eigene Stätte! Die ausgewachsenen Vögel trennen sich hierauf von ihren Eltern, und nun beginnen auch für sie dieselben Freuden und Genüsse, aber auch dieselben Mühen und Sorgen. (A. Gutbrod.)

106. Klein und Grofs. †

In dem Gebirge Taurus und an anderen Orten Asiens lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die sind sehr grofs, stark und scheu und haben sehr grofse Hörner. Wenn ein solches Tier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was zuweilen geschieht, so kommt es den dortigen Füchslein zu gute. Diese haben alsdann nicht nötig, einen Bau in die Erde zu graben, sondern meinen, das Horn sei ihretwegen da, schlüpfen hinein und wohnen darin. Worüber mufs man sich mehr wundern, über die grofsen Hörner oder über die kleinen Füchse?

Die kleinsten Vögel, die man kennt, heifsen Kolibri. Sie sind in Südamerika daheim, haben eine wunderschöne Farbe von Gold- und Silberglanz, legen Eilein, die nicht gröfser sind als eine Erbse; sie werden nicht mit Schrot geschossen, sondern mit kleinen Sandkörnlein, weil sonst nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die ist so grofs, dafs sie diese armen Tierlein wie Mücken fängt und aussaugt.

Andern Respekt mufs man vor dem Lämmergeier haben, der in den Tiroler und Schweizer Gebirgen daheim ist. Denn mit seinen ausgespannten Flügeln bedeckt er eine Länge von 2 bis 3 m; er ist stark genug, Gemsen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davonzutragen.

Der gröfste unter allen Vögeln, die fliegen können, ist der Kondor, ein Landsmann des Kolibris. Er mifst mit ausgespannten Flügeln 4 m; seine Flugfedern sind vorn fingerdick, also dafs man schön Fraktur damit schreiben könnte, und das Rauschen seiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergröfste Vogel ist der Straufs in den Wüsten von Asien und Afrika, der aber wegen seiner Schwere und wegen der Kürze seiner Fittiche gar nicht fliegen kann, sondern immer auf der Erde bleiben mufs. Doch trägt er seinen Kopf fast 3 m hoch in der Luft, kann weit umherschauen und könnte wie ein guter Freund neben einem Reiter auf seinem Rofs herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache versagt wären.

Das Spitzmäuslein dagegen wiegt 3 g und ist das kleinste unter allen bekannten Tieren, die auf vier Beinen gehen und ihre Jungen säugen.

Der Elefant aber ist 3 bis 4 m hoch, 4 bis 5 m lang und wiegt seine 7 000 Pfund. Ein fleifsiger Schüler soll mir ausrechnen: wie viel Spitzmäuslein müfste man haben, die zusammen so schwer sind wie ein einziger Elefant?

Das kleinste Tierlein auf der Erde hat auch mit dem stärksten Vergröfserungsglas wohl noch kein Mensch gesehen. Aber das gröfste ist der Walfisch, der bis zu einer Länge von 40 m wachsen kann und seine 1 000 Zentner und darüber wiegt. (J. P. Hebel.)

107. Sprichwörter. ††

1. Jeder Vogel hat sein Nest lieb. — 2. Das Ei will klüger sein als die Henne. — 3. Eine blinde Henne findet wohl auch ein Korn. — 4. Mancher zankt sich ums Ei und läßt die Henne fliegen. — 5. Ein Sperling in der Hand ist besser als zehn auf dem Dache. — 6. Herrengunst und Lerchensang klinget wohl und währt nicht lang. — 7. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus.

108. Mut über Gut.

Es war einmal ein armer Handwerksmann, ein Leinenweber, der saß täglich schon in aller Frühe in seiner Werkstätte und arbeitete. Und wie er denn allezeit fröhlichen Mutes war, so sang er zum Zeitvertreib nebenbei manch schönes weltliches oder geistliches Liedlein, je nachdem es ihm just ums Herz war. Und er hatte eine so klare und volle Stimme, daß die Nachbarn keines Haushahns bedurften, der sie aufweckte. Dies war aber eben dem reichen Kaufherrn nicht recht, der neben ihm wohnte; denn wenn der vor Mitternacht nicht schlafen konnte wegen Geldsorgen, so mußte er nach Mitternacht noch wach bleiben wegen des leidigen Singsangs des Nachbarn. Er dachte daher ernstlich daran, dem Unfuge ein Ende zu machen. Verbieten konnte er's ihm nicht; denn das Singen gehört, wie das Beten und Arbeiten, zum Hausrecht, darin niemand gestört werden kann. Also mußte er andere Mittel gebrauchen. Er ließ den Handwerker kommen und fragte ihn, wie hoch er sein Singen anschlage? Der meinte, einen Taglohn sei es sicherlich wert, da es ihm das Tagwerk selbst so leicht mache. Jener fragte weiter, wie viel das betrage? Der antwortete, so und so viel, und es war doch noch nicht viel. Darauf sagte der Kaufherr, er wolle ihn einen Monat zum voraus bezahlen, nicht für das Singen, sondern daß er still sei. Und er legte ihm das Geld wirklich hin. Der Leinenweber dachte bei sich, leichter könne man sich's nicht verdienen. Er nahm das Geld und versprach, daß er still sein wolle wie ein Mäuslein in seiner Werkstätte. Als er mit dem Gelde nachhause gekommen, überzählte er es voller Freuden, und es war lauter gute Münze und so viel, als er noch niemals zugleich beisammen hatte. Abends, ehe er schlafen ging, überzählte er jedesmal seinen Reichtum, und nachts legte er das Geld unter sein Kissen, damit es ihm nicht etwa

ein Dieb rauben könnte; um Mitternacht hatte er es noch im Kopfe und sann nach, was er damit anfangen und wie viel er gewinnen könne an Kapital und Zinsen. Und morgens, wie er aufstand, lag es ihm in allen Gliedern wie Blei; sein Kopf war wüst von Nachtwachen und Sorgen, seine Hand schwer und lässig und versagte ihm den Dienst, und er durfte nicht singen. Die Zeit ging langsam und träge vorüber, so daß er den Tag kaum erwarten konnte. Inzwischen hatte er es bei sich bedacht, und er war kurz entschlossen. Denn wer schon um acht Uhr in des Kaufherrn Laden stand, das war unser Leinenweber. „Herr, mit Vergunst“ — sagte er und warf das Geld hin — „da habt Ihr Euern Plunder wieder; der böse Geist läßt mich nicht schlafen.“ Und ehe noch der Kaufherr eine Widerrede thun konnte, war der Weber schon vor der Thür und sang:

Ein frischer, froher Mut
Geht über Geld und Gut.
Trilirum, tralarum!

(Auerbachers Volksbüchlein.)

109. Zufriedenheit. ††

Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin! Gibt Gott mir nur gesundes Blut, so hab' ich frohen Sinn und sing' aus dankbarem Gemüt mein Morgen- und mein Abendlied.

So mancher schwimmt im Überfluß, hat Haus und Hof und Geld, und ist doch immer voll Verdruß und freut sich nicht der Welt. Je mehr er hat, je mehr er will; nie schweigen seine Klagen still.

Da heißt die Welt ein Jammerthal und deucht mich doch so schön, hat Freuden ohne Maß und Zahl, läßt keinen leer ausgeh'n. Das Käferlein, das Vögelein darf sich ja auch des Maien freu'n.

Und uns zuliebe schmücken ja sich Wiese, Berg und Wald, und Vögel singen fern und nah, daß alles wider-

hallt. Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu, die Nachtigall bei süßer Ruh'!

Und wenn die goldne Sonn' aufgeht und golden wird die Welt, wenn alles in der Blüte steht und Ähren trägt das Feld, dann denk' ich: Alle diese Pracht hat Gott zu meiner Lust gemacht.

Dann preis' ich Gott und lob' ich Gott und schweb' in hohem Mut und denk': Es ist ein lieber Gott und meint's mit Menschen gut. — Drum will ich immer dankbar sein und mich der Güte Gottes freu'n. (Miller.)

110. Sprüche. †

Lernbegierde.

Was du nicht kannst, das sei zu lernen noch beflissen!
Was wissen, ist ein Ruhm; ein Schimpf, nichts wollen wissen.

Reichtum.

Viel haben nicht, nicht viel bedürfen, nenn' ich reich.
Wenn ihr nicht habt, was ihr nicht braucht, was fehlet euch?

Mund und Ohren.

Die Mutter, die Natur, hat wollen uns verehren
Zwei Ohren zwar, allein nur einen Mund,
Und thut der ganzen Welt stillschweigend also kund:
Daß vor dem Sprechen wir erst zweimal sollen hören.

Anweisung, Gold zu machen.

Das, was du selber kannst, laß nicht durch andre thun!
Was heute kann gescheh'n, laß nicht bis morgen ruh'n!
Versäume keine Zeit auch in geringen Sachen;
So wirst du ganz gewiß das Blei zu Golde machen.

Narrenprobe.

Sechs Dinge sind, woran man einen Narren kennet:
Wenn er vergeblich red't; um nichts von Zorn entbrennet;
Sich ändert ohne Not; was ihn nichts angeht, fragt;
Nicht, wer sein Freund, erkennt, und glaubt, was jeder sagt.

Handwerksspruch.

Wer soll Meister sein? — Wer was ersann.
Wer soll Geselle sein? — Wer was kann.
Wer soll Lehrling sein? — Jedermann.

(Aus Sterns 3. Sprach- u. Lesebuch.)

111. Die hungernden Vöglein.

Es kommen die Sänger, die hoch uns erfreut im Sommer durch ihren Gesang, als hungrige Bettler in ärmlichem Kleid' und bitten vor Kälte so bang: „Habt Mitleid und gebet ein Körnlein uns nur! Uns ist ja der Magen so leer, und draußen deckt Schnee tief die Au und die Flur. Drum hungert und frieret uns sehr. Wir fingen von manchem gefährdeten Zweig die schädlichen Raupen hinweg und sangen im Sommer — da waren wir reich — manch' Liedlein in eurem Geheg'. Wir dienen dem Menschen zum Nutzen, zur Lust. So thut auch Erbarmen jetzt kund! Fühlt Mitleid in euerer menschlichen Brust und helfet — sonst geh'n wir zugrund'!" (G. L. Krebs.)

112. Der Winter. †

Sie sind verschwunden, die reizenden Tage, und hinterlassen uns aufser dem süfsen Andenken, sie genofsen zu haben, nichts als Bilder der Vergänglichkeit. Wie hat sich die ganze Gestalt der Natur verändert, und wie traurig blickt die Sonne aus trüben Wolken über Gärten hin, wo keine Blume mehr blüht, über Felder, wo keine Spur der Ernte mehr ist, über Hügel, wo der dürre Rest des Grases verblichen ist! In der Luft ist das Konzert der Vögel verstummt, und ihre Stille wird etwa nur von dem Gekrächze der Krähen oder von dem Geschrei der Zugvögel unterbrochen, die wärmeren Gegenden zufliegen. Die Wälder erheben überall ihre falben Häupter, und stürmische Nordwinde treiben die abgerissenen Blätter weit von den Ästen weg, deren Schmuck

sie waren. Die Berge umher stehen öde, von keinen Herden mehr besucht und von keinem Geblöke mehr belebt; auf ihren dunklen Abhängen trauert der beraubte Weinstock, und kein Jauchzen der Winzer läfst sich mehr hören. Die Blumenplätze der Gärten liegen zerstört; die Bäume haben ihre Frucht abgeliefert, und die Weichlinge von Blumen verschliefsen sich wieder in gewärmte Gewächshäuser. Wie traurig liegt die weite Landschaft vor mir, worin jede helle Farbe verblichen und der Hauptschmuck des Feldes, das Grün, in ein mattes Gelb übergegangen ist und überall die Spuren der Vergänglichkeit erscheinen! Ein dicker Nebel ist der Gefährte des Morgens, und langsam steigt der Tag durch die Frühstunden, wie auf Stufen, zur Heiterkeit empor, wenn ihm noch eine Heiterkeit vergönnt ist.

Allmählich beeisen sich die Ufer. Jede Nacht erweitert das Gebiet des Frostes. Der Strom wird langsamer und das Rauschen dumpfer. Wie mit einem krystallenen Pflaster, unter welchem der Flufs unbemerkt dahinschleicht oder unwillig in leisen Klagen murmelt, überdecken die schwimmenden Eisklumpen das Wasser. Und was für Schauspiele gibt der Frost dem Auge! Der Teich gleicht einem glatten Spiegel, auf welchem das Morgenlicht blitzt, ohne ihn zu durchwärmen. Eine sanfte Brechung der Strahlen und ein ergötzendes Spiel der Farben erscheint auf der hellen Fläche. Bald malt die Sonne ihr Bild auf dem Eise als eine glänzende Scheibe; bald läfst sie den ganzen krystallenen Teich in einem roten Feuer brennen. An jener Seite schwärmt die Jugend des Dorfes auf dem Eise umher. Ein Haufen schwebt auf tönenden Schlittschuhen im geschickten Gleichgewichte wie im Fluge dahin, so schnell, dafs die Blicke ihm kaum mehr in die Ferne folgen können; ein anderer jagt mit rauschendem Schlitten umher, und Fröhlichkeit und Scherz herrschen unter den kleinen zerstreuten

Scharen. — Fast jeder Morgen zeigt uns neue Werke des Frostes von mannigfaltigen Gestalten und Farben, die er in der stillen Nacht verfertigte. Unsere Fensterscheiben sind mit zierlichen Eisblumen überzogen. Das Dach ist mit silbernen Eiszapfen umhangen. Die von Felsen herabfliefsenden Regenströme haben ihren Lauf vergessen und bilden an den Wänden, an welchen sie sich ergossen, lange, weifse Säulen, die dem Auge entgegenschimmern. Dann tönt die Erde unter dem Schritte der Reisenden, und jeder Schall bricht heller durch die kalte Luft. Vergebens senken sich die Strahlen des Mittags auf die versteinerte Erde herab; kaum fühlt sie die schwache Berührung des erwärmenden Lichts; und wenn auch das Thal auf einige Stunden seine Härte erweichen zu lassen scheint, so wiederholt doch bald der Frost sein kaltes Blasen und zwingt das, was die milde Sonne aufgelöst hatte, wieder unter seine rauhe Herrschaft

(L. Hirschfeld.)

113. Die wunderbare Brücke.

Kennst du die Brücke ohne Bogen
Und ohne Joch, von Diamant,
Die über breiter Ströme Wogen
Errichtet eines Greises Hand?

Er baut sie auf in wenig Tagen,
Geräuschlos, du bemerkst es kaum.
Doch kann sie schwere Lasten tragen
Und hat für hundert Wagen Raum.

Doch kaum entfernt der Greis sich wieder,
So hüpft ein Knabe froh daher.
Der reifst die Brücke eilig nieder;
Du siehst auch ihre Spur nicht mehr. (Schiller.)

114. Winternacht.

Wie ist so herrlich die Winternacht! Es glänzt der Mond in voller Pracht mit den silbernen Sternen am

Himmelszelt. Es zieht der Frost durch Wald und Feld und überspinnet jedes Reis und alle Halme silberweifs. Er hauchet über den See, und im Nu, noch eh' wir's denken, friert er zu. So hat der Winter auch unser gedacht und übernacht uns Freude gebracht. Nun wollen wir auch dem Winter nicht grollen und ihm auch Lieder des Dankes zollen. *(Hoffmann von Fallersleben.)*

115. Mitleid im Winter.

In meinem Stübchen ist's bequem,
Ist's lieblich, hübsch und angenehm;
Doch manche Mutter, Gott erbarm!
Nimmt's nackte Kindlein auf den Arm.
Sie hat kein Hemd, hört's kläglich schrei'n
Und wickelt's in die Schürze ein.

Sie hat kein Holz, sie hat kein Brot
Und klagt dem lieben Gott die Not.
Friert's noch so stark, das Mutterherz
Taut doch die Thränen auf im Schmerz.
Der Winter ist ein rauher Mann;
Wer nimmt sich doch der Armen an?

Geh' hin und bring' der armen Seel'
Ein weißes Hemd, ein Säcklein Mehl,
Ein Bündlein Holz, und sag' ihr dann,
Daß sie auch zu uns kommen kann,
Um Brot zu holen immer frisch;
Und dann deck' auch für uns den Tisch!

(J. P. Hebel.)

116. Sprichwörter. ††

1. Freude in Ehren kann niemand wehren. — 2. Freude, Mäßigkeit und Ruh' schließt dem Arzt die Thüre zu. — 3. Wenn's am besten schmeckt, soll man aufhören. — 4. Salz und Brot macht Wangen rot. — 5. Hunger ist der beste Koch. — 6. Spare in der Zeit, so hast du in der Not. — 7. Viel Naschen macht leere Taschen. — 8. Wohlgeschmack bringt Bettel-

sack. — 9. Viele Köche verderben die Suppe. — 10. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert. — 11. Wer ausgeben will, muß auch einnehmen. — 12. Strecke dich nach der Decke! — 13. Mit vielem hält man haus, mit wenigem kommt man aus. — 14. Wer viel begehrt, dem mangelt viel. — 15. Nicht wer viel hat, ist reich, sondern wer wenig bedarf. — 16. Wer kauft, was er nicht braucht, muß bald verkaufen, was er braucht. — 17. Trink' und iß, den Armen nicht vergiß! — 18. Almosen geben, armet nicht. — 19. Wer den Armen gibt, der leihet Gott. — 20. Geben ist seliger als Nehmen.

117. Der Zweig im Winter. †

Ich habe einen Zweig von einem Kastanienbaume vor mir liegen und will hieran einige Bemerkungen knüpfen. — Dieser Zweig ist ein Zeichen, ein Buchstabe, können wir sagen; er ist eine Hieroglyphe (Bilderschrift) aus dem an Hieroglyphen so reichen Buche der Natur. Ist die Natur nicht wirklich mit einem Buche zu vergleichen? Haben nicht die denkenden Menschen aller Zeiten sich gemüht, in diesem Buche zu lesen?

Ehe es geschriebene Bücher gab, war das große Buch der Natur da. Dies Buch wurde zuerst gelesen, und beim Lesen dieses Buches begann der Menschengeist zu erwachen, und es folgte seine allmähliche Erstarkung. Dieses große Naturbuch erscheint jährlich in einer neuen Ausgabe. Der Verfasser ist der ewige, unerforschliche Geist des Alls, Gott. Die vier Jahreszeiten besorgen den Satz, den Druck; sie sorgen ferner für die Bildeinlagen, für den Einband und die farbige, geschmückte Deckelverzierung. Ein herrliches Buch, ein Prachtwerk, ausgestattet mit Bildern, wie kein anderes! Der Abend und der Morgen im goldgerandeten Purpurgewand — der Nachthimmel im funkelnden Brillantschmuck — der lachende Frühling, der freundliche Sommer, der segnende Herbst, der ernste Winter im weißen, aus Schneestern-

chen gebildeten Gewande! Wer alle die Bilder nennen, nur dem Namen nach nennen wollte, die dies Buch enthält, der würde nicht fertig damit werden, nicht in Stunden, Wochen und Monaten, nicht in Jahren, nicht in Jahrzehnten.

Kehren wir zurück zu dem Zweige, zu diesem unscheinbaren Zeichen, diesem Buchstaben, dieser Hieroglyphe aus dem großen Naturbuche! Eine aufmerksame Betrachtung des Zweiges wird uns, wie ich hoffe, Erkenntniswahrheiten und sittliche Anregungen bieten. Hier und hier — die Stellen sind vernarbt — waren Blattstiele angeheftet. Woraus bestehen die Blätter? Aus unendlich kleinen Zellen. Diese Zellen sind so klein, daß ein Stückchen Blatt von der Größe eines Mohnkörnchens viele Tausende von Zellen enthält. Mit bloßem, unbewaffnetem Auge können wir die einzelnen Zellen nicht sehen; das schärfste Mikroskop (Vergrößerungsglas) macht sie uns erst sichtbar. Wir erstaunen. Wir sehen Zelle an Zelle gereiht. Jede Zelle hat eine durchsichtige Hülle und enthält eine helle Flüssigkeit, in der grüne Kügelchen schwimmen. Die grünen Kügelchen sind es, die dem Blatte den grünen Schein geben; ohne diese Kügelchen würde es farblos erscheinen. Bläschen ist an Bläschen gedrückt. Einzelne Bläschen oder Zellen sind in der Mitte zusammengezogen — die einen mehr, die andern weniger. Das Zusammenziehen nimmt zu, bis aus einer Zelle zwei werden. So geht es weiter, so wächst das Blatt, so ist der Zweig, der Ast, so ist der Samen — sein Anfang war ein Bündelchen Zellen im Samenkern — entstanden. Die grünen Kügelchen nehmen in der Zelle verschiedene Stellen ein. Bei Tage haben sie in der Zelle oben und unten ihre Stelle; zur Nachtzeit bilden sie in der Mitte der Zellenwand einen Kranz.

Aber woraus bestehen die grünen Kügelchen? Die Bekleidung derselben ist von grüner Farbe, das Innere ist Stärkemehl, von der Sonne fabriziert aus dem rohen

Baumsafte. Ein einzelnes Baumblatt hat Millionen solcher Kügelchen Stärkemehl. Zu welchem Zweck bereiten im Frühling und Sommer Sonne und Luft in den Blättern diese Stärkemehlkügelchen? Wir werden dies gleich sehen. Hat das Blatt seine Arbeit gethan, d. h. hat es reichlich Stärkemehlkügelchen aufgespeichert, so tritt eine Wanderung derselben nach unten ein. Dies ist aber nur möglich, indem die Stärkemehlkügelchen sich in zuckerigen Saft verwandeln. Dieser Zuckersaft nun wird durch besondere Kanäle zurückgeführt — aber wohin? Zunächst dahin, wo inzwischen der Zweig die Knospen angesetzt hat. Unter der Knospe bemerken wir eine kleine Erhöhung; die Pflanzenkundigen haben sie Knospenkissen genannt. In dieses Kissen hinein zieht sich der Zuckersaft, und hier verwandelt er sich zunächst wieder in Stärkemehlkörnchen.

Zu welchem Zwecke findet hier diese Art von Ablagerung statt? Die Antwort ist naheliegend: Die Stärkemehlkügelchen sollen der Knospe im nächsten Frühlinge als erste Nahrung dienen. Ist die Knospe auf diese Art genügend mit Vorräten versorgt und besitzt das Blatt deren noch, so wandern diese in die Zweige, Äste, in den Stamm — bis hinab zur Wurzel. Stamm und Wurzel sind die Hauptmagazine, sie werden am meisten versorgt, und es mag wohl jedes Blatt sein Teilchen dazu beitragen, die Aufspeicherung zu bewirken. Auch hier geschieht die Wanderung, wie die nach der Knospe zielende, in flüssiger Form, als Zuckersaft, und dann erfolgt zunächst wieder die Verwandlung in Stärkemehlkörnchen, von denen im Herbste Stamm und Wurzel dicht gedrängt erfüllt sind. Nur in den Blättern gewannen sie — unter der Einwirkung der Sonne — den grünen Überzug; im Baume sind sie weiß.

Welche vorsorgliche Arbeit der Natur! Welche Sparsamkeit im Haushalt! Müßte die Menschheit nicht wie in einem Eden leben, wenn in jedem menschlichen Haushalte die gleiche Vorsorglichkeit

waltete! Was hier vorgeführt wurde, war der Menschheit lange unbekannt. Unserem Auge war die Welt des unendlich Kleinen verschlossen. Das Mikroskop hat uns diese unendlich kleine Welt aufgethan. Wir sind bis in das Innere der Werkstatt des Baumes, bis in die Zelle gedrungen. Sind damit alle Fragen erschöpft? Bei weitem nicht!

Es ist richtig, der Baum besteht aus einer unermeßlichen Zahl von Zellen; aber die Zellen haben noch andere Thätigkeiten zu verrichten, als die sind, die geschildert wurden. Wir sehen: hier reihen sich Zellen an einander, um ein grünes Blatt zu bilden; dort bilden sie einzelne Blütenblätter, dort andere Teile der Blüte, dort die Rinde, den Bast, die Wurzeln. Massenweise lösen also die Zellen neben der allgemeinen Aufgabe noch besondere Aufgaben.

Auf eine Thätigkeit der Zellen im Stamme muß noch verwiesen werden. Dort baueten sich ganze Säulen von Zellen senkrecht auf. Dann schwanden bei jeder Zelle die Teile, mit denen sie die Zelle über sich und die Zelle unter sich berührte, und es entstanden auf diese Art feine, bis in die Zweige hineinreichende Röhrchen, Haarröhrchen genannt. In dem einen dieser Röhrchen steigt der rohe Baumsaft hinauf bis zu den Stärkemehlfabriken, den Blättern; in der andern senkt sich der Zuckersaft wieder hinab. Die stärksten dieser Röhrchen können wir mit bloßem Auge am Holze wahrnehmen — am deutlichsten am spanischen Rohre, wenn es mit scharfem Messer durchschnitten ist.

Wir stehen staunend und sagen uns: Da müssen denn doch noch besondere, geheime Kräfte walten, die mit unseren Sinnen, und mögen wir die stärksten Instrumente gebrauchen, nicht wahrzunehmen sind. Aber alles Mühen, in das Innerste des Tempels der Natur, in das eigentliche Heiligtum zu dringen, ist vergebens. Dort hört das Wissen auf, das Ahnen beginnt. Wir hören den Dichter (Goethe) sprechen:

„Ins Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist."

(Ferdinand Schmidt.)

118. Jahreswechsel.

Ein Jahr geht hin, das andre kommt!
Nur eines bleibt und steht auch fest.
Nur eines bleibt, das ewig frommt:
Gott, der die Seinen nie verläßt,

Gott, der die Seinen nie verläßt,
Sie hebt und hält, sie hegt und pflegt,
Und doppelt fest ans Herz sie preßt,
Wenn seine Vaterhand sie schlägt.

Das Jahr wird alt, das Jahr wird neu;
Gott aber ist stets neu und alt,
Neu in der Lieb', alt in der Treu'.
Laßt uns auch leben dergestalt!

Laßt uns auch leben dergestalt,
So werden stets jahraus, jahrein
Und grau und alt und todeskalt
Wir Gottes und er unser sein! (W. Wackernagel.)

119. Die Gottesmauer.

Drauß' vor Schleswig an der Pforte
Wohnen armer Leute viel.
Ach, des Feindes wilder Horde
Werden sie das erste Ziel.
Waffenstillstand ist gekündet,
Dänen ziehen ab zur Nacht.
Russen, Schweden sind verbündet,
Brechen ein mit wilder Macht.
Drauß' vor Schleswig, weit vor allen,
Liegt ein Häuslein ausgesetzt.

Drauß' vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein:
„Herr, in deinen Schoß ich schütte
Alle meine Angst und Pein."
Doch ihr Enkel, ohn' Vertrauen,
Zwanzigjährig, neu'ster Zeit,
Will nicht auf den Herren bauen,
Meint, der liebe Gott wohnt weit.

Drauß' vor Schleswig in der Hütte
Singt ein frommes Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue,"
Singt das fromme Mütterlein;
„Daß dem Feinde vor uns graue,
Nimm in deine Burg uns ein."
„Mutter," spricht der Weltgesinnte,
„Eine Mauer uns ums Haus
Kriegt unmöglich so geschwinde
Euer lieber Gott heraus."
„Eine Mauer um uns baue,"
Singt das fromme Mütterlein.

„Enkel, fest ist mein Vertrauen.
Wenn's dem lieben Gott gefällt,
Kann er uns die Mauer bauen;
Was er will, ist wohl bestellt."
Trommeln rumdidum rings prasseln,
Die Trompeten schmettern drein;
Rosse wiehern, Wagen rasseln.
Ach, nun bricht der Feind herein!
„Eine Mauer um uns baue,"
Singt das fromme Mütterlein.

Rings in alle Hütten brechen
Schwed' und Russe mit Geschrei,
Lärmen, fluchen, toben, zechen,
Doch dies Haus geh'n sie vorbei.
Und der Enkel spricht in Sorgen:
„Mutter, uns verrät das Lied."
Aber sieh', das Heer vom Morgen
Bis zur Nacht vorüberzieht.
„Eine Mauer um uns baue,"
Singt das fromme Mütterlein.

Und am Abend tobt der Winter,
Um die Fenster stürmt der Nord.
„Schließt die Laden, liebe Kinder!"
Spricht die Alte und singt fort.

Aber mit den Flocken fliegen
Nur Kosakenpulke*) 'ran;
Rings in allen Hütten liegen
Sechzig, auch wohl achtzig Mann.
„Eine Mauer um uns baue,"
Singt das fromme Mütterlein.

„Eine Mauer um uns baue,"
Singt sie fort die ganze Nacht.
Morgens wird es still: „O schaue,
Enkel, was der Nachbar macht!"
Auf nach innen geht die Thüre,
Nimmer käm' er sonst hinaus;
Daß er Gottes Allmacht spüre,
Liegt der Schnee wohl mannshoch drauß'.
„Eine Mauer um uns baue,"
Sang das fromme Mütterlein.

„Ja, der Herr kann Mauern bauen.
Liebe, gute Mutter komm',
Gottes Wunder anzuschauen!"
Rief der Enkel und ward fromm.
Achtzehnhundertvierzehn war es,
Als der Herr die Mauer baut',
In der fünften Nacht des Jahres.
Selig, wer dem Herrn vertraut!
„Eine Mauer um uns baue,"
Sang das fromme Mütterlein.

(Kl. Brentano.)

120. Der Rätselmann.

Die Rätsel, mit denen das Volk sich neckt,
Hab' ich in meinen Sack gesteckt.
Heran, ihr Kinder, all' heran!
Es rate, wer da raten kann!
Wer baut uns Brücken und braucht kein Holz?
Der Baumeister ist der Winter stolz.

---

*) Kosakenpulk = Kosakenregiment.

Wer kennt den schwersten Stab im Land?
Der Stecken ist's in des Bettlers Hand.
Wie lange schläft der Esel zur Nacht?
Nicht länger, als bis er aufgewacht.
Wann wird der Reiche zum Bettelmann?
Wenn er Schulden macht und nicht zahlen kann.
Wo gibt es Wasser, das aufwärts flofs?
Wo sich ein Thränenstrom ergofs.
Wie lange trägt man Wasser im Sieb?
So lang nur, als es gefroren blieb.
Was mag das teuerste Wasser sein?
Das ist das Wasser des Wirts im Wein.
Wie tief ist das Meer? Weifst du's vielleicht?
Das weifs der Stein, der den Grund erreicht.
Wann ist die beste Essenszeit?
Wenn für den Hunger ein Mahl bereit.
Mit welchen Augen kann man nicht seh'n?
Mit Hühneraugen an den Zeh'n.
Was geht durch Hecken und raschelt nicht?
Das thut der Sonne goldenes Licht.
Rat', welches Tier wird schöner im Tod?
Der braune Krebs, der färbt sich rot.
Wer hat sein Haus auf Felsen gebaut?
Der Bauherr, der auf Gott vertraut.
Wann steht der Kaiser auf einem Fufs?
Wenn er sein Rofs besteigen mufs.
Nun sag', wann der Narr dem Weisen gleicht?
Dann, wenn er, statt zu reden, schweigt.

(J. Sturm.)

121. Arm und Reich. †

1. Gar emsig schafft ein Elternpaar
Um Lohn mit Beil und Säge,
Und ihrer Kinder muntre Schar
Spielt nah' dabei am Wege.
Er seufzt: „Kaum hab' ich Schwarzbrot satt,
Für'n Durst 'nen Trunk am Quell sodann,
Zur Nacht die schlechte Lagerstatt
Von dürrem Laub — ich armer Mann!"

2. Drauf spricht das Weib: „Wie hat's doch gut
Der Reiche dort im Wagen!
Bei Winterfrost und Sommerglut
Braucht niemals er zu klagen.
Zum reichgedeckten Tische führt
Ihn jetzt sein prächtiges Gespann.
Der Arbeit Last er nimmer spürt.
Doch du bleibst stets ein armer Mann."

3. Der Reiche schaut trübselig drein,
Sieht er die muntern Kleinen.
Er klagt: „Du trauter Knabe mein,
Dich muß ich stets beweinen.
Du starbst; die Mutter folgte dir
Aus Gram ins frühe Grab sodann.
Ach, wär' ich, wie der Wack're hier,
Doch so ein reicher armer Mann!

4. Mit krankem Sinn, mit siechem Leib,
Von Trug und Neid umgeben,
Nur Gram und Leid zum Zeitvertreib,
Schleich' ich durchs öde Leben.
O selig, wer am lichten Tag
Gesund und rüstig schaffen kann!
Welch' süße Rast nach harter Plag'!
Ich bleib' ein armer reicher Mann."

5. Indessen hält ein Leichenzug
Dort an der Kirchhofsmauer.
Der Pfarrer spricht: „Nun ist's genug
Der Klagen und der Trauer.
Hier ist vorbei der Armen Not;
Der Reichen Stolz in nichts zerrann.
Gleich macht der allgewalt'ge Tod
Den reichen wie den armen Mann."

(L. Bauer.)

122. Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen, gottlob! der arme Mann nichts weiß; denn es

gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener steinreiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhle und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?" — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also daß man bei ihm nicht recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Abendessen anfing. Nach dem Essen legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Maltersack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er dreihundertundfünfundsechzig Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam waren, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Arzneien und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen, wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts; denn er befolgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Tausend! wofür bin ich denn ein reicher Mann, wenn ich leben soll wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?" Endlich hörte er von einem Arzte, der hundert Stunden weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund würden, wenn er sie nur recht anschaue, und der Tod gehe ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzte faßte der

Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung und sagte: „Wart', dich will ich bald kuriert haben!" Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand; doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Leibe, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Rappen; sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüs, mittags ein Bratwürstlein dazu und nachts ein Ei und am Morgen ein Fleischsüpplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also, daß er Euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, wohl aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahre den Kuckuck nimmer schreien. Thut was Ihr wollt!" Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Tau schien ihm so frisch, und die Kornrosen im Felde so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus und er auch; und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer

dahin; und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden, als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser mir liefe!“ Als er zum Doktor kam, nahm dieser ihn bei der Hand und sagte: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt, gottlob! nichts, und wenn Ihr so gesund seid, wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte lächelnd: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rate gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden; aber Ihr habt noch Eier im Leibe; deswegen müßt Ihr wieder zu Fuße heim gehen und daheim fleißig Holz sägen, daß es niemand sieht, nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit die Eier nicht ausschlüpfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden.“ Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Kauz, und ich versteh' Euch wohl,“ und hat nachher dem Rate gefolgt und siebenundachtzig Jahre vier Monate zehn Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt fünfzig Dukaten zum Gruße geschickt. (J. P. Hebel.)

123. Der Holzhacker.

1. Ein Bäuerlein fällte die knorrige Eich'; er seufzte und murrte bei jeglichem Streich: „Es ist doch ein Jammer, es ist ein Verdruß, wie unsereins immer sich peinigen muß. Wie ist doch der Arme so elend daran! Wär' ich doch ein reicher, vermöglicher Mann!“

2. Da kommet ein holder, schönlockiger Knab' im Silbergewande mit goldenem Stab. Er redet gar freundlich das Bäuerlein an: „Gott grüß' dich, du armer, unglücklicher Mann! Verlange, was immer dein Herz nur begehrt! Es sei dir die Bitte zur Stunde gewährt.“

3. Dem Bäu'rlein wird es ganz schau'rlich und bang; jedennoch bedenkt sich mein Bäu'rlein nicht lang. Er ziehet gar höflich das Pelzkäpplein ab und spricht, sich verneigend: „O himmlischer Knab', ich bitte — weil ihr doch selber so wollt — was ich nur berühre, das werde zu Gold!"

4. Da lächelt gar seltsam der lockige Knab', berühret das Bäu'rlein mit goldenem Stab: „Ich wollte, du hättest was Bess'res begehrt. — Indessen sei dennoch die Bitte gewährt." So spricht er, verschwindend im goldenen Duft, und himmlischer Wohlgeruch füllet die Luft.

5. „Gottlob!" ruft das Bäu'rlein, „nun bin ich ja reich!" Er prüfet die herrlichen Kräfte sogleich. Kaum faßt er der Eiche gekrümmeten Ast, so bricht er von goldener Eichelein Last. Die Blättlein und Knöspleín ohn' Ende und Zahl, sie schimmern von lauterem Golde zumal.

6. „O Wunder, o Freude! Jetzt geh' ich nachhaus! Die Arbeit hier mache ein anderer aus. Nun esse ich nichts mehr als Braten und Wurst und trinke Burgunder und Rheinwein für Durst. Nur diesmal noch ess' ich vom Brot da genug und trinke die letzte aus irdenem Krug!"

7. Er langet sein irdenes Krüglein herbei. Wie schwer ist's, wie schimmert's und funkelt's! Ei! ei! Doch weh'! auch das Wasser gerinnet zu Gold; kein Tröpflein dem goldenen Krüglein entrollt. Er bricht von dem Brote und beißet, o Graus! — am goldenen Bröcklein die Zähne sich aus.

8. „O Schrecken, o Jammer! Was fang' ich jetzt an? Was hab' ich aus Dummheit und Goldgier gethan! Nichts hilft mir im Hunger die goldene Wurst, und Gold statt des Wassers stillt nimmer den Durst. O, hätt' ich statt Goldes nur Wasser und Brot! Ach, was mir mein Glück schien, das wird jetzt mein Tod!"

9. Vor Ängsten und Jammer mein Bäu'rlein erwacht; denn alles dies war nur ein Träumlein der Nacht. „Gott-

lob!“ spricht es, froh der verschwundenen Not, „ich habe statt Goldes mein tägliches Brot! Gottlob, daß ich wieder bei ruhigem Sinn und nicht das verwünschte Goldkäferlein bin!

10. Gar gut ist's — so hat mich das Träumlein belehrt — daß Gott nicht gleich jeglichem jedes gewährt. Gar mancher begehrte des Goldes wie Stroh und würde doch nimmer zufrieden und froh. Ja mancher fleht' manches mit thörichtem Mund und ginge an Leib und an Seele zugrund!“

(Chr. v. Schmid.)

124. Eine Ausnahme ihres Geschlechtes.

Jedermann hält die Blindschleiche für eine Schlange, und wer Schlangen kennt und eine Blindschleiche sieht, dürfte kaum in Zweifel darüber sein. Dennoch ist's keine, sondern nur eine fußlose Eidechse, die gewissermaßen den Übergang zwischen diesen beiden Tierformen ausmacht. Bei ihrem schlangenartigen bis ½ Meter langen und nur fingerdicken Leibe, der mit gleichförmigen Schuppen ziegelartig bedeckt ist, ist unsere Blindschleiche vornehmlich als Eidechse erkenntlich an dem Schädel, dem Brustbeine und dem Becken. Die Farbe unserer deutschen Blindschleiche ist oben anfangs hell rötlichgrau; späterhin, besonders wenn im Juli die jugendliche Haut abgeworfen ist — die man als oft ganz unversehrten Balg zwischen Gesteinen und Zweigen findet — erscheint sie bräunlich aschgrau. An den Seiten hin ist sie dunkler rötlichgrau, nach unten weißlich und ganz unten schwärzlich. Darin ist sie von der in deutschen Gebirgen und auch hie und da in dem norddeutschen Flachlande vorkommenden giftigen Kreuzotter nun allerdings nicht sehr verschieden, wohl aber durch die Zeichnung. Die Blindschleiche hingegen hat nun eine sehr feine braune Mittellinie auf dem Rücken und zwei ebensolche Seitenlinien, welche aber im Alter alle verschwin-

den. Auf dem Kopfe endet die Mittellinie in einen rundlichen Fleck.

Mit leidlich gutem Auge wird man also die unschuldige Blindschleiche sogleich erkennen und das in einiger Entfernung schon. Voller Seelenruhe mag man sich ihrer dann freuen. Sie ist nämlich in der That völlig unschuldig, und wenn sie behaglich unter dem Haselgebüsch oder unter der Hecke im dürren Laube raschelt, mag man sie getrost in die Hand nehmen. Der Naturfreund, dem sie beim Botanisieren oder beim Erdbeerensuchen harmlos in den Stiefel schlüpft, wie es schon öfters geschehen ist, lasse sie auch ohne Furcht darin oder ziehe sie wieder heraus. Denn weder an Gift, noch selber an Beißen ist bei ihr zu denken. Ja, es hält schon schwer, daß man sie zum Beißen nur bringt. Oft habe ich alle Mühe daran gewandt und sie doch nicht dazu bewegen können. Wenn sie es aber einmal that, so war das kein scharfer und jederzeit ein ganz ungefährlicher Biß.

Wer sie freilich nicht genau kennt, der lasse seine Hand davon. Die Ähnlichkeit besonders einer noch jungen Blindschleiche mit der Kreuzotter ist eben zu groß. — Es ist tadelnswert, Unkundigen alle Furcht vor Schlangen überhaupt benehmen zu wollen, oder gar Kinder zum Anfassen derselben zu zwingen. Jede Schlange aber zu töten, wo man sie erblickt, ist auch nicht gerechtfertigt. Wie oft findet man gerade unsere ehrliche Blindschleiche zerschlagen und zertreten am Wege, aber eben *sie* nur, der so leicht sich beikommen läßt; denn wenn man nicht durch auffälliges Geräusch sie erschreckt, so huscht sie gar nicht davon. Besonders wenn sie behaglich im Sonnenscheine ruht, flieht sie bei der Annäherung von Menschen so leicht nicht weg. — Warum das harmlose Tier unbedingt töten, das schon Feinde genug hat, die ihm nachstellen? Der *Igel*, dem die Blindschleiche über den Weg schleicht, hält sie für eine gute Beute und verspeist sie. Die *Krähe* und der *Storch* und anderes

Gevögel sehen sie aus der Höhe in sonniger Ruhe daliegen, erfassen sie als einen guten Bissen und fliegen mit ihr auf und davon. Manche Bruchstücke von ihr, die wir hie und da finden, sind Überreste, welche diese Feinde von dem Mahle liegen ließen. Warum auch noch den Menschen zu ihren Feinden rechnen müssen! Ist sie doch ein niedliches, ja für die Forstkultur auch ganz nützliches Tier. Wenn man sie im Frühlinge und Sommer in Waldungen, unter Hecken und Gebüschen findet, so ist sie da regelmäßig mit der Jagd auf allerhand Insekten und Würmer und besonders auf kleine, nackte Waldschnecken beschäftigt. Sie verschluckt diesen Raub, durch den sie sich in Gärten, Feldern und Wäldern verdient macht, ganz erstaunlich mit einem Male ohne ihn zu zermalmen.

In einem kleinen Vivarium (einem Behälter mit lebenden Tieren), wo sie ohne Wasserbad ganz gut sich hält, habe ich sie öfters gehabt und mich ihrer gefreut. So ruhig sie für gewöhnlich dalag, so merkwürdig wurden ihre Bewegungen, wenn sie die Beutetiere zu erfassen suchte, welche man ihr hineinthat. Sie richtete sich dabei meist in die Höhe, stützte sich auf das äußerste, spiralig sich ringelnde Ende ihres Schwanzes und blieb oft eine längere Weile in dieser Stellung, bis sie den Griff ausführte. Dann lag sie wieder ruhig. Oft auch bäumte sie sich nur spielend zu dieser Stellung auf und tastete mit ihrer kurzen, stumpfen Doppelzunge an der Wandung des Glasbehälters umher. Manche auch habe ich gehabt, die sich aufrichtete und freundlich züngelte, wenn ich durch einen lockenden Ton ihre Aufmerksamkeit zu fesseln suchte. Das Gefühl, welches beim Hunde durch Schwanzwedeln, beim Pferde durch die Bewegung der Ohren, bei der Katze durch den Buckel, bei den Vögeln durch die Flügel und bei den Menschen in den Augen sich ausdrückt, scheint bei den Schlangen vornehmlich eben durch die Zunge zum Ausdrucke zu kommen.

Ein Spott auf ihr frommes, harmloses Wesen ist daher

auch der Name „Blindschleiche“, wofern die Volksweisheit ihn davon herleiten will, daß sie die Menschen „beschleiche“. Oder will jemand den Namen dadurch erklären, daß sie keine oder kaum bemerkbare Augen habe, so muß ein solcher sie nie angesehen haben; fast freundliche, wenn auch nicht allzugroße, schwarze Augen lugen aus ihrem Köpfchen. Einzig richtig an ihrem Namen ist, daß sie schleicht. Gegen die Kreuzotter und die stahlfarbige Ringelnatter ist sie in ihren Bewegungen wirklich ein langsam hinschleichendes Tier.

Einen treffenden Namen hat sie als „Bruchschlange“. Reizt und ängstigt man nämlich mutwillig das Tier, so macht es sich, wie starr vor Schreck, steif und hart; ihre Muskeln krampfen übermäßig zusammen, so daß sie alle Geschmeidigkeit verloren zu haben scheint und wie ein Stück Holz sich aufheben läßt. Nun braucht man nur mit einer Rute ganz leise auf sie zu schlagen, so bricht sie, besonders am Schwanze, quer in zwei Stücke. An den Bruchstellen fließen reichliche Tropfen Blut heraus. Die zerbrochenen Stücke leben und zucken noch eine Weile. Eine Fabel aber nur ist es, daß sie wohl auch wieder zusammenwachsen. Das nur habe ich beobachtet, daß, wenn ein kurzes Schwanzstückchen abbrach, die Bruchstelle des Rumpfes stumpf wieder zuheilte und das Tier unbeirrt weiter lebte. — Doch nicht einmal der Schlag einer Rute ist nötig, um sie zu teilen. So bewahrte ich vor einiger Zeit eine noch junge Blindschleiche in einer weiten Glasschale. Diese stellte ich an einen sichern Ort und verließ das ganz muntere Tier. Bei meiner Rückkehr nach Verlauf einer Stunde fand ich das Tier zerbrochen, sicherlich doch von selber. Es lebte noch und starb nach einer Weile. Ob die Einsperrung sie dermaßen beengt und beängstigt hatte? Genug, sie muß die krampfhafte Steifung so weit getrieben haben, daß die überspannten Muskelfasern zerrissen und sie so in zwei Stücke auseinander brach.

(Paul Kummer.)

125. Die Kreuzotter.

Die schlimmste unserer einheimischen Schlangen ist die Kreuzotter oder Kupferschlange. Sie ist die einzige, welche durchbohrte Giftzähne im Oberkiefer hat, die sich niederlegen und aufrichten lassen. Ihr Biß zieht schlimme, mitunter selbst tödliche Folgen nach sich. Die Färbung ist so veränderlich, daß fast nicht zwei Schlangen einander völlig gleichen. Das bezeichnendste Merkmal ist der aus zwei Reihen verschmolzener Vierecke gebildete Zickzackstreif, welcher den Rücken entlang hinzieht.

Die Kreuzotter findet sich in manchen Gegenden Deutschlands noch in ziemlichen Mengen. Sie liebt Orte, an denen Verstecke für sie vorhanden sind, zugleich aber auch lichte, der Sonne ausgesetzte Stellen und hinreichende Nahrung, d. h. Mäuse. Als Wohnung wählt sie ein Mäuse- oder Maulwurfsloch, auch wohl Höhlungen unter Wurzelwerk, Löcher und Ritzen in Steingeröll und Felsen. Sie bewohnt ebenso die Moor- und Heidegegenden Norddeutschlands, wie sie an manchen Gebirgen Mitteldeutschlands und an den Alpen bis zu ansehnlicher Höhe hinauf vorkommt. Als nächtliches Raubtier verhält sie sich während des Tages träge und ziemlich teilnahmlos. Bei warmem Sonnenschein kriecht sie langsam aus ihrem Versteck hervor und rollt sich an einer von der Sonne beschienenen Stelle zu einem sogenannten Teller zusammen, in dessen Mitte der Kopf ruht. So verweilt sie stundenlang regungslos im Halbschlummer. Naht sich ihr ein Mensch, so mag sie vielleicht in vielen Fällen sich geräuschlos in ihr Versteck zurückziehen, in andern Fällen aber richtet sie sich drohend auf, blickt den Ankommenden mit zornfunkelnden Augen an, streckt zischend und fauchend die Zunge mehrere Male hervor und zieht Kopf und Hals etwas zurück. Kurz darauf schnellt sie letztere etwa einen halben Fuß weit rasch vorwärts und beißt mit weit geöffnetem Rachen zu. Sie wiederholt ihre

Bisse auch ziemlich rasch, springt jedoch nicht in die Höhe, noch weniger verfolgt sie den sich zurückziehenden Menschen. Es ist leicht, sie zu töten, da ein kräftiger Rutenschlag ihr das Rückgrat zerbricht. Selbst dann aber ist noch Vorsicht geboten; denn sogar der abgehauene Kopf schnappt und beißt noch um sich und vermag ebenso tödlich zu verwunden wie die gesunde Schlange. Das Gift der Kreuzotter, das in den Giftdrüsen unterhalb der Fangzähne sich befindet, wirkt sogar noch, nachdem es eine Zeitlang eingetrocknet gewesen und nachher wieder aufgelöst worden ist.

Bei Nacht benimmt sich die Kreuzotter lebendiger. Sie kriecht dann schlängelnd umher und jagt ihrer Beute nach. Ihre Lieblingsspeise sind Mäuse. Sie versetzt denselben einen Biß und wartet die Wirkung ab, die schon nach wenigen Sekunden eintritt. Wahrscheinlich verzehrt sie auch die Jungen solcher kleinen Vögel, die am Boden brüten. In der Jugend verspeist sie auch Eidechsen, dagegen Frösche nur in der Hungersnot.

Beim Anbruch des Winters suchen die Kreuzottern ein besonders geschütztes Versteck auf: eine Felsspalte, eine Baumhöhle u. dgl., und liegen dort in halber Erstarrung mitunter zu 10 bis 25 zusammen. Der Iltis kennt diese ihre Gewohnheit, sucht sie daselbst aufzuspüren und verspeist sie, wenn er sie findet.

Wer das Unglück hat, von einer Kreuzotter gebissen zu werden, soll suchen das Gift rasch aus der Wunde zu saugen und durch Schröpfköpfe herauszuziehen, die Wunde durch Ausschneiden und Ausbrennen unschädlich zu machen oder an Stellen, wo dies nicht möglich ist, einen harten Gegenstand, etwa einen Stein, fest aufzubinden. Innerlich rät man als Gegenmittel starke Gaben weingeistiger Getränke. Der Patient soll sonderbarerweise davon nicht betrunken werden. Man rechnet, daß noch ziemlich jedes Jahr in Deutschland zwei Menschen am Biß der Kreuzotter sterben und etwa zwanzigmal so viel durch Schlangenbisse

ernstere oder geringere Krankheiten davontragen. So nützlich einerseits die Kreuzotter durch ihre Mäusekost ist, so ist es doch durchaus geraten, jede zu töten, deren man habhaft werden kann. (H. Wagner.)

126. Frosch und Kröte.

Wenn nach einem Gewitterregen im Sommer die Sonne wieder durchbricht und voll und klar im wundervollen blauen Raume leuchtet, da umgolden ihre Strahlen die freudigste Regsamkeit aller lebenden Wesen. Blatt und Blüte erheben wieder straff und kräftig ihre Häupter, und jedes Tierchen, jedes geringste Geschöpfchen hüpft und springt und jauchzt vor Lust und Wonne. Auch die vorher fast verdorrten Gemüsepflanzen erholen sich wieder. Sie saugen begierig das erquickende Naß ein, und ihre Verderber, die bisher tief in der feuchten Erde an den Faserwürzelchen zehrten, kommen auf die Erdoberfläche hervor, um sich auch einmal der warmen Luft und des Lichtes zu erfreuen. Hier schlängelt sich ein dicker Regenwurm über das Beet daher, und rings um ihn herum regen sich noch viele gleich ihm. Auch fette Schnecken schleifen sich unter den Blättern hervor, und Maden und Larven leben und weben vergnügt auf der warmen, dampfenden schwarzen Gartenerde. Wir bedauern die armen, armen Gewächse; denn sie müssen ja die Scharen aller dieser gierigen Fresser ernähren, die ihnen Saft und Kraft aussaugen und ihre zartesten und edelsten Teile schonungslos zerstören.

Aber weise und wohlthätig erscheint uns wieder und immer wieder die Natur in ihrem Walten und allen ihren Einrichtungen. Auch gegen das Überhandnehmen dieser Verderber der Pflanzenwelt hat sie ihre Mittel, und ihre Sicherheitswächter nahen auch hier bereits. Ein tüchtiger brauner Grasfrosch, der Herr und Gebieter eines bewachsenen Maulwurfshügels, hat von seinem hohen Sitze aus schon eine Weile das Treiben da unten mit angesehen.

Jetzt hat er endlich seine Wahl getroffen und den günstigen Augenblick erspäht. Mit einem gewaltigen Satze platscht er mitten unter das Gewürm, packt den großen Regenwurm und würgt ihn trotz seines Sträubens hinunter, indem er mit den Vorderfüßen händeartig nachhilft. Währenddessen ist eine Kröte unter einem Stein hervorgekrochen, hat sich bedächtig umgeschaut und ergreift nun ebenso bedächtig, doch sehr geschickt eine Schnecke, einen Wurm oder eine Larve nach der andern und verzehrt sie. So treiben sie beide es sehr fleißig, ganz still und bedächtig, aber rastlos und hurtig, und bald finden sich noch viele ihrer Vettern ein, die alle getreulich bei dem nützlichen Werke helfen, bis der ganze Garten möglichst gesäubert ist von Wurm und Schnecke, von Made, Raupe und Fliege. Denn auch einige Laubfrösche sind aus dem nahen Haine dazu gekommen, und diese klettern auf den Gewächsen umher und haschen im kühnen Sprunge auch die beflügelten Kerbtiere.

Die Kröten und Frösche sind für die meisten Menschen höchst widerliche Geschöpfe. Und wahrlich, das Aussehen der meisten von ihnen ist auch durchaus nicht lieblich. Deshalb knüpft der Volksglaube auch allerlei Bedeutungen und Märchen an sie, besonders an die Kröten, und man schlägt sie meistens tot, wo man sie findet. Dies ist jedoch ein sehr großes Unrecht, das man gegen den Naturhaushalt begeht; denn wie wir gesehen haben, gehören Kröten und Frösche zu den sehr nützlichen Tieren, zu unsern besten Freunden.

In einigen Gegenden ist ihr Nutzen auch schon anerkannt, und die Folge davon ist, daß sie von jedem verständigen Menschen geschont und unbehelligt gelassen werden. Ja, in Frankreich und England weiß man ihre Nützlichkeit bereits so zu schätzen, daß man sie kauft, um sie in Gemüse- und Blumengärten als Aufseher und Beschützer der Gewächse zu verwenden. Es wird dort ein sehr lebhafter Handel mit ihnen getrieben, und die Fänger und Züchter von Fröschen und Kröten erwerben jährlich bedeutende Summen.

Die Entwickelung aller Froschtiere ist eine recht sonderbare. Das Weibchen legt seine Eier ins Wasser, jedoch nur in süßes. Nach einer gewissen Zeit, die je nach der Gattung verschieden ist, kriechen die Jungen aus. Diese nennt man Kaulquappen, und sie haben nicht die entfernteste Ähnlichkeit mit dem Tiere, das aus ihnen entstehen soll. Ohne Beine, mit Kiemen hinter dem Kopfe, einem breitgedrückten, säbelartigen Schwanze und einem Schnäbelchen statt der Schnauze schwimmen sie, kleinen Fischchen gleich, im Wasser umher. Dann erscheinen zuerst die Hinterbeine; ihnen folgen die vorderen Füße; dann bilden sich allmählich die Augen aus; die Kiemen und der Schwanz fallen ab, und der Schnabel macht einem breiten Maule Platz. Das Tierchen sucht dann bald das Land auf und lebt hinfort, statt wie bisher von weichen Pflanzenstoffen, von allerlei Tieren. Bis zur völligen Entwickelung braucht ein Frosch vier Jahre, und daher erreicht er, wie fast sämtliche Amphibien, ein sehr hohes Alter. Der aus der Kaulquappe entstandene Frosch atmet durch Lungen. Den Winter bringen sie alle erstarrt, ohne zu atmen, in Erdlöchern oder im Schlamme zu.

Bekanntlich sind die meisten Glieder der Frosch- und Krötenfamilie sehr musikalisch. Der schwermütige Gesang der Kreuzkröten oder Unken hallt aus der Entfernung am schönen Sommerabende sehr lieblich daher, kann aber in der Nähe durch sein ununterbrochenes Einerlei äußerst lästig werden. Ebenso unermüdlich läßt der grüne Wasserfrosch seine quakende Stimme erschallen, während man das Murren des Grasfrosches nur zeitweise hört. Die meisten von ihnen, besonders die lauteren, blasen während des Gesanges an der untern Seite der Kehle die Haut zu einer großen Blase auf. In Karolina in der nordamerikanischen Union gibt es gar einen Frosch, dessen Ton dem fernen Gebrüll eines Ochsen gleicht, und der daher Ochsenfrosch heißt.

(K. Ruß.)

127. Die Fische.

Von den tiefsten Tiefen bis hinauf zu den höchsten Höhen, im Wasser wie in der Luft, überall ist Leben. Aber so verschieden Wasser und Luft von einander sind, so verschieden sind auch die Tiere, die in beiden leben. Mit dem Lichte und der Sonne befreundet, erwacht der Vogel, wenn der Morgen graut und schliefst das Auge, wenn die Sonne sinkt. — Der Fisch hat in der Tiefe des Meeres beim hellsten Sonnenscheine nur Dämmerlicht. Sein Auge deckt kein Augenlid; Tag und Nacht ist es geöffnet und schauet doch weder den Aufgang noch den Untergang der Sonne. Stumm verbringt er sein Leben, während der Vogel vor lauter Lust in den Lüften jubelt und trillert. Er bauet kein Nest, er brütet und füttert keine Jungen.

Die Grundgestalt des Fisches ist die eines Kahnes; sein Schwanz ist das Steuer und die Flossen sind die Ruder. Leicht ist die Bedeckung seiner Haut, schlüpfrig der ganze Körper, verspitzt der Kopf und platt der Leib an beiden Seiten. Wie der Ballast in den Schiffen den unteren Raum derselben ausfüllt, damit sie gesichert vor dem Umschlagen durch die Fluten gleiten, so ist auch der kahnförmige Leib der Fische nach unten mit den Eingeweiden beschwert, nach oben aber meistens durch eine Schwimmblase erleichtert. Diese liegt unter dem Rückgrate, ist mit Luft angefüllt und leistet dem Fische gute Dienste. Ein leiser Druck seiner Rippen reicht hin, die in der Schwimmblase enthaltene Luft zusammenzupressen, den Körper dadurch schwerer zu machen und ihn plötzlich in die Tiefe hinabzusenken. Läfst der Druck nach, so dehnt sich die Luft wieder aus, und ohne Anstrengung wird der Fisch wie ein Ballon in die Höhe gehoben. So durchschneidet er das Wasser noch bequemer als der Kahn, den die Hand des

Menschen gezimmert, und rudert mit den kurzen Flossen rascher als der Frosch, den die vier Ruderfüfse seines Leibes, ihrer Länge wegen, mehr behindern. Er eröffnet die Reihe der höheren Tiere, die ein Knochengerüst in dem Fleische ihres Körpers haben. Aber es ist ein Gesetz der Natur, dafs sie in ihren Schöpfungen nur allmählich vom Unvollkommenen zum Vollkommenen fortschreitet und nirgends einen Sprung macht. So tritt denn auch das Knochengerüst bei den Fischen nicht gleich in seiner höchsten Ausbildung auf, sondern ist bei manchen nur erst Knorpel, also noch nicht fertig gewordener Knochen. Man unterscheidet daher Knorpel- und Knochenfische. Das Skelett der letzteren ist zwar schon vollkommener, als das der Knorpelfische, jedoch immer noch sehr einfach. In den Gräten des Fisches sind wohl die Rippen und in den Flossenstrahlen die Gliederknochen angedeutet; aber wie viele Stufen finden sich noch zwischen diesem einfachen Skelett und den gelenkigen Knochen der kunstreichen Hände und den echten Rippen der Brusthöhlung, die das Herz wie die Lunge wohlverwahrt halten! Wie viele Stufen sind noch von den Kopfknochen des Fisches, bis zu der schön gewölbten Form des Schädels, aus dessen Augen Gedanken leuchten, in dessen Muskeln der Schmerz wie die Freude zu lesen sind! Das Skelett der Fische zeigt weder die Gliederung, noch die Biegsamkeit höherer Wesen; starr und regungslos liegen auch die Muskeln auf demselben und der mit geringer Nervenmasse ausgefüllte Kopf verrät wenig geistige Fähigkeiten.

(Gude.)

128. Die Schlange und der Aal.

„Betrachte mich einmal!“ sprach eine Schlange zu dem Aal. „Bin ich nicht wunderschön? Hast du wohl eine Haut, so schön gefleckt, geseh'n? Du bist zwar glatt, doch ich bin glatt und schön.“

„So?" fragt der Aal, „bin ich nicht schön wie du? Bin ich nur glatt? Wie geht's denn zu, Frau Nachbarin, daß ich so wohl gelitten bin, da jedermann vor deiner Schönheit graut und, wenn er deine bunte Haut im Grase sieht, erschrickt und flieht?"

Die wunderschöne Schlange spricht: „Man flieht? Warum? Das weiß ich nicht." — „Ich aber weiß es," spricht der Aal. „Auch wissen es die Menschen alle. Auswendig glänzest du, inwendig bist du Gift und Galle."

(Gleim.)

129. Gott der Erhalter.

Kein Tierlein ist auf Erden
Dir, lieber Gott, zu klein;
Du liefsest alle werden,
Und alle sind sie dein.

Das Vöglein in den Lüften
Singt dir aus voller Brust;
Die Schlange in den Klüften
Zischt dir in Lebenslust.

Die Fischlein, die da schwimmen,
Sind, Herr, vor dir nicht stumm;
Du hörest ihre Stimmen,
Vor dir kommt keines um.

Vor dir tanzt in der Sonne
Der kleinen Mücken Schwarm;
Zum Dank für Lebenswonne
Ist keins zu klein und arm.

Sonn', Mond geh'n auf und unter
In deinem Gnadenreich,
Und alle deine Wunder
Sind sich an Gröfse gleich.

Zu dir mufs jedes ringen,
Wenn es in Nöten schwebt;
Nur du kannst Hilfe bringen,
Durch den das Ganze lebt.

In starker Hand die Erde
Trägst du mit Mann und Maus;
Es ruft dein Odem: „Werde!"
Und bläst das Lichtlein aus.

Kein Sperling fällt vom Dache,
Ohn' dich vom Haupt kein Haar.
O teurer Vater, wache
Bei uns in der Gefahr!

Erhalt' uns frei von Sünden,
Schütz' uns vor jähem Tod,
Dafs wir den Himmel finden
Bei dir nach letzter Not!

(Brentano.)

130. Lebenserinnerungen.

Erzählt von Christoph v. Schmid.

Meine Mutter führte mich einmal an ein Rasenplätzchen, das mit Maſsliebchen wie übersäet war. Die unzähligen Blümchen auf dem grünen Grunde entzückten mich. Oft fiel mir als Knabe schon ein, wie der liebe Gott den blauen Himmel mit Sternen, so habe er die grünen Ebenen der Erde mit Blumen geziert. An jedem Morgen muſsten wir Kinder das Morgengebet knieend und gemeinschaftlich verrichten. Vor und nach Tisch muſste immer eines der Kinder das

„Aller Augen warten auf dich, o Herr, und du gibst ihnen ihre Speise zu rechter Zeit“

laut vorbeten.

Den Tag über bekamen wir den Vater wenig zu sehen. Den Sommer begab er sich schon morgens um 4 Uhr, im Winter um 6 Uhr auf die Kanzlei. Erst mittags um 12 Uhr kam er zum Essen, manchmal, wenn er einen starken Amtstag hatte, erst um 1 oder 2 Uhr. Wir beiden ältern Knaben, ich und mein Bruder Joseph, ein Jahr jünger als ich, durften mitessen. Mit dem Schlage 6 kam der Vater am Abend nachhause und widmete den Abend seinen Kindern. Er aſs dann nichts mehr als ein Paar Eier. Wir zwei Knaben kamen allemal herbei, und er gab uns die zwei abgeschlagenen Eiergipfelchen; das war für uns Kinder von groſse Wichtigkeit.

Er hörte uns dann ab, was wir in der Schule gelernt hatten und wuſste uns so lehrreich als angenehm zu unterhalten, vorzüglich mit Erzählungen, unter denen mir die biblischen Geschichten am liebsten waren und bis zu dieser Stunde unvergeſslich blieben. Er trug sie mit besonderer Vorliebe, mit Innigkeit und Andacht vor. Die Freundlichkeit Gottes, der mit den ersten Menschen wie ein Vater verkehrte, ging mir zu Herzen. Durch die

einfachen, biblischen Erzählungen gewann ich Gott, den Vater im Himmel, lieb und empfand kindliche Ehrfurcht vor ihm. Ich wurde, wie ich mich noch wohl erinnere, ganz in das Paradies der ersten Eltern, in die Hütten der Patriarchen, in die Wüste, wo Moses die Schafe hütete, auf die Felder, wo die fromme Ruth Ähren las, in die arme Wohnung des gottesfürchtigen Tobias eingeführt.

Der Sonntag war dem Vater immer ein heiliger Tag. Da mufsten alle Amtsgeschäfte ruhen, nur die dringendsten, unaufschiebbaren ausgenommen. Durch kein Geschäft liefs er sich abhalten, den Gottesdienst zu besuchen. Wir Knaben mufsten auch zuhause jedesmal das sonn- oder festtägliche Evangelium lesen; der Vater wiederholte bei Tische, was darüber in der Predigt gesagt worden war, und fügte eigene, uns Kindern angemessene Bemerkungen bei.

Das Weihnachtsfest machten die Eltern, nach uralter Sitte, zu einem grofsen Freudenfeste für uns Kinder. Noch immer erinnere ich mich jener seligen Augenblicke! Wir Kinder warteten, in eine dunkle Kammer gewiesen. O, welche Freude, welches Entzücken, wenn wir im Glanze der vielen Lichter die Weihnachtsgeschenke, auserlesenes Obst, Spielzeug, Kleidungsstücke und schön gebundene, einige sogar mit Gold verzierte Bücher erblickten! Auf ähnliche Art wurden wir am Osterfeste mit Ostereiern und Kuchen beschenkt. Auch am Pfingstfeste gab es Waffeln und Kuchen. Der Vater unterliefs aber nie, uns zu sagen, warum diese Feste so grofse Freudenfeste für uns seien. Er erzählte uns von der Geburt Jesu, von seiner Auferstehung und von der Sendung des heiligen Geistes. Dadurch bekam unsere Freude eine höhere Richtung. Während der Fastenzeit erzählte uns der Vater an jedem Abende eine Begebenheit aus dem Leben Jesu. Wir Kinder wurden dann oft bis zu Thränen gerührt.

Sehr nachdrücklich schärfte mir der Vater ein, durchaus nichts, was irgend einem Menschen vermöge seiner Überzeugung heilig und ehrwürdig sei, zu verlachen und zu verspotten, sondern vielmehr es zu achten.

Meine Mutter war unermüdlich thätig; nie sah man sie müfsig. Unsere Wohnzimmer waren höchst reinlich und ordentlich. Die Küche besorgte sie selbst, indem sie sich auf die häusliche Kochkunst sehr gut verstand. Sie wufste alles sehr gut einzuteilen und zu benutzen, um, was bei dem geringen Einkommen des Vaters sehr nötig war, mit wenigem weit zu reichen. Wir Kinder wurden gewöhnt, von jeder Speise zu essen. Wir bekamen aufser Frühstück und Vesperbrot, Mittag- und Abendessen untertag nichts. Der Vater pflegte zu sagen: „Kinder, denen man alles gibt, was sie gelüstet, werden naschhaft und lernen eine gewöhnliche Hausmannskost verschmähen; sie werden einmal sich hart in die Welt finden und andern beschwerliche Gäste sein.“ Auf einen Vorrat von Leinwand, auf immer reines Weifszeug war die Mutter vorzüglich bedacht. Man kann denken, dafs dies bei neun Kindern ihr grofse Mühe machte. Sie war unausgesetzt mit Stricken, Nähen und Flicken beschäftigt, wozu sie denn auch die Mädchen frühzeitig anhielt. „Mit Ausbesserung alter Kleider,“ sagte sie, „mufs man die neuen Kleider neu und im guten Stande erhalten.“

Die gröfste Angelegenheit unserer Eltern war, uns Kinder in allem Nötigen und Nützlichen unterrichten zu lassen. Die Art und Weise, wie der Vater durch Beispiel und Lehre auf uns Kinder wirkte, bleibt mir unvergefslich. Ich führe ein Beispiel an: Ein Knabe warf mit einem Steine meinen Bruder, vielleicht aus Versehen, an den Kopf, dafs er blutete. Wir beiden Brüder liefen zum Vater und forderten ihn auf, den bösen Buben zu verklagen, damit er gezüchtigt werde. Allein

der Vater sprach: „Diese Leute sind, wie ich höre, arm, haben viele Kinder, und noch überdies ist die Mutter krank. Wir wollen dem mutwilligen Knaben verzeihen; wir müssen nach der Lehre des Evangeliums Böses nicht mit Bösem, sondern mit Gutem vergelten.“ Er gab uns ein Stück Geld, es den Leuten zu bringen, ohne des Steinwurfes zu erwähnen. Die Eltern hatten aber schon vernommen, was für Unheil ihr Knabe gestiftet habe, und waren darüber bestürzt. Um so mehr erstaunten sie, als wir ihnen das Geld brachten und ihnen nun erzählten, was unser Vater gesagt hatte. Sie priesen seine Gutherzigkeit, waren immer sehr freundlich gegen uns, und keines ihrer Kinder fügte uns mehr das geringste Leid zu. Ja, der Knabe brachte meinem Bruder zu einiger Vergütung einen sehr schönen Kranz von Feldblumen.

Als ich eines Tages in den Hof des Hauses hinabsah, sagte mein Vater zu mir: „Sieh' einmal da hinab und sage mir, siehst du nichts Merkwürdiges?“ — „Ich sehe nichts,“ sagte ich, „als den Holzhacker, der mit seinem Knaben Holz sägt.“ — „Das ist eben das Merkwürdige, das ich meine,“ sprach der Vater. „Du siehst da, wie der Sohn, sobald er hinreichende Kräfte hat, seinem Vater bei der Arbeit helfen mufs. So mufst du mir auch jetzt in der Kanzlei helfen.“

131. Christoph Schmid an seine Mutter.

Christoph Schmid hatte als Hilfsprediger nur ein geringes Gehalt. Sobald er jedoch das erste Geld erspart hatte, ließ er sich ein Goldstück dafür einwechseln und schickte es seiner Mutter zum Geburtstage und schrieb ihr folgendes liebevolle Briefchen dazu:

„Liebste Mutter!

Ihr Geburtstag ist allemal ein rechter Freudentag für mich. Ich werde an diesem Tage Gott recht bitten, daß

er das unaussprechlich viele Gute, das Sie an mir gethan haben, doch mit tausendfachem Segen vergelten und mir eine so liebe, gute Mutter noch recht lange erhalten wolle. Ich schicke da auch ein kleines Goldstück, das ich schon lange auf Ihren Geburtstag zusammengespart habe. Verschmähen Sie dies kleine Geschenk nicht! Sie sehen doch wenigstens daraus, daß ich eine größere Lust daran habe, meiner lieben Mutter eine kleine Freude zu machen, als an Spielen, Trinken und anderen Lustbarkeiten der Welt.

Ich bin mit der herzlichsten, kindlichsten Liebe
Ihr dankbarster Sohn
Christoph."

(Thekla v. Gumpert.)

132. Die Bereitung des Glases. †

Der Kiesel ist ein Stoff, der in so ungeheuern Massen vorkommt, dafs er vielleicht die volle Hälfte aller Bestandteile unserer Erde ausmacht. Aber meist ist er mit andern Mineralien vermischt, und er kann dann nicht so ohne weiteres zum Glasmachen gebraucht werden. Am tauglichsten hierzu ist der weifse Quarz von Quarzfelsen oder auch der Bachkiesel, sowie auch der weifse Sand. Es gibt aber eine noch reinere Art des Kiesels als der Quarz; das ist der Bergkrystall. Ist derselbe ganz farblos, so erscheint er selbst schon wie das reinste Glas und kann ohne weiteres zu kleineren Schmuckgegenständen und zu vorzüglichen Brillengläsern verwendet werden. Den gewöhnlichen Kiesel etwa durch Schmelzen so umzuwandeln, dafs er unmittelbar zu Glas würde, will nicht gehen. Anders gestaltet sich aber die Sache, wenn der Sand oder der gepulverte Kiesel mit Pottasche oder Soda vermischt und einer starken Glühhitze ausgesetzt wird. Aus dem Gemisch entsteht dann eine flüssige Masse, welche, sobald sie erhärtet, nichts anderes als Glas ist. Soda (Natronsalz) oder Pottasche (Kalisalz)

bringen den an und für sich unschmelzbaren Kiesel zum Flufs. Von diesen Salzen darf, wenn das Glas hart und dauerhaft werden soll, nicht mehr zugesetzt werden, als eben zum Flüssigwerden der Masse erforderlich ist. Setzt man mehr hinzu, so läfst sich das aus der Mischung gewonnene Glas in kochendem Wasser auflösen und heifst in diesem Falle Wasserglas. Man benutzt dasselbe zum Anstreichen von Wänden und Steinen, um dieselben vor der Luftfeuchtigkeit zu schützen, von Hölzern, um sie vor Fäulnis zu bewahren und sie unverbrennlich zu machen etc.

Das Glas zeichnet sich durch seinen eigentümlichen Glanz aus, dem es auch seinen Namen verdankt. Es ist eine harte, spröde und hellklingende Masse, welche jedoch in feinen Fäden, Blättchen etc. auch leicht biegsam und sehr elastisch ist. Im rotglühenden Zustande wird es weich, elastisch und äufserst bildsam. In der Weifsglühhitze schmilzt es. Um das Glas besonders hart und glänzend zu machen, dient ein Zusatz von Kalk. Nimmt man von diesem zu viel, so wird das Glas milchig. Den Kalk kann man in gebranntem Zustande oder auch in der Form von Kreide zusetzen. Anstatt des Kalkes kann auch sogenannte Schwererde genommen werden, ebenso Bleiglätte. — Das gewöhnliche Fenster- und Geschirrglas (Natronglas) wird durch Sodazusatz bereitet, weil das Pottasche-Glas (Kaliglas) viel teurer ist. Will man noch weitere Ersparungen machen, so verwendet man anstatt der Soda häufig Glaubersalz. Sind die Zuthaten unrein, so nimmt die Glasmasse oft sehr unerwünschte Färbungen an. Namentlich machen eisenhaltige Stoffe die Glasmasse grün oder schwarz (Flaschenglas).

Die meisten Glassachen, namentlich das Tafel- oder Fensterglas, werden aus Glasmasse „geblasen“. Nur wenige Glasarten, wie das Spiegelglas und sehr grofses Tafelglas, werden gegossen. Wie das zugeht, mufs

man selbst einmal auf einer **Glashütte** mit ansehen, wenn man es recht verstehen und begreifen will. Man wundert sich, wie zähe, dehnbar und formfähig die weiche Glasmasse ist. Mit Scheren und Messern kann man sie schneiden und wie Wachs in alle nur denkbare Formen bringen und drücken. Man kann sie zu den allerdünnsten, wie Seide glänzenden Fäden ausspinnen und diese zu Flechtwerken, Geweben, unverbrennlichen Tischdecken u. s. w. benützen. Glasarbeiter, die an einer einfachen Gebläselampe die niedlichsten Sachen aus Glasstäbchen herstellen, lassen ihre Kunst zuweilen für Geld sehen.

Zum Blasen von Glasgegenständen braucht der Arbeiter eine sogenannte **Pfeife**. Dieselbe besteht aus einem ziemlich langen eisernen Rohre, welches zur Hälfte mit Holz belegt ist, am obern Ende ein hölzernes Mundstück hat, am untern Ende aber etwas aufgewulstet ist. Der Bläser taucht diese Pfeife mit dem untern Ende in einen Glashafen mit halbflüssiger Glasmasse, was zur Folge hat, dafs sich ein kleiner Glasklumpen an das Rohr anhängt. Nun bläst er mit grofser Kraft in das Rohr hinein, worauf die Glasmasse zu einer runden Kugel sich ausdehnt. Dabei schwingt er die Pfeife mit der daranhängenden Glaskugel mehreremal um den Kopf, wodurch letztere eine längliche Form annimmt. Soll nun daraus z. B. eine Wein- oder Bierflasche entstehen, so nimmt ein zweiter Arbeiter eine Zange und bildet, während der erste die Blase fortwährend dreht, diese so aus, dafs schon nach wenigen Augenblicken die Flaschenform wahrzunehmen ist. Der Glasarbeiter drückt den Boden der Flasche nach innen in die Höhe und prefst die Flasche alsdann auf eine heifse Steinplatte, um sie abzugleichen. Mit einem kalten Eisen berührt er die Stelle, wo die Flasche am Blasrohre festsitzt, und sprengt sie dadurch ab. Zuletzt nimmt er mit einem Eisen-

stäbchen einen Tropfen weiche Glasmasse, zieht davon einen Faden, windet ihn einigemal um die Mündung der Flasche und bildet so den wulstigen Rand derselben. Hierauf läſst man die Flasche sich langsam abkühlen. Das alles aber geschieht viel rascher, als es sich beschreiben läſst.

Auch bei der Bereitung des Tafelglases wird die Glasmasse erst in der beschriebenen Weise zu Walzen oder Cylindern aufgeblasen. Diese kommen dann, nachdem sie vorher der Länge nach aufgeschnitten wurden, in besondere Öfen, Strecköfen genannt, wo das Glas wieder erweicht, aber nicht schmilzt. Hier wird der Glascylinder mit einem gabelförmigen Eisen auseinander gezogen und mit passendem Werkzeuge geebnet und gebügelt. (Nach Richard Roth.)

133. Rätsel.

Uns durchströmet das Licht der Sonne von außen und innen;
Aber der Regen benetzt eine Seite uns nur.
Weht uns der Nord ins Gesicht, so schwitzet uns meistens der Rücken.
Starret die Wiese von Eis, bieten wir Blumen dir dar.
Raubet ein Sturm, ein Hagel, ein Stein uns endlich das Leben,
So verscheiden wir froh, nicht ohne Schwanengesang.

(Wackernagel.)

134. Der Kalk. ††

In vielen Gegenden unseres Vaterlandes gibt es Kalksteinbrüche. — Geduldig und ruhig liegen die Steine beisammen und bilden den Berg. Ohne Widerrede lassen sie sich von den Steinbrechern herausreißen, behauen und fortfahren; fügsam lassen sie sich zum neuen Hause zusammensetzen. Sie zeigen sich so teilnahmslos gegen alles, was um sie her vorgeht, daß man im Sprichworte von einem Menschen, der zu niemand Liebe hat, zu sagen pflegt: Er hat ein Herz wie Stein. Doch täuscht auch hier der Schein. Der Kalkstein vermag leidenschaftlich zu lieben, obgleich er seinen Freund sorgfältig vor unsern Augen verbirgt. Wer ist derselbe? Er, der unbeweglich liegende, feste Stein erwählt

sich einen lustigen, leichten Gesellen, das Wasser. Von Natur flüssig und immer auf den Beinen, würde es nie eine Ruhestätte finden, wenn nicht der Kalkstein seiner sich annähme. Er nimmt es nach seiner langen Irrfahrt als Nebel und Wolke, als Regen und Schnee auf und vereinigt es mit sich zum festen, harten Steine. Ein Kalkstein, welcher 4 Pfund wiegt, enthält ungefähr 3 Pfund Kalk und 1 Pfund Wasser. Aber du kannst den Stein zerschlagen und findest kein Wasser in ihm. Es ist keine besondere Höhlung vorhanden wie ein Kämmerchen, in welchem das Wasser für sich wäre; nein, jedes kleinste, feinste Teilchen des Kalks hat sich mit einem ebenso feinen Teilchen Wasser vereinigt. Woher weiß man denn aber, daß sich die Sache also verhält? Wir würden nimmermehr von der Freundschaft der beiden etwas wissen, wenn nicht ein böser Feind uns ihr Geheimnis verraten hätte. Dieser Feind ist das Feuer. Es verfolgt unablässig das Wasser und nötigt dasselbe zu schneller Flucht, wo es von ihm gefunden wird. Selbst in seinem Verstecke im Kalksteine findet es dasselbe heraus und kämpft mit ihm so lange, bis das Wasser entweicht. Du hast den Kalksteinbruch gesehen, in welchem die Männer die Steinstücke losbrechen, zerschlagen und auf Karren laden. Wir wollen ihnen folgen und aufmerken, was sie mit denselben weiter beginnen. Vor einem sonderbaren Gebäude halten sie mit den Gefangenen still. Es ist ein Kalkofen. Hier laden sie die Steine ab und setzen sie in dem Ofen zusammen, lassen unten einen hohlen Raum und zwischen den Steinen schmale Lücken. Nun schüren sie ein mächtiges Feuer an, das mehrere Tage lang brennt. Die Flammen lecken zwischen den Steinen hindurch, die Kalksteine werden glühend heiß. Da kann das Wasser nicht mehr bleiben, es muß heraus; als leichter Dampf steigt es, vermischt mit dem schwarzen Rauche des Feuers, aus dem Schornsteine des Kalkofens hinaus. Wenn das Wasser völlig verjagt ist, läßt der Kalkbrenner das Feuer

verglühen. Die Steine werden wieder kalt; einsam, ohne Freund liegt der gebrannte Kalk da, voll unendlicher Sehnsucht nach seinem verjagten Gefährten. Wir müssen vorsichtig mit ihm umgehen, denn er ist sehr unzufrieden geworden. Wollten wir ihn länger in der feuchten Hand halten oder gar an die nassen Lippen bringen, so würden wir bald an dem brennenden Schmerze, den er erzeugt, seine Heftigkeit erkennen. Ätzkalk nennt man ihn wegen des scharfen Schmerzes, den er hervorbringt.

Wir tröpfeln auf ein Stückchen gebrannten Kalk allmählich Wasser. Der Kalk dampft auf, erhitzt sich und zerfällt in sehr feines Pulver, in Kalkstaub. Sobald das ganze Stück zerfallen ist, hören wir auf, Wasser zuzutröpfeln. Das schneeweiße Pulver, das wir jetzt statt des Steines vor uns haben, ist vollständig trocken; wägen wir es aber, so finden wir, daß es jetzt 4 g schwer ist, wenn es vorher nur 3 g wog. Das eine Gramm kommt von dem Wasser, das der Kalkstein wieder aufgenommen hat. Die Magd benutzt das Pulver, um die Schlösser und Klinken an den Thüren oder andere metallene Sachen blank zu machen.

Ganz in gleicher Weise zerfällt der gebrannte Kalkstein, wenn er an der Luft längere Zeit frei liegen bleibt. Er zieht dann unablässig die Wasserteilchen, welche in der Luft sich befinden, an sich und verbindet sich mit ihnen. Der Landmann fährt diesen Kalk auf die Felder und bringt dadurch den Boden zu größerer Fruchtbarkeit.

Gewöhnlich tröpfelt man nicht das Wasser auf den gebrannten Kalk, sondern schüttet es gleich in Menge über denselben aus. Er nimmt dann zischend und sprudelnd den Freund auf, und das Wasser kocht und dampft dabei, als sei Feuer in dem Gefäße. Es entsteht ein weißer Brei, welchen der Maurer benutzt, um das Haus zu weißen, oder den er mit Sand zu Speis mischt, um die Steine zu einer Mauer zu verbinden. (Nach H. Wagner.)

135. Das Salz. ††

In allen Ländern der Erde findet man dieses unentbehrliche Mineral. Es kommt als Steinsalz in ungeheueren, bis über tausend Meter starken Lagern vor, z. B. in Wieliczka in Galizien, in Staßfurt bei Magdeburg und in Sperenberg unweit Berlin, wo man über 1100 m in Steinsalz gebohrt hat, ohne es zu durchbohren. Das Steinsalz ist wasserhell, weiß, zuweilen aber auch rot und blau. Das gewöhnliche Speisesalz oder Kochsalz wird aber in der Regel aus salzigen Quellen, den sogenannten Solquellen, gewonnen. Das Salzwasser dieser Quellen wird in großen Pfannen verdampft, worauf sich das Salz in Krystallen an den Wänden und am Boden der Sudpfannen niederschlägt.

Unermeßlich sind die Salzvorräte, welche das Meerwasser enthält, aus dem sich vor undenklichen Zeiten ohne Zweifel auch das Salz der Steinsalzlager abgesetzt hat. Im kalten Norden wie im heißen Süden leiten die Bewohner des Meeresstrandes das salzreiche Seewasser (28 kg in 1000 l Wasser) in große, flache Gruben. Dort gefriert es aus, und hier verdampft es an der Sonne, und der Boden beschlägt sich mit Salzkrystallen. In den großen russischen Steppen am Kaspischen Meer und Aralsee, welche früher Meeresboden waren, sind ganze Landstrecken von den zurückgebliebenen Salzniederschlägen wie beschneit. Am größten ist der Salzgehalt im Toten Meere in Palästina und im Großen Salzsee bei Utah in Nordamerika.

Unzählig sind die Dienste, welche das Salz im Naturleben und im Haushalte der Menschheit leistet. Es gibt keine Pflanze, die nicht geringe Mengen Kochsalz in ihrem Körper enthält. Der Landwirt benutzt daher aus guten Gründen das unreine Abraumsalz der Salinen als Dünger, und der Bewohner der Sahara legt eine handvoll Salz zu jeder Kokosnuß, die er in den Boden pflanzt, um sich

daraus eine Kokospalme zu ziehen. Und ebenso unentbehrlich ist es dem Tiere. In düsterer Waldschlucht schleicht das zierliche Reh zur Salzlecke, die ihm der Jäger bereitete, und auf den weiten Steppen des Morgenlandes ziehen die Herden wilder Esel und Pferde zu einer salzhaltigen Stelle des Bodens.

Hundert Hände sind am Meeresufer thätig, die Millionen Fische — die Jahresernte der armen Fischer — einzusalzen. Das Salz bewahrt sie vor schneller Fäulnis und macht sie fähig zum Versenden. Dem Seifensieder hilft es die Seife verfertigen, dem Glasfabrikanten das Glas bereiten. In der einen Fabrik dient es zur Darstellung der Salzsäure, in einer andern zur Herstellung von Chlor und Chlorkalk. Die Glasur der thönernen Töpfe und des Steinguts wird unter Beihilfe des Salzes hervorgebracht. Dem Kranken verschreibt es der Arzt, und selten wird eine Speise auf den Tisch gebracht, welche nicht durch einen kleinen Zusatz von Kochsalz gewürzt worden wäre.

Nicht zu verwundern ist es, wenn der Araber ein wenig Salz dem Fremden reicht, zum Zeichen, daß er ihn zu seinem Freunde auserkoren habe. Und ein Sprichwort sagt: „Traue keinem, du habest denn einen Scheffel Salz mit ihm gegessen!“ (Leseb. v. G. Fischer.)

136. Der Graphit und der Diamant. ††

Es scheint wohl, daß dies Stoffe seien, die durchaus nicht zu einander gehörten. Der mattschwarze, nicht sehr teure Graphit und der lichtstrahlende, kostbare Diamant haben nicht viel Übereinstimmendes. Und doch bestehen sie beide aus demselben Stoffe und zwar aus Kohlenstoff, der auch den Hauptbestandteil der Stein- und Holzkohle bildet.

Man findet Diamanten in Brasilien, auf Borneo und am Kap der guten Hoffnung, doch überall nur in sehr geringer Menge. Sie liegen nicht so tief in der Erde, daß man Minen darum anzulegen braucht, wie um der Steinkohle

willen. Das Suchen der Diamanten hat indes auch seine Beschwerden; denn oft müssen große Quantitäten Erde durchwühlt und durchsucht werden, um einige kleine Stückchen zu finden.

Wenn der Diamant eben aus der Erde kommt, hat er kein glänzendes Äußere; mitunter sollte man ihn für ein gewöhnliches Steinchen halten. Das rührt daher, daß er noch nicht geschliffen ist; denn erst durch das Schleifen bekommt er seinen Glanz. Wenn ein Körper geschliffen werden soll, so muß das doch mit einem Stoffe geschehen, der noch härter oder mindestens ebenso hart ist, als jener. So sind z. B. die Sandkörner, welche den Schleifstein bilden, härter als das Messer, das man darauf schleift, und die stählerne Feile ist härter als das Eisen oder Kupfer, das man damit feilt. Nun ist kein Stahl so hart, daß man damit Diamanten feilen könnte; der Diamant macht noch Ritzen selbst in den härtesten Stahl, und da der Diamant der härteste aller bekannten Stoffe ist, so kann man ihn nur mit feinem Diamantenpulver oder -staub schleifen. Das ist eine sehr langweilige Arbeit, und es ist große Kunstfertigkeit und Genauigkeit dazu erforderlich. Eine sehr große und berühmte Diamantschleiferei befindet sich zu Amsterdam.

Daß der Diamant Kohlenstoff ist, zeigt sich, wenn man ihn stark erhitzt; er wird schwarz, verliert seinen Glanz und gleicht dann vollständig einem Stückchen Kohle. Auch kann man den Diamanten in einem dazu hergerichteten Apparate verbrennen wie Kohle, und der dabei entstehende Stoff ist derselbe, wie er beim Verbrennen der Kohle entsteht.

Weil der Diamant so hart ist, benützt ihn der Glaser, um die Glasscheiben damit zu zerschneiden. Dies geschieht, indem er die scharfe Kante eines kleinen Diamanten unter leichtem Drucke über die Glasplatte hinführt und dann das Glas längs der Ritze abbricht.

Das Reißblei oder der Graphit ist eine mit Erden vermengte, schwarzglänzende Art von Kohlenstoff, den man

an einigen Orten Deutschlands (bei Passau in Bayern) und Englands aus dem Boden gräbt. Der Graphit läßt, wenn man damit über eine rauhe Oberfläche fährt, kleine Stückchen Kohle zurück, so daß ein schwärzlicher Strich entsteht. Deshalb dient er, mehr oder weniger gereinigt, zur Bereitung der Bleistifte. Weil der Graphit selbst bei der stärksten Hitze nicht flüssig wird, so gebraucht man ihn auch, um Tiegel zum Schmelzen der Metalle daraus zu machen. Das Pulver, womit die Öfen bestrichen werden, um ihnen eine glänzend schwarze Oberfläche zu geben und das Eisen zugleich vor dem Rosten zu bewahren, ist fein gemahlener Graphit.

(Nach Jütting.)

137. Die Streichhölzer. †

Die Streichhölzer sind kleine, hölzerne Stäbe mit Knöpfen an dem einen Ende, die in Brand geraten, wenn man damit über einen rauhen Gegenstand hinstreicht. Die Erzeugung von Feuer ist nicht immer so leicht gewesen. Es gab eine Zeit, wo Streichhölzchen eine große Seltenheit waren, ja wo sie gar nicht existierten. Und das ist noch gar nicht so lange her; denn die Streichhölzchen, wie wir sie gebrauchen, sind erst vor ungefähr 30 bis 40 Jahren erfunden worden.

Diese unbedeutenden, allgemein bekannten Hölzchen, wovon wir wohl ein Schächtelchen für ein paar Pfennige kaufen, verdienen es aber wohl, daß wir einige Augenblicke bei ihnen verweilen. Die Bereitung derselben gewährt vielen Menschen Arbeit und Brot; es werden jährlich für viele tausend Mark Streichhölzchen gemacht und verkauft. Um Streichhölzchen machen zu können, muß man erst die Hölzchen haben. Es würde indes zu viel Zeit kosten, wenn man dieselben Stück für Stück mit der Hand schneiden wollte. Der Fabrikant würde dann zu viel an Arbeitslohn bezahlen müssen und seine Streichhölzchen nicht so billig liefern können. Darum hat man Maschinen erfunden, die mit großer Schnelligkeit und Regelmäßigkeit Hölzchen aus

Klötzen schneiden, so dick wie dieselben sein müssen, aber von doppelter Länge.

Eine große Anzahl dieser Stäbchen wird jetzt quer auf ein Brett gelegt, das etwas schmaler ist, als die Stäbchen lang sind, so daß diese, wenn sie quer darauf liegen, an beiden Seiten des Brettes ein wenig über dasselbe hervorragen. Auf ein solches Brett mit Stäbchen wird dann ein zweites Brett gelegt, das ebenso mit Stäbchen bedeckt wird, darauf wieder ein drittes und so fort, bis man einen Haufen von Brettern hat, zwischen welchen zu beiden entgegengesetzten Seiten die Enden der Stäbchen hervorragen. Ein solcher Haufen wird dann gut befestigt, so daß er nicht aus einander fallen kann. Die hervorstehenden Enden werden jetzt in geschmolzenen Schwefel getaucht, von dem etwas an den Stäbchen hängen bleibt und nach dem Abkühlen festsitzt.

Wenn die Hölzchen mit Schwefel versehen sind, würden sie Schwefelhölzchen heißen können, aber noch nicht Streichhölzchen. Ein Schwefelhölzchen können wir nur entzünden, indem wir es an eine glühende Kohle halten: der Schwefel fängt Feuer und der brennende Schwefel zündet dann das Holz an. Aber das Streichhölzchen muß ohne Feuer und also bei einer viel geringeren Hitze angezündet werden können als ein Schwefelholz. Es muß deshalb noch ein Stoff hinzugefügt werden, der sich viel leichter entzündet als Schwefel. Dieser Stoff ist der Phosphor, eine gelblichweiße Masse, welche bei gewöhnlicher Temperatur von ungefähr derselben Härte wie Wachs ist. Der Phosphor wird aus Knochen bereitet und ist so leicht entzündlich, daß er stets unter Wasser aufbewahrt werden muß.

Auch dieser Phosphor wird geschmolzen und mit einigen anderen Stoffen vermengt, so daß es ein dünner Brei wird, und in diesen werden nun die bereits mit Schwefel versehenen Hölzchen getaucht. Ist das wenige, was an jedem Hölzchen haften bleibt, abgekühlt und fest geworden, dann

werden die Hölzchen, die immer noch die doppelte Länge eines gewöhnlichen Streichhölzchens haben, in der Mitte durchgeschnitten, und die Streichhölzchen sind fertig.

Die Entzündung des Streichhölzchens wird bewirkt, indem mit dem Phosphorschwefelknöpfchen über eine rauhe Fläche gestrichen wird. Jeder geriebene Gegenstand wird warm. Fühlt es nur an einem metallenen Knopfe, den ihr schnell über ein Brett hin- und herzieht! So wird durch das Reiben auch der Phosphor warm, und diese geringe Wärme ist schon hinreichend, um ihn zu entzünden. Der brennende Phosphor entzündet dann den etwas schwerer brennenden Schwefel und dieser seinerseits wieder das Holz.

Mit Streichhölzchen muß man sehr vorsichtig umgehen, nicht allein weil sie so leicht Feuer fassen, sondern auch weil der Phosphor sehr giftig ist. Oft hat schon der beim Streichen abspringende brennende Phosphor Brandwunden an der Hand und Blutvergiftungen hervorgerufen; oft schon sind Menschen an Phosphor gestorben, den sie mit der Nahrung in ihren Magen bekommen hatten. Deshalb bedient man sich seit einigen Jahren mehr und mehr der schwedischen Streichhölzer, welche phosphorfrei sind.

(Nach Jütting und Huizinga.)

138. Gott verläßt die Seinen nicht.

Ein reicher junger Herr aus England, welcher sich zu Göttingen aufhielt, ritt an einem heiteren Wintertage nach Nordheim, einer kleinen Stadt, die zwei Meilen von seinem Wohnorte entfernt war. Als er daselbst ankam, sah er eine Menge Menschen die Rathaustreppe hinaufsteigen. „Was gibt's denn da oben?“ dachte er, gab sein Pferd ab und stieg auch mit hinauf. In der großen Rathausstube war eine Versteigerung. Der junge Herr wußte nicht, was man verkaufen wollte; er hörte aber, daß eben jemand 399 Thaler geboten habe. Sogleich dachte er: „Du willst

doch die 400 vollmachen," und bot 400 Thaler. Und siehe, da niemand mehr geben wollte, wurde ihm der Kauf zugeschlagen. „Aber," fragte nun der betroffene Jüngling, „was habe ich denn eigentlich erstanden? Ich weiß gar nicht, wovon die Rede war." — „Ein Haus! ein Haus!" schrieen die Leute mit großem Lachen. „Nun gut," versetzte er, „das kann man ja brauchen; aber man führe mich auch hin, daß ich sehe, welches Haus mein ist, und was ich für mein Geld bekomme."

Der Rathausdiener schritt ihm voran, und viele Leute folgten nach. Als man nun in einer engen Gasse angekommen war, stand der Rathausdiener vor einem kleinen Hause still und sprach: „Hier, dies ist Ihr Eigentum! Es thut mir leid, daß es nicht größer und schöner ist." — „Nun," sagte der junge Herr, „um 400 Thaler kauft man freilich kein Schloß." Er trat ein in das Haus. Ach, da fand er in der armseligen Stube eine Frau sitzend, die gar bitterlich weinte und die Hände über einem Gebetbuche faltete. „Was fehlt dir, gutes Mütterchen?" fragte er, „warum weinst du und thust so kläglich?"

„Ach, Gott erbarme sich!" schluchzte sie; „jetzt verkaufen sie auf dem Rathause mein Häuslein, weil ich meine Schulden nicht bezahlen kann. Ich soll hinaus, du lieber Gott! und weiß nicht wohin. Ich arme, alte, kranke Frau! Wer wird mich aufnehmen, wenn es Gott nicht thut? O, wenn ich doch lieber gestorben wäre, dann könnten sie ja die Hütte nehmen, die harten Menschen!"

„Sei ruhig, gute Mutter," sprach der edle Engländer, „dein Haus soll dir kein Mensch nehmen. Ich habe es gekauft und schenke es dir wieder. Von meinem Kaufgelde werden die Schulden bezahlt werden, und du kannst in Frieden leben. Erlaubst du aber, so will ich mir in deinem Hause ein kleines Stübchen zurecht machen lassen, und so oft ich nach Nordheim komme, will ich bei dir wohnen."

(Bormann.)

139. Sinnsprüche. †

1. Wenn du Gott wolltest Dank für jede Lust erst sagen,
Du fändest gar nicht Zeit, nur über Weh zu klagen.

2. Wenn du zum Wort nicht ohne Not,
Nicht ohne Hunger greifst zum Brot:
Bringt dir dein Reden nie Verdruß,
Nie Unbehagen dein Genuß.

(Fr. Rückert.)

140. Das Nickel. †

Es ist noch nicht lange her, dafs das Nickel lediglich dem Namen nach den Schulkindern bekannt wurde, wenn im naturgeschichtlichen Unterrichte die unedlen Metalle aufgezählt wurden. Zu Gesicht bekamen dieses Metall die wenigsten in ihrem Leben. Das ist nun seit Einführung des neuen deutschen Münzgesetzes vom 9. Juli 1873 anders geworden. Dieses verordnete nämlich, dafs gleich wie in der Schweiz und in Belgien zur Herstellung einzelner Scheidemünzen Nickel, legiert mit Kupfer, verwendet werde, und seitdem geht das Nickelmetall als 5- und 10 Pfennigstück täglich und stündlich durch die Hand aller, welche überhaupt mit Geld umgehen. Solch eine allgemeine Verbreitung läfst es denn auch angezeigt erscheinen, das Nickelmetall einer näheren Betrachtung zu würdigen.

Das Nickel findet sich auf unserm Planeten nur vererzt und sehr gern in Gesellschaft anderer Metalle, namentlich von Eisen, Kobalt und Arsenik. Merkwürdig ist, dafs das Eisen, welches in den zeitweilig aus der Atmosphäre herabfallenden Meteorsteinen enthalten ist, stets auch Nickel in gediegenem Zustande mit sich führt. Die Gewinnung des Nickelmetalles ist mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Im Jahre 1871 produzierte das deutsche Reich etwa 6800 Zentner desselben, und sehr bedeutend ist die Ausbeute an Nickel in Österreich, Schweden und Norwegen.

In seinen Eigenschaften nähert sich das Nickel dem Silber, ohne wie dieses von Schwefelwasserstoff geschwärzt zu werden. Sein spezifisches Gewicht beträgt nahezu 9, d. h. ein Kubikcentimeter Nickel wiegt etwa 9 g. Es läfst sich schmieden, schweifsen, walzen, mit dem Hammer wie Zinn ausstrecken und zu den dünnsten Drähten ziehen; um zu schmelzen erfordert es dieselbe Temperatur wie das Stabeisen. Das Nickel wird von dem Magnete fast ebenso stark angezogen, wie das Eisen; bei hoher Temperatur (350° C.) und in seinen Legierungen verliert es jedoch diese Eigenschaft. Dem Roste ist es nur in ganz geringem Mafse ausgesetzt, und diese Luftbeständigkeit im Verein mit seinem nur mäfsigen Eigengewichte macht es gerade zum Münzmetalle besonders geeignet.

Mit Kupfer und Zink zusammengeschmolzen (legiert) gibt Nickel das sogenannte Neusilber (Argentan). Dieses übertrifft an Festigkeit das Messing (Kupfer und Zink) und an Härte und Zähigkeit das Silber; dagegen steht es an Dehnbarkeit dem Messing nach. Dabei ist sein Klang klar, seine Farbe silberweifs mit einem schwachen Stich in Grau, der Glanz schön, die Politur vollkommen Wegen dieser hervorragenden Eigenschaften wird das Argentan vielfach zu Tafelgeschirren: Löffeln, Gabeln, Tellern, Leuchtern u. dgl., verarbeitet und ziert als solches statt des Silbers die Tische bescheidener Haushaltungen.

In neuerer Zeit wird das Nickelmetall auch zur Herstellung wohlfeiler Schmuckgegenstände, als Ketten, Medaillons, Ohrengehänge, Vorstecknadeln u. dgl., verwendet.

141. Der kleine Friedensbote.

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und die weiße Schürze vertrugen sich aufs beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe, und wenn der Bäcker in seinem großen Obstgarten an die Stelle eines ausgedienten Invaliden einen Rekruten be-

durfte, ging der Gerber in seine schöne Baumschule und hob den schönsten Mann aus, den er darin hatte, eine Pflaume, oder einen Apfel, oder eine Birne, oder eine Kirsche, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder magern Platz gestellt werden sollte. — Zu Ostern, zu Martini und am heiligen Abende kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, immer mit einem großen Korbe zu den Nachbarsleuten hinüber und teilte unter die kleinen Paten aus, was ihr der Hase, oder der gute Märtel, oder gar das Christkindlein selbst unter die schneeweiße Serviette gelegt hatte. — Je mehr sich die Kindlein über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Weiber, und man brauchte keine Zigeunerin zu sein, um aus dem Satze in ihren Kaffeeschalen zu prophezeien, daß sie einander immer gut bleiben würden. Aber jeder ihrer Männer hatte einen Hund, der Gerber als Jagdliebhaber einen großen braunen Feldmann und der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Mordax. Beide meinten, die besten und schönsten Tiere in ihrem Geschlechte zu haben. Da geschah es denn eines Tages, daß Mordax ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit entzwei gebissenem Genicke vor ihm, und der Feldmann lief mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweife davon. Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Herr des Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dem Besitzer desselben durch das Fenster mitten auf den Tisch, an dem er gerade die Zeitung las. Ohne zu fragen, woher der Schuß gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar in der weißen Schürze und mit aufgestülpten Hemdärmeln blieb nichts schuldig, und Kinder und Leute liefen zusammen. Der Bäcker verließ zwar den Kampfplatz zuerst, aber nur, um seinen Nachbarn bei Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorne der beiden Männer unter, und bald darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurteilt, den totgebissenen Mordax mit einem Reichsthaler zu büßen. Der Bäcker mußte den zertrümmerten Fensterflügel und das

Loch in der Zeitung nicht viel geringer bezahlen und sich mit seinem Widerpart in die erwachsenen Sporteln teilen.

Von nun an war zwischen den beiden Familien eine große Kluft befestigt. Hinüber und herüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin links zur Kirche, so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts; saß der Bäcker im Posthause außen in der Stube zum Bier, so nahm der Gerber seinen Platz im Nebenzimmer. Für den an dem Zerwürfnisse ganz schuldlosen Teil aber, für die Kinder des Gerbers, gaben weder der Osterhase, noch der gute Märtel, noch das Christkind mehr etwas ab.

So ging es fast drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Hausfrau nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Weck zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Helm, der neben ihr auf den Zehen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter, einen Groschen! Ich hole das Brot.“ Dann wandte er sich in seiner kindlichen Eilfertigkeit an den Vater und sagte: „Heute aber lauf' ich nicht lange herum, und wenn es beim Thorbäcker kein Brot gibt, geh' ich wieder einmal zu dem Herrn Paten hinüber.“ Der Gerber, der vielleicht die anklopfende Gnadenhand des Herrn spürte, sagte nicht ja und nicht nein darauf und ließ den Knaben ziehen. Im ersten Brotladen hatten aber die Wecken schon alle ihre Käufer gefunden, und Helm kam wieder zum Thore herein, laut singend, wie es manchmal lebhafte Kinder mit ihren Gedanken zu thun pflegen, daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heute geh' ich zum Herrn Paten! heute geh' ich zum Herrn Paten!“ Ungehalten über den argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster aufbringen konnte, war der kleine Sänger schon zum Tempel hinein — und kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote zurück. Statt des Ölzweigs hatte er einen geschenkten Eierring in der Hand und rief, über die Schwelle in die Stube hineinstolpernd: „Der Herr Pate läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wieder kommen.“

Noch an dem nämlichen Abende wechselten die Nachbarsleute einige freundliche Worte über die Gasse; am folgenden saßen

die weiße und die gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen; am dritten zeigten die Weiber einander die Leinwand, zu der sie in den schlimmen drei Jahren oft mit ihren Thränen über den unseligen Zwist den Faden genetzt hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten geweckt hatte. Denn einige Wochen darauf verfiel der Bäcker unerwartet schnell in ein Nervenfieber und aus diesem nach wenigen lichten Augenblicken in den Todesschlummer. — Gott gebe ihm eine fröhliche Auferstehung! (K. Stöber.)

142. Die Mineralquellen. †

Zu den wichtigsten Heilmitteln, welche uns die Natur bietet, gehören die sogenannten Mineralwasser. Es sind dies Wasser, welche reicher an mineralischen und gasigen Bestandteilen sind als unser gewöhnliches Quellwasser, und welche bei ihrem Hervorsprudeln aus der Erde sich nicht selten durch einen auffallend hohen Wärmegrad auszeichnen. Sie werden teils getrunken, teils zum Baden benützt.

Die Orte, bei welchen diese Mineralquellen zu tage treten, haben nach und nach bald mehr, bald weniger Berühmtheit erlangt und werden während der besseren Zeit des Jahres nicht nur von Leidenden aller Art besucht, sondern auch von Gesunden, welchen ihre Verhältnisse gestatten, der beruflichen Thätigkeit auf einige Zeit den Rücken zu kehren und in Gottes freier Natur sich der Erholung zu überlassen. So entfaltet sich an diesen sogenannten Bade- oder Kurorten ein reges und mannigfaltiges Leben; denn es finden sich da Vornehme und Reiche aus allen Nationen zusammen.

Da die Kurorte in der Regel am Fuße von Gebirgen oder in anmutigen Thälern liegen, ist die Umgebung derselben auch reich an Naturschönheiten: prächtigen Aussichten, herrlichen Anlagen und reizenden Spaziergängen in erquickender Waldeskühle. In den eigentlichen Kurhäusern sowohl, als auch in zahlreichen Privathäusern ist für Unterkunft und Bequemlichkeit, in den Gesellschafts- und Konzert-

sälen für Zerstreuung und Erheiterung der Kurgäste in reichem Maße gesorgt.

Die Heilerfolge, welche bei dem Gebrauche der Mineralwasser schon erzielt worden sind, können besonders da nicht in Abrede gestellt werden, wo es sich um die Hebung langwieriger Leiden oder der Reste vorausgegangener krankhafter Zustände handelt. Indes soll man bei der Wahl eines Bades stets den Arzt zu Rate ziehen.

Viele Kranke können aus körperlicher Schwäche die Reise nach einem Badeorte nicht unternehmen, anderen fehlen die Mittel zur Reise dahin und zu einem längeren Aufenthalte dortselbst. Daher wird — wo nur immer thunlich — das Wasser der Gesundbrunnen in Krüge und Flaschen gefüllt und überallhin versandt.

Nachdem der Gebrauch der Mineralwasser mehr und mehr in Aufnahme gekommen war, hat man mit gutem Erfolg versucht, die hauptsächlichsten derselben künstlich nachzuahmen. Desgleichen wurden die Salze besonders aus dem Karlsbader und Epsomer Wasser ausgeschieden und sind in den Apotheken zu haben.

In ganz außerordentlicher Weise hat der Verbrauch von sehr kohlensäurehaltigem künstlichen Wasser, dem Sodawasser, zugenommen, welches durch Einpumpen von Kohlensäure in reines Wasser hergestellt wird. In größeren Städten und an belebten Orten außerhalb derselben sieht man während der heißen Jahreszeit Buden aufgeschlagen, in welchen solches Wasser, gemischt mit Wein oder allerlei Fruchtsäften, den Lusttragenden zur Erfrischung angeboten wird.

143. Der Überfall im Wildbad.

In schönen Sommertagen, wenn lau die Lüfte weh'n,
Die Wälder lustig grünen, die Gärten blühend steh'n,
Da ritt aus Stuttgarts Thoren ein Held von stolzer Art,
Graf Eberhard der Greiner, der alte Rauschebart.

Mit wenig Edelknechten zieht er ins Land hinaus.
Er trägt nicht Helm noch Panzer, nicht geht's auf blut'gen Strauß.
Ins Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt,
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.

Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder, ins grüne Thal gesprengt,
Wo durch ihr Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Zu Wildbad an dem Markte, da steht ein stattlich Haus;
Es hängt daran zum Zeichen ein blanker Spieß heraus.
Dort steigt der Graf vom Rosse, dort hält er gute Rast.
Den Quell besucht er täglich, der ritterliche Gast.

Wann er sich dann entkleidet und wenig ausgeruht
Und sein Gebet gesprochen, so steigt er in die Flut.
Er setzt sich stets zur Stelle, wo aus dem Felsenspalt
Am heißesten und vollsten der edle Sprudel wallt.

Ein angeschoss'ner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verriet voreinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch.
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib.

Da kommt einstmals gesprungen sein jüngster Edelknab':
„Herr Graf, es zieht ein Haufe das ob're Thal herab.
Sie tragen schwere Kolben; der Hauptmann führt im Schild
Ein Röslein rot von Golde und einen Eber wild.“

„Mein Sohn, das sind die Schlegler, die schlagen kräftig drein. —
Gib mir den Leibrock, Junge! — das ist der Eberstein;
Ich kenne wohl den Eber; er hat so grimmen Zorn.
Ich kenne wohl die Rose; sie führt so scharfen Dorn.“

Da kommt ein armer Hirte in atemlosem Lauf:
„Herr Graf, es zieht 'ne Rotte das unt're Thal herauf.
Der Hauptmann führt drei Beile; sein Rüstzeug glänzt und gleißt,
Daß mir's wie Wetterleuchten noch in die Augen beißt.“

„Das ist der Wunnensteiner, der gleißend' Wolf genannt. —
Gib mir den Mantel, Knabe! — Der Glanz ist mir bekannt;
Er bringt mir wenig Wonne; die Beile hauen gut. —
Bind' mir das Schwert zur Seite! — Der Wolf, der lechzt nach Blut.“

Da spricht der arme Hirte: „Des mag noch werden Rat;
Ich weiß geheime Wege, die noch kein Mensch betrat.
Kein Roß mag sie ersteigen, nur Geißen klettern dort.
Wollt ihr sogleich mir folgen, ich bring' Euch sicher fort."

Sie klimmen durch das Dickicht den steilsten Berg hinan;
Mit seinem guten Schwerte haut oft der Graf sich Bahn.
Wie herb das Fliehen schmecke, noch hat er's nie vermerkt.
Viel lieber möcht' er fechten; das Bad hat ihn gestärkt.

In heißer Mittagsstunde bergunter und bergauf:
Schon muß der Graf sich lehnen auf seines Schwertes Knauf.
Darob erbarmt's den Hirten des alten, hohen Herrn.
Er nimmt ihn auf den Rücken: „Ich thu's von Herzen gern."

Da denkt der alte Greiner: „Es thut doch wahrlich gut,
So sänftlich sein getragen von einem treuen Blut.
In Fährden und in Nöten zeigt erst das Volk sich echt!
Drum soll man nie zertreten sein altes, gutes Recht."

Als drauf der Graf gerettet zu Stuttgart sitzt im Saal,
Heißt er 'ne Münze prägen, als ein Gedächtnismal.
Er gibt dem treuen Hirten manch blankes Stück davon;
Auch manchem Herrn vom Schlegel verehrt er eins zum Hohn.

Dann schickt er tücht'ge Maurer ins Wildbad alsofort,
Die sollen Mauern führen rings um den off'nen Ort,
Damit in künft'gen Sommern sich jeder greise Mann,
Von Feinden ungefährdet, im Bade jüngen kann.

(Ludw. Uhland.)

144. Schlangenbad.

In einem reizend gelegenen Waldthal der preußischen Provinz Nassau liegt Schlangenbad, dessen Wasser besonders wohlthätig auf das Nervensystem wirkt und auch bei Lähmungen gichtischer und rheumatischer Natur sehr wirksam ist.

Das Volkslied erzählt von einem Jäger, der in der Dämmerung durch einen Wald ging und ein leises Plätschern des Wiesenquells hörte. Das bewog ihn, sich nieder-

zubeugen, und er gewahrte im Wasser und in dem feuchten Grase kleine gekrönte Schlangen, die wie lauter Gold und Edelstein glänzten.

Er raubte einer derselben die Krone und kam dadurch in den Besitz eines kostbaren Schatzes. Von diesen Schlangen leitet auch das Bad seinen Namen her.

Im Altertume hatte die Schlange eine heilige Bedeutung. Man schrieb ihr zauberische und heilende Kräfte zu, weshalb sie auch als das beständige Symbol des Gottes der Heilkunde (des Äskulap) galt. Dieser allverehrte Halbgott wird stets mit einem von Schlangen umwundenen Stab dargestellt.

Es mochte hiermit zusammenhängen, daß man jenen Quellen, in denen sich Schlangen aufhielten, eine heilende Wirkung zuschrieb.

Die Heilkraft der Quelle des Schlangenbades wurde auf nachfolgende Weise festgestellt.

Vor mehreren hundert Jahren ließ ein Hirte in der Gegend seine Viehherde auf die Weide gehen. Einer der schönsten Ochsen der ganzen Herde war aber durch die Gicht halb gelähmt und konnte sich den andern kaum nachschleppen. Der Hirte dachte schon daran, das Tier auf die eine oder andere Weise los zu werden, wenn es auch ein großer Verlust für ihn wäre. Ein Käufer, der es in dem gegenwärtigen Zustande irgendwie preiswürdig gefunden haben würde, stellte sich nicht ein, und so blieb nichts übrig, als das Tier zu schlachten und das Fleisch zu geringem Preise zu verkaufen.

Immer noch zögerte der Mann mit der Ausführung seines Vorhabens. Inzwischen merkte er, wie der Ochse Tag für Tag sich regelmäßig von der Herde absonderte und sich nach einer bestimmten Stelle im Walde begab. Der Hirte schlich ihm eines Tages nach und sah, daß er sich in der dort befindlichen Quelle badete.

Er ließ ihn dabei, in der Meinung, daß das Tier wohl einem natürlichen Triebe folge, beschloß aber, es fleißig zu beobachten. Zu seiner Verwunderung und großen Freude bemerkte er, daß der Zustand des Ochsen sich von einem Tage zum andern besserte, bis er ganz hergestellt war.

Natürlich wurde die Sache allgemein bekannt und man versuchte die Anwendung der Quellenbäder auch bei Menschen, die mit ähnlichen Leiden behaftet waren.

Der Erfolg war ein durchaus befriedigender und bald entstand dort ein freudlicher Badeort, und seitdem sind gar manche wie jener Jägersmann zur Quelle der Schlangen gekommen und haben einen kostbareren Schatz als Gold und Edelsteine davongetragen — den Schatz der Gesundheit.

(Hans Tharau, Sagen.)

145. Das Blei.

Blei, Zink und Zinn sind nicht schwer zu unterscheiden. Das Blei ist so weich, daß man mit dem Fingernagel eine Ritze darauf einprägen und mit einem Messer ein Stückchen davon abschneiden kann. Beim Zinn geht das nicht so leicht und beim Zink gar nicht.

Das Blei findet sich hauptsächlich in England und Deutschland, wo es als Bleierz bergmännisch gewonnen wird. Diese graue, glänzende Steinart wird zerkleinert und daraus durch entsprechende Behandlung das reine Blei bereitet.

Das Blei ist meist von grauer, mattglänzender Farbe. Die graue Kruste ist aber nur eine dünne Lage Bleirost, und wenn wir diesen mit einem Messer abschaben, tritt das reine, lebhaft glänzende Metall zu Tage. Durch den Einfluß der Luft bildet sich indes bald wieder eine neue Kruste von Rost.

Blei rostet also leicht; doch verrostet es nicht so bald, wie z. B. das Eisen. Wenn ein Stück Eisen der

feuchten Luft ausgesetzt ist, so verrostet es allmählich. Zuerst bildet sich eine braune Kruste von Rost darauf; dieser dringt immer tiefer und tiefer in das Eisen hinein. Die Kruste wird stets dicker, und endlich ist das ganze Stück Eisen ein Stück Rost geworden. Es ist durch und durch verrostet. Es ist kein Eisen mehr, es ist Eisenrost geworden.

Beim Blei ist dies anders. Die einmal gebildete dünne Rostschichte schützt die Bleimasse vor den weiteren zerstörenden Einflüssen des Sauerstoffes der Luft, und darum ist dieses Metall vorzugsweise geeignet zur Herstellung von Dachrinnen, Dachbekleidungen und Wasserröhren. Die Verwendung des Bleies zu Wasserröhren oder zur Bekleidung von Wasserbehältern (Zisternen) kann indes zuweilen sehr nachteilig werden. Es kann nämlich geschehen, daß das Wasser, besonders wenn es säuerlich ist, kleine Mengen von Blei auflöst. Die Bleisalze aber sind sehr giftig und können — selbst in nur sehr geringen Mengen in den Körper gebracht — den Tod zur Folge haben.

Streicht man mit einem Stückchen Blei über Papier, so entsteht ein hellgrauer Streifen darauf. Wer viel Blei anfassen muß, bekommt auch leicht grau gefärbte Hände. Es hat das Blei also in dieser Beziehung einige Ähnlichkeit mit Graphit oder Reißblei, welches auch abfärbt.

Der Blech- und der Kupferschmied gebrauchen viel Blei zur Bereitung der Lötmasse, welche unentbehrlich ist, um Blech- und Kupferplatten mit einander zu verbinden. Das Lot ist ein Gemenge (Legierung) von Blei und Zinn, welches sehr leicht schmilzt. Will der Blechschmied zwei Blechplatten mit einander verbinden, so bringt er mit dem heißen Lötkolben das Lot an die Ränder der Platten, und diese sitzen dann nach der Abkühlung des Lotes fest an einander. Das Lot ist also für den Blech- wie für den Kupferschmied, was der Leim für den Tischler ist.

Viel Blei wird zu Schrot und Kugeln verarbeitet.

Das Schrot, welches auf der Jagd gebraucht wird, besteht aus kleinen Bleistückchen, die auf eine sehr einfache Weise ihre runde Form erhalten. Bei einer Schrotfabrik sieht man gewöhnlich einen hohen hölzernen Turm. Oben in diesem Turme wird das Blei geschmolzen und dann in ein Gefäß gegossen, dessen Boden mit vielen kleinen Löchern versehen ist. Damit das geschmolzene Blei nicht allzuschnell durch die kleinen Löcher laufen und etwa in Strahlen hinabfließen kann, liegt auf dem Boden eine Schichte Bleirost. Diese läßt das geschmolzene Blei nur ganz langsam durch, so daß es in Tröpfchen durch die Löcher fallen muß. Ein fallender Tropfen ist vollkommen rund, und wenn nun die runden Bleitropfen unten im Turme ankommen, fallen sie hier in ein Gefäß mit Wasser, wodurch sie sofort abgekühlt und fest werden. Dadurch, daß man das obere Gefäß mit größeren oder kleineren Löchern versieht, kann man das Schrot nach Belieben groß oder klein machen.

Auch für die Färber ist das Blei von Bedeutung, indem verschiedene Farbstoffe daraus bereitet werden. Das ist unter anderm mit dem Bleiweiß und dem Mennig der Fall. Bleiweiß ist ein heller weißer, Mennig ein dauerhafter roter Farbstoff; das erstere ist ein starkes Gift.

(Nach Jütting-Huizinga.)

146. Der Glockenguß zu Breslau. †

War einst ein Glockengießer zu Breslau in der Stadt, ein ehrenwerter Meister, gewandt in Rat und That. Er hatte schon gegossen viel Glocken gelb und weiß, für Kirchen und Kapellen zu Gottes Lob und Preis. Und seine Glocken klangen so voll, so hell, so rein; er goß auch Lieb' und Glauben mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone, die er gegossen hat, das ist die Sünderglocke zu Breslau in der Stadt. Im Magdalenenturme, da hängt das Meisterstück, rief schon

manch starres Herze zu seinem Gott zurück. Wie hat der gute Meister so treu das Werk bedacht! Wie hat er seine Hände gerührt bei Tag und Nacht! Und als die Stunde kommen, daß alles fertig war — die Form ist eingemauert, die Speise gut und gar —: da ruft er seinen Buben zur Feuerwacht herein: „Ich lass' auf kurze Weile beim Kessel dich allein. Will mich mit einem Trunke noch stärken zu dem Guß; das gibt der zähen Speise erst einen vollen Fluß. Doch hüte dich und rühre den Hahn mir nimmer an, sonst wär' es um dein Leben, Fürwitziger, gethan."

Der Bube steht am Kessel, schaut in die Glut hinein. Das wogt und wallt und wirbelt und will entfesselt sein und zischt ihm in die Ohren und zuckt ihm durch den Sinn und zieht an allen Fingern ihn nach dem Hahne hin. Er fühlt ihn in den Händen. Er hat ihn umgedreht. Da wird ihm angst und bange. Er weiß nicht, was er thät — und läuft hinaus zum Meister, die Schuld ihm zu gesteh'n, will seine Knie' umfassen und ihn um Gnade fleh'n.

Doch wie der nur vernommen des Knaben erstes Wort, da reißt die kluge Rechte der jähe Zorn ihm fort. Er stößt sein scharfes Messer dem Buben in die Brust. Dann stürzt er nach dem Kessel, sein selber nicht bewußt, vielleicht, daß er noch retten, den Strom noch hemmen kann. — Doch sieh', der Guß ist fertig, es fehlt kein Tropfen dran. Da eilt er, abzuräumen — und sieht und will's nicht seh'n, ganz ohne Fleck und Makel die Glocke vor sich steh'n.

Der Knabe liegt am Boden. Er schaut sein Werk nicht mehr. „Ach Meister, wilder Meister, du stießest gar zu sehr!" Er stellt sich dem Gerichte. Er klagt sich selber an. Es thut den Richtern wehe wohl um den klugen Mann. Doch kann ihn keiner retten, und Blut will wieder Blut. Er hört sein Todesurteil mit ungebeugtem Mut.

Und als der Tag gekommen, daß man ihn führt

hinaus, da wird ihm angeboten der letzte Gnadenschmaus. „Ich dank' euch," spricht der Meister, „ihr Herren, lieb und wert. Doch eine andre Gnade mein Herz von euch begehrt. Laßt mich nur einmal hören der neuen Glocke Klang! Ich hab' sie ja bereitet, möcht' wissen, ob's gelang." — Die Bitte ward gewähret; sie schien den Herr'n gering. Die Glocke ward geläutet, als er zum Tode ging. Der Meister hört sie klingen, so voll, so hell, so rein. Die Augen geh'n ihm über; es muß vor Freude sein. Und seine Blicke leuchten, als wären sie verklärt. Er hat in ihrem Klange wohl mehr als Klang gehört, hat auch geneigt den Nacken zum Streich voll Zuversicht. Und was der Tod versprochen, das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone, die er gegossen hat, die Magdalenenglocke zu Breslau in der Stadt. Die ward zur Sünderglocke seit jenem Tag' geweiht. Weiß nicht, ob's anders worden in dieser neuen Zeit. (Wilh. Müller.)

147. Aus dem Leben Gellerts. †

Eines Tages ging **Gellert** vor einem Thore **Leipzigs** spazieren. Plötzlich hörte er unter halblautem Weinen und Wehklagen eine arme Frau hinter sich hergehen. Er blieb stehen und fragte sie teilnehmend nach dem Grunde ihres Leids. Die Frau wollte nicht heraus damit; als aber Gellert ihr freundlich zuredete, wurde sie zutraulich und erzählte ihm nun, daß sie mit ihrem Manne und vier Kindern ein kleines Haus bewohne, das einem reichen Kaufmanne gehöre. Seit fünf Wochen lägen Mann nnd Kinder krank; sie habe nichts in dieser Zeit verdienen können; niemand borge ihr mehr einen Mund voll Brot, und nun wolle der harte Hausherr, weil sie ihm dreißig Thaler Miete schuldig sei, sie aus dem Hause werfen samt den Kranken. Sie habe, wehklagte die unglückliche Frau, keinen Heller für Brot und Arznei und müsse also den Tod der Ihrigen vor Augen sehen, und niemand erbarme

sich. „Ach,“ rief sie aus, „wenn's nur schon vorüber wäre; im Grabe wär's uns allen wohl!“ Diese Klagen gingen wie ein zweischneidiges Schwert durch Gellerts weiches Herz. So wenig Geld er auch gerade damals hatte, so war er doch schnell entschlossen, zu helfen. Er bat die arme Frau, mit ihm in seine Wohnung zu gehen. Als er dort ankam, suchte er alles, was er hatte, zusammen und fand gerade noch dreißig Thaler. Mit Dank gegen Gott, daß er noch so viel hatte, gab er der Frau das Geld und sagte ihr, sie solle es zu dem Kaufmanne tragen, aber nicht eher als um 11 Uhr. Die glückliche Frau ergoß sich in heißem Danke und versprach, seine Befehle genau zu vollziehen.

Gellert kannte den Kaufmann persönlich. Er kleidete sich sogleich um und ging vor 11 Uhr zu ihm. Als er in des Kaufmanns Stube trat, fand er ihn beim Einrollen einer sehr großen Geldsumme und sah es ihm deutlich an, daß er ungelegen kam. Der Kaufmann strich unwillig das Geld in eine Schublade des Tisches und wollte eben eine unwirsche Frage thun, als er sich noch besann und Gellert höflich grüßte.

Gellert setzte sich und sagte: „Von Ihnen kann man gewiß viel Gutes lernen; denn ein so gesegneter Mann, wie Sie, wird es nicht unterlassen, von seinem Reichtume den gesegnetsten Gebrauch zu machen. Sie kennen gewiß die große Kunst, andern wahrhaft wohlzuthun.“ Der Kaufmann, der mit seinen Gedanken noch halb bei seinem Gelde war, verstand nicht recht, was Gellert wollte, und antwortete zerstreut: „Ach ja, ganz recht!“

Gellert fuhr fort, mit der Wärme seines edlen Herzens von den Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe zu reden. Selbst noch ergriffen von dem Andenken an die arme Frau, sprach er so ergreifend, daß der Geizhals in seines Herzens Grunde bewegt wurde. Da öffnete sich die Thür, und die arme Frau trat herein und legte die dreißig

Thaler auf den Tisch, indem sie sagte: „Da haben Sie das Geld! Aber nun geben Sie mir auch das Briefchen wieder, das mein armer, kranker Mann geschrieben hat, damit Sie uns nicht aus dem Hause werfen lassen!“ Noch erfüllt von Gellerts schönen Worten, geriet der Kaufmann in eine große Verlegenheit.

Er suchte das zu bemänteln und sagte: „Ei, das hätte ja Zeit gehabt! Wie kann Sie nur so reden? Sie sieht ja, daß ich — Besuch — habe — doch —.“ Er besann sich schnell; der Geldhunger übermannte ihn, und er begann, das auf dem Tische liegende Geld zu zählen.

„Ja, ja,“ sagte die Frau, „Zeit hin, Zeit her! Sie haben mich heute früh hart angefahren. Einen kranken Mann und vier todkranke Kinder, kein Geld für Arznei, keins für Brot; ach, das ist hart! Und nun noch aus dem Hause geworfen werden, das ist entsetzlich! Als ich in der Verzweiflung herumlief, da begegnete ich da diesem Herrn —“ (Gellert winkte ihr zu schweigen). „Ja,“ fuhr sie fort, „winken Sie nur, ich muß es doch sagen — der gab mir das Geld.“

Der karge Reiche fuhr betroffen herum und sah Gellert an. Was dieser ihm eben gesagt, war noch frisch in seinem Gedächtnisse. „Sie haben das gethan?“ fragte er mit Erstaunen. Tief ergriffen von dem Gedanken, daß der arme Gellert das gethan, wandte er sich jetzt zu der Frau und sagte: „Hier haben Sie das Briefchen, aber auch die dreißig Thaler. Pflegen Sie Ihren kranken Mann und Ihre Kinder damit!“ Und zu Gellert sagte er: „Ich sehe, Sie können nicht nur schön reden, sondern auch schön handeln! Um aber mein Unrecht einigermaßen wieder gut zu machen, so erlauben Sie mir, daß ich Sie zu der armen Familie begleite! Sie sollen mich auch von einer anderen Seite kennen lernen!“

Mit Freuden nahm dies Gellert an. Beide fanden die Familie im tiefsten Elende. Gellert übernahm es, ihr ärztliche Hilfe zu verschaffen, und der Kaufmann sorgte für

alle übrigen Bedürfnisse. Von nun an ging der Familie ein neues Leben auf, und der Kaufmann, auf dessen Herz Gellerts Wort und Beispiel so bessernd gewirkt, ließ es bei dieser Wohlthat nicht bewenden; er nahm den ältesten Sohn in seine Dienste, zahlte für die übrigen Kinder das Schulgeld und erwies sich als unermüdlicher Wohlthäter derselben. (W. O. v. Horn.)

148. Geiz und Verschwendung. †

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zusammen; der Verschwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verschwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelstraße zurückkehren, sobald er will; dem Verschwender wird es immer schwerer, je weiter er sich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es selten; der Verschwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der Eine macht sich Feinde; der Andere erwirbt sich Freunde, die schlimmer sind als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunsch, immer weiter zu kommen; diesen die Reue, daß er schon so weit gekommen ist.

Geiz ist die Wurzel alles Übels; Verschwendung ist ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge; den Verschwender die Ausschweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht. diesen der Kummer.

Nicht selten wird ein jugendlicher Verschwender noch ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verschwenderische und im eigentlichen Sinne lachende Erben (J. P. Hebel.)

149. Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz.

Zwei von den Einwohnern eines Dorfes, welches mit der völligen Ernte durch den Blitz eingeäschert war, wurden

von ihrer Gemeinde in die umliegende Gegend gesendet, für diese Verunglückten einige Beisteuer zu erbitten. Unter andern kamen sie frühmorgens auf den Hof eines wohlhabenden Landmanns. Sie fanden ihn vor dem Stalle und hörten, als sie sich ihm näherten, wie er dem Knecht es ernstlich verwies, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt gewesen, über Nacht im Regen am Pfluge gelassen und nicht ins Trockne gebracht hatte. „O weh! der Mann ist genau,“ sprach einer zum andern, „hier wird es nicht viel geben!“ Nun wurde der Herr des Hofes die Fremden gewahr, und indes er mit ihnen in sein Haus ging, erzählten sie ihm ihr Unglück und brachten ihr Begehren an. Groß war ihre Verwunderung, als er ihnen bald ein ansehnliches Geschenk an Geld gab und noch versprach, eben so viel an Saatkorn der verunglückten Gemeinde zu schicken. Ja, sie konnten in ihrer dankbaren Rührung sich nicht enthalten, während des Frühstücks ihrem Wohlthäter es zu gestehen, wie seine Mildthätigkeit ihnen um so mehr unerwartet gewesen sei, da sie ihn wegen des vorhin um einer Kleinigkeit willen dem Knechte gegebenen Verweises für sehr genau gehalten hätten.

„Liebe Freunde,“ war seine Antwort, „eben dadurch, daß ich das Meinige jederzeit zu rate hielt, kam ich in den glücklichen Zustand, wohlthätig sein zu können.“ Wie mancher schämt sich der Sparsamkeit, der bloß des Geizes sich zu schämen glaubt! Und wie mancher schämt sich der Wohlthätigkeit, weil er sie fälschlich für Verschwendung hält!

(Rochows Kinderfreund.)

150. Des Schieferdeckers Reich. †

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gange. Monden, Jahre, Jahrzehnte lang hat es keine Bewohner als der krächzenden

Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmdachhöhle die enge Ausfahrtthür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Den Zuschauer von unten gemahnt es, als wollten sie eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus, und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offene Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören es mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der festen Erde vernimmt es nicht; die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lang währt das Pochen; dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erscheint ein Menschenhaupt und ein paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Bretter fest aufgenagelt sind. Die fliegende Rüstung ist fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter und, ist das Turmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen als der eiserne Längehaken; nichts hält sie fest als auf der Rüstung vier Menschenhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrtthür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so wehe dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sichern Erde wird, wenn es hinaufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein — mag

er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück; er kann ihn erschrecken!

Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos, unwillkürlich die Hände; die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsorte verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihm hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt wie sie. Er ist kein eitler Waghals, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut; er weiß, es ist fest; er weiß, sein Herz ist stark, und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt; er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes, und oben steht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Thun hoch oben zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein anderes Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kloben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeuges. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer-,

Nagel- und Werkzeugkasten, zwischen den Ausschnitten vorn das Haueisen, ein kleiner Amboß, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er sie eben braucht: dies Gerät, von vier starken Tauen gehalten, die sich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaschenzuges vereinigen, — das ist der Hängestuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umsegelt. Mittelst des Flaschenzuges zieht er sich mit leichter Mühe hinauf und läßt sich herab, so hoch und tief er mag; der Ring oben dreht sich mit Flaschenzug und Hängestuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußstoß gegen die Dachfläche setzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menschenkind mehr unten stehen und sieht hinauf; der Schieferdecker und sein Fahrzeug sind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen sich an ihn; sie sehen ihn für einen Vogel an, wie sie sind, nur größer, aber friedlich wie sie, und die Wolken hoch am Himmel haben sich nie um ihn gekümmert. Wer könnte so frei über die grüne Ebene hinsehen und wie Berge hinter Bergen hervorwachsen, erst grün, dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, sich auf die letzten stützt! Aber er kümmert sich wenig um die Berge, wie die Wolken sich um ihn. Tag für Tag hantiert er mit Flickeisen und Klaue; Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig ist mit Hämmern und Nageln. Eines Tages sind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüstung verschwunden. Das Entfernen der Leiter ist so gefährlich als ihre Befestigung; aber es faltet niemand unten die Hände; kein Mund rühmt des Mannes That zwischen Himmel und Erde. Die Krähen wundern sich eine ganze Woche lang; dann ist es, als hätten sie vor Jahren von einem seltsamen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die stillen

Wolken, ihren großen Gang; aber niemand mehr umfliegt das steile Dach als der Dohlen krächzender Schwarm.

(O. Ludwig.)

151. Sinnsprüche. ††

1. Im Geiste Licht, im Herzen Kraft,
Ist, was des Guten Bestes schafft. (Basedow.)

2. Bedenke stets, daß auch das kleinste Blatt,
Auf das du hinschreibst, eine Zunge hat,
Die oft nach Jahren erst ihr Schweigen bricht
Und gegen dich mit deinen Worten spricht

(F. Löwe.)

152. Der Sänger. †

1. „Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laßt den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale widerhallen!"
Der König sprach's, der Page lief.
Der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!"

2. „Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt, Augen, euch! Hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen."

3. Der Sänger drückt' die Augen ein
Und schlug in vollen Tönen.
Die Ritter schauten mutig drein,
Und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
Ließ, ihn zu ehren, für sein Spiel
Eine gold'ne Kette reichen.

4. „Die gold'ne Kette gib mir nicht,
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.

Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die gold'ne Last
Zu andern Lasten tragen.

5. Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen."

6. Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O, Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk euch danke."

(Goethe.)

153. Der arme Musikant und sein Kollege.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eine sehr große öffentliche Gartenanlage voll herrlicher Bäume und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volks strömte hinaus, und jung und alt, vornehm und gering freuten sich dort ihres Lebens, und es kamen auch viele Fremde, die sich an der Volkslust erfreuten. Wo fröhliche Menschen sind, da hat auch der etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklicheren Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler Orgelmänner und ähnliche Leute, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln mochte er nicht. Er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater erlernt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er

spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß er vor ihm saß und den alten Hut im Maule hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten. Heute stand er auch da und fiedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hute; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten ihn die Leute nur 'mal angesehen, sie hätten Barmherzigkeit mit ihm haben müssen. Dünnes, weißes Haar deckte kaum seinen Schädel; ein alter, fadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkzettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nötig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen; eine Kartätschenkugel hatte die zwei anderen bei Aspern mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Und doch sahen heute die fröhlichen Leute nicht auf ihn, und er hatte doch für den letzten Kreuzer neue Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine alten Märsche und Tänze. — Trübe und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmasse, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele — heute Abend mußte er hungern auf seinem Strohlager im Dachstübchen. Sein Pudel war in der That besser daran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege einen Knochen unter einem Wassersteine, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war's ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergehen, wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Gesicht. Er ahnte nicht, daß nicht weit von ihm ein stattlich gekleideter Herr stand der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleids betrachtete. —

Als endlich alles fruchtlos blieb und die müde Hand den Bogen nicht mehr führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stützte die Stirn in die hohle Hand, und die Erde saugte einige heimliche Thränen ein, und die sagt's nicht wieder.

Der Herr aber, der daneben am Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Thränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sähe. Es war, als ob die Thränen wie siedendheiße Tropfen dem Herrn auf das Herz gefallen wären, so rasch trat er herzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leihet mir Eure Geige ein Stündchen!“ Der Alte sah voll Dankes den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so holperig umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch und reichte ihm seine Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so übel. Der Fremde stimmte sie glockenrein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege, nun nehmt I h r das Geld und i ch spiele!“ — Er fing nun an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war's, als jubilierten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne schweren Leides aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen und sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne. Jedermann sah's, der Herr geigte für den Armen; aber niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Kutschen der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, jedermann sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, jenachdem's die Leute hatten und jenachdem das Herz war. Der Pudel knurrte.

War's Pläsir oder Ärger? Er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter!" riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll!" Der Alte that's, und richtig, er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere erschallte. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes: „Gott erhalte Franz, den Kaiser!" über. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Österreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Volksjubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schoß, und ehe der alte Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?" rief das Volk. — Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wohl; es war der ausgezeichnete Geiger Alexander Boucher, welcher hier seine große Kunst im Dienste der Barmherzigkeit übte. Laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen!"

Der Herr hielt seinen Hut hin, und aufs neue flogen die Sechsbätzner in den Hut des Herrn, der diesmal für den Invaliden aufhob. Alles gab, und als dann der Herr das Geld abermals in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „Boucher lebe hoch!" — „Hoch! hoch! hoch!" rief das Volk. Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne du's ihm reichlich!"

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der nun weithin seiner Not enthoben war; und der andere war Boucher, dem sein Herz ein Zeugnis gab, um das man ihn beneiden möchte. (W. O. v. Horn.)

154. Des Sängers Fluch. †

1. Es stand in alten Zeiten ein Schloſs, so hoch und hehr;
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer;
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz;
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

2. Dort saſs ein stolzer König, an Land und Siegen reich.
Er saſs auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geiſsel, und was er schreibt, ist Blut.

3. Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der ein' in goldnen Locken, der andre grau von Haar.
Der Alte mit der Harfe, der saſs auf schmuckem Roſs;
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoſs.

4. Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn!
Denk' unsrer tiefsten Lieder, stimm' an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut', zu rühren des Königs steinern Herz."

5. Schon steh'n die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl,
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süſs und milde, als blickte Vollmond drein.

6. Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daſs reicher, immer reicher, der Klang zum Ohre schwoll;
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

7. Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit;
Sie singen von allem Süſsen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

8. Die Höflingsschar im Kreise verlernet jeden Spott;
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott;
Die Königin, zerflossen in Wehmut und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

9. „Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wütend, er bebt am ganzen Leib,

Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust
durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hoch auf-
springt.

10. Und wie vom Sturm' zerstoben ist all der Hörer Schwarm;
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm.
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Rofs,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläfst mit ihm das Schlofs.

11. Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da fafst er seine Harfe, sie aller Harfen Preis;
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, dafs es schaurig durch Schlofs und Gärten gellt:

12. „Weh' euch, ihr stolzen Hallen! Nie töne süfser Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang!
Nein, Seufzer nur und Stöhnen und scheuer Sklavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt.

13. Weh' euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Toten entstelltes Angesicht,
Dafs ihr darob verdorret, dafs jeder Quell versiegt,
Dafs ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

14. Weh' dir, verruchter Mörder, du Fluch des Sängertums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms!
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

15. Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört;
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört.
Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht;
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

16. Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Heideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt
den Sand.
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch.
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

(Ludw. Uhland.)

155. Sprichwörter. ††

1. Handwerk hat einen goldenen Boden. — 2. Fleiß ist des Glückes Vater. — 3. Wer seine Schuh' kann selber flicken, der darf sie nicht zum Schuster schicken. — 4. Selbst ist der Mann. — 5. Über dem Nagel geht das Hufeisen verloren. — 6. Wenn man das Licht zu genau putzt, löscht man es aus. — 7. Wie das Gespinst, so der Gewinst. — 8. Erst besinn's, dann beginn's. — 9. Frisch gewagt, ist halb gewonnen. — 10. Wer sich in die Gefahr begibt, kommt darin um. — 11. Blinder Eifer schadet nur. — 12. Wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Güter. — 13. Ein reines Herz, gesundes Blut ist besser als viel Geld und Gut. — 14. Besser arm in Ehren als reich in Schanden. — 15. Borgen macht Sorgen. — 16. Prahler sind schlechte Bezahler. — 17. Wer die Augen nicht aufthut, muß den Beutel aufthun.

156. August Hermann Francke. †

So hieß der Gottesmann, der vieler Waisen Vater geworden ist und durch Gebet und Arbeit ein Waisenhaus erbaut und fromme Stiftungen gegründet hat, die als Zeugen seines Glaubens noch dastehen und zu uns reden. Francke war Prediger und Lehrer in Halle. Sein Augenmerk war neben der Auslegung der heiligen Schrift auf die hilfsbedürftige Jugend gerichtet, von welcher täglich eine große Menge in seinem Hause zusammenkam, um Almosen zu empfangen. Ihn jammerte des leiblichen und geistigen Elends, worin er diese armen Kinder traf. Der Spruch des Herrn, der den Kindern das Himmelreich zuweiset, erfüllte seine ganze Seele. Was sollte er thun? Almosen geben, wie wenig konnte das genügen! Zunächst behielt er die armen Kinder, die von ihm Almosen holten, in seinem Hause zum Katechismusunterricht bei sich, und dann erst teilte er ihnen die Gaben aus. Allein er erkannte bald, daß das nicht gründlich helfen würde. Man mußte die Kinder ganz aus ihrer drückenden Lage, aus ihrer

ganzen verderbten Umgebung hinwegnehmen und ihr junges Leben in eine strenge und thätige Ordnung bringen. Aber wie sollte man dazu die Mittel finden? „Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ — Schon stand der Gedanke fest in Franckes Seele, zur Errettung dieser verlassenen Kinder ein großes Waisenhaus zu erbauen. Silber und Gold hatte er nicht, aber er hatte, was mehr ist, einen unerschütterlichen Glauben an den, der auch der Witwen und Waisen Vater sein will.

Vor einem Thore in Halle steht jetzt ein hohes Gebäude, das über seinem Eingange die Inschrift trägt: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft ꝛc.“ Dieser Eingang führt durch das Vordergebäude in einen sehr langen Hof, in eine wahre Straße, auf deren beiden Seiten hohe Häuser stehen. Hier erblickt man ein Waisenhaus für arme Kinder, eine Erziehungsanstalt für Kinder aus höheren Ständen, eine lateinische und eine Realschule, Bürgerschulen, eine Buchdruckerei, eine große Buchhandlung, eine Apotheke, viele Wirtschaftsgebäude und Gärten. Und am Ende der Straße steht Franckes Standbild; in Priesterkleidung segnet er zwei Waisenkinder. Ja, das alles ist entstanden aus Franckes gesegneter Arbeit. In seiner Wohnung hing eine Armenbüchse. Einst legte eine fromme Frau 7 Gulden (12 Mark) auf einmal hinein. „Das ist ein ehrlich Kapital,“ sprach Francke, „davon muß man was Rechtes stiften; ich will eine Armenschule damit anfangen.“ Und diese Armenschule war der Grundstein zu den großen Franckeschen Stiftungen in Halle. Wie war aber solch großes Werk dem armen Pfarrer möglich? Nun, der Herr half ja mitbauen, indem er die Herzen seiner Gläubigen rührte, daß sie reiche Gaben zum frommen Werke spendeten. Francke sagt selbst: „Zum Baue des Waisenhauses mußte ich von Woche zu Woche von der guten Hand Gottes erwarten, was sie darreichen würde.“ Einmal war äußerster Geldmangel. „Da ich bei schönem Wetter ausgegangen war,“

erzählt Francke, „und den klaren Himmel betrachtete, ward mein Herz sehr im Glauben gestärkt, also, daß ich bei mir selbst gedachte: wie herrlich ist es doch, wenn man nichts hat und sich auf nichts verlassen kann, kennt aber den lebendigen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, und setzet auf ihn allein sein Vertrauen. Kaum war ich nachhause zurückgekehrt, so kommt der Bauaufseher und verlangt Geld für die Arbeitsleute. ‚Ist was gekommen?‘ fragte er. Ich antwortete: ‚Nein, aber ich habe Glauben an Gott.‘ Kaum hatte ich das Wort ausgeredet, so ließ sich ein Student bei mir melden, welcher 30 Thaler von jemand, den er nicht nennen wollte, brachte. Da ging ich wieder in die Stube und fragte den andern, wie viel er diesmal zur Bezahlung der Bauleute bedürfte? Er antwortete: ‚Dreißig Thaler.‘ Ich sagte: ‚Hier sind sie‘ und fragte dabei, ob er mehr brauchte? Er sagte: ‚Nein,‘ was denn uns beide sehr stärkte, indem wir so gar augenscheinlich die Hand Gottes erkannten, die es in dem Augenblicke gab, da es von nöten war.“ — So wunderbar und gnädig half der Herr unzähligemal. Das Haus wurde fertig, obgleich ein ungläubiger Mensch gesagt hatte: „Wenn die Mauer in die Höhe kommt, will ich mich dran hängen lassen!“ Wie bei der Erbauung, so ging es auch bei der Erhaltung her: „Von Woche zu Woche, von Monat zu Monat,“ sagt Francke, „hat mir der Herr zugebröckelt, wie man den kleinen Küchlein das Brot zubröckelt, was die Notdurft erfordert.“ Immerhin ging's nicht selten durch großes Gedränge, und doch konnte Francke auf die Frage: „Habt ihr auch je Mangel gehabt?“ in Wahrheit mit den Jüngern des Herrn antworten: „Herr, nie keinen!“ Zur Zeit seines Todes 1727 waren im Waisenhause 143 Waisenkinder unter 10 Aufsehern, 2207 Kinder und Jünglinge, die in den verschiedenen Schulen von 175 Lehrern meist unentgeltlich unterrichtet wurden. 150 Schüler und 225 arme Studenten wurden aus der Kasse des Waisenhauses

täglich gespeist. — Die Franckeschen Stiftungen übten einen gesegneten Einfluß auf Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens bei arm und reich in der Nähe und Ferne aus.

(Vaterländisches Lesebuch.)

157. Rätsel. †

Ich weiß ein hohes, schönes Schloß, drin wohnt ein mächtiger König.
Der hat ein schnelles Flügelroß, das kümmert die Weite wenig.
Bald braust es hin wie Wetterstrahl, bald geht es langsam am Zügel.
Fünf Thore führen zum Königssaal, davon hat jedes zwei Flügel.
Durchs erste Thor bringt man hinein dem König die köstlichsten Gaben.
Was schön von Formen oder Schein, das will der König haben. —
Durchs zweite Thor zieh'n ein ins Schloß der Sänger und Spieler gar viele.
Wenn ab der König steigt vom Roß, so freut er sich am Spiele. —
Durchs dritte Thor hinaus man sieht in einen schönen Garten,
Wo manche Blume duftend blüht, dem König aufzuwarten. —
Ein zweiter Garten ist noch nah, wo süße Früchte hangen.
Das vierte Thor ist dazu da, daß sie ins Schloß gelangen. —
Zehn Ritter steh'n am fünften Thor, je fünf auf einer Seite,
Die schickt der König oft hervor, bald friedlich, bald zum Streite.
Die Ritter zu der rechten Hand sind tapfrer als die linken;
Die werden meistens nur gesandt, wenn jene etwa hinken. —
Geöffnet sind den ganzen Tag die Thore all des Schlosses,
Bis abends müd' darnieder lag der Herr des Flügelrosses.

(Mises.)

158. Das Wort „Auge“ im Sprachgebrauche. †

Mit dem Namen Auge bezeichnet unsere Sprache die Knospen der Bäume und Sträucher, die Vertiefungen an Kartoffeln, aus denen im Frühjahr Keime hervorwachsen, die Fettropfen auf der Fleischbrühe, die Löcher im Käse, die Punkte auf dem Würfel, die glänzenden

Ringe an den Schwanzfedern des Pfaues. Mehrere Arten Schmetterlinge heifsen Pfauenaugen, eine Art Warzen an Händen und Füfsen Hühneraugen, runde oder ovale Fenster an Gebäuden Ochsenaugen. Die Sprache nennt den Schmeichler Augendiener, feine, das Gesicht angreifende Schrift Augenpulver, den kleinsten Zeitabschnitt Augenblick, eine Art Pflanzen Augentrost, die Sonne in der Dichtersprache das Weltauge. Dem Sterbenden brechen die Augen; dem Menschen, dessen Herz voll Freude, Dank oder einer andern Empfindung ist, funkeln die Augen; bisweilen bei Freude und Trauer schwimmen die Augen in Thränen, oder sie zerfliefsen in denselben. Wer einen scharfen Blick hat, dessen Auge sticht, durchbohrt. Wem man eine Täuschung, einen Irrtum benimmt und wen man eines Bessern belehrt, dem öffnet man die Augen. Wo man gewisser Umstände wegen eine Handlung nicht scharf beurteilen mag oder darf, da ist man im Falle, ein Auge zuzudrücken. Der Schüchterne, Schamhafte schlägt die Augen nieder, der Freche, Stolze wirft sie umher. Wer unbesonnen, nach blofs oberflächlicher Ansicht wählt, benimmt sich, als hätte er seine Augen zuhause gelassen. An schönen Gegenständen kann man seine Augen weiden. Wer einen Menschen bethört, seine Gedanken verwirrt, ihn auf Irr- oder Abwege leitet, verbindet ihm die Augen. Wer sich verwundert, macht grofse Augen. Was leicht zu bemerken, zu begreifen ist, fällt oder springt in die Augen. Was reizend schön, mit äufseren Vorzügen reich geschmückt ist, sticht in die Augen. Wer einen Schwachen durch künstliche Vorspiegelungen verblendet oder einen Betrogenen mit List verhindert, den Betrug zu entdecken, streut ihm Sand in die Augen. Durch verstellte Handlungen sucht der Listige den Ehrlichen und Einfältigen zu täuschen und ihm blauen Dunst vor die Augen zu malen.

Manche Vorfälle sind so auffallend, dafs, obschon

man sie persönlich zu beobachten Gelegenheit hat, man doch kaum seinen Augen trauen darf. Guten Kindern ist es eine Freude, zu thun, was sie ihren Eltern an den Augen absehen. Gute Eltern und Lehrer sehen es als heilige Pflicht an, auf ihre Kinder und Schüler immer ein wachsames Auge zu haben. Wer in irgend einem Lebensverhältnisse seine Pflicht aus den Augen setzt, bereitet sich bittere Reue. Wer sich in leiblichen und sittlichen Gefahren nicht warnen läſst, rennt mit verbundenen Augen ins Unglück. — Daſs es besser sei, eine Sache, über deren Wert man ein Urteil fällen soll, selbst zu beobachten, als sich auf das oft parteiische Zeugnis anderer zu verlassen, sagt uns das Sprichwort: Vier Augen sehen mehr als zwei. Unverdiente Begünstigungen und Zurücksetzungen erregen Neid: Ungleiche Schüsseln machen scheele Augen. Unser Thun und Benehmen wird bisweilen von Menschen bemerkt, die gar nicht darauf zu achten scheinen: Es schlafen nicht alle, die die Augen zuhaben. Oft ist es wohlgethan, vor Kindern und Erwachsenen das geheim zu halten, dessen Anblick ihre Lust reizen, oder was ihnen ohne Not Kummer und Verdruſs verursachen möchte: Was man nicht sieht, thut den Augen nicht weh. Daſs die Flamme brennt und das Messer schneidet, wissen kleine Kinder nicht und greifen getrost darnach; die zärtliche Mutter aber bietet ihnen unschädliches Spielzeug dar und entfernt alles Gefährliche so weit, daſs es ihnen unerreichbar wird, oder entzieht es ganz ihren Blicken, indem sie denkt und sagt: Aus den Augen, aus dem Sinne. Das gleiche Sprichwort zeichnet aber auch flatterhafte Menschen in vorgerücktem Alter, die Personen und Sachen leicht vergessen. Viele Verkäufer wissen die Mängel der Gegenstände, die sie gerne mit Vorteil anbringen möchten, so künstlich zu verbergen, daſs man bei wichtigen Übereinkünften und Verträgen

kaum vorsichtig genug zu Werke gehen kann; daher die Sprichwörter: Wer einkauft, hat hundert Augen nötig, — und: Die Augen oder den Beutel auf! Nicht selten kehren sich der Zorn, die Rache, der Aufruhr und andere in Flammen geratene Leidenschaften gegen diejenigen, welche die im Stillen lodernde Glut angefacht und dadurch zum Ausbruch gebracht haben: Wer ins Feuer bläst, dem fahren die Funken in die Augen. Teilnehmer an Frevelthaten verklagen einander nicht, aus Furcht, ihre eigenen Werke kommen dadurch an den Tag; daher: Eine Krähe hackt der andern kein Auge aus. Wer stets andere für sich nachdenken und urteilen läfst, wird immer unfähiger, selbst nachdenken und urteilen zu lernen: Wer nur mit fremden Augen sieht, dem erblinden die eigenen. Je mehr der Ehrgeizige sein Streben, seine Macht, seinen Einflufs ausdehnt, desto weniger wird seinem Gemüte die stille Befriedigung zu teil, die derjenige geniefst, der nur Gutes stiften, aber vor der Welt nicht glänzen will: Je weiter die Augen, je enger das Herz. — Da siehe und erkenne, strebsamer Schüler, den Reichtum deiner lieben Muttersprache!

(Witt.)

159. Rätsel. †

Es gibt wohl so manchen, dem's dran gebricht.
Er trägt es zur Schau und hat es doch nicht.
Und hat er's auch voll, so bleibt es doch leer.
Viel ginge hinein, wenn es offen nur wär'.
Und wie er's auch schüttelt, zerbricht, selbst verliert,
Nicht einmal von seiner Stelle sich's rührt.
Und wer drauf gefallen, am Ende
Des Rätsels Lösung wohl schwerlich fände.

(H. Elm.)

160. Das Glöcklein im Herzen.

Es pocht dein Herz den ganzen Tag.
Was es nur meinen und wollen mag?

Es pocht dein Herz die ganze Nacht.
Hast du das, Kindlein, schon bedacht?
Es pocht so lang', oft laut, oft still.
Hast du gefragt, was Herzchen will?
Ein rührig Glöcklein ist es eben,
Vom lieben Gott dir zu eigen gegeben.
Er hing's an deiner Seelen Thür
Und läutet es selber für und für
Und stehet draußen und harret still,
Ob ihm dein Herz nicht öffnen will
Und läutet fürder und harret fein,
Du wollest rufen: „Herein! herein!"
So pocht dein Herz nun Tag für Tag,
Und endlich thut es den letzten Schlag.
Und wie es den letzten Schlag gethan,
Da pocht es selber am Himmel an
Und stehet draußen und wartet still,
Ob ihm Gott Vater nicht öffnen will,
Und stehet draußen und harret fein,
Er wolle rufen: „Herein! herein!"
Und sprechen: „Komm' nur, mein lieber Gast,
Ich fand auch bei dir gar fromme Rast.
Wie du gethan, so gescheh' dir heut'.
Geh' ein in des Himmels ew'ge Freud'".

(G. Scheurlin.)

161. Christoph Kollheim.

Wie mancher hat schon gesagt: „Was mich nicht brennt, das blase ich nicht!" und ist vorübergegangen, wo er hätte helfen sollen! Das ist so ein Sprüchlein, womit sich die Geizigen, Hartherzigen und andere Leute dieser Art beruhigen, wenn der Geist nicht willig und das Fleisch schwach ist. So dachten auch der Priester und der Levite, als sie den Armen in seinem Blute liegen ließen und sich aus dem Staube machten. Dachte auch der Samariter so? Dachte auch der brave Christoph Kollheim in einem Dörflein bei Duderstadt so? Der war ein blutarmer Schelm und

ein Witwer dazu und hatte drei Kinder, die gar oft sagten: „Vater, wie sind wir so hungrig!“ Das hört ein Vater gern, wenn er Brot genug hat und noch etwas dazu; aber wie schneidet das ins Herz, wenn keins da ist! Und just so ging's dem armen Kollheim oft genug. Das Betteln verstand er nicht, aber er verstand, Schuhe zu flicken, Kochlöffel zu schnitzen und Besen zu binden und solcher kleinen Künste mehr, was er auch so fleißig that, daß er sich kümmerlich mit seinen Kindlein durchbrachte — aber es kam doch manch banger Tag.

Der Kollheim hatte einen recht guten Freund, der hieß Volkmann, war auch ein Witwer, wie er, und hatte sieben unerzogene Kinder. „Gleich und gleich gesellt sich gerne“, heißt's im Sprichworte, und „Das Unglück ist der beste Leim“. Der Volkmann und seine Kinder hatten auch der Fasttage so viele, daß sie schier die schwere Kunst bald gelernt hätten, wenn nicht das Lehrgeld gar zu schwer wäre. Beide Leidensbrüder waren ein Herz und eine Seele. Da sagte einmal der Volkmann zu seinem Busenfreunde Kollheim: „Ich ziehe nach Lauterberg ins Hannöversche; dort ist mehr Verdienst.“ Gesagt, gethan — und der Hausrat kostete nicht viel Fracht. Der Kollheim wünschte ihm alles, was ihm heilbringend sein konnte; aber der Arme fand's in Lauterberg nicht — denn er erkrankte und starb, und die Lauterberger schickten die hungernden Kindlein hin, wo sie hergekommen waren. Die Bauern im Dorfe dachten: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!“ und ließen die hungernden Waisen laufen. Dachte auch der blutarme Kollheim so? Nein, er nahm die sieben Waisen seines Freundes in seine kleine Hütte zu seinen Kindern, sah mit einer heißen Thräne gen Himmel und seufzte: „Herr, der du mit wenigen Broten Tausende gespeiset hast, hilf und verlaß mich nicht!“ — Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten! — denn das, was Kollheim gethan, wurde der preußischen Regierung in Erfurt bekannt, und diese sandte

ihm 40 Thaler zur ersten Hilfe; auch sandte ihm ein frommer Mann heimlich 10 Thaler. Und als es der fromme Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. hörte, so sandte dieser dem guten Kollheim ein Kapitälchen, daß er sich konnte ein Feldgütchen kaufen; eines der Volkmannischen Kinder aber kam ins Waisenhaus nach Halle, welches der fromme Francke gestiftet hat, der auch nicht sagte: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!“ Saget auch ihr nie so, wenn ihr hadern höret, wenn ihr Zeugen fauler Geschwätze, sündhafter Flüche, schändlicher Handlungen oder menschlichen Jammers seid! — Das brennt euch wohl, und wenn ihr nicht blaset — wie steht's dann um euer Gewissen? (W. O. v. Horn.)

162. Die Bürgschaft. †

1. Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche? Sprich!“
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
„Das sollst du am Kreuze bereuen.“

2. „Ich bin,“ spricht jener, „zu sterben bereit
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit.
Ich lasse den Freund dir als Bürgen;
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

3. Da lächelt der König mit arger List
Und spricht nach kurzem Bedenken:
„Drei Tage will ich dir schenken.
Doch wisse, wenn sie verstrichen, die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So mufs er statt deiner erblassen;
Doch dir ist die Strafe erlassen.“

4. Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Dafs ich am Kreuz' mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben.
Doch will er mir gönnen drei Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit.
So bleib' du dem König' zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande.“

5. Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen;
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenrot scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

6. Da giefst unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt ans Ufer mit wanderndem Stab,
Da reifset die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

7. Und trostlos irrt er an Ufers Rand.
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket,
Da stöfst kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land;
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

8. Da sinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden; im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So mufs der Freund mir erbleichen.“

9. Doch wachsend erneut sich des Stromes Wut,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet.
Da treibt ihn die Angst, da fafst er sich Mut
Und wirft sich hinein in die brausende Flut
Und teilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

10. Und gewinnt das Ufer und eilet fort
Und danket dem rettenden Gotte.
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

11. „Was wollt ihr?“ ruft er, vor Schrecken bleich,
„Ich habe nichts als mein Leben,
Das mufs ich dem Könige geben!“
Und entreifst die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drei mit gewaltigen Streichen
Erlegt er; die andern entweichen.

12. Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und, von der unendlichen Mühe
Ermattet, sinken die Kniee:
„O, hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom' mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!“

13. Und horch! Da sprudelt es silberhell,
Ganz nahe wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen.
Und sieh', aus dem Felsen, geschwätzig schnell
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder
Und erfrischet die brennenden Glieder.

14. Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten.
Und zwei Wanderer sieht er die Strafse zieh'n,
Will eilenden Laufes vorüber flieh'n;
Da hört er die Worte sie sagen:
„Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.“

15. Und die Angst beflügelt den eilenden Fufs,
Ihn jagen der Sorge Qualen.
Da schimmern in Abendrots Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter;
Der erkennet entsetzt den Gebieter.

16. „Zurück! Du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr.
Ihm konnte den mutigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“

17. „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Dafs der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht.
Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue!“

18. Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet.
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!“

19. Und Erstaunen ergreift das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum König bringt man die Wundermär;
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läſst schnell vor den Thron sie führen.

20. Und blicket sie lange verwundert an;
Drauf spricht er: „Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen;
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
So nehmet auch mich zum Genossen an!
Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte!“ (Fr. v. Schiller.)

163. Treue Freundschaft. ††

1. Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann,
Wenn er mit seinesgleichen
Soll treten in ein Band,
Verspricht sich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

2. Die Red' ist uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für uns nur sollen leben
Und fern von Leuten sein;
Wir sollen uns befragen
Und seh'n auf guten Rat,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

3. Was kann die Freude machen,
Die Einsamkeit verhehlt?
Das gibt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt;

Der kann sein Leid vergessen,
Der es von Herzen sagt;
Der muß sich selbst auffressen,
Der insgeheim sich nagt.

4. Gott stehet mir vor allen,
Die meine Seele liebt;
Dann soll mir auch gefallen,
Der mir sich herzlich gibt.
Mit diesen Bund'sgesellen
Verlach' ich Pein und Not,
Geh' auf den Grund der Höllen
Und breche durch den Tod.

(Simon Dach, † 1659.)

164. Lied der Treue. ††

1. Ein getreues Herz zu wissen, hat des höchsten Schatzes Preis. Der ist selig zu begrüßen, der ein solches Kleinod weiß. Mir ist wohl beim höchsten Schmerz, denn ich weiß ein treues Herz.

2. Läuft das Glück auch gleich zu Zeiten anders, als man will und meint; ein getreues Herz hilft streiten wider alles, was uns feind. Mir ist wohl ꝛc.

3. Sein Vergnügen steht alleine in des andern Redlichkeit, hält des andern Not für seine, weicht nicht, auch bei böser Zeit. Mir ist wohl ꝛc.

4. Gunst, die kehrt sich nach dem Glücke; Geld und Reichtum schnell zerstäubt; Schönheit schwindet bald zurücke; ein getreues Herz, das bleibt. Mir ist wohl ꝛc.

5. Ob beisammen, ob geschieden: ein getreues Herz, das siegt, gibt sich allezeit zufrieden, stehet auf, wenn's niederliegt. Mir ist wohl ꝛc. (P. Flemming, † 1640.)

165. Es war nicht das meinige.

Im siebenjährigen Kriege wurde einst ein Rittmeister ausgeschickt, um Fütterung für die Pferde zu suchen. In einem einsamen Thale, wo man keinen Menschen, sondern

nur Buschwerk erblickte, ward er endlich einer armseligen Hütte ansichtig. Als er anpochte, trat ein alter Mann mit eisgrauem Kopfe heraus. „Zeigt mir ein Feld, Alter," redete ihn der Offizier an, „wo meine Leute Futter holen können!" „Mit allem Willen," antwortete der Bauer und ging ihnen als Wegweiser voran. Nach einer Viertelstunde etwa trafen sie ein schönes Gerstenfeld. „So, hier ist, was wir suchen," sagte der Rittmeister. — „Geduldet Euch noch ein wenig," erwiderte der Bauer und ging vorüber. Sie folgten ihm und kamen endlich bei einem andern Gerstenfelde an, das aber weit geringer stand als das erste. Nachdem die Reiter das Getreide abgemäht, es auf die Pferde gebunden hatten und wieder weiter reiten wollten, sagte der Rittmeister: „Ihr habt uns ganz unnötigerweise weiter reiten lassen, Alter; das erste Feld war besser als dieses." — „Kann wohl sein," versetzte der Alte, „aber es war nicht das meinige." (Caspari.)

166. Sprichwörter. †

1. Wie man's treibt, so geht's. — 2. Schick' dich in die Welt hinein; denn dein Kopf ist viel zu klein, daß die Welt sich schicke drein. — 3. Ein gutes Wort findet einen guten Ort. — 4. Was dem einen recht, ist dem andern billig. — 5. Ländlich, sittlich. — 6. Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz! — 7. Wer ins Feuer bläst, dem fliegen die Funken ins Gesicht. — 8. Nicht zu starr und nicht zu zart, ist so deutscher Schlag und Art. — 9. Wer aller Welt gefallen will, wird aller Welt zum Narrenspiel. — 10. Halte deinen Witz im Zaum'! leicht macht er dem Zorne Raum. — 11. Übermut thut niemals gut. — 12. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. — 13. Eignes Lob stinkt, Freundes Lob hinkt, fremdes Lob klingt. — 14. Das schlechteste Rad knarrt am meisten. — 15. Feindes Geschenke haben Ränke. — 16. Wer da bauet an den Straßen, muß die Leute reden lassen. — 17. Frage nicht, was andere machen, acht' auf deine eignen Sachen! — 18. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. — 19. Reinlich-

keit ist keine Hoffart. — 20. Kleider machen Leute. — 21. Eitelkeit, ein schlimmes Kleid. — 22. Hoffart zwingt den kleinen Mann, daß er muß auf den Zehen stahn.

167. Atmen und Einheizen. †

Das Atmen des Menschen bringt ganz so die Erwärmung des Körpers hervor, wie der Zutritt der Zugluft beim Heizen die Erwärmung des Ofens.

Alle Menschen haben einen ganz bestimmten Grad von Körperwärme, der sich ganz gleich bleibt, es mag Sommer oder Winter sein, Hitze oder Kälte herrschen. Man nennt diese Wärme Körper- oder Blutwärme, und sie beträgt ungefähr $+ 37\frac{1}{2}\,^{0}$ C. Diese Wärme im Innern des Körpers darf sich weder steigern, noch darf sie abnehmen, wenn nicht Krankheit und Tod folgen soll. Sie muß sich vielmehr stets gleich bleiben, und dies ist auch beim gesunden Menschen immer der Fall, so lange er essen und atmen kann.

Alles Fett, das der Mensch genießt, wie alle Stoffe, die im Körper sich in Fett umwandeln, dienen hauptsächlich dazu, diesen Grad von Wärme zu erhalten. Das Fett nämlich besteht aus Kohlenstoff und den Bestandteilen des Wassers. Der Kohlenstoff ist das Heizmaterial, und die Bestandteile des Wassers bewirken unter Umständen die Abkühlung durch Schweiß. Beim Atmen, wo man Sauerstoff in den Körper einführt, geschieht die Verbindung des Sauerstoffes der Luft mit dem Kohlenstoffe des Blutes zur Kohlensäure, und bei dieser Verbindung wird Wärme entwickelt, ganz so wie im Ofen bei der Bildung von Kohlensäure Wärme frei wird.

Diese Thatsachen erklären auch manche Erscheinung, die sonst unerklärlich gewesen ist. Woher kommt es, daß wir im Winter mehr essen und fetteres Essen vertragen können als im Sommer? — Es kommt daher, daß wir im Winter schneller kalt werden und daher stärker atmen müssen, um uns zu erwärmen. Aber zum stärkeren Atmen

gehört mehr Kohlenstoff im Körper, und darum müssen wir mehr und Fetteres essen als im Sommer. Deshalb darf man sich nicht wundern, wenn in den ewigen Eisfeldern des Nordens die Menschen Thran trinken und sogar Talglichte mit gutem Appetite verzehren, während in heißen Ländern jede Fleischspeise mäßig und fettes Fleisch nur mit Widerstreben genossen wird.

Warum ißt derjenige, der eine sitzende Lebensart führt, nur wenig? Weil er beim Sitzen weniger atmet und darum auch nicht viel Kohlenstoff verbraucht. Deshalb aber friert er auch weit leichter als derjenige, der sich viel bewegt, also auch kräftiger atmet und folglich auch mehr essen muß. — Atmen und Essen gehören so genau zu einander, um den Körper zu erwärmen, wie Zugluft und Brennmaterial zu einander gehören, um die Erwärmung des Ofens zu unterhalten.

Freilich wird mancher Leser fragen: Wo ist denn das Feuer im Körper vorhanden, das im Ofen nötig ist, um aus Sauerstoff und Kohlenstoff die Kohlensäure zu bilden?

Zur Antwort auf die Frage müssen wir daran erinnern, daß das Feuer nicht etwas Besonderes ist, das außerhalb des chemischen Prozesses existiert, sondern fast alles Feuer, das wir erzeugen und fortpflanzen, ist nur eine Erscheinung in dem chemischen Prozesse.

Es ist ein ausgemachter Lehrsatz, daß immer, wenn zwei Körper sich chemisch verbinden, dieses unter Entwickelung von Wärme vor sich geht.

Man kann sich in einzelnen Fällen sehr leicht überzeugen, wie Wärme ohne Feuer nur als Erscheinung eines Naturprozesses entsteht. Wenn man in ein Glas kaltes Wasser etwas kalte Schwefelsäure gießt, wird das Wasser so heiß davon, daß oft das Glas zerspringt. Wenn man den Versuch in einem irdenen Topfe macht, so fühlt sich der Topf so an, als ob heißes Wasser darin wäre. Und doch war das Wasser für sich kalt und die Schwefelsäure

für sich ebenfalls kalt. Die Wärme entstand erst in dem Augenblicke, wo beide Stoffe sich mit einander mischten. — Nicht minder ist es bekannt, wie kaltes Wasser, auf ungelöschten Kalk gegossen, einen sehr heißen Kalkbrei herstellt.

Dies mag als Beweis dienen, daß sich die Wärme entwickeln kann als Erscheinung bei einem Naturprozesse.

(Bernstein.)

168. Vierzeilen.

1. Wenn die Wässerlein kämen zuhauf,
Gäb' es wohl einen Fluß;
Weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf,
Eins ohne das andre vertrocknen muß.

2. Gesell' dich einem Bessern zu,
Daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen!
Wer selbst nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

(Fr. Rückert.)

169. Das Brot der Armen. †

Es ist „das Brot der Armen“, wie unser Volk die Kartoffel bezeichnet hat, gewifs nicht nur ein sinniger, sondern auch zutreffender Ausdruck für deren Bedeutsamkeit. Wenn die kleinen Leute auf ihrem Acker darnach wühlen, wenn, wie einst zu den Zeiten der Ruth, die Kinder auf dem Felde dem mildthätigen Besitzer auflesend nachgehen, dann können auch wir unsere Hände erheben und sprechen: „Der Segen des Herrn ruhe über dieser Scholle! Er segne das Brot der Armen!“ — Ist die Kartoffel das? Das ist die Frage.

Die Leute behaupten es; sie beweisen es den Winter über durch die That. Der Taglöhner meint, die Welt höre auf, wenn es keine Kartoffel mehr gäbe. Der

Kleinbürger säet nicht den Weizen der Reichen, nicht den Roggen des Mittelstandes; er kniet nieder und legt den gesegneten amerikanischen Fremdling in die Erde. Und doch schüttelt mancher Gelehrte den Kopf. Er weiſs mit Zahlen und Formeln die Unzulänglichkeit der Kartoffel als Nahrungsmittel nachzuweisen. Er behauptet: Der Mensch braucht zu seiner Ernährung vor allem fettbildende Stoffe (aus dem Pflanzenreich Stärkemehl, Dextrin, Zucker u. s. w., aus dem Tierreich besonders Fette) und muskelbildende Stoffe (auſser dem Fleische der Tiere vom Pflanzenreiche besonders Eiweiſs und Kleber und pflanzlichen Käsestoff). Ohne ein richtig abgewogenes Mengenverhältnis dieser Stoffe muſs die Gesundheit leiden. Jeder Arzt gibt das zu. Nun aber finden sich in der Kartoffel 75 % Wasser und nur 25 % feste Bestandteile. Das ist freilich beim Fleisch, bei der Milch, bei den Gemüsepflanzen noch stärker; da sind überall 75—87 % Wasser, das wir mitbezahlen. Aber — unter jenen 25 % festen Teilen der Kartoffel befinden sich 17—20 % fettbildende und nur 2—8 % fleischbildende Stoffe; 1—2 % treffen auf Salze, Zucker und ganz unverdauliches Zellgewebe. Dazu kommt, daſs die Kartoffelsorten, welche bis 8 % fleischbildende Stoffe (Eiweiſs) haben, gerade die schwerverdaulichen, gekocht die seifigschliffigen Sorten sind. Alles in allem, das Mengenverhältnis der Stoffe zu einander ist unzureichend für die Ernährung. — Der Magen sucht nun allerdings mit feinem Instinkte zu seinem Rechte zu kommen. Wir staunen über den scheinbar unnatürlichen Appetit, den der ausschlieſsliche Kartoffelesser bei der dampfwirbelnden Schüssel zeigt. Und doch ist dieser Appetit ganz natürlich. Der Magen verlangt nämlich notgedrungen groſse Mengen, um wo möglich daraus seine nötigen Prozente muskelbildender Stoffe zu erhalten. Trotzdem reicht die aufgenommene Kartoffel-

menge nicht aus, das nötige Quantum zu liefern. Der Magen wird voll, aber nicht satt. Die oft kreideblassen Gesichter der Armut, ihr skrophulöses Siechtum haben nicht selten ihren Grund in solcher einseitigen Kartoffelnahrung. — So der Gelehrte.

Sollen wir nun eine Umkehr der Kultur verlangen? Wir müſsten vergessen, wie die Gesichter der armen Jungen lachen, wenn die Kartoffelschüssel auf dem Tische dampft, und wie sie dieselbe mit den Augen verschlingen, ehe geteilt ist, und das Salz zusammenkratzen, um die edle Frucht noch edler zu machen. Wir müſsten auch alle die roten Backen vergessen, mit denen dieselben Jungen ihren Schneeball werfen und stundenweit in die Schule laufen. Wir müſsten die rüstige Kraft und gesunde Frische vergessen, mit der die Arbeiter ihre Bäume im Forste fällen und Klötze spalten, dazu mancher Fleischesser nicht zu gebrauchen wäre. — Wenn zwei dasselbe thun, so ist's eben noch nicht immer dasselbe. In dem Unterschiede zwischen Kartoffelessern und Kartoffelessern liegt die Lösung der Frage. Die Kartoffel ist eine ganz gute und nützliche Gottesgabe; denn sie enthält in dem Stärkemehl den fettbildenden Stoff, der im Verbrauche Wärme und — nach neuerer Erfahrung — vor allem Arbeitskraft gibt. Die alte Lehre, daſs die Fettbildner nur Wärme geben infolge ihres verbrennenden Kohlenstoffs beim Atmen, nicht im geringsten aber Muskelkraft, d. h. Arbeitskraft liefern, ist neuerdings durch genaue Untersuchungen nicht nur verändert, sondern zur Hälfte gerade in das Gegenteil verkehrt worden. Und wir selber wissen es: je mehr wir arbeiten, desto mehr Kohlensäure und Wasserdunst hauchen wir aus, was auf Kosten des Fettes geschieht.

Der Muskel ist das Werkzeug, mit dem die Kraft des Körpers ausgeübt wird; doch die Kraft selber kommt

vornehmlich von den Fettbildnern, deren einfachste Bestandteile bekanntlich Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff sind. Diese sind auf dieser Welt nun einmal die Wärme- und Krafterzeuger. Das zeigt sich überall. So sind der Kohlenstoff und Wasserstoff des Holzes und der Steinkohle im Verbrennen die Kraftmittel, welche unsere Dampfmaschinen in Bewegung setzen. Ganz ebenso erzeugen sie in unserm Körper, wo sie aus den Fettbildnern durch das Atmen verbrannt und verbraucht werden, nicht nur Wärme, sondern vor allem auch Kraft. Diese wird vom Blute dann in die Muskeln getrieben und an sie abgegeben. Der menschliche oder tierische Wille läfst aber durch die Nerven die Muskeln arbeiten und verwendet so beliebig jene Kräfte. Unser Atem, sowie die Ausdünstung der Haut beim Arbeiter ist zumeist Kohlensäure und Wasserdampf, ebenso wie die wirbelnden Dampfstöfse der Lokomotive. Freilich nicht nur Kraft wird verbraucht, auch die Muskelmaschine des Körpers nützt — ganz wie auch eine Dampfmaschine — sich ab, wird verzehrt, und deren Abgangsstoffe werden aus dem Blute als Harnstoff ausgeschieden. Darum will auch die Muskel*maschine* fortwährend repariert, erneuert werden — und das wird sie nur durch die fleischbildenden Stoffe. Diese dem Körper ebenso unbedingt erforderliche und der Kartoffel über die Mafsen fehlende Portion von Stoffen, welche die Muskelfasern bilden, mufs darum für die Kartoffel auf verständige Weise ersetzt werden.

Der Wohlhabende weifs sich zu helfen. Er geniefst zu der Kartoffel, die er auch des Wohlgeschmacks wegen nicht entbehren mag, zumeist Fleisch und erhebt sich satt und wohl zur körperlichen wie geistigen Arbeit. Der Arme kann das weit über den Nahrungswert teure Fleisch nicht beschaffen. Aber auch ihm ist zu helfen. Das Fleisch ist ja nicht vom Himmel geschneit oder aus

nichts geworden, sondern entstanden aus Stoffen, die das Tier dem Pflanzenreiche entnommen hatte, dem Getreide, den Hülsenfrüchten und dem — für uns freilich ungeniefsbaren — Gras oder Heu oder Kraut. In dem allen ist also Fleischstoff, nur in etwas anderer Form. Es gilt jetzt einfach, das herauszufinden, was den Armen durch niedrigen Preis, durch Reichtum an fleischbildendem Stoffe und durch Wohlgeschmack am willkommensten ist.

Der Arme trinkt seinen Kaffee und ifst sein Brot. Wenn er das nur thut, so hat's keine Not. Mehl ist freilich auch nicht billig; aber gerade das teurere feine Mehl nützt gar nichts zur Kartoffel. Die sonst im Leben verachtete Schale der Dinge ist zwar auch am Getreidekorn nur nutzlose Schale; aber die derselben zunächst liegenden Mehlpartien enthalten den muskelbildenden Kleber am reichlichsten, während das Innere fast nur Stärkemehl bietet. Dem fleischessenden Wohlhabenden mag das Innere zukommen, aber dem kartoffelessenden Arbeiter gehört das Schwarzmehl. Es ist das Schwarzbrot mit seinem billigen Preise eine Wohlthat für die Gesundheit der Armut. Nur ein Stück davon zu seinem Kartoffelmahl macht den Tisch des Armen wohlbestellt.

Aber der Mensch, ob er arm oder reich sei, liebt die Abwechselung. Der Arme auch kann diese mit Leichtigkeit haben. In den Hülsenfrüchten vor allem läfst die Natur das allerbeste Ergänzungsmittel der Kartoffel wachsen. Teure Ware! Doch gemach, es kommt nur auf die Einteilung an. Der Küchenzettel soll eben nicht lauten: Hülsenfrüchte und daneben etwas Kartoffeln, sondern: Kartoffeln und etwas Hülsenfrüchte. Ein Tassenkopf voll zu einer Schüssel Kartoffeln gequellt, gibt ein Familienmahl, das nicht besser bestellt sein kann. Das richtige Stoffverhältnis ist dadurch hergestellt.

(Nach Paul Kummer.)

170. Körperwärme und Kleidung. †

Man hat gefunden, daß der Körper eines gesunden Menschen stets fast gleich warm bleibt, gleichviel ob es Winter oder Sommer ist, und ob der Mensch nahe am Pole oder an dem Äquator wohnt.

Von welch großer Bedeutung die Wärme unseres Körpers ist, ersehen wir aus den Fällen, wo Menschen erfroren sind. Wenn jemand in einer bitter kalten Winternacht draußen bleiben muß, geschieht es nicht selten, daß er am folgenden Morgen tot gefunden wird. Er ist dann erfroren, sagt man. Aber die Ursache seines Todes ist nicht das Gefrieren der Flüssigkeiten in seinem Körper. Er ist schon tot, lange bevor sein Körper so kalt ist; denn unsere natürliche Körperwärme braucht sich nur um wenig zu verringern, so wird das Leben unmöglich. Wenn das Blut sich nur wenig abkühlt, werden wir bewußtlos; das Herz hört dann auf zu schlagen, der Atem steht nach und nach ganz still, und wir sterben.

Indes ebenso, wie jemand vor allzu heftiger Kälte sterben kann, kann er auch vor Hitze umkommen. In sehr heißen Sommern hört man nicht selten von derartigen Unglücksfällen. Und das Gefährliche einiger Krankheiten liegt eben darin, daß in denselben der Wärmegrad des Körpers eine Zeit lang sehr hoch bleibt; der Mensch liegt dann im Fieber.

Sollen wir gesund sein, so muß unser Körper fortwährend ungefähr gleich warm bleiben; er darf weder zu heiß noch zu kalt werden. Doch brauchen wir deshalb noch nicht ängstlich auf die Wärme und Kälte des Körpers zu achten. Wir brauchen nicht allezeit besorgt zu fragen: Werde ich auch zu warm oder zu kalt? Denn der Wärmegrad unseres Körpers regelt sich von selbst, auch ohne daß wir uns fort und fort darum kümmern. Wie es geschieht,

daß auch ohne unser Zuthun unser Körper gleich warm bleibt, erhellt aus folgendem.

Des Sommers ist unsere Haut warm und feucht. Des Winters ist sie kalt und trocken. Die Feuchtigkeit auf der warmen Haut muß verdunsten. Zur Verdunstung ist Wärme nötig, denn ohne Wärme geht eine Flüssigkeit nicht in Dampfform über. Doch braucht die Wärme nicht immer durch Feuer zu entstehen. In diesem Falle wird sie durch die Haut geliefert; die Feuchtigkeit verdunstet und die dazu nötige Wärme wird dem Körper entzogen. Je mehr Wasser also an unserer Haut verdunstet, desto mehr Wärme verlieren wir.

Daß eine feuchte Haut mehr Wärme verliert als eine trockne, bemerkt man leicht, wenn man sich beim Waschen nicht gut abtrocknet. Die Haut wird dann viel kälter, als wenn man sie gründlich abtrocknet.

Die Feuchtigkeit und die Trockenheit unserer Haut kann also ein Mittel sein, um unsere Körperwärme zu regeln. Wann schwitzen wir am meisten? Wenn es sehr warm und die Möglichkeit vorhanden ist, daß wir allzu warm werden. Doch durch die Verdunstung der Feuchtigkeit verlieren wir auch wieder desto mehr Wärme. Und umgekehrt, wenn es kalt ist und wir also die Wärme in unserem Körper zurückbehalten müssen, dann ist unsere Haut trocken und wir schwitzen wenig; dann verlieren wir also auch wenig Wärme durch Verdunstung von Wasser.

So kommt es, daß ein Mensch eine längere Zeit hindurch eine sehr starke Hitze ertragen kann, ohne zu sterben Es gibt Beispiele, daß Menschen in einem heißen Ofen eine ziemlich lange Zeit verweilt hatten und doch unverletzt herauskamen. Aber sie kamen heraus, durch und durch von Schweiß triefend. Gerade dies war ihre Rettung; denn ihr Körper verlor durch die Schweißverdampfung so viel Wärme, daß er bei der heißen Umgebung doch nicht bedeutend an Wärme zunahm.

Nun begreifen wir auch, warum es schädlich ist, sich schwitzenden Körpers in Zugluft zu stellen. Die Hausmütter wissen wohl, daß nasses Leinenzeug draußen im Winde oder auf einem zugigen Trockenboden besser trocknet als in einer verschlossenen Kammer. Im verschlossenen Raume kann der Wasserdampf nicht entweichen, und bald wird dann der Raum so feucht werden, daß das Wasser des Leinenzeuges nicht mehr verdampfen kann. Doch in bewegter Luft, sowie bei Wind und Zugluft, wird der Wasserdampf stets fortgeführt, so daß die Verdunstung schneller von statten gehen kann. Stehen wir nun schwitzend im Zuge, so geht durch den Zug die Verdunstung des Schweißes allzu schnell vor sich und wir verlieren durch die schnelle Verdunstung bald zu viel Wärme; wir erkälten uns. Es geht hiermit, wie mit dem bekannten Verfahren, durch welches wir erforschen, woher der Wind kommt. Zu diesem Zwecke streckt man einen im Munde naß gemachten Finger in die Höhe und die Seite des Fingers, an der man die meiste Kälte fühlt, ist auch die Seite, von woher der Wind kommt. Denn an der Seite, von welcher der Wind weht, verdunstet die Feuchtigkeit am schnellsten; hier verliert der Finger also auch die meiste Wärme und wird das Gefühl der Kälte am meisten bemerkbar.

Daß wir uns durch die Kleidung warm halten, weiß jedermann; doch es ist jetzt die Frage: Auf welche Weise halten die Kleider uns warm?

Wenn man ein heißes Stück Eisen in kaltes Wasser wirft, dann findet man nach Verlauf von einigen Augenblicken, daß das Eisen kalt geworden ist, und wenn man das Wasser genau untersucht, so findet man, daß dies an Wärme zugenommen hat. Die Wärme des Eisens ist in das Wasser übergegangen, so lange, bis beide gleich warm geworden waren. Das Eisen hat Wärme verloren, das Wasser hat Wärme gewonnen. Hinge man das heiße Eisen in der Luft auf, so würde es ebenso gut seine Wärme

bald verlieren. Die Wärme würde das Eisen verlassen und sich durch die Luft und die umgebenden Dinge verbreiten, so lange bis alles gleich warm geworden wäre.

Gesetzt den Fall, wir hätten zwei metallene Kugeln von gleicher Größe und von gleichem Wärmegrade. Verpacken wir die eine dicht in Blattzinn (Zinnfolie) und die andere in einen ebenso dicken leinenen oder kattunenen Lappen, lassen wir sie dann stille liegen und packen nach einiger Zeit die Kugeln wieder aus, so finden wir, daß die aus dem Blattzinn kommende Kugel kalt geworden ist, während die andere noch fast ebenso warm ist wie sie vorher war. Was lehrt uns das? Wir sehen daraus, daß das Blattzinn das Verschwinden der Wärme nicht gehindert hat, wohl aber der Kattun. Die Wärme konnte nicht so leicht durch den Kattun als durch das Blattzinn entweichen; darum behielt die eine Kugel ihre Wärme länger als die andere.

Wir können also einen warmen Gegenstand warm halten dadurch, daß wir ihn mit einem Stoffe umgeben, welcher die Wärme nicht leicht durchläßt. So machen wir es auch mit unserem Körper. Wir ziehen Kleider um ihn von Wolle, Leinwand oder Kattun: lauter Stoffe, welche die Wärme nicht schnell durchlassen. Wir empfangen keine Wärme von diesen Kleiderstoffen, aber wir gebrauchen sie, um unsere Körperwärme nicht zu bald zu verlieren. In unserem Körper entsteht fortwährend Wärme, und in dieser Hinsicht ist er mit einem Ofen zu vergleichen. Durch die Kleidung sorgen wir dafür, daß die Wärme nicht zu rasch entweicht. Die Kleider geben uns also eigentlich keine Wärme; sie verhindern nur, daß wir durch allzu großen Verlust von Wärme kalt werden.

Daß selbst die wärmste Kleidung dem Körper keine Wärme mitteilt, sondern einfach nur das Entweichen der Wärme verhindert, geht aus folgendem hervor. Ein Stück Eis kann man sehr gut stundenlang in einem mäßig warmen Zimmer aufbewahren, ohne daß es schmilzt.

Man braucht dazu das Eis oder das Gefäß, in welchem sich dasselbe befindet, nur recht dick mit Wolle oder Watte zu umwickeln. Gäbe nun die Wolle Wärme, dann müßte das eingepackte Stück Eis schnell schmelzen. Aber das geschieht nicht; es bleibt viel länger Eis, als ein anderes Stück, das offen und bloß dabei liegt.

Durch Wolle oder Watte können wir also unseren Körper warm halten und ein Stück Eis kalt. Ist das nicht auffallend? Es ist aber leicht erklärlich. In beiden Fällen hindert die Wolle das Entweichen der Wärme; aber es ist ein Entweichen in verschiedener Richtung. Wir sind wärmer als die Luft um uns her und darum geben wir Wärme an die Luft ab. Das Abgeben der Wärme wird durch die Watte gehindert, dadurch bleiben wir warm. Aber das Eis ist kälter als die Luft umher und nimmt darum Wärme von der Luft auf. Beim Eise wird nun das Aufnehmen der Wärme durch die Wolle gehindert, darum bleibt das Eis kalt.

Wenn aber ein Stoff zur Kleidung geeignet sein soll, so muß er trocken sein. Ist er von Feuchtigkeit durchzogen, dann entweicht die Wärme sehr schnell durch ihn. Darum sind nasse Kleider schädlich; sie halten die Wärme nicht so gut zurück, wie trockene. In nassen Kleidern verlieren wir also zu viel Wärme. Überdies verdunstet auch das Wasser, das darin vorhanden ist; zur Verdunstung ist Wärme nötig, und diese Wärme wird gleichfalls dem Körper entzogen. Der Verlust an Wärme ist also größer als gewöhnlich.

(Jütting nach Huizinga.)

171. Der erste Flecken.

Wenn du durch den Kot der Straße mußt mit neuen Schuhen geh'n,
Wirst du trippelnd auf den Spitzen nach den blanken Steinen seh'n;
Hat sie erst beschmutzt ein Fleckchen, lernst du waten sicherlich:
Hüte, Kind, in deiner Seele vor dem ersten Flecken dich!

(W. Müller.)

172. Die zwei Fensterlein.

Es sind zwei kleine Fensterlein in einem großen Haus,
Da schaut die ganze Welt hinein, die ganze Welt heraus.
Ein Maler sitzet immer dort, kennt seine Kunst genau,
Malt alle Dinge fort und fort, weiß, schwarz, rot, grün und blau.
Dies malt er eckig, jenes rund, lang, kurz, wie's ihm beliebt.
Wer nennet all' die Farben und die Formen, die er gibt? —
Ein Zaub'rer ist's, das sag' ich kühn! Was faßt der Erde Schoß,
Das malt er auf ein Fleckchen hin, wie eine Erbse groß.
Auch was der Hausherr denkt und fleht, malt er an's Fenster an,
Daß jeder, der vorüber geht, es deutlich sehen kann.
Und freut der Herr im Hause sich, und nimmt der Schmerz ihn ein,
Dann zeigen öfter Perlen sich an beiden Fensterlein.
Ist schönes Wetter, gute Zeit, da sind sie hell und lieb.
Wenn's aber fröstelt, stürmt und schneit, dann werden sie gar trüb.
Und geht des Hauses Herr zur Ruh', nicht braucht er dann ein Licht;
Dann schlägt der Tod die Laden zu, und ach, das Fenster bricht!

(Castelli.)

173. Rätsel. †

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es gibt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein;
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Krystall mir nennen?
Ihm gleicht an Wert kein Edelstein.
Er leuchtet, ohne je zu brennen.
Das ganze Weltall saugt er ein.
Der Himmel selbst ist abgemalet
In seinem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

(Schiller.)

174. Vom Grüßen. †

Es ist eine schöne Sitte, daß Menschen, die sich begegnen, einander grüßen, auch wenn sie sich nicht kennen. Sind sie ja alle Kinder eines Vaters, ist ja das Leben so kurz, so reich an Kummer und Qual, daß keiner den andern, mit dem er diese kurze Spanne Zeit auf der Erde wallt, vorübergehen lassen sollte, ohne ihm zu erkennen zu geben, daß er ihn erfreuen möchte, und sei es auch nur durch den Ausspruch eines Wunsches.

Da gibt es aber gar viele, die sich um so größer dünken, je stolzer sie thun. Sie warten immer mit ihrem Gruße, bis der andere beginnt, und nicken dann herablassend und haben verschiedene Grade und Maße des Dankes, je nach Rang und Stand des Grüßenden. Des muß man sich aber nicht viel kümmern und solche Hochmutsnarren laufen lassen.

Was ist ein Gruß? Ein Gruß ist ein Wunsch, mit dem man einem andern sagt: „Ich will dir wohl.“ Ein rechter Gruß ist wie ein Blütengeruch von den Reben und Obstbäumen. Es gibt aber auch Zierpflanzen, deren Blüte gut riecht, aber keine Frucht gibt, wenigstens keine genießbare. Und es gibt auch solche, die nicht riechen und keine Frucht tragen, wie die Schneeballenbäume. So ist's auch mit manchem Gruße.

Wie oft z. B. kommt es das Jahr durch vor, daß man einander die Zeit bietet; und spricht einer den andern um einen Gefallen an, dann heißt's: „Ich habe jetzt keine Zeit.“

Die stillen Grüße sind in der Regel mehr wert, als die Marktschreier; denn mit einem Paar liebreicher Augen kann man oft viel mehr sagen, als mit Wortschwall, Handschlag, Hut oder Mütze, und es geht auch viel geschwinder. Gerade wie der Blitz durch die Wolken zuckt, so dringt der Blick durch die Wimper in das Herz. Die Augensprache

versteht man auch, ohne daß man sie zu lernen braucht; sie wird in der ganzen Welt gesprochen und ohne Dolmetscher verstanden.

Ja, es ist eine wunderliche Sache um das Grüßen, es gibt dabei allerlei Arten und Unarten. So kann's einem auch geschehen, daß, wenn man einen am hellen Tage laut und vernehmlich grüßt, der Gegrüßte nicht sieht und nicht hört. Spaßhaft ist aber, daß er, wenn man ihn nicht grüßt, dies merkt, wenn er auch noch so weit weg ist. Wenn es die Sonne auch so machen würde, dürfte mancher von diesen das ganze Jahr nicht hinterm Ofen hervor, und in den Hundstagen müßte er sich noch einheizen lassen. Aber die Sonne in ihrer Pracht und Majestät grüßt mit Freude hoch und nieder, Berg und Thal, den Tautropfen wie das Meer; sie gibt dem Armen wie dem Reichen Licht und fragt nicht lange: „Wie viel tausend Thaler hat er im Vermögen? was ist er? wie betitelt man ihn?“ — Mach's auch so! —

(Nach B. Auerbach.)

175. Gott grüßt manchen, der ihm nicht dankt.

Wenn dich früh die Sonne zu einem neuen, kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: Guten Morgen! — Wenn sich abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließt: Gute Nacht! — Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: Wohl bekomm's! — Wenn du eine Gefahr noch zur rechten Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in acht, junges Kind oder altes Kind, und kehre lieber wieder um! — Wenn du am schönen Maitag im Blütenduft und Lerchengesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, so sagt er: Sei willkommen in meinem Schloßgarten! — Oder du denkst an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen und naß in den Augen und du denkst: Ich will doch anders werden, als ich bin, — so sagt er: Merkst du, wer bei dir ist? — Oder du gehst an einem offenen Grabe vorbei und es schauert dich, so denkt er just

nicht daran, ob du lutherisch oder reformiert bist, und sagt: Gelobt sei Jesus Christus! Also grüßt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt. (J. P. Hebel.)

Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
Paßt so zu aller Zeit.

Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
So recht von Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
So viel wie ein Gebet. (J. Sturm.

176. Der Vater und seine drei Söhne.

Von Jahren alt, an Gütern reich,
Teilt' einst ein Vater sein Vermögen
Drei Söhnen aus, nebst seinem Segen,
Und teilt' es unter alle gleich.
„Noch einen Demant," sprach der Alte,
„Seht hier, den ich für den behalte,
Der mittelst einer edlen That
Darauf den größten Anspruch hat."

Um diesen Anspruch zu erlangen,
Hieß er die Söhne sich zerstreu'n. —
Die Prüfungszeit war kaum vergangen,
So stellten sie sich wieder ein.
„Hört," sprach der älteste der Brüder,
„Einmal vertraut' ein fremder Mann
Sein Gut ohn' allen Schein mir an;
Ich gab es ihm getreulich wieder.
War diese That nicht lobenswert?" —
„Du hast gethan, was sich gehört,"
Ließ sich der Vater hier vernehmen,
„Wer anders thut, der muß sich schämen;
Denn Ehrlichkeit ist unsre Pflicht.
Gut ist die That, doch edel nicht."

Der zweite sprach: „Auf einer Reise
Sah ich, daß unachtsamerweise

Ein armes Kind in einen See
Hinunterfiel. Ich ritt daneben.
Schnell sprang ich nach, zog's in die Höh'
Und rettete des Kindes Leben.
Ein ganzes Dorf kann Zeugnis geben." —
„Du thatest," sprach der Greis, „mein Kind,
Was wir als Menschen schuldig sind."

Der jüngste sprach: „Bei seinen Schafen
Fand ich an eines Abgrunds Rand
Einst meinen Feind fest eingeschlafen.
Sein Leben war in meiner Hand.
Ich weckt' ihn auf, zog ihn zurücke." —
„O!" rief der Greis mit holdem Blicke,
„Dein ist der Ring! Welch' edler Mut
Wenn man dem Feinde Gutes thut"!

(Lichtwer.)

177. Sprichwörter. ††

1. Gleich und gleich gesellt sich gern. — 2. Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist. — 3. Böse Beispiele verderben gute Sitten. — 4. Wie das Haupt, so die Glieder. — 5. Wie die Zucht, so die Frucht. — 6. Art läßt nicht von Art. — 7. Besser allein, als in böser Gemein'. — 8. Gibst du dem Teufel einen Finger, gleich greift er nach der ganzen Hand. — 9. Gut verloren, wenig verloren; Mut verloren, viel verloren; Ehre verloren, alles verloren. — 10. Mitgegangen, mitgehangen. — 11. Gleiche Brüder, gleiche Kappen. — 12. In vielen Worten ist viel Sünde. — 13. Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er gleich die Wahrheit spricht. — 14. Wer die Wahrheit wollte begraben, müßte dazu viele Schaufeln haben. — 15. Ein Mann, ein Wort. — 16. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. — 17. Dein Herz halt' mir rein, die Zunge verschwiegen; spring' über den Stein und laß ihn liegen! — 18. Wer will haben gute Ruh', der höre, seh' und schweig' dazu. — 19. „Mich dünkt, ich wähn', ich acht', ich halt'" — thut oft der Wahrheit groß' Gewalt. — 20. Lügen haben kurze Beine. — 21. Versprechen macht Schulden. — 22. Jedem das Seine. —

23. Junger Lügner, alter Dieb. — 24. Gelegenheit macht Diebe. — 25. Wie gewonnen, so zerronnen. — 26. Eine Hand wäscht die andere. — 27. Thue recht, scheue niemand!

178. Sprichwörterdeutungen. ††

1. Erst wieg's, dann wag's.

Frisch gewagt ist wohl halb gewonnen, kann aber auch leicht halb — oder selbst ganz verloren sein. Ohne vorherige Überlegung blind drein zu stürzen, kann möglicherweise ganz gut ablaufen, wird's aber nicht immer. Besser ist's: man überlegt, erwägt, wiegt die Sache vorher, ob sie die Kräfte nicht weit übersteigt und ob eine Möglichkeit des Gelingens vorhanden. Und dann frisch angepackt und nicht schläfrig! Mit dem Wiegen und Erwägen ist's freilich auch so eine Sache. Mancher kommt vor lauter Rat zu keiner That, vor lauter Überlegung nicht zum Handeln. Und bis er all' seine grofsen, mittleren, kleinen und kleinsten Bedenklichkeiten bedacht und abermals bedacht hat, ist's schon lange zu spät für die Ausführung. Also vergifs nicht über dem Wagen das Wiegen, aber auch nicht über dem Wiegen das Wagen.

2. Gleich und Gleich gesellt sich gern.

Das gilt von gut und böse. Sage mir, mit wem du umgehst, so will ich dir sagen, wer du bist. Ja, dein guter Freund kann dein ärgster Feind sein, wenn er dir auch weiter nichts zu leide thut — wenn er aber ein schlechter Mensch ist; denn die andern Leute sehen dich auch dann gar leicht als einen solchen an, ohne dafs du einer sein magst — blofs deines Umganges wegen. Deshalb gib dich nicht mit jedermann ab! Wer gar viel gescheider oder viel dümmer ist als du, der wird zu deiner Gesellschaft nicht passen. Wer sehr viel mangelhafter oder sehr viel tugendhafter — doch ja, den letzten den such' auf! Und will er sich zu dir gesellen, nun denn, in Gottes Namen.

3. Sprichwort — wahr Wort.

Jedoch nur für den, der es recht versteht. Man muſs die Wahrheit heraus zu finden wissen, und die wahre, rechte Anwendung auch. Dann aber trifft's den Nagel auf den Kopf, besser als stundenlange Reden. Sprichwörter werden von Kaisern und Bettlern angewendet, von Hochgelehrten und Ungebildeten — und sie stehen jedem, freilich immer vorausgesetzt, daſs jeder sie versteht. Sprichwörter sind oft der Entscheid von Streit und Händeln, die letzten Trümpfe, die Zusammenfassung und Besiegelung von vielem Vorhergegangenen. Den rechten Augenblick der Anwendung freilich muſs man selbst finden, aber in diesem rechten Augenblicke ist sicherlich ein Sprichwort — ein wahr Wort. (K. Enslin.)

179. Beherzigung. ††

Eines schickt sich nicht für alle.
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle! (Goethe.)

Wer über andre Schlechtes hört,
Soll es nicht weiter noch verkünden.
Gar leicht wird Menschenglück zerstört;
Doch schwer ist, Menschenglück zu gründen.
(Frd. Bodenstedt.)

180. Aus Pestalozzis „Lienhard und Gertrud". †

(Die Geschichte von Lienhard und Gertrud spielt in Pestalozzis Heimat in der Schweiz. Lienhard war ein Maurer, und Gertrud war seine Frau. Sie hatten sieben Kinder. Ein Nachbar dieser Leute hieß Rudi.)

Rudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf dem Strohsacke. Da sagte Rudi: „O Mutter, noch nie that mir meine Armut so wehe, als jetzt, da ich dir nichts geben, dir nichts thun kann. Ach Gott, so krank und elend leidest du und trägst meinen Mangel."

Die Mutter: „Wenn man seinem Ende nahe ist, so braucht man wenig mehr auf Erden, und was man braucht, gibt der Vater im Himmel. Aber jetzt noch eins! Rudi!"

Rudi: „Was, Mutter?"

Die Mutter: „Es liegt mir seit gestern wie ein Stein auf dem Herzen. Ich muß dir's sagen."

Rudi: „Was ist's denn, liebe Mutter?"

Die Mutter: „Ich sah gestern, daß sich der Rudeli hinter mein Bett versteckte und gebratene Erdäpfel aus der Tasche aß. Er gab auch seinen Geschwistern, und auch sie aßen verstohlen. Rudi, diese Erdäpfel waren nicht unser, sonst würde der Junge sie auf den Tisch gelegt haben, wie er's tausendmal that. Es ging mir allemal ans Herz, wenn er mit etwas in den Händen zu mir sprang und so herzlich zu mir sagte: Iß auch, Großmutter! — O Rudi, wenn dieser Herzensjunge ein Dieb werden sollte! O Rudi, wie mir dieser Gedanke seit gestern so schwer ist! — Wo ist er? Bring' mir ihn! Ich will mit ihm reden!"

Rudi: „O, ich Elender!"

Er läuft geschwind, sucht den Knaben und bringt ihn der Mutter ans Bett. Die Mutter setzt sich mühsam auf, kehrt sich gegen den Knaben, nimmt seine beiden Hände in ihre Arme und senkt das schwache Haupt hinab auf den Knaben. Der Kleine weint laut —: „Großmutter, was willst du? Du stirbst doch nicht? — Ach, stirb doch nicht, Großmutter!"

Die Mutter: „Ich sterbe gern. Ich werde ja zu meinem lieben Vater kommen. Wenn du wüßtest, Rudeli, wie es mich freut, daß ich bald zu ihm kommen soll, du würdest dich nicht so betrüben."

Rudeli: „Ich will mit dir sterben, Großmutter, wenn du stirbst."

Die Mutter: „Nein, Rudeli, du wirst nicht mit mir sterben. Du wirst, will's Gott, noch lange leben und brav werden und, wenn einst dein Vater alt und schwach

sein wird, seine Hilfe und sein Trost sein. Gelt, Rudeli, du wirst ihm folgen und brav werden und recht thun? Versprich mir's, du Lieber!"

Rudeli: „Ja, Großmutter, ich will gewiß recht thun und ihm folgen."

Die Mutter: „Rudeli, der Vater im Himmel, zu dem ich jetzt bald kommen werde, sieht und hört alles, was wir thun und was wir versprechen. Gelt, Rudeli, du weißt das und glaubst es?"

Rudeli: „Ja, Großmutter, ich weiß es und glaube es."

Die Mutter: „Aber warum hast du denn doch gestern hinter meinem Bette verstohlen Erdäpfel gegessen?"

Rudeli: „Verzeih' mir's doch, Großmutter! Ich will's nicht mehr thun. Verzeih' mir's doch! Ich will's gewiß nicht mehr thun, Großmutter."

Die Mutter: „Hast du sie gestohlen?"

Rudeli (schluchzend): „Ja, ja, Großmutter."

Die Mutter: „Wem hast du sie gestohlen?"

Rudeli: „Dem Mau— Mau— Maurer."

Die Mutter: „Du mußt zu ihm gehen, Rudeli, und ihn bitten, daß er dir's verzeihe!"

Rudeli: „Großmutter, um Gottes willen, ich darf nicht."

Die Mutter: „Du mußt, Rudeli, damit du es ein andermal nicht mehr thust. Ohne Widerrede mußt du gehen! Und um Gottes willen, mein Lieber, wenn dich schon hungert, nimm doch nichts mehr! Gott verläßt niemand; er gibt allemal wieder. — O Rudeli, wenn dich schon hungert, wenn du schon nichts hast und nichts weißt, traue auf deinen lieben Gott und stehle nicht mehr!"

Rudeli: „Großmutter, Großmutter, ich will gewiß nicht mehr stehlen! Wenn mich schon hungert, ich will nicht mehr stehlen."

Die Mutter: „Nun, so segne dich denn mein Gott, auf den ich hoffe, und er bewahre dich, du Lieber!"

Sie drückt ihn ans Herz und weint und sagt dann:

„Du mußt jetzt zum Maurer gehen und ihn um Verzeihung bitten! — Rudi, gehe doch auch mit und sag' des Maurers Leuten, daß auch ich sie um Verzeihung bitte, und daß es mir leid sei, daß ich ihnen die Erdäpfel nicht wieder zurückgeben könne! Sag' ihnen, ich wolle Gott für sie bitten, daß er ihnen ihr Übriges segne!" —

Rudi nahm den Kleinen an die Hand und ging mit ihm nach des Maurers Hause. Gertrud war allein zuhause, als sie kamen, und sah bald, daß der Vater und der Knabe Thränen in den Augen hatten.

„Was willst du, Nachbar Rudi? Warum weinst du? Warum weint der Kleine?" fragte sie liebreich und bot dem Kleinen die Hand.

„Ach Gertrud, ich bin im Unglück!" antwortete Rudi. „Ich muß zu dir kommen, weil der Rudeli euch aus eurer Grube Erdäpfel genommen hat. Die Großmutter hat's gestern bemerkt und er hat's ihr bekannt. Verzeih' es uns, Gertrud! — Die Großmutter liegt auf dem Todbette. Ach, mein Gott, sie hat soeben Abschied von uns genommen. Ich weiß vor Angst und Sorge nicht, was ich sage. Gertrud, sie läßt dich um Verzeihung bitten. Es ist mir leid, ich kann dir die Erdäpfel jetzt nicht zurückgeben; aber ich will dir ein paar Tage dafür arbeiten. Verzeih's uns! der Knabe hat's aus dringendem Hunger gethan."

Gertrud: „Schweig' einmal hievon, Rudi! Und du, lieber Kleiner, komm', versprich mir, daß du niemals wieder etwas nehmen willst!" — Sie küßt ihn und sagt: „Du hast eine brave Großmutter. Werde doch auch so fromm und brav wie sie!"

Rudeli: „Verzeih' mir! Ich will, weiß Gott, nicht mehr stehlen."

Gertrud: „Nein, mein Kind, thue es nicht mehr! Du weißt jetzt noch nicht, wie unglücklich und elend alle Diebe werden. Thue es doch nicht mehr! Wenn dich

hungert, komm' lieber zu mir und sage es mir! Wenn ich kann, will ich dir etwas geben." —

Gertrud ging mit Rudi zu seiner Mutter. Gertrud grüßte die Kranke, nahm ihre Hand und weinte.

„Du weinst, Gertrud!" sagte die Großmutter. „Wir sollten weinen. Hast du uns verziehen?"

Gertrud: „Ach, was verzeihen! Katharina, eure Not geht mir zu Herzen und noch mehr deine Güte und Sorgfalt. Gott wird deine Treue und Sorgfalt gewiß noch an den Deinen segnen, du Gute!"

Die Großmutter: „Hast du uns verziehen, Gertrud?"

Gertrud: „Schweig doch hiervon, Katharina! Ich wollte, ich könnte dich in etwas in deiner Krankheit erleichtern."

Die Großmutter: „Du bist gut, Gertrud. Ich danke dir. Aber Gott wird bald helfen. — Rudeli, hast du um Verzeihung gebeten? Hat sie's dir verziehen?"

Rudeli: „Ja, Großmutter, sieh' doch, wie gut sie ist!"

Die Großmutter: „Hast du sie auch recht um Verzeihung gebeten?"

Rudeli: „Ja, Großmutter, es war mir gewiß ernst."

(Mit teilweiser Abkürzung des Originaltextes nach Thekla v. Gumpert.)

181. Wenn du noch eine Mutter hast. †

1. Wenn du noch eine Mutter hast,
So danke Gott und sei zufrieden;
Nicht allen auf dem Erdenrund'
Ist dieses hohe Glück beschieden.
Wenn du noch eine Mutter hast,
So sollst du sie mit Liebe pflegen,
Daß sie dereinst ihr müdes Haupt
In Frieden kann zur Ruhe legen.

2. Sie hat vom ersten Tage an
Für dich gelebt mit bangen Sorgen;
Sie brachte abends dich zu Ruh'
Und weckte küssend dich am Morgen.

Und warst du krank, sie pflegte dein,
Den sie mit tiefem Schmerz geboren,
Und gaben alle dich schon auf,
Die Mutter gab dich nicht verloren.

3. Sie lehrte dich den frommen Spruch;
Sie lehrte dich zuerst das Reden;
Sie faltete die Hände dein
Und lehrte dich zum Vater beten.
Sie lenkte deinen Kindessinn;
Sie wachte über deine Jugend;
Der Mutter danke es allein,
Wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

4. Und hast du keine Mutter mehr,
Und kannst du sie nicht mehr beglücken,
So kannst du doch ihr frühes Grab
Mit frischen Blumenkränzen schmücken.
Ein Muttergrab, ein heilig Grab,
Für dich die ewig heil'ge Stelle!
O, wende dich an diesen Ort,
Wenn dich umtost des Lebens Welle!

(Albert Träger.)

182. Rätsel. †

Bald läufst du auf mir, als wär' ich von Stein;
Bald lauf' ich selber, als wär' ich ganz Bein.
Bald ruh' ich gar friedlich und dehne mich breit;
Bald tob' ich, als wie mit mir selber im Streit.
Bald flieg' ich hinauf in das luftige Blau;
Bald fall' ich herab auf die blumige Au.
Bald seh' ich aus wie der niedlichste Ball;
Bald schein' ich ein Bild vom unendlichen All.

(G. Scheerer.)

183. Das Wasser.

Die meisten Quellen entstehen dadurch, daß die kalten, dichten, hoch in die kühle Luft hinaufreichenden oder waldbewachsenen Berge die Wolken und Wasserdämpfe aus der

Luft an sich ziehen, ebenso wie ein Stein oder Spiegel, welche man im Winter aus der Kälte hineinbringt in die warme Stube und welche hier feucht werden. Das Wasser läuft dann an den Wänden der Bergritzen hinab und fließt tiefer unten als Quelle heraus.

Es gibt viele Quellen, die Salz, andere, welche Eisen- oder Schwefelteile in sich führen. Es gibt auch Quellen, wie z. B. der Bullenborn im Paderbornischen, die nur nach regelmäßigen Zeitabschnitten Wasser in Menge ausströmen und dann wieder damit einhalten.

Die Quellen laufen zu Bächen zusammen, diese zu Flüssen; die Flüsse vereinigen sich zu Strömen, und diese gehen zuletzt großenteils ins Meer. Letzteres verdeckt uns nun freilich mit seinem Gewässer, das an manchen Orten wohl ebenso tief sein mag, als die höchsten Berge hoch sind, mehr denn ⅔ von unserer Erdoberfläche; aber unten im Meeresgrunde ist wieder dieselbe Abwechslung von Höhen und Tiefen, von ganzen Bergzügen und Thälern wie auf dem festen Lande. Man sieht dieses, wo sich solche unter dem Wasser gelegene Berge bis hinan an die Oberfläche des Wassers erheben, mit bloßen Augen, oder die Schiffsleute fühlen es und bemerken es mit ihren Ankern. Und als z. B. der große feuerspeiende Berg Awatscha auf Kamtschatka im Jahre 1737 einen Ausbruch machte, da trat das Meer meilenweit vom Ufer zurück, und die auf die Höhen geflüchteten Bewohner der Küste sahen mit Schrecken hinab in seine grause Tiefe, auf seine Berge und Thäler, die nun aufgedeckt dalagen. Aber gleich darauf kam das Meer wieder und trat mit solcher Gewalt über das Ufer hinüber, daß es bis zu 60 m Höhe hinaufstieg und viele ziemlich weit landeinwärts stehende Häuser und Bäume wegriß und wegspülte.

Wenn daher auf einmal das Meer abgelassen werden könnte, würde es in seiner Tiefe auch nicht viel anders aussehen als auf unserer Erdoberfläche. Wir würden da-

selbst große, lange Sandflächen und Berge von Kalk und Gips erblicken, die sich aus dem anfänglichen Gewässer gebildet haben. Denn wenn man unsere meisten Berge ansieht, bemerkt man gar leicht, daß sie auch einmal unter Wasser gestanden, ja daß sie in einem großen Meere gebildet worden sind. Viele von ihnen sind ganz erfüllt von Muschel- und Seetier-Überresten, und auf manchen Bergen von Neuholland, die ziemlich hoch sind und jetzt viele Meilen landeinwärts liegen, sieht man noch jetzt Korallenbäumchen aufrecht stehen, und der ganze Boden hat den Anschein, als wenn er plötzlich wäre vom Meere verlassen worden, von dem er einmal lange Zeit hindurch bedeckt gewesen war. Aber man braucht nicht so weit zu reisen, um etwas Ähnliches zu beobachten. Auch in und auf unseren Kalkbergen findet man Korallenarten und Muscheln, die nur im Meere gelebt haben und nur da gewachsen sein können. Man sieht es vielen unserer Sandgegenden an, daß einmal lange Zeit hindurch Wasser über ihnen geflutet haben muß, und das Salz, welches manche unserer Landseen und Ebenen in sich führen, muß auch noch aus jener Zeit herrühren, wo ein salziges Meer dastand.

Manche Naturforscher glauben, das Meer sei nach und nach kleiner geworden und nehme noch jetzt ab. Denn einige Städte an der Ostsee und am Mittelmeere sind wirklich nach alten Aussagen und Zeugnissen ehedem näher am Meere gelegen als jetzt. Das Meer hat sich schon seit Menschengedenken hie und da so gesenkt, daß die Zeichen, die man vor etwa 60 Jahren an Felsenklippen, gerade an der Stelle, zu der das Meer damals hinaufreichte, eingehauen hatte, jetzt schon ziemlich weit darüber herausragen. Aber andere und ebenso gründliche Naturforscher haben bewiesen, daß dies nur an manchen Meeren und an manchen Orten so erscheine, daß aber das Meer im allgemeinen seit mehreren Jahrtausenden weder um ein Merkliches angewachsen sei, noch auch abgenommen habe. (Schubert.)

184. Der Staub in der Stubenluft. †

Der Frauen größter Feind im Hause ist der Staub. Mit Besen, Bürste und Wischtuch kämpfen sie ununterbrochen gegen ihn an. Kaum haben sie aber abgefegt, abgebürstet und abgewischt, so beginnt leise und kaum sichtbar von neuem der Staub sich auf alles niederzulegen, was in der Stube ist. Wir fragen: Woher kommt denn der Staub eigentlich? Putzen wir nicht Stiefeln und Schuhe sorgsam vor der Thür ab, ehe wir ins Zimmer treten? Schließen wir nicht Fenster und Thüren dicht genug, um sein Eindringen von außen abzuhalten?

Daß das Straßenpflaster unter den Rädern zerknirscht und unter dem Hufschlag der Rosse zerstiebt, sehen wir vor Augen. Ununterbrochen müssen die Straßenkehrer wegfegen und die Pflasterer nachhelfen. Davon kommt auch ein guter Teil in die Zimmer, und selbst wenn jahrelang niemand Thür und Fenster in denselben öffnete. Die Luft ist im Zimmer nie ganz gleich warm wie im Freien. Häufig ist sie wärmer als draußen, selbst in unbewohnten Zimmern, die am Tage der Sonnenstrahl traf. Stets suchen aber ungleich warme und deshalb ungleich dichte und ungleich schwere Luftmassen, die mit einander in Verbindung stehen, sich auszugleichen. Je enger die Ritzen sind, durch welche eine solche Ausgleichung stattfindet, desto heftiger ist die hier stattfindende Luftströmung. Man halte nur die Hand an das Schlüsselloch oder an eine Ritze des Fensterflügels, und man wird sich bald davon überzeugen.

Legen wir eine neugekaufte Taschenuhr, die ringsum scharf abschließt, in einen gut verwahrten Kasten und lassen sie mehrere Jahre lang liegen — es wird doch Staub in sie hineingezogen sein. Wir werden denselben wenigstens mit Hilfe des Vergrößerungsglases bemerken, wenn wir sie öffnen. Die Luft strömt durch Spalten, die unser Auge kaum bemerkt, und reißt bei dieser Gelegenheit feine Staub-

teilchen mit sich fort. Wer hätte nicht schon die Stäubchen im Sonnenstrahle tanzen sehen? Und dies sind immer noch solche von der größeren Sorte.

Im Wohnzimmer brauchen wir aber gar nicht erst auf die Ankunft des Staubes von draußen zu warten. Es wird in der Stube selbst genug erzeugt. Die Dielen des Fußbodens treten sich ab; im alten Zimmer erscheinen sie ausgelaufen und uneben. Die Decken und Teppiche werden abgenutzt. Nach einigen Jahren zerschlitzen sie und müssen ersetzt werden. Hast du wohl einmal ausgerechnet, wie viel in deinem Hause jährlich Stiefel- und Schuhsohlen abgelaufen, wie viel Kleidungsstücke abgetragen werden? Ein Teil davon nutzt sich im Zimmer ab und nicht gerade der kleinste. Untersuchen wir mit Hilfe des Vergrößerungsglases (des Mikroskops) ein Häufchen Staub, so treffen wir die Spuren der verschiedensten Gegenstände beisammen: hier ein schwarzes Wollfäserchen, daneben ein Flöckchen weißer Baumwolle, dann ein wenig Seide. Nicht wenig Staubteile sind Ruß, der entweder aus der Lampe oder aus dem Ofen stammt. Es folgt dann ein winziges Endchen einer Feder, dann ein Haar vom Pelze, ein Holzsplitterchen, ein Sandkörnchen, ein Eisenkrümelchen, ein Mehlstäubchen, vielleicht auch eine zierliche Schuppe von einem Schmetterlingsflügel oder ein Endchen von einem Fliegenbein. So viele Gegenstände im Zimmer oder außen herum in der Nähe sind, von ebenso vielen könnten wir auch Spuren im Staube antreffen. Hautschuppen von unserm eignen Körper werden selten dazwischen fehlen. Alle Metalle werden dabei vertreten sein, kostbares Gold und Silber von Geschmeide, das sich abnutzt, und harter Stahl vom Messer, dessen Klinge zusehends kleiner wird.

Da, wo der Staub in größeren Mengen vorhanden ist, wie z. B. vom Mehl in den Mühlen, wird er auch für die Gesundheit gefährlicher, als es der gewöhnlich im Wohnzimmer gegenwärtige ist. Besonders zu vermeiden

hat man den Staub von giftigen Farben und deshalb zu Fenstervorhängen und Tapeten am liebsten solche Farben zu wählen, die unschädlich sind. (H. Wagner.)

185. Die Verbrennung — das Feuer. †

Die chemischen Grundstoffe haben den eigentümlichen Trieb, sich unter gewissen Umständen mit einander zu verbinden. Sauerstoff und Kohle verbinden sich zu Kohlensäure. Dazu ist aber durchaus nötig, daß man die Kohle anzündet; oder richtiger, es findet die Verbindung nur bei dem Grade von Erhitzung statt, in welchem die Kohle in Glut gerät. Woher mag es aber wohl kommen, daß ein paar glühende Kohlen einen ganzen Ofen voll Holz in Brand setzen und in Kohle verwandeln? Und was ist dazu nötig, wenn dies geschehen und das Feuer im Ofen nicht ausgehen soll?

Es kommt daher, daß die paar glühenden Kohlen dem Holze, dem sie nahe liegen, einen hohen Grad von Hitze verleihen. Da aber Holz selbst aus Kohlenstoff besteht, so bewirkt die Hitze, daß der Kohlenstoff des Holzes sich mit dem Sauerstoffe der Luft, die im Ofen ist, verbindet, und hierdurch gerät das den Kohlen nahe liegende Teilchen Holz in Brand. — Nötig ist aber hierzu, daß frische Luft in den Ofen hineinströmt; denn nur so lange als Sauerstoff dem Holze zugeführt wird, kann die Verbindung fortdauern. Führt man keinen Sauerstoff mehr zu, so geht das Feuer aus, d. h. die chemische Verbindung des Sauerstoffes mit dem Kohlenstoffe des Holzes hört auf.

Daher weiß auch schon jedes Kind, daß ein Ofen Zug haben muß, d. h. daß man in jedem Ofen die Klappe öffnen muß, die zum Schornsteine führt, damit die heiße Luft des Ofens, in welcher der Sauerstoff schon verbraucht ist, nach oben abströmen kann; an der Ofenthür aber muß man eine kleine Klappe öffnen, daß stets frische Luft zuströmt, in welcher Sauerstoff vorhanden ist, damit dieser

Sauerstoff sich immer weiter mit der erhitzten Kohle verbinden, d. h. damit das Feuer fortbrennen kann. In der That, wenn man keine frische Luft, also keinen Sauerstoff zuläßt, geht das Feuer aus; denn das Feuer entsteht eben nur dadurch, daß eine chemische Verbindung zwischen dem Sauerstoffe und dem Kohlenstoffe des Holzes stattfindet.

Hierdurch wird sich jedermann sehr leicht überzeugen, daß die Chemie eine Kunst ist, die nur scheinbar von wenig Menschen gekannt wird. Im praktischen Leben wird sie von allen Dienstmädchen und Hausfrauen ausgeübt; denn wer auch nur einmal einen Ofen geheizt hat, hat eigentlich, ohne es zu wissen, eine chemische Verbindung von Sauerstoff und Kohlenstoff hergestellt.

Verbrennung ist nichts anderes als ein chemischer Vorgang, und Feuer ist nur eine Erscheinung dieses Prozesses.

Bei allen Verbrennungen, die wir vornehmen, mögen wir eine Kerze, eine Lampe oder ein Stück Holz anzünden, thun wir gar nichts anderes, als daß wir Stearin, Öl oder Holz in den Zustand versetzen, in welchem sich der in ihnen enthaltene Kohlenstoff mit dem Sauerstoffe der Luft verbinden kann.

Ein brennendes Licht erlischt sofort, wenn wir ihm den Sauerstoff der Luft entziehen. Stellt man ein Stückchen Licht auf den Tisch und stürzt ein leeres Bierglas darüber, so fängt das Licht bald an düsterer zu brennen und geht aus, sobald der in der Luft unter dem Glase enthaltene Sauerstoff verbraucht ist. Das Licht und die Wärme des Feuers sind nur Erscheinungen des chemischen Vorganges. Die Flamme eines gewöhnlichen Lichtes kann jedermann schon viel Belehrendes bieten. Dort, wo die Flamme mit dem Sauerstoffe der Luft in naher Berührung ist, in der äußeren Hülle der Flamme, ist sie heiß und hell; im Innern der Flamme aber, wohin nur wenig Sauerstoff dringt, ist sie weder so hell, noch so heiß. Halt

man einen dünnen Holzspan gerade mitten in die Flamme, so wird man bemerken, daß dieser nicht in der Mitte zu brennen anfängt, sondern an beiden Seiten. Bei einiger Geschicklichkeit kann man den Span zeitig genug wieder herausnehmen, bevor er zu brennen angefangen, und man bemerkt, daß nur die Ränder der Flamme das Holz verkohlt haben, während die Mitte der Flamme den Span fast unversehrt ließ. — Hieraus aber kann man die große Wahrheit lernen: je schneller und leichter ein brennbarer Stoff sich mit Sauerstoff verbindet, desto stärker ist die Wärme, die dabei entsteht; je schwerer nnd langsamer aber ein Stoff sich mit Sauerstoff verbindet, desto weniger Wärme wird dabei entwickelt.

Jetzt wird es auch jedem klar werden, warum die Stubenöfen schlecht heizen, in denen das Holz langsam verbrennt, obgleich man in ihnen stundenlang Feuer unterhält, während die Öfen gut heizen, in denen das Feuer schnell und lustig brennt. Die Öfen, in denen das Holz langsam verbrennt, haben nicht Zug genug, und es strömt dem Holze zu wenig Sauerstoff zu. In solchen Öfen dagegen, in denen ein tüchtiger Zug durchgeht, also immerfort ein Strom Sauerstoff sich dem Holze darbietet, findet eine sehr lebhafte Verbrennung und große Wärmeentwickelung statt.

(Bernstein.)

186. Rätsel. †

Ich wohn' in einem steinern Haus.
Da lieg' ich verborgen und schlafe.
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefordert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein;
Mich kann dein Atem bezwingen;
Ein Regentropfen schon saugt mich ein.
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen.
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

(Schiller.)

187. Das Feuer. †

(Aus dem Liede von der Glocke.)

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft.
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie, losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild' der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl.

Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
Das ist Sturm!
Rot wie Blut ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Strafsen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Strafsen lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glüh'n die Lüfte; Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Tiere wimmern
Unter Trümmern.

Alles rennet, rettet, flüchtet;
Taghell ist die Nacht gelichtet.
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer; hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie, in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reiſsen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroſs.
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müſsig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergeh'n.

Leer gebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette.
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein.

Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück,
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,
Ein süſser Trost ist ihm geblieben.
Er zählt die Häupter seiner Lieben —
Und sieh', ihm fehlt kein teures Haupt.

(Schiller.)

188. Sinnspruch. ††

Der Mensch hat dreierlei Wege, klug zu handeln: erstens das Nachdenken, das ist der edelste; zweitens das Nachahmen, das ist der leichteste, und drittens die Erfahrung, das ist der bitterste. (Konfucius.)

189. Johann Michael Sailer. †

Joh. Mich. Sailer wurde im Jahre 1751 im Dorfe Aresing bei Schrobenhausen in Oberbayern geboren. Seine Eltern erfreuten sich nicht des Besitzes von Glücksgütern, aber eines Lebens voll innerer Zufriedenheit, verschönert durch die Liebe und Achtung aller Guten, von denen sie gekannt waren. Bei ihrer Dürftigkeit statteten sie den Sohn umsomehr mit unvergänglichen Gütern aus, indem sie ihn von seiner zartesten Jugend an Gott und den Nächsten lieben, fromm und tugendhaft sein lehrten. Sailer besuchte als Kind die Schule seines Dorfes und erhielt, als er diese verlassen, Unterricht in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache. Die Lehrer entdeckten bald das vorzügliche Talent des Knaben und suchten den Vater wiederholt zu bestimmen, dafs er ihn studieren lasse. Allein der redliche Schuhmacher pflegte auf solche Vorschläge zu erwidern: „Ich bin viel zu arm, als dafs ich zu einem so lange währenden und kostbaren Handwerke, wie man mir das Studieren beschreibt, das Lehrgeld bezahlen könnte.“ So würde Sailer wohl sein Leben auf dem Schusterstuhle hingebracht haben, wenn nicht der Zimmermann Rieger sich ins Mittel gelegt hätte. „Schau’, Nachbar,“ sprach dieser zum Vater, „ich bin nicht reicher als du, und doch studiert mein Sohn in München schon auf der sechsten Schule. Nun höre, Meister Andreas: Künftige Ostern geht ihr, du und dein Sohn, mit mir nach München. Da mufs Michael ein Student werden. Das

Leben gibt der liebe Gott, die Nahrung geben gute Menschen."

Das Wort des Zimmermanns wirkte. Am Gründonnerstage des Jahres 1761 machten sich Andreas Sailer und sein Sohn Michael in Begleitung Riegers auf den Weg nach München. Unterwegs kamen sie an das Haus eines Schnepfenhändlers. „Halt'," sprach Rieger zu seinem Gefährten, „hier kaufe ein Paar Schnepfen, die müssen das Glück deines Sohnes machen." Die Schnepfen wurden gekauft und am Morgen des nächsten Tages trafen die Pilger von Aresing in der Hauptstadt ein. Sogleich begab man sich zum Hause des Lehrers, bei dem der junge Sailer seinen nächsten Unterricht erhalten sollte. Dieser nahm die Schnepfen von dem treuherzigen Landmanne lächelnd entgegen; das liebe und edle Wesen, sowie das unschuldige Gesicht des Knaben erweckten beim Lehrer die innigste Teilnahme. Beim Abschiede erhielt Michael von seinem Vater nebst vielen heilsamen Lehren ein Geschenk von 45 Kreuzern und wurde hiemit der Mildthätigkeit der Münchener überlassen. Er bezog mit dem Sohne des Zimmermanns eine Dachstube, in der sie gemeinschaftlich wohnten. Bald erhielt er durch die Empfehlung seines Lehrers, bei dem er sich durch Frömmigkeit, Fleiſs und Ordnungsliebe, Folgsamkeit und Sanftmut in hohem Grade beliebt machte, die Stelle eines Gesellschafters bei dem Sohne des angesehenen und wohlhabenden Münzwardeins Öcker; als solcher bekam er das Mittagessen in dessen Hause und nahm teil an dem Privatunterrichte des Sohnes. Diese Wohlthat genoſs er mehr als sechs Jahre. Auch später fanden sich immer gute Menschen, welche dem mittellosen Jünglinge den nötigen Unterhalt gewährten. Die sechs Klassen des Gymnasiums vollendete er mit dem glücklichsten Erfolge. Unter der Leitung trefflicher Lehrer erstarkte sein Sinn für Religion und Tugend,

für Sittsamkeit und wahre Frömmigkeit immer mehr. Und nicht weniger eifrig lag er der Wissenschaft ob. Besonders lieb gewann er die Dichtkunst, und nicht selten saſs er bis tief in die Nacht über den Schriften der berühmtesten lateinischen Dichter. Seine weiteren Studien machte Sailer auf der Universität zu Ingolstadt und wurde unterdessen (1775) zum Priester geweiht.

Nach Vollendung seiner Studien wurde er auf besonderen Befehl des Kurfürsten Maximilian III., dem der sittliche und wissenschaftliche Wert dieses jungen Mannes bekannt geworden war, zum Lehrer an der hohen Schule zu Ingolstadt ernannt. Hier widmete er sich ganz besonders dem Studium der hl. Schrift und wurde durch seine Gelehrsamkeit bald so berühmt, daſs er schon im Alter von 29 Jahren zum zweiten Professor der Glaubenslehre ernannt wurde. Als er ein Jahr in dieser Stellung gewirkt hatte, ging das Lehramt der Hochschule an ganz andere Personen über, und Sailer stellte eine Zeit lang seine Lehrthätigkeit ein. Unterdessen verfaſste er auſser einem gelehrten Werke ein Gebetbuch für katholische Christen, welches eine groſse Verbreitung gefunden hat. Bald wurde er jedoch wieder als Lehrer angestellt und zwar an der bischöflichen Universität zu Dillingen. Hier wirkte er mit unermüdlichem Eifer und mit immer wachsendem Ansehen. Allein wie so vielen groſsen Männern, so erging es auch ihm: kleinere Geister miſsgönnten ihm seinen Ruhm, Neid und Eifersucht begeiferten seine Verdienste und — Sailer wurde im Jahre 1794 aus dem Lehramte entlassen. Er ertrug das ihm widerfahrene Unrecht mit Geduld und Ergebung. Den Angriffen und Verunglimpfungen setzte er als einzige Wehr Schweigen und Rechtthun entgegen. „Ich lasse,“ schrieb er einem Freunde, „die Lügen mit den falben Blättern fallen und mit den Wellen der Isar hinunterflieſsen, bis sie im Meere der Vergessenheit ertrunken sind.“

Schon nach vier Jahren strahlten Name und Verdienst Sailers in verjüngtem Glanze. Er wurde wieder als Lehrer angestellt und zwar zu Ingolstadt, wo er schon 20 Jahre früher thätig gewesen war. Und als im folgenden Jahre die ganze Universität nach Landshut verlegt wurde, zog Sailer mit und wirkte hier noch 21 Jahre. Inzwischen verbreitete sich sein Ruf durch alle Lande; die einsichtsvollsten Fürsten der damaligen Zeit, unter diesen insbesondere auch Friedrich Wilhelm III. von Preufsen suchten den edlen Priester und grofsen Gelehrten für ihre Hochschulen zu gewinnen. Er aber schlug die glänzendsten Anerbietungen aus, um an der ihm anvertrauten Stelle für sein besonderes Vaterland wirken zu können. Seine grofse Gelehrsamkeit und tiefe Frömmigkeit waren auch die Ursache, warum von allen Seiten strebsame Gelehrte und gottesfürchtige Christen aus allen Ständen engere Verbindung mit ihm anknüpften. Solche Verbindungen wurden noch besonders erleichtert und erweitert durch die Reisen, welche Sailer jedes Jahr in den Ferien zu machen pflegte. Unter den vielen Schülern und Verehrern Sailers ist besonders auch noch zu nennen der als Jugendschriftsteller so berühmt gewordene Christoph v. Schmid.

Im Herbste 1821 legte Sailer sein vieljähriges Lehramt nieder und folgte einem Rufe als Domkapitular nach Regensburg. Im folgenden Jahre wurde er zum Beigeordneten des Bischofes von Regensburg ernannt; im Jahre 1829 endlich zum Bischofe von Regensburg erhoben. Was der edle Mann in den 10 Jahren seines bischöflichen Amtes trotz seines hohen Alters noch Gutes gewirkt, wird unvergefslich bleiben. Unermüdet in seinem heiligen Eifer für die Kirche und für die Menschheit hat er das ganze Bistum, oft auf abgelegenen beschwerlichen Wegen, bereist, um überall selbst nachzusehen und das Nötige anzuordnen.

Sailer starb im Jahre 1832, wie er gelebt hatte, einschlummernd im Gefühle der Gegenwart Gottes.

Von seinem hohen Gönner und dankbaren Schüler, König Ludwig I., erhielt Sailer zu seinem achtzigsten Geburtstage das Grofskreuz des Zivilverdienstordens mit folgendem eigenhändigen Schreiben:

München, den 12. November 1831.

Lieber, innigstgeschätzter Sailer!

Bayern wünsche ich Glück, dafs es Sie achtzig Jahre besitzt, wünsche, dafs es Sie noch lange in der fortwährend segenvoll wirkenden Geisteskraft besitzen möge. Als Merkmal meiner Gesinnnung, meiner Gefühle für Sie, empfangen Sie, der Verdienstreiche, das Verdienstordens-Grofskreuz. Auf solch treuer Brust zu glänzen, das erhebt den Orden. Ja, treu dem Guten hat sich Sailer bewährt, in allen Lagen des Lebens; zu jeder Zeit leuchtete er wohlthätig, in den Jahren der Finsternis, die der Wahn für Licht ausgab, und segensvoll wirkten Sie auf künftige Geschlechter, durch die Männer, welche Sie bildeten, und die andere bilden werden in gleicher Gesinnung. Leben Sie lange Jahre noch für Staat und Kirche fort! Dieses wünscht der, Ihren hohen Wert, mein sehr geehrter Herr Bischof, erkennende Ludwig.

(Nach M. Brühl u. a.)

190. Ein Brief Sailers an die Kinder seiner Schwester Marianne Seitz. †

(Geschrieben 1802, am 8. Tage nach dem Tode der Schwester.)

Die Euch liebte bis in den Tod, sie ist nicht mehr. Sie schlief so sanft ein, wie Kinder auf dem Arme der Mutter einschlummern. Sie trug Euch beständig in ihrem mütterlichen Herzen und betete für Euch Tag und Nacht. Nun ist sie von ihren Gebeten weggeholet und hat Besitz genommen von der Wohnung, die ihr Jesus Christus in

dem Hause seines Vaters bereitet hatte. Selig sind, die ein reines Herz haben; denn sie werden Gott schauen.

Als ich an ihrem Grabe betete und die rotgeweinten Augen der Verwandten und Nachbarn sah, mußte ich mitweinen; denn sie starb mir so recht von meinem Herzen weg. Sie starb aber nicht nur mir, sondern auch Euch und Eurem treuen Vater und vielen andern Menschen wie von der Seele weg.

Da wir nun ihr menschliches Auge nicht mehr sehen können, so bleibt uns nichts übrig, als mit festem Blicke auf das Bild zu sehen, das sie in unsere Herzen gegraben hat. Sie konnte so in sich gesammelt sein und erfassen und behalten alle Worte des Lebens, die sie hörte und las. Gott — Christus, Tod — Ewigkeit waren ihre trautesten Gedanken. Gerne verweilte sie auf dem Leidensberge, am Fuße des Kreuzes Christi, und fühlte sich hinein in die Leiden seiner Mutter. Euch, Ihr Lieben, um sich zu haben. Euch von ihren frommen Eltern erzählen, war ihr schönster Himmel auf Erden. Wie oft führte sie Euch an das Sterbebett ihrer längst verblichenen Mutter! Immer hatte sie eine Ermahnung für Euch auf der Zunge oder einen Wink für Euch im Auge, oder eine Freude für Euch im Herzen, oder eine Gabe für Euch in der Hand. — Ihre zwei Hände, was für eine unabsehbare Reihe von Arbeiten brachten sie in einem Jahre zu stande! Im Hause, im Stalle, auf dem Felde, in der Kirche — war sie die unermüdliche Arbeiterin. Wie glänzte das Kirchenpflaster, das ihre Hände fegten! Wie fleißig spannen ihre Finger am Flachse für Euch, Ihr Lieben, bis in die späten Nachtstunden — spannen noch in ihrer letzten Lebenswoche, bis der Todesfinger sie berührte und ihren Lebensfaden löste, daß er brach. Wie viel Abbruch in allem, was Aufwand fordert, konnte sie sich selber thun, um Sparpfennige zu sammeln, damit Ihr, wenn ihr Gebein schon vermodert sein würde, noch Mutterpfennige von ihr hättet! Eurem guten Vater wußte sie sein Leben

so zu versüßen, daß er, im 81. Jahre seines Lebens noch rüstig, froh und munter, kein Leid kennt, als ohne „seine Marianne“ zu sein.

Die Nachbarschaft war ihr ein Heiligtum. Sie löschte keinen rauchenden Docht aus, zerbrach kein wundes Rohr, schrie nicht auf der Gasse und ging so still durch das Leben, wie sie aus der Welt ging.

Wie sie den Nachbarn eine gute Nachbarin war, was mußte sie ihren zweien Brüdern sein? Wie viele Scenen der Liebe treten mir aus meiner Jugendgeschichte unter Thränen in das Auge! Als ich, noch ein Schulknabe in München, den Stein der lateinischen Sprachlehre wälzte, konnte sie — es war die siebente Woche, seitdem ich das väterliche Haus verlassen hatte — ihr Pfingstfest nicht feiern, ohne mich gesehen zu haben, ging allein zwölf Stunden weit und brachte mir Vatergrüße und Mutterbrot und ihr Schwesternherz mit. Im nächsten Herbste kam sie wieder und brachte mich nachhause. Und diese ihre Liebe war nicht nur goldtreu, sie war auch goldrein. Einmal, als sie mich in Ingolstadt besuchte und ich ihr ein Zwölf-Kreuzerstück (meinen ganzen Reichtum) aufdringen und sie es nicht nehmen wollte, standen wir in diesem Streite eine halbe Stunde auf der Donaubrücke, und ich mußte am Ende den Prozeß verloren geben; sie nahm meine Gabe nicht an und ging wieder leer nachhause. Wenn ich in der Folgezeit ihren Kindern kleine Gaben senden konnte, war sie wochenlang traurig darüber, weil sie (ohne Grund) fürchtete, ich möchte mir wehe thun, um ihren Lieblingen wohlzuthun.

Jedem Wunsche, den sie, besonders in ihren kranken Tagen, bei irgend einem Anlasse äußerte, hängte sie das Schlußwort an: Wenn es Gottes Wille ist. Meine Therese möchte ich noch gerne sehen, wenn es Gottes Wille ist! Mit meinem Bruder in Landshut möchte ich noch gerne reden, wenn es Gottes Wille ist! Das war kein Kompliment,

welches sie in ihrer Andacht machte; so sprach das ganze Herz, so sprach das Gewissen selber aus ihr. —

Liebe Kinder, dies Vergißmeinnicht pflanze ich hiermit auf das Grab Eurer Mutter. Wässert es mit Euren Thränen, wärmet es mit Eurer Liebe, befruchtet es mit Eurem Gebete, ziehet es auf mit Eurem Wohlverhalten! Werdet das Bild Eurer frommen Mutter und drücket — spät — Eurem guten Vater das Auge zu!

(Nach L. Kellner. Gekürzt.)

191. Erziehung. †

1. Nimmer wird's gelingen,
Zucht mit Ruten zwingen;
Wer zu Ehren kommen mag,
Dem gilt Wort so viel als Schlag.
Dem gilt Wort so viel als Schlag,
Wer zu Ehren kommen mag;
Zucht mit Ruten zwingen,
Nimmer wird's gelingen.

2. Hütet eurer Zungen!
Das geziemt den Jungen.
Schiebt den Riegel vor die Thür,
Laßt kein böses Wort herfür!
Laßt kein böses Wort herfür,
Schiebt den Riegel vor die Thür!
Das geziemt den Jungen:
Hütet eurer Zungen!

3. Hütet eurer Augen!
Die zu Mustern taugen,
Solche Sitten laßt sie seh'n,
Alle bösen untergeh'n!
Alle bösen untergeh'n,
Laßt sie solche Sitten seh'n,
Die zu Mustern taugen!
Hütet eurer Augen!

4. Hütet wohl der Ohren,
Oder ihr seid Thoren!

Böse Reden nehmt nicht auf!
Schande käm euch in den Kauf.
Schande käm euch in den Kauf.
Böse Reden nehmt nicht auf,
Oder ihr seid Thoren!
Hütet eurer Ohren!

5. Hütet wohl der dreien,
Leider allzu freien!
Zungen, Augen, Ohren sind
Zuchtlos oft, für Ehre blind.
Zuchtlos oft, für Ehre blind
Zungen, Augen, Ohren sind,
Leider allzu freien.
Hütet wohl der dreien!

(Walther von der Vogelweide.)

192. Dampf, Wolken, Regen, Hagel und Schnee. ††

Es ist bekannt, daß ein Gefäß mit kochendem Wasser ganz von selbst immer mehr seines Inhaltes verliert, bis es zuletzt wohl gar ganz leer wird. Dies sogenannte Auskochen des Wassers aber nennt man Verdampfen. Wie wir soeben gesehen haben, geht das Wasser, wie jede andere Flüssigkeit, in der Hitze aus dem flüssigen Zustande in den luftförmigen über und vermischt sich dann mit der uns umgebenden atmosphärischen Luft.

Doch ist große Hitze gar nicht einmal notwendig zum Verdampfen des Wassers, sondern schon in mäßiger Wärme, ja sogar in bloß trockner Luft steigt ein großer Teil desselben als Dampf auf und vermischt sich mit der uns umgebenden Luft. Wir können dies deutlich sehen, wenn wir einen flachen Teller mit Wasser in eine mäßig warme Stube stellen; bereits nach einigen Tagen wird sein Inhalt bedeutend verringert sein.

So verdampft oder, wie man richtiger sagt, verdunstet nun das Wasser auch überall in der freien Natur, und je höher die Temperatur ist, desto größere Dampfmassen

steigen aus dem Meere, aus See, Fluß und Sumpf empor in die Luft.

Der Wasserdampf hat ferner die merkwürdige Eigenschaft, daß er durch Entziehung der Wärme wieder in den flüssigen Zustand übergeht. Dies geschieht indessen keineswegs immer so ganz plötzlich, sondern bei allmählicher Abkühlung in verschiedenen Übergängen.

Im ganz heißen Zustande ist der Dampf völlig unsichtbar, gleich der Luft, in welche er aufgenommen wird; bei mäßiger Abkühlung verwandelt er sich in ganz kleine Bläschen, welche in der Luft schwimmen, und die wir bereits sehen können. Bei größerer Abkühlung wird er immer sichtbarer, immer dichter, bis er sich zuletzt in Tropfen verwandelt. Dies können wir sehr gut beobachten, wenn wir auf den Hauch unsers eignen Mundes achten. Derselbe enthält nämlich heiße Luft mit Wasserdampf. In einer warmen Stube können wir ihn nicht sehen, in einem kälteren Zimmer bemerken wir ihn bereits, und draußen in der Winterkälte entsteigt er in dichten Wolken dem Munde und der Nase, ja er setzt sich wohl gar sogleich als Reif am Pelzkragen oder am Barte des Mannes fest.

Ganz derselbe Vorgang findet nun im großen in der Natur statt. In den Sonnenstrahlen dampft überall Wasser empor gen Himmel und wird vom Winde davongetragen. Dieser Wasserdampf wird in den oberen Luftschichten, welche bekanntlich kälter sind, so weit abgekühlt, daß er unsern Augen sichtbar erscheint; er bildet dann die Wolken. Soll ich hiervon noch ein deutlicheres Bild geben, so darf ich nur auf den Dampf einer Lokomotive aufmerksam machen, der sich in Gebilden durch die kalte Morgenluft dahinschlängelt, welche den Wolken am Himmel täuschend ähnlich sind. Je nach ihrer Dichtigkeit schweben nun die Wolken oder Bläschen aus Wasserdampf in höheren oder niederen Luftschichten umher. Am höchsten steht das kleine, weiße Gewölk, die sogenannten Schäf-

chen; tiefer schon befinden sich die Haufenwolken (bei Sonnenuntergang oft golden erglänzend), und am tiefsten — weil am schwersten — lagern die schwarzen Regenwolken.

Vermehrt sich aber die Menge der Dunstbläschen, werden sie kälter und dadurch dichter und schwerer, so fließen sie zuletzt zu Tropfen zusammen und fallen dann als Regen herab, weil die Luft sie nicht mehr zu tragen vermag. Je höher die Wolken gehen, desto größer sind auch die herabfallenden Tropfen, indem sie auf ihrem langen Wege mit andern sich vereinen. Bekanntlich ist dies besonders im Sommer der Fall; im Winter dagegen, wo die Wolken gewöhnlich sehr niedrig hängen, sind natürlich die Tropfen klein, und es rieselt dann bloß.

Ist die Temperatur in den oberen Luftschichten unter 0 Grad gesunken, so bilden sich aus den Dunstbläschen nicht erst Tropfen, sondern diese gefrieren gleich zu kleinen Eisnadeln, ja zu festen Eisstückchen, welche oft die Größe der Hasel- und Walnüsse erreichen und von uns Hagel genannt werden; kleinere bekommen den Namen Graupen oder Schloßen. Über ihre Entstehung ist man noch nicht recht klar, da diese ja meist im Sommer vor sich geht, wo doch bei uns die Luft heiß, zur Eisbildung aber bedeutende Kälte nötig ist.

Geschieht dieser Vorgang langsamer und bilden sich deshalb nur Eisnadeln, so fallen diese als Schnee herunter. Wir haben diese Erscheinung bekanntlich im Winter. Bei der Bildung des Schnees schweben die kleineren, oft unendlich kleinen Wassertröpfchen langsam hernieder, und währenddessen gestalten sie sich, je nachdem sie durch den Wind oder unter einander gestört werden, zu mehr oder minder regelmäßigen Körpern. Ist dabei die Kälte sehr stark, so frieren sie zugleich so hart und werden so spröde, daß sie wenig zusammenkleben, während sie bei milderer Temperatur sehr oft zu großen Flocken sich vereinigen.

Es sei hier gleich der furchtbaren Naturerscheinung, welche der Schnee hervorzubringen vermag, nämlich der Lawine Erwähnung gethan. Allbekannt ist der Zustand des Schnees, in welchem man ihn „klamm“ nennt. Dieser Zustand tritt ein, wenn es bei milder Temperatur schneit und dann die einzelnen Kryställchen keine Sprödigkeit besitzen, sondern in großen Flocken herabschweben. Der Schnee ballt sich dann leicht in der Hand zusammen, hat aber zugleich den großen Nachteil, daß er uns an den Schuhsohlen in großen Ballen festklebt.

Vielleicht habt ihr bei solchem Schnee es schon beobachtet, daß, wenn ein Sperling oder eine Krähe auf der Dachkante ein Schneeklümpchen loslöste, dies herunterkugelnd immer größer wuchs, bis es in dem Umfange eines Apfels oder, je nach der Fläche des Daches, in noch größerem Maße auf die Straße hinabfiel. Ebenso löst sich auf dem Gebirge bei Tauwetter ein Bröckchen los, und indem es herunterrollt, wächst es mit reißender Schnelligkeit und in riesiger Zunahme und klebt und backt nicht bloß den weichen Schnee, sondern auch alle Gegenstände, die es in seinem Lauf überwältigen kann, Bäume, Felsstücke, auch Tiere, Menschen und ihre Werke unaufhaltsam zusammen und überschüttet zerplatzend ganze Thäler mit ihren friedlichen Hütten, Herden und Menschen.

(K. Ruß.)

193. Der Tau. ††

Wenn alles Feierabend macht,
Da kommt der Tau um Mitternacht
Ganz still und mild aus Gottes Hand
Zu uns aufs durst'ge, dürre Land
Und macht die Blumen wieder frisch,
Gießt Balsamtropfen aufs Gebüsch,
Erquickt die Wiese, Au und Flur
Und stärkt die schlafende Natur.

Das thut der Tau in stiller Nacht,
Wenn alles schläft und nichts mehr wacht,
Der Tugend gleich, die mild und gut
Auch nur im Stillen Gutes thut. (Wehnert.)

194. Rätsel. ††

Wenn ich recht lang entfernt geblieben, so blickt man sehnend himmelan. Denn was die Erde hat getrieben, das fängt alsbald zu welken an.

Es bräunen sich die grünen Auen, das Blatt verdorret an dem Baum. Bald ist kein Blümchen mehr zu schauen. Die Schönheit schwindet wie ein Traum.

Die Sonne bringet Tod den Guten. Kein Wölkchen trübt des Himmels Blau, und selbst des Flusses reiche Fluten vertrocknen wie ein Bach der Au.

Da endlich komm' ich angezogen, verdunkle schnell der Sonne Licht und türme Wolken auf wie Wogen, umnachtend alles schwarz und dicht.

So sehr man auch erfleht mein Nahen vom Himmel als ein großes Glück, so flieh'n doch alle, die mich sahen, in einen sichern Ort zurück.

Bald küss' ich dann die liebe Erde in kleinen Teilchen ohne Zahl, und wie einst auf des Schöpfers „Werde!“ erblühet wieder Berg und Thal. (Arendts.)

195. Der Wind. †

Es ist Sturmwetter. Hört ihr, wie es im Schornsteine heult, wie es im Tauwerke des Schiffes pfeift, welches dort draußen im Fahrwasser liegt? Wir können froh sein, daß unser Schornstein fest genug ist, und der Schiffer mag sich freuen, daß er mit seinem Fahrzeuge hier ruhig im Hafen liegt und nicht auf hoher See umhergeschleudert wird. Denn ihr wißt, die Kraft des Windes kann eine erstaunliche werden.

Wie kommt es, daß der Wind eine solche Kraft ausüben kann? Und wie kommt es, daß dabei ein solches

Geheul entsteht? Habt ihr darüber wohl einmal nachgedacht? Laßt es uns mit einander bedenken!

Wind ist stark bewegte Luft; das fühlt jeder, der gegen den Wind gehen muß. Nun wissen wir wohl, daß die Luft, wenn sie mit Gewalt geblasen wird, z. B. aus einem Blasebalge, große Kraft hat. Aber wir bemerken in der Natur nichts von solchen Blasebälgen oder anderen Einrichtungen, wodurch die Luft kräftig fortgeblasen wird. Doch gibt es solche Einrichtungen. Um sie euch kennen zu lehren, müssen wir mit der Betrachtung eines Ofens beginnen.

Wenn der Ofen gut brennt, kann es zuweilen im Ofenrohr auch gewaltig schnurren und brummen, nicht wahr? Es ist ein ähnliches Geheul, wie der Wind es hören läßt. Und daß im Ofen in der That Wind ist, könnt ihr bemerken, wenn ihr nahe vor das offene Thürchen oder vor das Luftloch unter dem Roste ein Papierchen haltet und es losläßt. Es fliegt in den Ofen hinein; es ist, als ob es hineingesogen würde. Wir sagen dann, daß der Ofen gut ziehe. Der Zug entsteht dadurch, daß die Luft im Ofen durch das Feuer erwärmt wird. Was wärmer wird, dehnt sich aus, und was sich ausdehnt, wird leichter. Das ist leicht zu begreifen. Stellt euch vor, wir hätten ein Liter kalte Luft und das Liter Luft wiege ein Gramm Wenn nun diese Luft sehr warm wird und sich so weit ausdehnt, daß sie 1½ Liter anstatt des 1 Liter füllt, dann wird doch das Gewicht davon nicht zugenommen haben; es ist dieselbe Menge Luft geblieben, nur der Raum, den sie einnimmt, ist größer geworden. Unsere 1½ Liter warme Luft werden ebenso gut 1 Gramm wiegen wie das 1 Liter kalte Luft. Ein Liter warme Luft wird weniger wiegen als 1 Gramm; denn 1 Liter ist weniger als 1½ Liter. Mithin wiegt 1 Liter warme Luft weniger als 1 Liter kalte, oder allgemein ausgedrückt: warme Luft ist leichter als kalte.

Die leichte warme Luft wird nun in der umgebenden kalten Luft in die Höhe steigen, wie ein Stück Kork im Wasser aufsteigt. Stellt euch vor, wir hielten ein Stück Kork auf dem Boden eines mit Wasser gefüllten Eimers mit der Hand fest. Lassen wir es auf einmal los, so steigt es schnell in die Höhe. Aber was befindet sich nun an der Stelle auf dem Boden des Eimers, wo das Stück Kork gelegen hat? Die Stelle ist nicht leer geblieben, sondern sofort durch Wasser wieder eingenommen worden. So geht es auch mit der Luft. Sobald irgendwo warme Luft aufsteigt, so wird deren Stelle sofort eingenommen durch die kalte umgebende Luft, die von allen Seiten herzuströmt. Dasselbe geschieht nun auch in unserem Ofen. Überall, wo sich nur eine Öffnung findet, strömt die kalte Luft herzu, um die Stelle der aufsteigenden warmen Luft einzunehmen. Steht das Thürchen offen, dann strömt sie da hinein, sonst aber durch die Luftlöcher unter dem Rost. Haltet ihr nun in diesen Luftstrom ein Papierchen oder einen andern leichten Gegenstand, so wird dieser von dem Strome mit fortgezogen, wie ein Stück Holz von fließendem Wasser fortgeführt wird.

Auf noch andere Weise können wir sehen, wie durch Erwärmung Strömungen in der Luft entstehen. Wenn des Winters die Luft im geheizten Zimmer wärmer ist als die Luft draußen, so sperrt die Thür ein wenig auf und haltet ein brennendes Licht in die Öffnung! Haltet ihr es oben in die Öffnung der Thür, so wird die Flamme auswärts geweht, und stellt ihr es unten am Boden in die Öffnung, so wird sie einwärts getrieben. Wie kommt das? Die warme Luft im Zimmer steigt auf, verbreitet sich gegen die Decke des Zimmers und fließt durch den oberen Teil der Thüröffnung nach außen. Die kalte Luft, welche in das Zimmer strömt und die Stelle der entwichenen Luft einnimmt, wird nur durch den unteren Teil der Öffnung eindringen können, weil sie schwerer ist als warme Luft und sich deshalb tiefer am Boden hält. Die Flamme des

Lichtes wird also durch die warme Luft nach außen getrieben, während sie durch die kalte am Boden nach innen gelenkt wird.

Auf ähnliche Weise entstehen nun auch im großen Luftströmungen, welche die Ursache unserer Winde sind. Ihr wißt, daß es nicht überall auf der Erde gleich warm ist, sondern daß es zwischen den Wendekreisen, in der heißen Zone, am wärmsten und um die Pole, in den kalten Erdstrichen, am kältesten ist. In der heißen Zone wird nun die Luft stark erwärmt und steigt aufwärts. Ihre Stelle wird wieder erfüllt durch kalte Luft, die aus den gemäßigten und kalten Zonen herzugeströmt kommt. Die heiße Zone ist so zu sagen eine Ofenkammer mit zwei offenen Thüren einander gegenüber. Die heiße Luft steigt zunächst auf, fließt dann in der Richtung nach den beiden Polen ab, während kalte Luft unten wieder hinzuströmt. Nun werden indes beide Luftströme nicht gerade über einander verlaufen, der warme Strom oben in der Atmospäre, der kalte unten an der Oberfläche der Erde. Der warme Strom wird allmählich, in dem Maße als er sich von der heißen Zone entfernt, sich abkühlen, dadurch schwerer werden und sich herabsenken. Auf diese Weise wird er mit dem kalten Strome in Berührung kommen können, und dann wird der stärkere Strom den schwächeren verdrängen. Bald wird der warme Strom der stärkere sein, bald der kalte. Überdies haben noch andere Umstände Einfluß auf die Richtung des Windes, die ihr später kennen lernt, unter anderem die Drehung der Erde um ihre eigene Achse. Ich wollte euch hier nur im allgemeinen die Weise erklären, wie die Winde entstehen.

Wind ist also eine Bewegung der Luft, welche infolge der ungleichen Erwärmung an verschiedenen Orten der Erde entsteht. Daß jede starke Erwärmung Wind erzeugt, läßt sich bei großen Feuersbrünsten wahrnehmen. Bei den großen Bränden von Chicago im Jahre 1871 und von

Boston im Jahre 1872 war es anfangs ganz stilles Wetter; doch nach und nach entstand, sowie das Feuer heftiger wurde, ein starker Wind, der natürlich das Feuer noch mehr anfachte. Wie dieser Wind entstand, werdet ihr euch nun wohl selbst erklären können.

Ich sagte soeben, daß die beiden Luftströmungen (die aus der heißen Zone kommenden, wie die dorthin gehenden) über einander wehen, jedenfalls in den Gegenden, wo die warme Strömung noch nicht so weit abgekühlt ist, daß sie nach unten sinkt. Das ist auf hohen Bergen in wärmeren Ländern sehr gut zu sehen. So z. B. auf dem Pik von Teneriffa. Am Fuße dieses Bergkegels weht ein nordöstlicher Wind und an der Spitze ein südwestlicher; denn die Spitze erhebt sich bis in die höheren Schichten der Atmosphäre, wo der aus der heißen Zone, also von Süden kommende warme Luftstrom geht.

Ein Wind kann trocken oder feucht sein, je nach Beschaffenheit der Landstriche, über welche er hingezogen ist. Streicht die Luft über eine ausgebreitete Wasserfläche, dann wird sie mit Wasserdampf, der aus derselben aufsteigt, beladen. Der Wasserdampf kann, wie ihr wißt, Wolken bilden und zu Regen werden. In unseren Gegenden sind die westlichen Winde durchgängig Regenwinde, denn diese kommen über den Atlantischen Ozean zu uns; die östlichen Winde hingegen sind meistens mit trockenem Wetter gepaart, weil sie über die östlich gelegenen Länder zu uns kommen, also nicht so viel Wasserdampf mit sich führen können, wie jene.

(Jütting-Huizinga.)

196. Der Luftballon. †

Auf hölzernen und eisernen Schiffen durchfurcht der Mensch das weite Meer; mit den Flügeln des Dampfes rollt er auf Eisenbahnen windschnell dahin, und selbst hoch über die Erde in die blauen Lüfte erhebt er sich, getragen von einer gasgefüllten Kugel aus dünner Seide. Wer

sich auf ein Schiff oder einen Dampfwagen setzt, weiß, wohin er will, und erreicht auch in den meisten Fällen sein Ziel. Nicht so der Luftschiffer. Er steigt auf, das Gas hebt, die Windströmungen führen ihn, und er ist zufrieden, wenn er wohlbehalten den festen Erdboden wieder betreten kann. Die Luft ist frei, die Lust, sich darin nach Belieben fortzubewegen, ist groß; aber es fehlt uns das lenkbare Fahrzeug, welches der Ballon niemals werden kann.

Das Fliegen hat dem Menschen von jeher im Sinne gelegen. Bevor man darauf kam, der leichten Luft noch etwas Leichteres entgegenzusetzen, um in die Höhe zu kommen, war der nächstliegende Gedanke immer der, sich ein paar tüchtige Flügel anzuschnallen und sich mit eigener Kraft in die Lüfte zu erheben. Schon eine altgriechische Fabel erzählt, wie Dädalos nebst seinem Sohne Ikaros der Gefangenschaft zu Kreta mittels künstlicher Flügel zu entkommen suchte, welche sie mit Wachs zusammengeklebt hatten. Ikaros flog dabei so nahe an die Sonne, daß das Wachs schmolz und er hinabstürzend im Meere ertrank. Diese Geschichte hätte Münchhausen auch erfinden können. Heute wissen wenigstens alle besser unterrichteten Leute, daß der Mensch mit seiner eigenen Kraft nicht von der Erde wegkommen kann, möge er sich Maschinen ersinnen, wie er immer wolle. Was fliegen soll, hat Gott der Herr dem ganzen Körperbau nach darauf eingerichtet, und alle fliegenden Geschöpfe haben im Verhältnis einen viel leichteren Körper und eine weit größere Muskelkraft als der Mensch. Hätte dieser von Natur Flügel, so müßten die Muskeln derselben vielleicht fünfzigmal so stark sein als seine jetzigen Armmuskeln.

Es gibt zweierlei Arten von Luftballons, solche, die mit erwärmter und dadurch verdünnter und leichterer Luft, und solche, die mit einer noch leichteren Gasart gefüllt werden. Die ersteren sind die älteren. Daß die erwärmte Luft in die Höhe steigt, also leichter ist als die gewöhnliche

Luft, zeigt jedes Feuer, welches Rauch aufsteigen läßt, sowie auch jede Seifenblase, welche mit der im menschlichen Körper erwärmten Luft gefüllt wird.

Von dünnem Seidenpapier kann man sich selbst einen Luftballon anfertigen. Man klebt mehrere Bogen zu langen Streifen an einander. In der Mitte behalten die Streifen ihre volle Breite, nach beiden Enden aber werden sie in gebogenen Linien zugespitzt. Diese Streifen klebt man an den Kanten mit Stärkekleister zusammen. Unten läßt man eine ziemlich große Öffnung, um daselbst eine Spiritusflamme oder ein Kohlenfeuer anbringen zu können, welche die Luft im Ballon erwärmen sollen. Bei größeren Ballons, namentlich bei denen, welche mit Gas gefüllt werden, wird Seidenzeug verwendet, das man durch einen Gummiüberzug luftdicht macht und der größeren Haltbarkeit wegen mit einem Netze von Stricken überzieht. Unter dem Ballon hängt ein großer Korb aus Rohr- oder Weidengeflecht, in welchem die mitfahrenden Personen Platz nehmen. Bisweilen hat man auch noch einen kleinen Kahn an dieser Stelle angebracht, um das Leben der Luftschiffer zu retten, wenn der Ballon auf dem Meere niederkommen sollte. Ringsum herabhängende Stricke dienen zur Befestigung des Ballons, während er gefüllt wird. Soll die Fahrt beginnen, so werden dieselben rasch gleichzeitig durchschnitten. — Das Höhersteigen des Ballons wird durch Herauswerfen von mitgeführtem Ballast (kleinen Sandsäcken u. s. w.) bewirkt. Soll der Ballon sinken, so läßt man durch Klappen einen Teil des Gases ausströmen. Eine Lenkung des Luftballons durch Maschinen hat sich trotz allem menschlichen Scharfsinn bis jetzt noch nicht ermöglichen lassen. Das Luftschiff bleibt ein Spielball der Winde. Nur dadurch läßt sich unter günstigen Umständen einigermaßen die Richtung des Ballons bestimmen, daß man durch Senken oder Steigenlassen desselben die verschiedenen Luftströmungen in den über einander liegenden Luftschichten benutzt. —

Immerhin bleibt die Luftschiffahrt ein sehr unsicheres, gefährliches Gewerbe. Wohl sind manchem kühnen Manne sehr hoch steigende und sehr weit gehende Fahrten in kurzer Zeit gelungen; aber gar viele Luftschiffer haben auch ihren Tod gefunden. Von Nutzen ist die Luftschiffahrt nur für die wissenschaftliche Erforschung der höher gelegenen Luftschichten, im Kriege für die Beobachtung feindlicher Heereskräfte und für die Vermittelung des Verkehrs zwischen getrennten Heeresteilen. Zur Zeit der Belagerung von Paris haben die Franzosen fortwährend Luftballons steigen lassen — teils um die belagernden Truppen mit Fernröhren zu beobachten, teils um Briefe und auch Personen aus der Hauptstadt nach den Provinzen und von diesen nach der Hauptstadt zu bringen. (Nach Thomas.)

197. Von der Gasbeleuchtung. †

Wer einmal in einer größeren Stadt gewesen ist, hat wohl auch die hellen Gasflammen gesehen, welche des Abends in den Straßenlaternen, Kaufläden, Fabriken und in vielen andern Häusern brennen. Die Flammen entstehen durch die Verbrennung einer Luftart, die man das Leuchtgas nennt.

Wir können uns leicht ein wenig Leuchtgas selbst bereiten und uns davon überzeugen, daß es brennt. Aus einem halben Bogen Schreibpapier drehen wir eine lange Tüte mit einer kleinen Öffnung am spitzen Ende. Nachdem wir dieses mit etwas Wasser befeuchtet, zünden wir die Tüte an der unteren, weitern Öffnung an. Bald quillt eine weißliche Luftart oben heraus; es ist unreines Leuchtgas. Zünden wir dasselbe mit einem bereit gehaltenen Lichte an, so brennt es mit heller Flamme.

Das Leuchtgas bereitet man in den Gasanstalten gewöhnlich aus Steinkohlen. Diese werden in großen, aus einer unschmelzbaren, irdenen Masse bestehenden, überall verschlossenen Röhren geglüht. Das sich entwickelnde Leucht-

gas wird darauf aus diesen Röhren in geeignete Behälter geleitet, wo es von allen Stoffen, die es noch verunreinigen, wie z. B. von Steinkohlenteer, Kohlensäure und Schwefelwasserstoff*), befreit wird. Dann leitet man es in langen Röhren unter dem Steinpflaster der Straßen überall in die Häuser hinein. Hier zweigen sich von den Hauptröhren mehrere Nebenröhren ab, welche das Leuchtgas in die Zimmer führen, wo man es zu brennen wünscht. Das Ende jeder Röhre verschließt ein Hahn. Dreht man diesen auf, so strömt das Leuchtgas heraus und kann sofort angezündet werden.

Man kann das Leuchtgas auch aus Braunkohlen, Torf, Holz, Talg, Rüböl, Petroleum und vielen andern leicht verbrennlichen Stoffen herstellen. Aber nicht jeder denkt daran, daß eigentlich jedes Talglicht, jede Petroleumlampe eine kleine Gasfabrik ist. Wir halten ein brennendes Streichhölzchen an den Docht eines Talglichtes. Die Hitze des brennenden Hölzchens verwandelt das bißchen Talg im Dochte in Leuchtgas, das sich sogleich entzündet. Das Licht brennt. Dadurch ist aber der lockere Docht, soweit er in die heiße Flamme hineinragt, trocken geworden. Er saugt nun wie ein Schwamm den Talg ein, der unter ihm in der Hitze der Flamme flüssig geworden ist. Sobald dieser frische Talg in den Bereich der Flamme kommt, wird er sogleich in Leuchtgas verwandelt und verbrennt. In dieser Weise geht's fort; das Licht erzeugt das nötige Leuchtgas immer von neuem selbst und kann daher ruhig weiter brennen. Nun ist's auch erklärlich, weshalb der von einer eben ausgeblasenen Kerze aufsteigende Rauch so leicht brennt, wenn man ihm ein brennendes Streichhölzchen nähert.

(Karassek.)

*) Eine giftige, übelriechende Luftart.

198. Das Licht und die Farben. †

Licht kommt nicht nur von den Sonnenstrahlen, sondern auch von irdischen Stoffen, welche brennen. In beiden Fällen ist das Licht jederzeit von Wärme begleitet. Aber wie es Gegenstände gibt, welche warm sind, ohne zu leuchten, ebenso gibt es auch solche, welche Licht von sich geben, ohne mehr Wärme auszustrahlen als dunkle. Als Beispiele hierfür können Phosphor, faules Holz und Leuchtwürmer dienen, welche in der Dunkelheit leuchten, aber keine fühlbare Wärme verbreiten.

Das Licht ist die Ursache, daß uns die Gegenstände sichtbar sind, und je mehr diese Licht erhalten, desto deutlicher werden sie gesehen. In vollständiger Dunkelheit sieht man nichts. Wenn ein Gegenstand für das Auge sichtbar wird, so geschieht dies dadurch, daß von jedem Teile desselben Lichtstrahlen in unser Auge gelangen. Diese Strahlen gehen jederzeit in geraden Linien; wenn daher etwas Undurchsichtiges zwischen dem Gegenstande und dem Auge sich befindet, so sieht man den Gegenstand nicht, denn die Lichtstrahlen können dann nicht zum Auge gelangen. Wie fein das Licht ist, und wie fein seine Strahlen sind, erkennt man daraus, daß man eine ganze Landschaft mit Wiesen, Bäumen und Häusern durch ein Loch sehen kann, welches man mit einer Nadel in ein Stück Papier gestochen hat. Von jedem Teile der Wiesen, Bäume und Häuser kommen durch diese kleine Öffnung Lichtstrahlen zum Auge.

Ein Baum oder ein Berg, welcher weit entfernt ist, scheint kleiner zu sein, als wenn man ihn in geringerer Entfernung sieht. Dies kommt daher, weil die Lichtstrahlen, welche von den äußersten Rändern eines Gegenstandes ausgehen, in unserm Auge mehr spitz zusammenlaufen, wenn der Gegenstand weit entfernt, als wenn er in unserer Nähe ist.

Das Licht macht seinen Weg mit so unglaublicher Geschwindigkeit, daß kein Unterschied zwischen der Zeit zu

bemerken ist, in welcher man irgend etwas vorgehen sieht, und der Zeit, in der es wirklich vorgeht, außer auf sehr weite Entfernungen. Eine genaue Messung jener Geschwindigkeit ist deshalb sehr schwierig, sie wurde aber gleichwohl vorgenommen. Wir wissen z. B., daß das Licht von der Sonne bis zur Erde seinen Weg von 20 Millionen Meilen in acht Minuten zurücklegt.

Daß das Licht viel schneller läuft als der Schall, kann man oft bemerken. Wenn man einen Mann in weiter Entfernung Holz hacken sieht, so ist für das Auge das jedesmalige Niederfallen des Beiles längst vorbei, bis der durch den Hieb hervorgebrachte Schall an das Ohr schlägt; auf dieselbe Weise bemerkt man in der Ferne das Feuer von einem Büchsenschusse oder den Blitz von einer Kanone viel früher, als man den Knall hört.

Aber das Licht ist nicht allein die Ursache, daß die Dinge gesehen werden, sondern es bewirkt auch, daß man sie mit einer gewissen Farbe sieht. In der Dunkelheit sind alle Dinge schwarz. Der Regenbogen mit seinen sieben Farben entsteht dadurch, daß die Sonnenstrahlen in den kleinen Wassertropfen einer Regenwolke gebrochen werden. Läßt man das Sonnenlicht durch ein Stück Glas gehen, das dreikantig geschliffen ist, so entstehen dieselben sieben Farben; ja, selbst wenn man ein Trinkglas zur Hälfte mit Wasser füllt und es in geneigter Richtung über weißes Papier hält, während die Sonnenstrahlen auf das Glas fallen, erhält man dieselben Farben auf dem Papier. Diese sind rot, orangegelb, hellgelb, grün, hellblau, dunkelblau, violett. Das weiße Sonnenlicht besteht aus diesen sieben Arten von gefärbtem Lichte. Ein Gegenstand, der rot erscheint, hat eine solche Oberfläche, daß er das rote Licht von sich strahlt, die übrigen Lichtstrahlen aber einsaugt; ebenso ist es mit einem grünen Gegenstande, der grünes Licht zurückwirft, die übrigen Strahlen aber einsaugt. Schwarze Gegenstände saugen alles Licht in sich und werfen keines

zurück; weiße Gegenstände dagegen werfen alle Lichtstrahlen zurück und behalten keine.

Gewisse Dinge lassen kein Licht durch sich hindurchgehen, sondern bringen die Verdunkelung hervor, wo sie im Wege stehen. Diese Dinge nennt man undurchsichtig, und wenn Licht auf sie fällt, so wird bloß ihre gegen das Licht gewendete Seite erleuchtet, die andere Seite bleibt dunkel und wirft einen Schatten hinter sich, der um so dunkler erscheint, je stärker das Licht ist.

Die Dinge, welche das Licht durch sich hindurchgehen lassen, nennt man durchsichtige; zu ihnen gehört die Luft, das Wasser, das Glas. Durch sie kann man daher Dinge sehen, welche hinter ihnen sich befinden. Daß sie gleichwohl nicht vollkommen durchsichtig sind, kann man daran erkennen, daß man, wenn sie sich in sehr dicken Lagen auf oder hinter einander befinden, die Gegenstände weniger deutlich sieht. Die Luft ist jedoch unter allen Stoffen der durchsichtigste.

(Nach Tutschek.)

199. Rätsel. ††

Von Perlen baut sich eine Brücke
Hoch über einen grauen See.
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Zieh'n unter ihrem Bogen hin.
Sie selber trug noch keine Lasten
Und scheint, wie du ihr nahst, zu flieh'n.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

(Schiller.)

200. Blitz und Donner. †

Die Glasscheibe im Fenster hat eine hohe Wichtigkeit für die Wohnstube. Durch sie dringt die Tageshelle ins

Zimmer, durch sie spaziert ungehindert der klare Sonnenstrahl herein, malt Figuren an die Wand und einen wunderhübschen Regenbogen auf den Boden, wenn gerade das Trinkglas mit Wasser im Fenster steht. Sie hält den brausenden Sturm und den kalten, peitschenden Regen ab. Das Kind kann ruhig neben ihr spielen, wenn draußen die Schneeflocken tanzen. Es hat auch seine Freude über die Glasscheibe, wenn silberne Eisblumen an ihr wachsen, trommelt auch wohl leise einen Marsch mit den Fingern auf ihr oder läßt sie singen, wenn sie feucht ist, denn die Glasscheibe ist auch etwas musikalisch; aber daß in ihr Blitz und Donner verborgen sind, hat es vielleicht bis heute noch nicht gewußt, und doch ist dem also!

Jemand nimmt eine große Glasscheibe und läßt sie vom Glaser rund schneiden, wie einen Teller; in der Mitte erhält sie ein Loch. In dieses befestigt er eine Walze mit einem Griffe zum Drehen und legt die Enden der Walze auf Halter, an denen unten ein Fuß ist. So vermag er die Scheibe zu drehen, wie der Scherenschleifer den Schleifstein oder wie ein Rad am Wagen. An der Seite klemmt er zwei Brettchen an, die nach innen mit Leder belegt sind. Letzteres ist mit einer Mischung aus Quecksilber, Zink und Zinn bestrichen, damit beim Umdrehen der Scheibe das Glas zwischen den Brettchen gerieben wird. Deshalb heißen die Brettchen auch das Reibzeug. An das Reibzeug wird nun ein metallenes Kettchen gehängt, das bis zur Erde herabreicht, und dann die Scheibe gedreht. Kommt man nun mit dem Finger dem Rande der geriebenen Scheibe nahe, so fährt ein kleiner Funken heraus und hinein in den Finger. Es wird ein leichtes Knacken gehört, und man fühlt ein Zucken durch den ganzen Körper, besonders in den Gelenken der Arme. Siehe, da haben wir einen kleinen Blitz und ein kleines Pröbchen von dem dazu gehörigen Donner.

In der Glasscheibe befinden sich zwei verschiedene

Kräfte, Elektricitäten genannt. Beide finden sich stets zusammen, wie zwei unzertrennliche Freunde; wo die eine ist, ist auch die andere. Werden sie getrennt, so suchen sie eifrigst sich wieder mit einander zu vereinen. Durch das Reiben mit dem Reibzeuge werden die beiden verschiedenen Elektricitäten im Glase getrennt; die eine geht ins Reibzeug und durch die metallene Kette zur Erde, die andere wird im Glase bemerklich. Die zur Erde gelangte strömt auch durch unsern Körper, ohne daß wir's bemerken, und in dem Augenblicke, da wir den Finger der Glasscheibe nähern, vereinen sich die getrennten Freunde wieder. Daß sie dabei einen Freudenschuß thun und illuminieren, darf uns nicht wundern.

Man hat die beiden Elektricitäten zuerst im Bernstein kennen gelernt. Wird ein Stück Bernstein gerieben, so kommen zwar nicht sogleich Funken zum Vorscheine, es werden aber kleine Papierschnitzelchen und Harzspänchen davon angezogen. Da die Alten den Bernstein Elektron nannten und glaubten, daß er allein eine solche merkwürdige Kraft besitze, so nannten sie dieselbe nach ihm Elektricität. Daß aber alle Harze dieselben elektrischen Eigenschaften mit ihm teilen, davon kann uns eine Stange Siegellack überzeugen, die ja auch zum größten Teile aus einem Harze, dem Schellack, besteht. Reibe sie nur auf wollenem Zeuge, und du wirst sehen, wie eifrig die kleinen Papierstückchen zu ihr emporhüpfen, wenn du sie über dieselben hältst. Ein Stück Schwefel wird sich auf gleiche Weise benehmen. Sind die Harz- und Schwefelstücke groß genug, und wird das Reiben mit Wollenzeug oder Pelz lange genug fortgesetzt, so kommen endlich auch knisternde Funken zum Vorscheine.

Aber nicht im Glase, Harze, Schwefel und in der Wolle allein sind die beiden Elektricitäten vorhanden, sie befinden sich in jedem Körper: in Erde und Wasser, Luft und Steinen, Pflanzen, Tieren und Menschen, nur daß

sie sich nicht in allen Körpern auf gleich leichte Weise trennen und bemerkbar machen lassen. Sie sind auch vorhanden in den Wolken und trennen sich dort, besonders im Sommer, oft von einander. Ob die Wärme, das Verdunsten des Wassers oder das Tropfbarwerden des Wasserdampfes, oder aber, ob die Luftströmungen und die durch dieselben herbeigeführten Reibungen die Trennung der beiden Elektricitäten veranlaßt, wissen wir nicht genau. Vielleicht wirken mehrere Ursachen gemeinschaftlich. Mitunter sammelt sich die eine Art Elektricität in der einen Wolke und die andere in einer anderen. Nähern sich nun beide Wolken, so vereinigen sich die getrennten Kräfte. Der große Funke, welcher sich hierbei zeigt, ist der Blitz; der dabei hörbare Knall ist der Donner, der bekanntlich auf dieselbe Weise entsteht wie das Klatschen einer Peitsche und wie der Knall einer Kanone. Hat sich die eine der getrennten Elektricitäten in der Erde gesammelt, so springt der Funke aus der Wolke zur Erde, und man pflegt zu sagen: Der Blitz hat eingeschlagen.

Hin und wieder bemerkt man, daß auf Häusern senkrecht emporsteigende Eisenstangen mit vergoldeten Spitzen angebracht sind, von denen über beide Seiten des Daches hinweg an dem ganzen Gebäude herunter Drähte in die Erde geleitet werden. Das sind Blitzableiter, durch welche man die Gebäude vor dem Einschlagen des Blitzes schützt. Aber wie soll eine solche Stange ein Schutz gegen die furchtbar zuckenden, zermalmenden Blitze sein? Höre!

Ein kluger Mann in Amerika namens Franklin machte einst einen großen Drachen, ebenso einen, wie ihn die Knaben im Herbste steigen lassen, dessen Spitze oben von Eisen war, und der unten in einem eisernen Drahte endigte, welcher statt des Bindfadens bis zur Erde reichte. Diesen Drachen ließ er während eines Gewitters emporsteigen, und siehe, sobald die Gewitterwolken sich ihm näherten, fuhren die feurigen Blitze an dem Drahte hinab

in die Erde. Bei solch einem Versuche wurde einmal ein unvorsichtiger Mensch erschlagen. Dieses Herabgleiten der Blitze brachte Franklin auf die schöne Erfindung der Blitzableiter. Wenn aber ein Blitzstrahl auf ein mit einem Blitzableiter versehenes Gebäude herabschießt, so wird er durch die Spitze der eisernen Stange angezogen und, ohne Schaden zu thun, in die Erde geleitet. Der Blitz fährt gern in erhabene Gegenstände; daher darf man sich während eines Gewitters nicht unter einen Baum stellen, vor allem nicht unter einen Eichbaum; denn je härter das Holz ist, desto besser dient es dem Blitze zur Herableitung in die Erde. Zuhause meide man die Nähe des Ofens und die Zugluft, unterwegs aber gehe, fahre und reite man langsam, oder steige lieber ab und halte sich möglichst fern von Pferd und Wagen.

(H. Wagner.)

201. Rätsel. ††

Unter allen Schlangen ist eine
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wut sich keine vergleicht.
Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in ihrem Grimme
Den Reiter und das Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen.
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen.
Der Harnisch — lockt sie an.
Sie bricht, wie dünne Halmen,
Den stärksten Baum entzwei.
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht.
Es stirbt im eignen Feuer.
Wie's tötet, ist es tot!

(Schiller.)

202. Das Gewitter. †

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
In dumpfer Stube beisammen sind.
Es spielet das Kind. Die Mutter sich schmückt.
Großmutter spinnet. Urahne gebückt
Sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das **Kind** spricht: „Morgen ist's Feiertag.
Wie will ich spielen im grünen Hag!
Wie will ich springen durch Thal und Höh'n!
Wie will ich pflücken viel' Blumen schön!
Dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die **Mutter** spricht: „Morgen ist's Feiertag.
Da halten wir alle fröhlich Gelag.
Ich selber, ich rüste mein Feierkleid.
Das Leben, es hat auch Lust nach Leid.
Da scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag.
Großmutter hat keinen Feiertag.
Sie kochet das Mahl; sie spinnet das Kleid.
Das Leben ist Sorg' und viel Arbeit.
Wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag.
Am liebsten morgen ich sterben mag.
Ich kann nicht singen und scherzen mehr.
Ich kann nicht sorgen und schaffen schwer.
Was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht.
Es flammet die Stube wie lauter Licht.
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl mit einander getroffen sind.
Vier Leben endet **ein** Schlag —
Und morgen ist's Feiertag.

(G. Schwab.)

203. Das Nordlicht. †

Zur Winterzeit liegt der Nordpol der Erde in Dunkel und Erstarrung, so dafs die kälteste und längste Nacht bei uns mit der andauernden nordischen nicht zu vergleichen ist. Das Leben scheint dort dem tötenden

Hauche der Kälte erlegen zu sein; alles ist starr und still, und Grabesruhe herrscht in manchen Gegenden dieses Erdwinkels. Doch was dem Lande an lebendigen Geschöpfen abgeht, das beherbergt das Eismeer in überreicher Fülle und ist dadurch eine unversiegbare Quelle des Erwerbes und der Befriedigung wichtiger Lebensbedürfnisse geworden. Grofs, erhaben und freundlich zugleich zeigt sich die Natur in jenen nordischen Gegenden. Wie in die eisigen Nebel unserer Wintertage der Sonnenblick leuchtet und ringsum tausendfachen Widerschein erweckt, so strahlt in die lange Polarnacht das majestätische Nordlicht. Sieh', aus einer schwarz aufsteigenden Wolke zuckt hier und dort ein langer Blitzstrahl empor; dazwischen spielen rote, gelbe und blaue Flammen. Jetzt vereinigen sich die Strahlen zu einem Bogen, der sich wie ein Diadem um den Horizont legt. Die Flammen werden lebhafter; sie fahren auf und ab, verbinden und trennen sich, schwinden und tauchen wieder empor, bilden durchbrochene Kronen, Turmruinen, Lichtgewinde, entblätterte Wälder. Denn rastlos schiefsen, wogen und schwimmen die Lichtstrahlen durch einander. Endlich erlischt die ganze Erscheinung. Doch sieh', dort zuckt wieder ein Strahl empor, jetzt noch einer; ein neuer Lichtbogen bildet sich. Auch dieser erlischt plötzlich, um einem neuen Platz zu machen, der wieder seine blutroten, smaragdgrünen, himmelblauen und goldgelben Strahlen spielen läfst, bis sie sich zu einer glänzenden Krone einigen und das ganze Zauberspiel in Dunkel und Nacht verschwindet. An den Eiskrystallen der Gletscher, an den Eisburgen und trümmerhaften Säulengängen läfst das Nordlicht den Widerschein seiner bunten Lichtspiele tausendfach brechen. Alles scheint sich in Licht auflösen zu wollen. Der Krystall möchte zum Lichtstrahl werden und ins Unendliche fliegen. Überall lebt, funkelt und blitzt es; über dem Ganzen aber ruht ein geisterhafter,

stiller Schimmer, wie wenn die Auferstehung durch das Grab des Todes hindurchbräche. Und mitten in diese Einsamkeit leuchtet das Eisfenster des Eskimo in matt feuerrotem Scheine, um das Wunderbare der Landschaft zu erhöhen. Spähend schleicht der Polarbär um das Eisgebirge, um die unförmlichen Robben zu überraschen, oder die Gans im warmen Neste zu erhaschen.

Durch das Nordlicht werden häufig die tage-, wochen- und monatelangen Winternächte in den kalten Polargegenden erhellt, so daſs die Bewohner ihren Geschäften nachgehen können. Über das Wesen und den Grund dieser prachtvollen Erscheinung wissen die Naturforscher noch keine völlig genügende Erklärung abzugeben. Unzweifelhaft aber ist, daſs sie mit dem Erdmagnetismus und mit der Elektricität innig zusammenhängt. Eine ähnliche Erscheinung beobachtet man auch in der südlichen Polarzone, und man heiſst diese Südlicht.

(Leseb. f. Volkssch.)

204. Die Seife. †

Reinlichkeit ist eine sehr wichtige Sache, und es würde mit unserer Gesundheit übel bestellt sein, wenn wir nicht ein Mittel hätten, unsere Haut und unsere Kleidung vom Schmutze und Staube sorgfältig zu befreien. Dieses Mittel ist die Seife.

Es gehört keine große Kunst dazu, Seife zu bereiten — hie und da wird dies sogar von den Hausfrauen besorgt — und die Seifensiederei ist eine sehr alte Erfindung. Schon vor 2000 Jahren verfertigte man Seife, die von der unsrigen nicht sonderlich verschieden war. Der römische Naturforscher Plinius gibt an, daß weiche Seife aus Asche, Talg und Kalk gemacht werde, harte aus denselben Stoffen mit Hinzufügung von Salz. Das sind aber diejenigen Mittel, aus denen noch jetzt die Seife dargestellt wird, wenigstens wenn sich Haushaltungen selbst ihren Bedarf an solcher bereiten.

Die Seifen nach gewöhnlichem Begriffe entstehen dadurch, daß Kali oder Natron mit irgend einem Fettstoffe in Wasser gekocht werden.

Das Kali ist namentlich in der Asche von hartem Holze enthalten. Man kann es aber auch in der Form von Pottasche kaufen. Das Kali ist an und für sich ein scharfer, ätzender Stoff. In der Asche ist es mit Kohlensäure verbunden, also ein kohlensaures Salz. Laugt man die Asche mit Wasser aus, so löst sich jenes in dem Wasser auf, und die Lauge enthält alsdann kohlensaures Kali, dessen ätzende Kraft z. B. aus Wäsche Fettflecken wegnimmt. Deshalb verwenden Frauen gerne solche Lauge zum Waschen. Sie ersparen damit Seife. Dampft man jene Lauge vollständig ein, so bleibt als Rückstand jenes kohlensaure Salz, welches eben Pottasche genannt wird. Das Kali hat die Eigenschaft, beständig Feuchtigkeit aus der Luft an sich zu ziehen. Diese Eigenschaft bleibt ihm auch dann noch, wenn es mit Fett zu Seife verbunden ist. Reine Kaliseife wird darum nie trocken, sondern bleibt weich und schmierig. Fest und hart wird sie erst durch Zusatz von Salz. Dieses wird in die kochende Seifenlösung gerührt und hat den Zweck, der Seife das Wasser zu entziehen. Das Salz selbst geht nicht in die Seife über, sondern bleibt in der sogenannten Unterlauge zurück.

Die eigentliche Seifensiederlauge wird auch aus Asche, aber unter einem Zusatz von frischgebranntem, also ätzendem Kalke bereitet. Durch das Brennen ist die Kohlensäure, welche ursprünglich in dem Kalke enthalten war, nebst dem vorhandenen Wasser ausgetrieben worden. Doch behält er das Bestreben, sich wieder mit den alten Verbündeten zu vereinigen. Dazu findet er Gelegenheit in der Aschenlauge. Das Kali derselben muß ihm seine Kohlensäure abtreten und wird dadurch selbst ätzend. Der Ätzkalk dagegen wird wieder zu kohlensaurem Kalke, erhält also die Eigenschaften des ungebrannten Kalkes zurück.

Das Natron, welches auch zur Bereitung von Seife verwendet wird, hat in mancher Hinsicht Ähnlichkeit mit dem Kali. Kohlensaures Natron oder Soda, in Wasser aufgelöst, gibt, wie die Aschen- oder Kalilauge, ebenfalls schon eine ätzende Waschflüssigkeit. Um eine solche Sodalauge aber zur Seifenbereitung verwenden zu können, muß sie ebenfalls erst einen Zusatz von Ätzkalk erhalten, welcher der Soda die Kohlensäure nimmt. Die Lauge heißt dann Ätznatronlauge. Sie gibt, mit Talg gekocht, nicht wie die Kalilauge eine weiche, sondern eine harte, an der Luft austrocknende Seife.

Die älteste und für den alltäglichen Gebrauch auch dienlichste Seifenart ist die Talgnatronseife. Doch verbraucht man auch Öle, die nicht minder gute und brauchbare Seife geben als der Talg. Zu diesen Ölen gehört vor allem das Palmöl. Wenn es gebleicht worden ist, gibt es eine schöne, weiße Seife, welche von guter Talgseife nicht zu unterscheiden ist. Ungebleicht liefert es eine gelbe, sehr glatte, etwas durchscheinende Seife von schwachem Veilchengeruch. Oft auch setzt man dem Palmöl Harz zu, wodurch die Seife billiger wird und doch immer noch recht brauchbar bleibt. Zwei Teile Palmöl und ein Teil Harz (Fichtenharz oder Kolophonium) geben eine sehr harte, stark schäumende Seife. Ein Zusatz von Talg ist aber auch hier nützlich.

Die Schmierseife ist Seife, die nicht ausgesalzen wird, also eigentliche Kaliseife. Sie trocknet nie aus, weil das Kali immerfort Feuchtigkeit an sich zieht. Ihre weiche Beschaffenheit kommt freilich auch davon her, daß man nur flüssiges, also geringeres Fett, namentlich Heringsthran, Hanf- und Leinöl, zu ihrer Bereitung verwendet. Das Versieden beginnt mit schwacher und endet mit starker Kalilauge. Alle Unreinigkeiten bleiben in der Seife, welche infolge ihres Überschusses an Kalilauge stark ätzend ist.

Das Wirksame in der Seife ist das in ihr enthaltene Kali oder Natron. Diese sind es, welche den Schmutz aus

dem zu waschenden Gegenstande hinwegätzen. Aber warum vermengt man diese Dinge erst mit Fett und wendet sie nicht ohne weiteres zum Waschen an?

Wollte man dies thun, so würden jene ätzenden Stoffe zwar ihren Zweck der Reinigung erfüllen, aber zugleich auch den zu waschenden Gegenstand, sei dies ein Hemd oder dein Gesicht und deine Hände, zugleich mit angreifen und Unheil daran anrichten. Das mit den Ätzstoffen verbundene Fett zügelt und mildert die nachteiligen Wirkungen derselben.

(Nach Richard Roth.)

205. Stärke und Bier. †

1. Die Stärke wird vorzugsweise aus Weizen gewonnen. Die Bereitung derselben können wir im kleinen leicht ausführen. Wenn wir etwas Weizenmehl mit Wasser zu einem Teige anrühren, diesen in einen kleinen leinenen Beutel unter einem anhaltenden Wasserstrahle auspressen, dann bemerken wir, dafs eine weifse, schmutzige, milchartige Flüssigkeit abläuft. Haben wir lange genug geknetet und geprefst, so bleibt im Beutelchen nichts anderes übrig, als eine klebrige, zähe Masse. Lassen wir die durchgelaufene schmutzige Flüssigkeit ruhig stehen, dann finden wir nach einiger Zeit, dafs sie klar geworden ist, und dafs sich auf dem Boden des Gefäfses ein weifses Pulver abgesetzt hat. Dieses Satzmehl besteht aus sehr kleinen Körnchen, so klein, dafs sie leicht durch die feinen Öffnungen des Beutelchens hindurchdringen konnten. Wenn wir es sammeln und trocknen, so erhalten wir denselben Stoff, der im täglichen Leben unter dem Namen Stärke (Stärkemehl) bekannt ist, zum Steifmachen der Wäsche und zur Herstellung von Kleister verwendet wird.

In den Stärkefabriken wird die Absonderung der Satzmehlkörner von dem klebrigen Stoffe des Weizens auf verschiedene Weisen bewirkt, die wir hier nicht

weiter erklären können; doch kommen sie alle darauf hinaus, dafs man das Satzmehl so rein wie möglich von den übrigen Bestandteilen des Weizens zu sondern trachtet.

Alle Pflanzen enthalten Stärkemehl; darum sind sie aber noch nicht alle zur Stärkemehlbereitung geeignet. Mit den Kartoffeln ist das aber wohl der Fall, weshalb diese denn auch in vielen Fabriken zu Stärke verarbeitet werden. Es gibt also Weizenstärke und Kartoffelstärke. Sie lassen sich mit blofsem Auge nur schwer unterscheiden, sehr leicht aber, wenn man die Stärke mit Wasser mengt und mit einem kräftigen Vergröfserungsglase besieht. Die Satzmehlkörner von den Kartoffeln erscheinen als mehr längliche, die des Weizens als mehr rundliche Gebilde.

2. Zur Bereitung des Bieres dient vorzugsweise die Gerste. Wenn man Pflanzensamen an einem warmen und feuchten Orte niederlegt, fangen sie an zu keimen. Es bilden sich Auswüchse daran, die, wenn der Samen im Boden läge, sich zu jungen Pflänzchen entwickeln würden. Beim Keimen erfährt das Samenkorn grofse Veränderungen, unter anderen die, dafs das Stärkemehl desselben in Zucker übergeht. Dieser Zucker ist indes nicht unser gewöhnlicher Zucker, welcher aus Zuckerrohr oder Zuckerrüben gemacht wird, sondern eine andere Sorte und wohl derselbe Zucker, der in Birnen, Trauben und anderen süfsen Früchten vorhanden ist.

In der Brauerei läfst man nun die Gerste eine Zeitlang an einem warmen, feuchten Orte liegen, bis sie gut entkeimt und alles Stärkemehl darin zu Zucker geworden ist. Dann wird die gekeimte Gerste oder das Malz stark erhitzt und dadurch das weitere Keimen verhindert. Wenn nun dieses Malz mit Wasser gekocht wird, erhält man eine dicke Flüssigkeit, in welcher ziemlich viel Zucker vorhanden ist, weil der Zucker, der beim Keimen entstanden ist, sich im Wasser auflöst.

Diese zuckerhaltige Flüssigkeit beginnt, wie süfser Traubenmost, alsbald zu gären, d. h. der darin vorhandene Zucker wird weiter verändert. Der süfse Geschmack, den die Flüssigkeit zuerst hatte, verschwindet; sie bekommt einen prickelnden Geschmack und Geruch, und es entsteht Schaum darauf. Es bilden sich nämlich aus dem Zucker zwei Stoffe, der Alkohol, eine scharf schmeckende, prickelnde geistige Flüssigkeit, und die Kohlensäure, ein luftförmiger Stoff, der in Bläschen an die Oberfläche steigt und so den Schaum bildet. Wenn nun die Flüssigkeit in den Gärkammern der Brauerei lange genug gegoren hat, wird sie in Fässer gebracht, um in diesen noch eine Zeitlang weiter zu gären und zu Bier zu werden. Die Kohlensäure, welche sich auch jetzt noch in der Flüssigkeit findet, bewirkt das Schäumen des Bieres, wenn es ausgeschenkt wird.

Alkohol ist ein Gift. Man braucht gar nicht viel davon zu geniefsen, um berauscht zu werden und für einige Zeit die Klarheit des Verstandes zu verlieren. Und wenn das oft geschieht, so sind schwere Krankheiten die Folgen davon. In reinem Bier ist nur sehr wenig Alkohol enthalten, so dafs man bei nur mäfsigem Genufs nicht leicht davon betäubt oder betrunken wird. Wein enthält schon mehr Alkohol; aber in den sogenannten starken geistigen Getränken, wie im Branntweine, ist so viel Alkohol, dafs man sie mit Recht Gifte nennen kann. Es ist ein Jammer, dafs in unseren Ländern noch so viel von diesen starken Getränken genossen wird, so dafs Tausende von Menschen hierdurch ihren Verstand, ihre Gesundheit, ihre Wohlfahrt und oft noch mehr verlieren.

(Jütting nach Huizinga.)

206. Sprichwörter. ††

1. Viele Körnlein machen einen Haufen, viele Tropfen das Meer. — 2. Wer Kleines nicht acht', dem wird Großes nicht

gebracht. — 3. Je höher der Berg, je tiefer das Thal. — 4. Im Wein ertrinken mehr als im Wasser. — 5. Menschen und Wind ändern sich geschwind. — 6. Wie's in den Wald hinein schallt, so hallt es wieder heraus. — 7. Volle Fässer klingen nicht. — 8. Nicht alle Wolken bringen Regen. — 9. Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten.

207. Das brave Mütterchen.

Es war im Winter, und das Eis stand. Da beschlossen die Husumer ein großes Fest zu feiern; sie schlugen Zelte auf, und alt und jung, die ganze Stadt versammelte sich draußen. Die einen liefen Schlittschuh, die andern fuhren im Schlitten, und in den Zelten erscholl die Musik, und Tänzer und Tänzerinnen schwenkten sich herum, und die Alten saßen an den Tischen und tranken eins. So verging der ganze Tag, und der helle Mond stieg auf; aber der Jubel schien nun erst recht anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten in der Stadt zurückgeblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre Füße nicht mehr gebrauchen; aber da ihr Häuschen auf dem Deiche stand, konnte sie von ihrem Bette aus aufs Eis hinaussehen und die Freude sich betrachten. Wie es nun gegen den Abend kam, da gewahrte sie, indem sie so auf die See hinaussah, im Westen ein kleines weißes Wölkchen, das eben über dem fernen Horizont aufstieg. Gleich befiel sie eine unendliche Angst, sie war mit ihrem Manne zur See gewesen und verstand sich recht auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: „In einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, dann ein Sturm losbrechen, und alle sind verloren!" Da rief und jammerte sie so laut, als sie konnte; aber niemand war in ihrem Hause, und die Nachbarn waren alle auf dem Eise; niemand hörte sie. Immer größer ward unterdes die Wolke und allmählich immer schwärzer; noch einige Minuten, und die Flut mußte da sein, der Sturm losbrechen. Da rafft sie all ihr bißchen

Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füßen aus dem Bette zum Ofen; glücklich findet sie noch einen Brand, schleudert ihn ins Stroh ihres Bettes und eilt, so schnell sie kann, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen. Das Häuschen stand nun augenblicklich in hellen Flammen, und wie der Feuerschein vom Eise aus gesehen ward, stürzte alles in wilder Hast dem Strande zu. Schon sprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eise vor ihnen her; der Himmel ward dunkel, das Eis fing an zu knarren und zu schwanken, der Wind wuchs zum Sturm, und als die letzten den Fuß aufs feste Land setzten, brach die Decke und die Flut wogte an den Strand. So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab' und Gut daran zu deren Heil und Rettung. (K. Müllenhoff.)

208. Staat und Gemeinde. †

1. Die biblische Geschichte erzählt von Abraham und Lot, wie sie in Streit über ihre Weideplätze gerieten, aber sich lieber mit ihren Herden trennten, als uneinig zusammen lebten. Sie konnten dieses Auskunftsmittel zum Frieden ergreifen; denn sie waren als Nomaden ohnehin nirgends angesiedelt. Hätten sie aber einen festen Wohnplatz gehabt, so wäre ihnen nichts anderes übrig geblieben, als sich zu vertragen. Und was wäre wohl das nächste gewesen, um künftigen Streit zu verhüten? Offenbar hätten sie ihren Besitz genau abgrenzen oder bei gemeinschaftlicher Benützung eines Grundstückes festsetzen müssen, in welcher Weise jeder daran teilnehmen dürfe, etwa der eine in dieser, der andere in der nächsten Woche. — Man sieht hieraus, daß schon das Zusammenleben nomadischer Hirtenstämme undenkbar ist ohne gewisse rechtliche Bestimmungen und ohne die Unterordnung der Menge unter ein gemeinsames Oberhaupt. Noch viel weniger läßt sich eine aus so vielen und so verschiedenartigen Teilen bestehende Gemeinschaft denken, wie diejenige, in der wir leben, ohne genaue Vorkehr dafür, daß jedem das Seinige werde: dem Käufer und Verkäufer, dem Gläubiger und Schuldner, dem Herrn und Diener, dem Fürsten

und Unterthanen u. s. w. Ein solches streng geordnetes, wohlgegliedertes Ganzes aber, worin jedem seine Rechte und Pflichten angewiesen sind und für die Vollziehung beider gesorgt wird, ist der Staat. Alle Güter des gebildeten Lebens finden durch ihn ihren Schutz und ihre Pflege.

Was sollte aus uns werden, wenn plötzlich alles das aufhörte, was wir jetzt von staatlicher Fürsorge genießen; wenn sich außer unsern nächsten Angehörigen niemand mehr um uns bekümmerte, wenn wir Haus und Hof, Handel und Wandel und selbst unser Leben und Sterben dem bloßen guten Willen der Menschen anheimstellen müßten, wenn jeder sich selbst zu schützen hätte und keine Obrigkeit wachte! Wie schnell wären alle die Güter vernichtet, deren wir uns jetzt erfreuen; wie rasch würden wir in jenen Zustand der Barbarei zurücksinken, wo jeder allein für sich sorgt und nur das Recht des Stärkeren gilt! Was würde aus allen den gemeinnützigen Einrichtungen werden, die jetzt unser Leben fördern und uns Sicherheit oder doch, wenn das Unglück einmal nicht zu verhüten ist, Hilfe bieten nicht nur gegen die Eingriffe der Menschen, sondern auch gegen feindliche Naturgewalten, wie Feuersbrunst, Hungersnot und verheerende Krankheiten!

Der Staat also regelt die gegenseitigen Beziehungen seiner Bürger, schützt und fördert sie in der Ausübung ihrer Thätigkeit; er gibt die Gesetze über Eigentum, Gewerbsbetrieb, Landeskultur u. s. w. und erhält dieselben aufrecht; er setzt die Strafen für Übertretungen an und bestellt die Wächter des Gesetzes. Der Staat sorgt durch seine Heeresmacht und durch Bündnisse mit andern Staaten dafür, daß die Angriffe äußerer Feinde abgewehrt werden; er ist durch eine verständige und sorgfältige Verwaltung darauf bedacht, Eintracht, Wohlstand und Bildung im Innern zu fördern. Er erlegt endlich für so viele Vorteile, die er gewährt, dem Bürger auch gewisse Leistungen und Verpflichtungen auf, deren hauptsächlichste in der Entrichtung von Steuern und in dem Heeresdienst bestehen.

2. Die Gemeinde ist in vieler Beziehung nichts anderes als ein kleiner Staat. Auch bei ihr handelt es sich darum, die gemeinsamen Angelegenheiten einer Mehrheit von Menschen so zu besorgen, wie es den Zwecken des Ganzen und den Be-

dürfnissen der einzelnen am besten entspricht. Solcher gemeinsamen Angelegenheiten gibt es gar viele, selbst in der kleinsten Gemeinde.

Dahin gehört z. B. die Anlage und Unterhaltung von Straßen und öffentlichen Bauten, wie Rathaus, Kirche, Schule, Spitäler, Waisenhäuser, Wasserleitungen u. dergl.; ferner die Verwaltung des gemeinsamen Vermögens. Denn in der Regel besitzt eine Gemeinde Äcker, Wiesen, Wälder oder andere Liegenschaften, aus deren Erträgnissen sie die ebengenannten und ähnliche Ausgaben bestreitet. Der Ertrag des Grundbesitzes aber reicht in vielen Fällen nicht hin, um alle Obliegenheiten, welche die Gemeinde hat, zu erfüllen. Sie erhebt deshalb Verbrauchssteuern, oder sonstige örtliche Abgaben und verlangt, wo es nötig ist, je nach dem Vermögen der einzelnen Bürger Beiträge, teils regelmäßig für jedes Jahr, teils für bestimmte Zwecke, z. B. für einen Brückenbau. Solche Beiträge heißen Umlagen. Die Besorgung dieser Einnahmen kostet natürlich selbst wieder Arbeit und Beamte, welche für ihre Leistungen bezahlt werden müssen. Und wenn die Verwaltung der Einnahmen und Ausgaben schon für einen reichen Privatmann oder für den Besitzer eines größeren Geschäftes nicht immer einfach und leicht ist, so ist sie vollends in einer Gemeinde, wo der Teilnehmer gar viele sind, eine ausgedehnte und umständliche.

Eine weitere und sehr wichtige Aufgabe der Gemeindeverwaltung bildet die Ortspolizei. Dabei darf man durchaus nicht bloß an die Spitzbuben und Vagabunden denken, wie sie ausfindig gemacht und eingesperrt werden; es ist darunter noch gar vieles andere zu verstehen, was die Wohlfahrt und Sicherheit der Gemeinde betrifft. So die Sorge für Reinlichkeit auf Straßen und öffentlichen Plätzen und die Verhütung alles dessen, was der Gesundheit des Ortes nachteilig sein könnte; die Unterstützung der Armen aus Gemeindemitteln; die Aufrechterhaltung der Ordnung auf dem Markte; die Löschanstalten bei Feuersbrünsten; das Dienstbotenwesen — kurz, alles das, was man die Hausordnung eines Dorfes oder einer Stadt nennen könnte.

Endlich bilden auch die Wahlen für die Gemeindeämter einen wichtigen Teil der Gemeindeverwaltung selbst. Denn wie es auf der einen Seite notwendig ist, daß einer regiere und

die andern sich unterordnen, so ist es auf der andern billig, daß die einzelnen Bürger selbst dabei mitzusprechen haben, wen sie für den Tüchtigsten halten, um ihre Angelegenheiten zu verwalten.

Alle diese Geschäfte werden natürlich nach bestimmten Staatsgesetzen und unter Aufsicht des Staates besorgt, der keines seiner Glieder außer acht lassen darf und darüber wachen muß, daß alles mit rechten Dingen zugehe.

An der Spitze der Gemeindeverwaltung steht der Bürgermeister als Vorsitzender des von den Bürgern gewählten Gemeinderats. In wichtigen, durch das Gesetz bezeichneten Angelegenheiten entscheidet die Gesamtheit der Bürger, die Gemeindeversammlung.

Jede Gemeinde hat aber Nachbargemeinden und jede Gemarkung grenzt an andere Gemarkungen, die Wege aus der einen Gemeinde führen notwendig durch das Gebiet der Nachbarn, ebenso sind Brücken und Kanäle häufig mehreren Gemeinden gemeinschaftlich, endlich hat auch nicht jede Gemeinde ihr eigenes Spital, Waisenhaus u. dergl. — kurz, eine Menge von Angelegenheiten berühren mehrere Gemeinden zugleich. Daher ist durch ein Gesetz bestimmt, daß von solchen Gemeinden derartige Angelegenheiten auch gemeinsam verwaltet werden sollen. Zu diesem Zwecke sind Distriktsverbände gebildet und ist festgestellt, daß und wie in den Distriktsratsversammlungen jene gemeinsamen Interessen zu pflegen sind.

Und je mehr es den Bürgern gelingt, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen, desto besser ist es auch mit dem Staate bestellt. Denn die Bestimmung des Menschen ist nicht Ruhe, sondern Arbeit und Kampf. Nicht andere sollen wir für uns sorgen lassen, sondern selbst um uns und unser Gemeindewesen bemüht sein; gerade wie auch im natürlichen Organismus (der Pflanze und des Tieres), wenn er gesund ist, kein Teil unthätig bleibt, sondern jeder, auch das kleinste Gefäß, an den Lebensverrichtungen desselben teilnimmt. (Deimling.)

209. Der Bürger. †

(Aus „Hermann und Dorothea".)

O, was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu erhalten und zu erneuen

Und zu verbessern auch, wie die Zeit uns lehrt und das Ausland!
Soll doch nicht als ein Pilz der Mensch dem Boden entwachsen
Und verfaulen geschwind an dem Platze, der ihn erzeugt hat,
Keine Spur nachlassend von seiner lebendigen Wirkung!
Sieht man am Hause doch gleich so deutlich, wes Sinnes der Herr sei,
Wie man, das Städtchen betretend, die Obrigkeit beurteilt.
Denn wo die Türme verfallen und Mauern, wo in den Gräben
Unrat sich häufet, und Unrat auf allen Gassen herumliegt,
Wo der Stein aus der Fuge sich rückt und nicht wieder gesetzt wird,
Wo der Balken verfault und das Haus vergeblich die neue
Unterstützung erwartet — der Ort ist übel regieret.
Denn wo nicht immer von oben die Ordnung und Reinlichkeit wirket,
Da gewöhnet sich leicht der Bürger zu schmutzigem Saumsal,
Wie der Bettler sich auch an lumpige Kleider gewöhnet.
Darum hab' ich gewünscht, es solle sich Hermann auf Reisen
Bald begeben und sehen zum wenigsten Strafsburg und Frankfurt
Und das freundliche Mannheim, das gleich und heiter gebaut ist.
Denn wer die Städte gesehen, die grofsen und reinlichen, ruht nicht,
Künftig die Vaterstadt selbst, so klein sie auch sei, zu verzieren.
Lobt nicht der Fremde bei uns die ausgebesserten Thore
Und den geweifsten Turm und die wohl erneuerte Kirche?
Rühmt nicht jeder das Pflaster? die wasserreichen, verdeckten,
Wohlverteilten Kanäle, die Nutzen und Sicherheit bringen,
Dafs dem Feuer sogleich beim ersten Ausbruch gewehrt sei?
Ist das nicht alles gescheh'n seit jenem schrecklichen Brande?
Bauherr war ich sechsmal im Rate und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdienet,
Was ich angab, emsig betrieben, und so auch die Anstalt
Redlicher Männer vollführt, die sie unvollendet verliefsen.
So kam endlich die Lust in jedes Mitglied des Rates.
Alle bestreben sich jetzt, und schon ist der neue Chausseebau
Fest beschlossen, der uns mit der grofsen Strafse verbindet.
Aber ich fürchte nur sehr, so wird die Jugend nicht handeln!

(Goethe.)

210. Familie und Volk. †

1. Erst nachdem sich der Mensch die Tiere unterthan gemacht, konnte er, als Nomade, die erste Stufe zu einem höheren Dasein erreichen; erst nachdem er durch die Erfindung des Ackerbaues den Erdboden in seine Dienstbarkeit genommen, waren die höchsten Ziele des geselligen Zusammenlebens erreichbar. — Ein altes Beispiel einer Entwicklung zum Staatsleben haben wir in der biblischen Geschichte. Die Israeliten bildeten von Anfang an, also wie wir sie zur Zeit Abrahams und Jakobs antreffen, noch keinen Staat. Erst Moses gab ihnen Gesetze und machte sie zu einem ansässigen Volke. Aber hatten sie deshalb vorher gar keine Ordnung? Waren sie ohne allen Zusammenhang und ohne alle gesellschaftlichen Bande? Nein, sie waren nach Stämmen gegliedert, und diese wurden durch Stammeshäupter (Patriarchen) geleitet. Und solche Stämme beruhten offenbar wieder auf der Blutsverwandtschaft, auf der Familie. Diese bildet das erste und ursprünglichste Band jeder sittlichen Vereinigung der Menschen.

Gott selbst hat den Menschen für die Geselligkeit geschaffen. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Dieses Wort der heiligen Schrift ist der Grund aller menschlichen und geschichtlichen Entwicklung, deren erste Stufe das Verhältnis von Eltern und Kindern bildet. Ist es doch selbst der Tierwelt eingepflanzt, daß die Eltern für ihre Jungen sorgen, und auch den wildesten Barbaren, die jeder anderen Ordnung hohnsprechen, ist wenigstens dieses Verhältnis mit den gesitteten Nationen gemeinsam. Bei den letztern gewinnt freilich jener Naturtrieb eine viel höhere Bedeutung. Hier begnügen sich Vater und Mutter nicht, dem Kinde die notdürftigste Nahrung zu reichen, sondern sie trachten aufs eifrigste darnach, daß ihre Kinder auch der geistigen und sittlichen Güter, welche die Bildung gewährt, teilhaftig werden.

Was für ein warmes und trauliches Plätzchen hat das Kind daheim bei den Eltern und Großeltern und neben den Geschwistern! Wie müht sich der Vater in seinem Geschäfte und Berufe ab für die Erhaltung und Förderung der Seinigen! Wie ist die Mutter vom frühen Morgen bis zum späten Abend

für die Wartung der Kinder und die Besorgung des Hauswesens thätig! Wie angenehm ist es uns, draußen in der Fremde auf einmal einen Oheim oder Vetter zu finden! Alles dieses und vieles Ähnliche bedarf keines weiteren Ausmalens. — Denn alle menschliche Geselligkeit beruhte auf dem Bande der Familie, dem deshalb auch die Kirche eine besondere Heiligkeit beilegt. Der Staat selbst findet seine beste Stütze in der Familie und nimmt sich ihrer auch nicht weniger an wie die Kirche, so z. B. durch die Gesetze über Ehe und Erbrecht und durch die Fürsorge für Witwen und Waisen.

Ein Staat besteht aus den Bürgern, die in dem Staate wohnen. Die Bürger aber sind samt und sonders aus Familien hervorgegangen, und die meisten haben selbst wieder Familien. So bilden diese also recht eigentlich die Nahrung des Staates, und es ist die Familie nicht nur für unser Privatleben und für unsere Herzensbedürfnisse eine heilige Einrichtung, sondern sie ist eine Grundbedingung auch für das gesellschaftliche Leben der Menschen überhaupt.

2. Der Zusammenhang, in welchem die Glieder einer Familie zu einander stehen, ist ein durchaus natürlicher. Diesem gegenüber könnte das Verhältnis des Einzelnen zum Staate nun als ein künstliches erscheinen. Dies wäre auch richtig, wenn unsere Mitbürger weiter nichts mit uns gemein hätten, als daß sie zufällig dasselbe Land bewohnten und nach denselben Gesetzen regiert würden. Und doch wäre schon diese Gemeinsamkeit Veranlassung genug zu einer innigern Beziehung. Nähert man sich doch auch dem Nachbarn freundlich, selbst wenn man keinen besonderen Grund dafür hat! Aber es sind noch andere Bande, welche uns an den Staat fesseln.

Wie wohl wird einem zu mute, wenn man draußen in fremdem Lande unter andersredenden Menschen plötzlich einen Landsmann findet! Wie vertraut klingt da die heimische Sprache! Wie verwandt dünkt uns der fremdeste Mensch, dem wir in den Straßen von London oder gar irgendwo in Amerika oder Afrika begegnen, wenn er nur deutsch spricht! Und das kommt nicht allein daher, daß wir ihn besser verstehen; denn wir haben jenes Gefühl, auch wenn wir der Sprache des fremden Landes mächtig sind. Der Grund ist der: jenes ist *unsere* Sprache,

unsere Muttersprache, und der Landsmann hat gleichsam ein Stück Heimat an sich. Die Heimat aber ist ja nichts anderes, als das große Haus, die große Familie, in der wir geboren, in der wir aufgewachsen, deren Sitten die unserigen sind.

Wie kommt es denn, daß gerade die Bewohner desselben Landes die gleiche Sprache reden? Das ist eigentlich eine verkehrte Frage. Denn die Sache ist eben, umgekehrt, so: die Staaten bilden sich, wie wir gesehen, aus den Familien, indem diese sich zu Stämmen erweitern und die gleichartigen Stämme sich zusammenthun. In nichts aber zeigt sich deutlicher die Stammesverwandtschaft als in der Sprache. Daher auch der schöne Ausdruck „Muttersprache". Er bedeutet nicht bloß, daß die heimatliche Sprache die Sprache ist, die das Kind zuerst von der Mutter vernimmt, sondern daß die Sprache selbst in einer Art von mütterlicher Beziehung zu uns steht. So heimisch fühlen wir uns in ihr. Sie ist darum das Erkennungszeichen eines Stammes, eines Volkes. Durch was z. B. erscheint uns der Franzose vor allem anderen als Franzose, der Engländer als Engländer? Weil jener französisch, dieser englisch spricht. Und dies ist so, wenn jener auch etwa in der Schweiz, dieser in Amerika lebt, wie ja auch uns der Deutsche als Stammesverwandter erscheint, mag er einem Staate angehören, welchem er wolle.

So beruht in der That alles, was wir Volk und Staat nennen, auf natürlichen d. h. verwandtschaftlichen Beziehungen. Wir haben ein Wort, um diese Beziehung zu bezeichnen; es ist zwar kein deutsches Wort, aber bei uns eingebürgert. Nation nennen wir ein Volk, wenn wir andeuten wollen, daß dieses Volk keine zusammengewürfelte Masse, sondern durch gemeinschaftliche Abstammung eins geworden ist.

Eine Nation kann nun in demselben Lande zerstreut wohnen, ohne einen geschlossenen Staat zu bilden, wie z. B. die Stämme der Indianer. Oder sie kann in verschiedenen Ländern und Staaten zerstreut wohnen, wie die Juden und die europäischen Kolonisten Amerikas und Australiens. Oder es können, umgekehrt, Menschen verschiedener Nationen in einem Staatsverbande leben, wie z. B. in der Schweiz Deutsche, Franzosen und Italiener. Immerhin aber werden diejenigen, welche die

gleiche Sprache reden, eine gewisse Zusammengehörigkeit empfinden. Und gewiß ist das Band der Nationalität ein schönes und tief berechtigtes. Aber höher steht gleichwohl das sittliche Band des Staates. Das schönste Verhältnis ist freilich dasjenige, wenn beides zusammentrifft, wenn das Land, in dem wir geboren, dem wir durch Abstammung, Sprache und Sitten angehören, zugleich der Staat ist, in dem wir wohnen, der uns schirmt, dem wir unsere Kräfte widmen.

Wenn wir uns erinnern, welche reichliche Fülle von Wohlthaten wir dem Zusammenleben der Menschen in Staaten verdanken, und wenn wir dazu bedenken, was für ein mächtiges Band die gemeinschaftliche Abstammung, gleiche Sprache und ähnliche Sitten bilden, dann werden wir die innige Liebe zu dem Lande, welches uns geboren, und welches zugleich der Staat ist, dem wir angehören, der uns angehört, wir werden die Begeisterung und Liebe des Menschen für sein Vaterland wohl begreifen.

An die Erhaltung eines solchen Gutes alles zu setzen, ist heilige Pflicht. Wie man diejenigen, welche man am meisten liebt, nicht bloß um seiner selbst willen liebt, d. h. um sich an ihnen zu erfreuen, sondern aus Liebe zu ihnen selbst sein Leben hingibt, so ist auch der Tod für das Vaterland in der Geschichte keine Seltenheit, und die verschiedensten Nationen haben Beispiele von solchem Heldenmute aufzuweisen. Man denke nur an die Helden der deutschen Befreiungskriege und an die vielen Trefflichen, welche vor wenigen Jahren mit Freuden ihr irdisches Dasein opferten, um ihrer Nation Sieg und Herrlichkeit zu erringen! Auch die Dichter aller Zeiten werden nicht müde, die Segnungen zu preisen, die uns das Vaterland gewährt, und an die Pflichten zu erinnern, die wir ihm schulden. Wir wollen nur an die Worte des Dichterfürsten Schiller erinnern, die er einem sterbenden Greise in den Mund legt, der einem Jünglinge, wie zum Vermächtnisse, die Worte zuruft:

„Ans Vaterland, ans teure, schließ' dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt."

(Deimling.)

211. Muttersprache. †

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
Wenn ich in der Fremde bin,
Wenn ich fremde Zungen üben,
Fremde Worte brauchen muß,
Die ich nimmermehr kann lieben,
Die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache schön und wunderbar,
Ach wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen,
In den Reichtum, in die Pracht;
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften
Längst verscholl'nes altes Lied,
Leb' aufs neu' in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund:
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich wie der Mutter Mund.

(Max v. Schenkendorf.)

212. Zwei Bruchstücke aus dem Liede von der Glocke. †

I. Das Leben im Staate.

Heil'ge Ordnung, segensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt' zu sanften Sitten
Und das teuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiſs'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Freiheit heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verächter Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiſs.
Holder Friede,
Süſse Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röte
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

II. Der Aufruhr.

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.
Weh', wenn sich in dem Schoſs der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreiſsend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daſs sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

Freiheit und Gleichheit! hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Strafsen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden zieh'n umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreifsen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein. (Schiller.)

213. Von den Schildbürgern.

1. Einst verbreitete sich im Lande die Sage von einem großen Kriege. Die Schildbürger wurden besorgt, Hab und Gut möchte ihnen von den Feinden weggeführt werden. Besonders angst war ihnen für eine Glocke, die auf dem Rathause hing. Auf diese, dachten sie, könnte das Kriegsvolk ein besonderes Auge haben und Flinten daraus gießen wollen. So wurden sie denn nach langen Ratschlägen eins, die Glocke bis zum Ende des Krieges in den See zu versenken und sie, wenn der Feind abgezogen wäre, wieder herauszuziehen und aufzuhängen. Sie bestiegen also ein Schiff und fuhren mit der Glocke auf den See. Als sie aber dieselbe hineinwerfen wollten, da fiel es einem unter ihnen ein, wie sie den Ort denn auch wiederfinden könnten, wo sie die Glocke ausgeworfen hätten. „Da laß dir keine grauen Haare wachsen," sagte der Schultheiß und schnitt mit dem Messer eine Kerbe in das Schiff an den Ort, wo sie die Glocke in den See versenkten. „Hier, bei dem

Schnitte," sprach er, wollen wir die Stelle wieder erkennen." So ward die Glocke hinausgeworfen und versenkt. Lange nachher, als der Krieg vorüber war, fuhren sie wieder auf den See, ihre Glocke zu holen. Den Kerbschnitt an dem Schiffe fanden sie richtig wieder, aber den Ort, wo die Glocke war, zeigte er ihnen nicht an. So entbehrten sie forthin ihre gute Glocke.

2. Um ein Rathaus zu bauen, zogen die Schildbürger einmütig mit einander in den Wald, der jenseit des Berges in einem Thale gelegen war, und fingen an, das Bauholz zu fällen. Als es von Ästen gesäubert und ordentlich zugerichtet war, da wünschten sie nichts anderes zu haben als eine Kanone, mit der sie es heimschießen könnten. Da sie aber eine solche nicht hatten, so schleppten sie die Bauhölzer unter viel Schnaufen und Atemholen den Berg hinauf und jenseits wieder mit vieler Mühe hinab, alle bis auf eins, welches das letzte war. Dieses fesselten sie gleich den andern auch, brachten es mit Heben, Schieben und Stoßen den Berg hinauf und auf der andern Seite zur Hälfte hinab. Aber Stricke und Seile waren zu schwach, das Holz entging ihnen und fing an, von selbst allgemach den Berg hinabzurollen, bis es zu den andern Hölzern kam, wo es stille liegen blieb.

Solchem Verstande dieses groben Holzes sahen die Schildbürger bis zu Ende zu und verwunderten sich höchlich darüber. „Sind wir doch alle," sprach endlich einer unter ihnen, „rechte Narren, daß wir uns solche Mühe gegeben haben, bis wir die Bäume den Berg hinabgebracht, und erst dieser Klotz mußte uns lehren, daß sie von selbst besser hätten hinuntergelangen können!" — „Nun, dem ist Rat zu schaffen, sagte ein anderer; „wer sie hinabgethan hat, der soll sie auch wieder hinaufthun. Darum, wer mit mir dran ist, spute sich! Wenn wir erst die Hölzer wieder hinaufgeschoben haben, so können wir sie alle wieder herunterrollen lassen; dann haben wir beim Zusehen unsere Lust und werden für unsere Mühe ergötzt!"

Dieser Rat gefiel allen Schildbürgern über die Maßen wohl. Wenn sie zuvor, als sie das Holz den Berg hinabgebracht, unsägliche Mühe gehabt hatten, so hatten sie gewiß jetzt dreifache Arbeit, bis sie dasselbe wieder hinaufbrachten.

Nur das eine Holz, das von selbst die Hälfte des Berges hinabgerollt war, zogen sie nicht wieder hinauf um seiner Klugheit willen. Nachdem sie sich so geplagt hatten und alle Hölzer wieder oben waren, ließen sie dieselben allmählich eins nach dem andern den Berg hinabtaumeln, standen droben und ließen sich den Anblick wohl gefallen. (Nach Schwab.)

214. Sprichwörter.

1. Allzuscharf macht schartig. — 2. Man ißt die Suppe nicht so heiß, wie sie gekocht wird. — 3. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. — 4. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. — 5. Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß! — 6. Besser unrecht leiden, als unrecht thun. — 7. Lieber Gut und Blut verloren, als einen falschen Eid geschworen. — 8. Ein magerer Vergleich ist besser als ein fetter Prozeß. — 9. Verzeihen ist die beste Rache. — 10. Vergeben ist leichter als Vergessen. — 11. Wurst wider Wurst. — 12. Der Mann ist aller Ehren wert, der alle Ding' zum besten kehrt. — 13. Des Zornes Ausgang ist der Reue Anfang. — 14. Gewalt geht vor Recht. — 15. Undank ist der Welt Lohn. — 16. Trau', schau', wem? — 17. Von Freunden in der Not gehen hundert auf ein Lot. — 18. Was von Herzen kommt, geht zu Herzen. — 19. Keine Regel ohne Ausnahme.

215. Die Erde. †

Nach dem Augenscheine ist die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große, runde Fläche gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derselben weiter hinaus kommt nichts mehr; dort ist gleichsam der Himmel an sie angefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr steht und sie bedeckt. Dort geht am Tage die Sonne auf und unter, bald früher, bald später, bald links an einem gewissen bekannten Berge oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter und bei Nacht den Mond und die Sterne; und sie scheinen nicht gar entsetzlich hoch über unsern Häuptern zu stehen.

Das wäre nun alles gut, wenn's niemand besser wüßte; aber die Sternkundigen wissen's besser. Denn wenn einer daheim weggeht und will reisen bis ans Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaschen und in die Tasche stecken kann, und er geht am ersten April zuhause fort, so hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reisen, wenn er will, durch Deutschland, durch Polen, durch Rußland, nach Asien hinein, durch die Muhamedaner und Heiden, vom Land aufs Wasser und vom Wasser wieder aufs Land und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Tabak einfüllt und will daran denken, wie lang er schon von den Seinigen weg ist, und wie weit er noch zu reisen hat ans Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wird's ihm heimlich in seinem Gemüt. Es wird nach und nach alles, wie es daheim war. Er hört seine Landessprache wieder sprechen; zuletzt erblickt er von weitem einen Kirchturm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn zugeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim und hat das Ende der Erde nicht gesehen. Nämlich er reist um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausgegangen war.

Daraus und aus mehreren sicheren Anzeichen erkennen die Gelehrten folgendes: Die Erde ist keine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, sondern sie ist eine ungeheuer große Kugel. Weiter: sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raume des Weltalls, unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiter: sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt und von Tieren und vernünftigen Menschen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf diese Art ein Teil der Geschöpfe mit dem Kopf

abwärts hänge und in Gefahr stehe, von der Erde weg und in die Luft hinab zu fallen. Dies ist lächerlich. Überall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen und können ihr nicht entlaufen. Überall nennt man unten, was man unter den Füßen hat, und oben, was über dem Haupte hinaus ist. Niemand merkt oder kann sagen, daß er unten sei. Alle sind oben, so lange sie die Erde unter den Füßen und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber der geneigte Leser wird nicht wenig erstaunen, wenn er's zum ersten Male hören sollte, wie groß diese Kugel sei; denn der Durchmesser der Erde beträgt in gerader Linie, von einem Punkt der Oberfläche durch das Zentrum hindurch zum andern Punkt, eintausend siebenhundert und zwanzig deutsche Meilen. Der Umkreis der Kugel aber beträgt fünftausend vierhundert deutsche Meilen. Ihre Oberfläche beträgt über neun Millionen Quadratmeilen, und davon sind über zwei Dritteile Wasser und nicht ganz ein Dritteil Land. Ihre ganze Masse aber beträgt mehr als zweitausend sechshundert und fünfzig Millionen Kubikmeilen. Das haben die Gelehrten mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet und sprechen davon wie von einer gemeinen Sache. Aber niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheuer große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt und jedem Pflänzlein darauf seinen Tau und sein Gedeihen gibt. Man rechnet, daß über vierzehnhundert Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne die Tiere.

(J. P. Hebel.)

216. Das Erdbeben in Agram.

1. Ein Erdbeben von einer Heftigkeit, wie solche auf dem Festlande noch selten dagewesen, erschütterte am 9. November 1880, morgens um 7 Uhr 34 Minuten, Agram, die Hauptstadt Kroatiens, bis in ihre Grundfesten. Im Anfange war die Be=

wegung wirbelförmig drehend, und diesen Schwankungen folgten starke Stöße in der Richtung von Nordnordost gegen Südsüdwest. Die Dauer des Erdbebens betrug zehn Sekunden. Es hätte nur noch eines oder zweier Stöße von der Heftigkeit des letzten bedurft und über Agram wäre ein fürchterliches Verhängnis hereingebrochen. Schon nach dem ersten Stoße hüllte sich die ganze Stadt in eine Staubwolke; Schornsteine, Feuermauern, Gesimse u. s. w. stürzten ein, schlugen Dächer durch und bedeckten die Gassen mit Schutt. Das dumpfe Dröhnen und Rollen im Innern der Erde wurde von dem Krachen und Prasseln des stürzenden Mauerwerks, von dem Angst- und Hilfegeschrei der in Todesangst schwebenden Bewohner übertönt. Mit jeder Schwankung des Bodens nahm die Verwüstung zu. Man kann sagen, daß kein etwas höheres Gebäude unbeschädigt blieb, während bei vielen die Mauern derartige Risse bekamen, daß sie wegen drohender Gefahr des Einsturzes sofort verlassen werden mußten. In den Magazinen der Kaufleute wurden fast alle Flaschen mit Wein, Spirituosen u. dergl. zertrümmert. Viele Menschen stürzten während des Erdbebens, und nachdem auch dieses vorbei war, auf die Gassen und freien Plätze. Etwa fünf Minuten nach dem ersten Erdbeben folgte ein zweites und um 8 Uhr 27 Minuten 55 Sekunden ein drittes, beide jedoch nur von kurzer Dauer und geringer Heftigkeit. Im Laufe der Nacht vom 9. auf den 10. wurden dann noch fünf weitere, leichte Erdstöße verspürt. Ein großer Teil der Bevölkerung befand sich trotz des Regenwetters die Nacht über in den Straßen und öffentlichen Lokalen; die wenigsten getrauten sich, in ihren Wohnungen zu übernachten. Die Aufregung war bis zum Morgen außerordentlich stark. — Der durch das Erdbeben verursachte Schaden wurde auf mehrere Millionen österreichische Gulden geschätzt, abgesehen von dem unberechenbaren Schaden an den Kirchen. Der stolze Dom, mehrere andere Gotteshäuser, die Regierungsgebäude und vornehmsten Paläste sahen nach dem schrecklichen Ereignisse wie Ruinen aus; viele Häuser drohten mit Zusammensturz, andere zeigten klaffende Risse, und mit jedem neuen Beben vermehrte sich die Zahl der Wohnungen, welche unbewohnbar wurden. Der Eindruck dieser Naturereignisse auf die Bewohner war ein entsetzlicher. Der furcht-

baren Erregung folgte tiefe Niedergeschlagenheit. Nahezu ein Drittel der Einwohner verließ die Stadt, meist Frauen und Kinder, und die Zurückgebliebenen sahen mit dumpfer Ergebung, ja mit einer Art Todesverachtung den weiteren Geschicken der Stadt entgegen. Man verbrachte die Nächte auf den Straßen, in Baracken, Omnibussen und Eisenbahnwagen. Geschäfte und Verkehr stockten; Kirchen und Schulen wurden geschlossen.

2. Mehrere Tage lang wiederholten sich die Erschütterungen des Bodens und machten sich in mehr oder minder starken Stößen bemerkbar. Von großer Heftigkeit war vornehmlich der am 11. November um 11 Uhr 26 Minuten vormittags erfolgende Stoß, der abermals allerorten Einstürze verursachte. Ergreifend ist die Schilderung, welche ein Augen- und Ohrenzeuge über die Nacht vom 15. auf den 16. November gibt:

„Es war eine laue, unheimlich laue Novembernacht, als ich gestern im offenen Fenster lag und auf die Straße hinabsah. Ich hatte die Kleider nicht abgelegt. Die Straße war leer. Voll Zuversicht, daß das Unheil überstanden sei, hatten die armen Menschen ihr Lager aufgesucht, um nach langen Tagen der Angst und des Schreckens zu ruhen. Wo Quergassen in die Hauptstraße münden, warf der Mond ein fahles Licht über die Straße. Sonst lag auf ihr der dunkle, bleifarbene Schlagschatten der Häuser, aus welchem die kleinen Stechflammen der Petroleumlaternen wie gelbe Punkte, jede von einem matten Hof umgeben, hervorblinzelten. Es war gegen Mitternacht, und alles war still. Ich hatte gehört, daß Hunde verspüren, wenn ein Erdstoß bevorsteht, und daß die Pferde, wenn einer geschehen ist, nicht durchgehen, sondern auf einander zulaufen und die Köpfe zusammenstecken, zitternd, aber sonst ruhig.

Eben dachte ich über diese merkwürdige Erscheinung nach. Der Mond stand hoch am Himmel, blank und rein. Da hörte ich plötzlich zuerst in den nahen Höfen, dann auch in der Ferne die Hunde bellen und jammervoll aufheulen. Gleich darauf war es, als ob in meinem Zimmer hinter mir ein Riesenfuß zweimal mit furchtbarer Gewalt aufstampfe, so daß alles erdröhnte und alle Wände knisterten und knackten. Es war unheimlich genug; aber ehe ich mich erschrocken umblickte, gewahrte ich, wie die lange Straße sich in einer Wellenlinie zu bewegen schien,

und wie ein leiser Staub über die Dächer sich erhob und im Mondlicht flimmerte. Dazwischen flogen ängstlich pfeifende Spatzen auf und mit klatschendem Flügelschlag scheue Tauben. Hinter den Hausthoren hörte man das Gekreisch wild gewordener Katzen und von allen Höfen ringsum das Krähen der Hähne. Die nächtliche Luft roch nach Staub und Unheil. Das Haus, in dessen Fenster ich lag, zitterte — ich fühlte es in den Ellenbogen noch lange nach — und der Kupferstich an der Wand schaukelte mit scharrendem Geräusch. Es war der Erdstoß um Mitternacht des 15. November.

Nur wenige Minuten dauerte es, da hörte man den knarrenden Ton der Schlösser in den Hausthoren. Diese öffneten sich hastig, und heraus stürzten Haufen wehklagender Menschen, Frauen und Kinder im Nachtgewande. Aus allen Häusern kamen sie heraus und liefen den großen Plätzen zu. Im Nu war die ganze Gasse voll weißer Menschen. Es war ein unheimlicher, gespenstiger Anblick. Ich ging hinab, um zu sehen, was in der Stadt geschehen werde. Die Erde zitterte beständig leise. Dann plötzlich erfolgte ein zweiter Stoß, nicht so stark wie der erste, aber doch geeignet, das Entsetzen der Menge zu steigern. Alles rannte, im Dunkel der bleiernen Schatten halb unsichtbar, im grellen Mondlicht dort, wo Quergassen einmünden, in gräßlicher Deutlichkeit, alles sich ängstlich in der Mitte der Straße haltend.

Der Hauptplatz der Stadt war dicht mit Menschen besetzt. Einige bemächtigten sich der Kutschen, um darin die Kinder unterzubringen, andere suchten in etlichen Buden, die dort stehen, Zuflucht. Doch gab dies nur Platz für wenige. Die meisten, an viertausend, mußten auf dem nackten Boden liegen. Auf dem Zryniplatz, wo eine Gartenanlage ist, lagen die Kinder wie Heringe neben einander auf dem feuchten Rasen und wimmerten, und die Mütter wußten sich nicht zu helfen und weinten aus Verzweiflung. Es war ein herzzerreißender Anblick. Ich ging wieder nach dem großen Platze zurück. Dort ist das große Kaffeehaus. Drinnen war es voll von Menschen, vornehm und gering durch einander. Stearinkerzen gaben ein spärliches Licht. Alle, die hier auf dem Platze versammelt waren, hatten ihre berstenden Wohnräume verlassen müssen.

Neben dem Kaffeehaus steht ein Krankenhaus der barmherzigen Brüder. An dessen Fenstern rüttelten von innen die Kranken und Tollgewordenen, verlangten unter gellendem Geschrei, herausgelassen zu werden, und machten Miene, sich aus dem Fenster zu schwingen.

Unablässig zitterte die Erde leise; unablässig rieselte von den Dächern Ziegelgrus und Staub, und mitten aus der stöhnenden Menge erhob sich die goldschimmernde Reiterstatue des Fürsten Jellachich, dessen drohend erhobene Klinge im Mondlicht blinkte.

Der Zustand war unerträglich. Viele machten sich daran, in den breiteren Straßen auf und ab zu wandeln. Dies sah schrecklich aus. Es war eine Promenade, ja, aber was für eine! Eine Promenade der Angst und Verzweiflung auf bebendem Boden, angesichts der langsamen Zerbröcklung ihrer Wohnsitze, ihrer warmen Stuben für Frau und Kinder, in Aussicht auf verderbliche Krankheiten, die das Verweilen in feuchter Winternacht herbeiführen muß, in Aussicht auf vollständigen Ruin des Wohlstandes. Aber still und ergeben, voll edler Männlichkeit fügten sich die Bürger dieser würdigen Stadt in das Schicksal, gegen welches der Mensch vollkommen ohnmächtig ist; und während der ganzen schrecklichen Nacht hörte man kein hartes Wort, und nirgends fand eine Ausschreitung statt. So erbarmungslos die Natur zuweilen mit dem Menschen verfährt, so groß und überlegen zeigt sich dieser im allerschwersten Unglücke.

Aber die Nacht war noch nicht überstanden. Der Boden bebte noch immer, und manchmal ließ sich ein Stoß verspüren, und nach jedem Stoße krähten alle Hähne, die einen in tiefen, die anderen in hohen Tönen, alle jammervoll. Es war ungefähr 4 Uhr. Da hörte man ein Grollen unter der Erde. Dann erfolgte ein fürchterliches Stoßen, Rütteln, Schwingen, das vielleicht 7 Sekunden dauerte. Es war schreckenvoll. Die Frauen schrieen und verfielen in krampfhaftes Weinen. Man drängte sich in die Mitte der Straßen zusammen. Schornsteine krachten, Dachziegel prasselten, Staub wirbelte, Sperlinge flogen kreischend auf, die Hunde heulten, und als der Stoß vorüber war und der Mensch in seiner Angst verstummte, krähten alle Hähne abermals."

So die Schilderung dieser Schreckensnacht. Schon mit den Morgenzügen verließen wieder viele Einwohner die Stadt; den Tag über wurde die Auswanderung zu einer wahren Massenflucht. Seit dem 15. November haben sich jedoch die Erdstöße nur schwach wiederholt, und am 23. war die Erscheinung zum ersten Male ausgeblieben. (Nach Illustr. Zeitung u. Palatina.)

217. Gröfse der Sonne. †

Wir lesen in den Lehrbüchern der Erd- und Himmelskunde, dafs die Sonne wenigstens 182600 Meilen Durchmesser, über 600000 Meilen Umfang und 3700 Billionen Kubikmeilen Inhalt habe. Aber was ist denn eine Kubikmeile? In eine Kiste von der Gröfse einer Kubikmeile liefsen sich alle Städte, Dörfer, Schlösser, Pyramiden, Eisenbahnen, Festungen, kurz alles, was an Menschenwerk auf Erden vorhanden ist, einpacken, dazu auch alles, was da lebt und webt an Menschen und Tieren.

Ist es denn aber auch wirklich wahr und richtig und menschenmöglich, dafs eine einzige Kubikmeile so grofs ist? Sollte man wirklich eine Kiste, von der jede Wand eine Meile lang und hoch ist, gar nicht füllen können? Wie, haben wir nicht Maschinen, die alles in der Welt machen; sollten wir nicht eine Maschine herstellen können, die auch diese Aufgabe löst? Frisch auf! Wir müssen's gleich probieren!

Wir bauen eine Ziegelei und wenden eine solche Maschine dabei an, dafs in jeder Sekunde ein Ziegelstein fertig wird, der 0,1 m hoch und ebenso dick und ebenso breit ist, das heifst: ein ziegelsteinerner Würfel von 0,1 m Kante. Wir richten die Maschine ferner so ein, dafs sie Tag und Nacht im Gange bleibt und zugleich bei der Fabrikation jeden fertigen Stein ordnungsmäfsig in die Kiste packt. Da müfste es denn doch kurios zugehen, wenn wir nicht bald die Kiste voll bekämen!

Wohlan, die Maschine ist fertig und sie arbeitet schon! In jeder Sekunde — das ist eine Kleinigkeit — liefert sie einen Stein und legt ihn — was noch mehr ist, ordentlich in die Kiste. Das geht so schnell, dafs unser Auge kaum folgen kann. Darum wollen wir's abwarten; denn sie wird gewifs recht bald damit fertig werden!

O ja, recht bald! Wir können's ganz genau berechnen. In jeder Sekunde macht sie einen Ziegelstein, also in der Minute 60, in der Stunde 60mal so viel, also 3600, und in einem Tage 24mal so viel, also 86400. Durch ein ganzes Jahr gar macht sie 365mal so viel, und das gibt 31536000 solcher Ziegelsteine.

Nun wollen wir einmal sehen, wie viel solcher Ziegelsteine sich in unsere Kiste legen lassen.

Wir belegen erst ordnungsmäfsig reihenweise den Boden der Kiste. Jede Reihe ist eine Meile oder in runder Zahl 7500 m lang; folglich gehen auf eine Reihe 75000 Steine. Da aber der Boden fünfundsiebenzig tausend solcher Reihen fafst, so müssen wir 75000 mal 75000 Steine haben, um den Boden zu bedecken; das sind netto 5625 Millionen Steine.

Da nun unsere Maschine jährlich nur 31536000 liefert, so kann sich's jedes Kind ausrechnen, dafs sie in 178 Jahren, in welchen sie Tag und Nacht arbeitet, noch nicht einmal so weit ist, auch nur den Boden der Kiste mit Steinen zu belegen!

Nun aber ist unsere Kiste auch eine Meile hoch, das heifst, sie braucht, um gefüllt zu werden, 75000 solcher Schichten, wie die ist, welche den Boden bedeckt, und wenn man eine kleine Rechnung, die jeder Schulknabe machen kann, ausführen will, wird man sich überzeugen, dafs unsere Maschine nicht so schnell mit ihrer Arbeit fertig wird, als wir es geglaubt haben. Sie wird Tag und Nacht, jahraus jahrein ohne Unterbrechung über

13 Millionen Jahre arbeiten müssen, um ihre Aufgabe zu vollenden!

Hätte Adam vor 6000 Jahren zehn solcher Maschinen aufgestellt, um die eine Kiste zu füllen, so wäre bei ununterbrochener Arbeit derselben erst der 222,5te Teil davon gefüllt!

Das ist eine einzige Kubikmeile, ein Würfel, der nur eine Meile lang, eine Meile breit und eine Meile hoch ist, und da man aus der Erdkugel 2650 Millionen solcher Würfel schneiden kann, so müssen wir, bei allem Respekt vor einem einzigen Würfel, einen ganz besondern Respekt vor der Erdkugel bekommen! Wie bereits erwähnt, enthält die Sonne 3700 Billionen Kubikmeilen, und da wir uns ungefähr ein Bild von einer einzigen Kubikmeile machen können, müssen wir die Frage beantworten: wie viel ist denn eigentlich eine Billion?

Eine Billion ist eine Million mal Million und sieht in Zahlen geschrieben so aus: 1000000000000. Allein Zahlenreihen geben nicht die mindeste Vorstellung von der Menge, welche sie ausdrücken. Unser Auge — vielleicht auch unser Verstand — ist so beschränkt in Auffassung von Mengen, dafs wir kaum mehr als drei Dinge mit einem Blick überschauen. Wenn wir die nebenstehenden sechs Gedankenstriche (— — — — — —) mit einem einzigen Blicke zählen wollen, so teilen wir sie unwillkürlich in zweimal drei ein und fassen sie dann erst als sechs auf. Gröfsere Mengen lernen wir erst nach vieler Erfahrung schätzen, und von Mengen, über welche wir keine Erfahrung haben, können wir uns auch gar keine Vorstellung machen.

Eine Billion ist so viel, dafs ein Mensch, der im stande ist, in jeder Sekunde zwei zu zählen, an zehntausend Jahre Tag und Nacht zählen müfste, um eine Billion auszählen zu können!

Da man nun aus der Sonne 3700 Billionen solcher

Würfel schneiden kann, von denen jeder eine Meile lang, breit und hoch ist, so ist es ganz unzweifelhaft, dafs, wenn irgend eine Hand es vermöchte, in jeder Sekunde drei solche Kubikmeilen von der Sonne abzureifsen und fortzuschleudern, sie volle 37 Millionen Jahre zu thun hätte, um die ganze Sonne zu vernichten. (Bernstein.)

218. Kannitverstan. †

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese grofse und reiche Handelsstadt, voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein grofses und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen bis nach Amsterdam noch keines gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, gröfser als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund," redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heifst, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternblumen und Levkojen?" — Der Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan!"

und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heifst auf deutsch so viel als: Ich kann Euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das mufs ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er, und ging weiter. Gassaus, gassein kam er endlich an den Meerbusen, der da heifst: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wufste anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein grofses Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer wurden ausgeladen. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heifse, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan!" war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen grofsen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen

Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüfsten, dafs sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hute in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Exküse. „Das mufs wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, dafs Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar grofse Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan!“ rief er aus, „was hast du nun von all' deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leichentuch, und von all' deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute.“ Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Brot und Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, dafs so viele Leute in der Welt so reich seien und er so

arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein grofses Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab. (J. P. Hebel.)

219. Das beste Ruhekissen.

Es lag ein Mann auf seidnem Pfühl;
Doch schlug sein Herz ihm bang und schwül.
Er warf sich hin, er warf sich her,
Als ob sein Bett von Dornen wär',
Und träumt' er, war's ein banger Traum;
Denn in des Herzens dunklem Raum,
Da wohnte Schuld und Furcht vor Strafen
Und ließ nicht ruhen ihn und schlafen.
Ein andrer Mann lag nebenbei
Auf einer harten, niedern Streu.
Doch schlief er sanft und träumte süß
Vom Himmelsglück im Paradies.
Und fragst du, wer ihn eingewiegt,
Ihn, der so sanft und friedlich liegt?
Sein Engel war's, sein gut Gewissen,
Das legte sanft sein Ruhekissen. (Agnes Franz.)

220. Wanderers Nachtlieder. †

1. Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach, ich bin des Treibens müde;
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süfser Friede,
Komm', ach komm' in meine Brust!

2. Über allen Gipfeln
Ist Ruh'.
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch! (Goethe.)

221. Die drei Blicke.

Ein frommer Mann wurde einst gefragt, woher es denn komme, daß er trotz aller Drangsale des Lebens doch solchen Gleichmut in sich bewahren könne. Der antwortete: „Das kommt daher, daß ich meine Augen wohl in acht nehme; denn alles Böse kommt durch die Sinne zum Herzen, aber auch das Gute." Auf die weitere Frage, wie er das mache, sagte er: „Jeden Morgen, ehe ich an die Geschäfte und unter die Menschen gehe, richte ich meine Augen bedachtsam auf drei Dinge: Erstens hebe ich sie gen Himmel und erinnere mich, daß mein Hauptgeschäft und das Ziel meines Lebens und Strebens dort oben sei. Zweitens senk' ich sie zur Erde und bedenke, wie wenig Raum ich bedarf, um einst mein Grab darin zu finden. Drittens endlich schau ich mich um und betrachte die Menge derer, denen es noch schlimmer ergeht als mir. Auf diese Weise getröste ich mich alles Leides und lebe mit Welt und Menschen zufrieden in Gott." (B. Auerbach.)

222. Sprüche. †

1. Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisekleid,
Damit man durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

2. Menschlich ist es, Sünde treiben;
Teuflisch ist's, in Sünde bleiben;
Christlich ist es, Sünde hassen;
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

3. Aug' und Ohren sind die Fenster, und der Mund die Thür ins Haus:
Werden diese wohl verwahret, geht nichts Böses ein und aus.

4. Nicht das viele Wissen thut's,
Sondern wissen etwas Gut's.

(Fr. v. Logau.)

223. Der Mond. †

Der Mond ist unter allen Himmelskörpern der Erde am nächsten. Seine Entfernung ist zwar zu verschiedenen Zeiten etwas verschieden, aber im mittel berechnet, beträgt sie ungefähr 54000 Meilen. Man ist deshalb im stande, mit großen Ferngläsern die Oberfläche des Mondes und ihre Beschaffenheit ziemlich genau zu beobachten. Schon mit bloßen Augen kann man auf derselben verschiedene dunkle Flecken bemerken, von denen oft scherzweise gesagt wird, daß sie eine Frau darstellen, welche dasitzt und spinnt, oder einen Mann und eine Frau, welche einen Wasserzuber tragen. Durch Ferngläser kann man sich überzeugen, daß die helleren Teile hohe Berge sind, welche nach ihrer Gestalt Ähnlichkeit mit unsern feuerspeienden Bergen haben, die dunkeln Flecken aber Thäler und Schatten, welche die Berge hinter sich werfen, wenn sie von der Sonne beleuchtet werden. Es hat sich auch als wahrscheinlich herausgestellt, daß der Mond keinen Luftkreis um sich hat, wie die Erde, und daß sich auf seiner Oberfläche auch keine Meere befinden. Daß man auf der Mondesoberfläche Menschen und Häuser gesehen habe, wie hie und da schon erzählt worden, ist durchaus unbegründet; denn das stärkste Vergrößerungsglas vergrößert nur 2000mal, d. h. durch dasselbe sieht man den Mond um 2000mal näher, also etwa so nahe, als ob er bloß 24 Meilen von uns entfernt wäre. Aber welches Auge kann auf die Entfernung von 24 Meilen Häuser und Menschen unterscheiden? Was wir von der Beschaffenheit des Mondes wissen, deutet nur darauf hin, daß, wenn sich auf ihm lebende Wesen befinden, dieselben nicht so beschaffen sein können als wir.

Wie die Erde von der Sonne angezogen wird und infolgedessen sich um dieselbe bewegt, auf dieselbe Weise wird der Mond von der Erde angezogen und läuft deshalb um diese. Da die Erde aber zu gleicher Zeit sich um die

Sonne bewegt, so geht der Mond mit, und der Weg, welchen er beschreibt, bekommt dadurch Ähnlichkeit mit den Gängen einer Schraube; dabei muß der Mond zuweilen zwischen die Erde und die Sonne zu stehen kommen, zu andern Zeiten eine dieser entgegengesetzte Stellung einnehmen.

Der Mond ist an sich dunkel wie die Erde und erhält sein Licht nur von der Sonne. Da er aber eine Kugel ist, so kann die Sonne nicht mehr als die Hälfte desselben zu ein und derselben Zeit beleuchten. Nun hängt es von der Stellung des Mondes zur Erde ab, ob wir die ganze erleuchtete Hälfte oder einen Teil davon oder nur die dunkle, nicht erleuchtete Hälfte desselben zu sehen im stande sind. So entstehen die verschiedenen Mondswandlungen, von welchen wir vier Hauptstellungen unterscheiden: erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel, Neumond.

Gewöhnlich nimmt man an, daß zwischen jeder Mondswandlung sieben Tage vergehen. Demzufolge sollte jeder Mondmonat oder die Zeit von einem Neumonde zum andern 28 Tage betragen, und auf jedes Jahr würden somit 13 Neumonde fallen, wenn wir 365 Tage im Jahre rechnen. Dies verhält sich jedoch nicht ganz so. Der Mond bewegt sich nämlich nicht immer gleich schnell, so daß nicht alle Mondmonate gleich lang sind. In der Mittelzahl aber kann man die Zeit zwischen zwei Neumonden oder zwei Vollmonden auf 29½ Tag annehmen, und es treffen deshalb 7 Tage und 9 Stunden auf jede Mondswandlung. Daher kommt es, daß der Mond etwas über 12 mal im Jahre seinen Weg um die Erde macht, und daß wir in gewissen Jahren 12, in andern 13 mal Vollmond haben. Während also die Erde (im Jahre) einen Umlauf um die Sonne macht, bewegt sich zu gleicher Zeit der Mond 12- bis 13 mal rings um sie.

(Tutscheck.)

224. Sinnsprüche. †

1. Es weichen Sonn' und Mond einander freundlich aus;
Selbst ihnen wäre sonst zu eng ihr weites Haus.

2. Bei Unverträglichkeit gedeiht kein Feu'r im Haus;
Der eine bläst es an, der andre bläst es aus.

(Fr. Rückert.)

225. Der Sternenhimmel. †

Wenn am Abende das schöne Licht des Tages verschwindet und finstere Schatten Stadt und Dorf umziehen, wenn das laute Geräusch des Lebens verstummt und alle müden Sterblichen zum Schlafe niedersinken, dann erhebt sich ernst und feierlich die Nacht, und vom Himmel herab strahlen die ewigen Gestirne in unsere Finsternis hernieder und leuchten aus der Unendlichkeit des Weltalls freundlich herab.

Diese herrlichen Gestirne, welche bei Nacht am Himmelsgewölbe leuchten und samt Sonne und Mond uns Erdbewohnern zum Abmessen unserer Jahre dienen, sind Welten von sehr verschiedener Art und Ordnung, und sie sind Zeugen von der unendlichen Weisheit, Macht und Güte unseres Gottes.

Die Zahl und Mannigfaltigkeit der Sterne ist unendlich groß. Mit unbewaffnetem Auge kann man beim reinsten Himmel nachts beinahe 1100 Sterne, d. h. 1100 Weltkörper zählen, die größer als unser Erdball sind. Wird aber der scharfe Blick des Auges durch Fernrohre bewaffnet, so erkennt man in dem ungeheuren Raume des Himmels, soweit wir ihn übersehen können, über 80000 Sterne, von denen einer immer tiefer hinaus im unendlichen Raume des Weltalls steht, als der andere. Durch die besten Fernrohre aber erblickt man eine noch weit größere Menge von Gestirnen. Sternkundige haben vermittelst ihrer weitreichenden Fernrohre an einem nur kleinen Fleck des Himmels so viele Sterne gezählt, daß, wenn alle Teile des Firmaments

in demselben Maße mit Gestirnen geschmückt sind, der ganze Himmel über 75 Millionen Sterne zählt. Könnte menschliche Kunst das Auge noch mehr schärfen, daß es in noch fernere Gegenden des unendlichen Weltalls zu dringen vermöchte — die Zahl der Himmelskörper wäre nicht mehr durch Worte auszudrücken.

Aber die Entfernung der Gestirne von unserm Erdball ist nicht minder groß als deren Menge. Die meisten dieser Sterne schweben in so ungeheurer Weite von uns, daß sie auch durch die allerkostbarsten Fernrohre nicht größer erscheinen, als wir sie mit bloßem Auge sehen können. Es gibt keine Zahl, ihre Entfernung von uns auszudrücken. — Einer der allernächsten Sterne für uns ist das prachtvolle Tagesgestirn, die Sonne. Sie erscheint, durch das Fernrohr betrachtet, noch vergrößert, und doch beträgt ihre Entfernung von uns 20 bis 21 Millionen Meilen. Dies ist eine ungeheure Entfernung, von der wir uns einen ungefähren Begriff machen können, wenn wir bedenken, daß eine Kanonenkugel bei aller ihrer Geschwindigkeit dennoch über 25 Jahre fliegen müßte, um von der Sonne ab auf unsere Erde zu kommen.

Der Fixstern, welcher nach der Sonne unserer Erde am nächsten steht, ist der hellglänzende Sirius. Er ist über 10 Billionen Meilen, also gegen 400 000mal weiter von uns entfernt, als die Sonne. Eine Kanonenkugel würde erst in 10 Millionen Jahren von der Erde aus dahin kommen, und sein Licht gelangte erst nach 7 ½ Jahren zu uns. Diese ungeheure Entfernung nennen die Astronomen eine Sternweite.

Welche Größe des Weltalls! Welche Unendlichkeit! Und doch sehen wir gewiß nur den geringsten Teil dieser im grenzenlosen Himmelsraum wandelnden Sonnen und Erden. Noch strahlen und wandeln Millionen und Millionen derselben in weit entlegeneren Gegenden. Denn von Jahrhunderten zu Jahrhunderten haben die Sternkundigen hin

und wieder einen neuen Stern erblickt, der viele Jahre lang neben andern Gestirnen leuchtete, dann wieder schwächer glänzte und, sich in die Ewigkeit des Weltalls verlierend, verschwand. Wohin ging er? Wem leuchtet er jetzt? — Ebenso erscheinen von Zeit zu Zeit jene unter dem Namen Kometen bekannten Gestirne. Sie treten aus unbekannten Fernen allmählich immer heller hervor, strahlen mit sonderbarem Glanze, wenden sich wieder von uns ab, werden, je weiter sie in den grenzenlosen Weltenraum zurückkehren, kleiner, leuchten immer schwächer, bis sie dem Auge ganz entfliehen. Wer sagt uns, wo im uferlosen Weltall ihre Heimat sei?

Aber unser Erstaunen über die Größe des endlosen Raumes, den wir Sternenhimmel nennen, steigt mit jeder neuen Betrachtung. Wir erblicken einen hellen, weißglänzenden Streifen, gleich einer entfernten lichten Wolke von Nordwest nach Südost mitten durch den heitern Nachthimmel gezogen. Dieser weiße, ewig bleibende Schimmer wird von uns die Milchstraße genannt. Umsonst sucht das Auge, mit den kostbarsten Fernrohren bewaffnet, diese erhellte Himmelsgegend zu durchforschen. Es findet nichts als ein ungeheures Meer unveränderlichen Glanzes. Es sind die verworrenen Strahlen von Millionen und abermals Millionen entfernter Sonnen; es ist das Licht von so weit im unermeßlichen Abgrund des Himmels befindlichen Gestirnen, daß wir diese selbst nicht mehr sehen können. Nur der letzte matte Schimmer ihrer Strahlen berührt noch schwach unsern Blick. Wohnten wir auf einem andern, jener Milchstraße näher schwebenden Weltkörper, dann würden wir statt des weißglänzenden breiten Streifens am Himmel einen Ozean von Glanz und Licht aus Milliarden Sonnen, Stern dicht an Stern gedrängt, sehen, so daß alles nur ein einziges Feuer zu sein schiene.

Die verwegenste Einbildungskraft schaudert in dieser Grenzenlosigkeit der Schöpfung furchtsam zurück. Und

könntest du mit Flügeln, schneller als der Blitz, von Stern zu Stern dich schwingen, hättest du die Erde und ihre Sonne weit hinter dir zurückgelassen, und flögest du von einem Jahrtausend durch das andere Jahrtausend — du suchtest vergebens das Ende des Weltalls. Immer neue Gestirne, neue Schöpfungen würden dir aus endlosen Entfernungen entgegenstrahlen. Und hättest du sie erreicht, so würden wieder neue glanzvolle Welten aus neuen Fernen dir aufsteigen. Du siehest kein Ende, kein Ufer. Du erreichst nicht den Saum der Allmacht und ihrer Wirkungen.

(Nach Schubert und Zschokke.)

226. Zwei Rätsel. ††

1. Es steht ein groß geräumig Haus
Auf unsichtbaren Säulen.
Es mißt's und geht's kein Wandrer aus,
Und keiner darf drin weilen.
Nach einem unbegriffnen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert.
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein.
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

2. Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schafe silberweiß.
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie der allerält'ste Greis.
Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born.
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebognem Silberhorn.
Er treibt sie aus zu goldnen Thoren
Er überzählt sie jede Nacht
Und hat der Lämmer keins verloren
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten.
Ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
Und auch den Hirten zeig' mir an!

(Schiller.)

227. Der Himmel. †

Der Himmel ist, in Gottes Hand gehalten,
Ein großer Brief von azurblauem Grunde,
Der seine Farbe hielt bis diese Stunde
Und bis an der Welt Ende sie wird halten.

In diesem großen Briefe ist enthalten
Geheimnisvolle Schrift aus Gottes Munde;
Allein die Sonne ist darauf das runde
Glanzsiegel, das den Brief nicht läßt entfalten.

Wenn nun die Nacht das Siegel nimmt vom Briefe,
Dann liest das Auge drin in tausend Zügen
Nichts als nur eine große Hieroglyphe:
„Gott ist die Lieb', und Liebe kann nicht lügen!"
Nichts als dies Wort, doch das von solcher Tiefe,
Daß niemand kann der Auslegung genügen.

(Rückert.)

228. Zahl der Sterne. †

„Siehe an die Sterne! Kannst du sie zählen?"

Diese Frage des Ewigen an den betenden Abraham ertönet fort und fort an alle Geschlechter der Menschen. Jeder denkende Geist, jedes empfindende Herz richtet den Blick nach diesen leuchtenden Welten. Aber der entzückte Schauer beugt sich in Demut und findet keinen Ausdruck für die Unermeſslichkeit. Wie groſs ist die Zahl der Sterne? — Richten wir diese Frage an die heutige Wissenschaft, so beugen sich heute noch die weisesten Himmelsforscher in tiefster Ehrfurcht vor dem Ewigen und vermögen die Zahl der himmlischen Welten ebenso wenig auszusprechen, wie Abraham vor 4000 Jahren.

Um der menschlichen Fassungskraft zu Hilfe zu kommen, hat man die Sterne nach dem Grad ihrer Lichtstärke in zwanzig Klassen, und nach ihrer Gruppierung an der scheinbaren Himmelskugel in sechzig verschiedene Sternbilder geordnet. Zu den Sternen erster Gröſse, welche am stärksten leuchten, zählt man nur zwanzig. Sie sind auf jede der beiden Himmelshalbkugeln fast gleichmäſsig verteilt. Zu ihnen gehören u. a. Sirius, der hellste Fixstern, und Regulus im Herzen des Löwen. Sterne zweiter Gröſse, welche so freundlich wie z. B. die Edelsteine im Gürtel des Orion und der Polarstern und wie die sechs helleren Sterne des Himmelswagens blinken, zählt man fünfundsechsig.

Schon die Sterne fünfter Gröſse haben für das unbewaffnete Auge nur noch einen schwachen Schimmer, wie z. B. das sogenannte Reiterlein über dem mittleren Sterne der Deichsel des Wagens; es gibt deren 1160. Die Gesamtzahl der Sterne von der ersten bis sechsten Gröſse, welche sämtlich noch mit scharfen, unbewaffneten Augen erkennbar sind, beträgt 4022. — Zu den Sternen der siebenten Gröſse, mit denen die teleskopischen*) beginnen, gehören über 13000, zur achten Gröſse 40000, zur neunten 142000. Bis zur zwanzigsten Gröſse schätzt man ihre Zahl auf zwei Millionen. Davon sind bereits mehr als 100000 in den Jahrbüchern und Verzeichnissen der Himmelsforscher nach ihrer örtlichen Stellung genau bestimmt. Durch das ungeheure Herschel'sche Spiegelteleskop mit 180facher Vergröſserung sind nach Struve 20374000 Sterne sichtbar. Mittels des vierfüſsigen Teleskops zählte W. Herschel in der Nähe des Orion in einem Streifen von fünfzehn Himmelsgraden Länge und zwei Graden Breite — d. i. in dem 1375sten Teile der ganzen Himmelskugel — 50000 Sterne. Ein andermal

*) D. h. nur mit Teleskopen oder Fernröhren erkennbaren.

sah er in einer Zeit von 41 Minuten in der Nähe der Milchstrafse nicht weniger als 258000 Sterne vor dem Gesichtsfelde seines Fernrohres vorüberziehen. Durch sinnreiche Zählung dieses Gesichtsfeldes und darauf gestützte Berechnung hat er allein die Sterne der Milchstrafse auf 36 Millionen geschätzt.

Rechnet man auf eine Quadratsekunde der scheinbaren Himmelskugel durchschnittlich nur einen Stern, welche Annahme aber viel zu gering ist, weil die Sterne in den meisten Himmelsgegenden weit dichter stehen, so ergeben sich für den ganzen Himmel 148 Millionen Sterne.

Das sind indessen nur die selbstleuchtenden Sonnen. Wie viele Myriaden*) von Weltkörpern diese Sonnen zu Trabanten haben — wer will das erforschen?

Und diese Millionen Sonnen gehören nur erst dem einen Fixsternsystem an, welchem auch unsere Sonne mit ihrer Planetenwelt als ein Glied einverleibt ist. Jede dieser Sonnen hat in der grofsen Fixsternwelt ihren bestimmten Ort und ihren vorgezeichneten Weg zur Übereinstimmung des Ganzen.

Die Welten, welche dem Schöpfungswort des Ewigen entströmen, sind nur erst zum kleinsten Teil zur Kenntnis des Menschen gelangt. Mit jeder Verstärkung unserer Sehwerkzeuge erweitert sich das Beobachtungsgebiet der Schöpfung. Die neuesten Teleskope eröffnen im Hintergrunde der Milchstrafse immer neue Weltenscharen. Auch das 54füfsige Riesenteleskop des Lord Rosse ist nicht im stande, den weifsglänzenden Hintergrund der Milchstrafse, der ein Abglanz von Myriaden Sonnen ist, in einzelne Sterne aufzulösen.

Wie grofs und herrlich auch das Schöpfungsgebiet dieser zahllosen Sonnen erscheint, es ist noch nicht das

---

*) Myriade = eine unzählbare Menge.

Weltall, sondern nur ein kleines Stückchen desselben — eine Weltinsel unter Millionen andern, welche an Pracht und Gröfse der unsrigen völlig ebenbürtig, aus unergründlichen Tiefen des Weltraumes zu uns herüberleuchten. Man hat die Zahl sämtlicher mit unsern jetzigen Sehwerkzeugen wahrnehmbaren Sterne auf 500 000 Millionen geschätzt. Aber auch diese Schätzung ist nicht erschöpfend; denn in Höhen und Tiefen, welche keine menschliche Sprache auszudrücken vermag, schwimmen Weltsysteme ohne Zahl.

Sind diese leuchtenden Welten von lebendigen, denkenden und fühlenden Geschöpfen bewohnt, wie unsere kleine Erde? Gibt es in jenen Lichtwelten Wesen, welche mit Kräften ausgestattet sind, die wir nicht verstehen, Selige, die der Gottheit näher stehen als wir? Und wenn höhere Wesen auf diesen Sonnen wohnen, sollten sie nicht durch ein geistiges Band mit ihrem Schöpfer unter einander verbunden sein, ähnlich wie die Gesamtheit ihrer Wohnplätze durch das allwirkende Band der Schwere zu einem grofsen zusammengehörenden Ganzen vereinigt ist? — Vor dem geschärften Auge der wissenschaftlichen Forschung steht vor allem so viel fest, dafs über die höheren Regionen der Schöpfung ein verklärter Lichtglanz ausgegossen ist, gegen welchen alle Gröfse und Pracht der Erde wie ein dürftiger Schatten verbleicht.

Werden nun diese Lichter des Himmels ewig leuchten, oder werden sie eins nach dem andern allmählich ausglühen und verlöschen? Wenn es Thatsache ist, dafs die Himmelsforscher schon manchen glänzenden Stern verlöschen und spurlos verschwinden, andere dagegen plötzlich aufleuchten sahen, also dafs ein Strom des Werdens auch in den höheren Regionen des Weltraumes nicht zu verkennen ist — wo ist der Ursprung dieses Lebensstromes? wo der Urquell dieses unaussprechlichen

Glanzes? wo ist der Feuerherd, dem alle diese Himmelsfunken entglommen sind? wo die Kraft, welche diese Myriaden flammender Welten ins Dasein rief?

Wenn wir auf den Schwingen des Lichts die Räume des Himmels durchschreiten, um seine Reiche zu messen, seine Ordnung zu durchforschen, die Harmonie seiner Gesetze, Kräfte und Lebensregungen anzuschauen: so wird es uns klar werden, daſs der Bau des Himmels an Erhabenheit des schöpferischen Gedankens und an Lebensfülle des Geistes alles übertrifft, was sonst die sinnliche Welt Groſses und Herrliches zu bieten vermag; wir werden staunend bekennen müssen: Ja, in Wahrheit, „die Himmel erzählen die Ehre Gottes“; ein Ozean des Lichts strömt vom Throne seiner Majestät.

Der groſse Newton wurde durch die Anschauung der himmlischen Welten so ergriffen, daſs er jedesmal, wenn er den Namen Gottes aussprach, sein Haupt entblöſste. (Böhner.)

229. Gott lebt noch.

Bei Meister Martin war die Not zuhaus.
Aus jedem Winkel guckte sie heraus;
Sie machte sich in Küch' und Keller breit;
Sie saß am leeren Tisch zur Mittagszeit
Und legte selbst am Abend schadenfroh
Sich mit dem Müden auf die Schütte Stroh.
Und ob's der Meister noch so emsig trieb,
Arbeitend halbe Nächte munter blieb,
Umsonst, es wuchs die Not mit jedem Tag.
Und mutlos ward der Meister allgemach,
Ließ ruh'n die fleiß'ge Hand und seufzte schwer
Und wankte wie ein Schatten bleich umher,
Und mahnte ihn sein Weib, auf Gott zu trau'n,
Zog er zusammen finstrer noch die Brau'n
Und brummte: „Weib, laß mir das Trösten sein!
Uns kann vom Elend nur der Tod befrei'n.“

Da schwieg die Frau und sprach kein Wörtlein mehr
Und wankte wie ein Schatten bleich umher,
Saß müßig an dem Rocken stundenlang,
Tief in Gedanken still und seufzte bang. —
Da sprach der Mann: „Was fehlt dir nur, Marie?“
Und als sie schwieg, drang er noch mehr in sie,
Sie sollte ihm ihr Leiden doch gesteh'n;
Er könne sie nicht mehr so traurig seh'n.
Und sie darauf: „Ach, in verwich'ner Nacht
Hat mir ein Traum das Herz so schwer gemacht.
Ja, bester Mann, ich will dir's nur gesteh'n,
Ich hab' im Traum den lieben Gott geseh'n.
Er lag im Sarg; sein Haar war silberweiß,
Und weinend standen Engel rings im Kreis.
Der Helfer starb. Nie endet unsre Not.
Der liebe Gott, der liebe Gott ist tot!“ —
Da lächelte der Mann nach langer Zeit
Zum ersten Mal und sprach mit Freundlichkeit:
„Ei, ei, Marie, wie du so thöricht bist!
Weißt du denn nicht, daß Gott unsterblich ist,
Daß er, erhaben über Raum und Zeit
Regiert von Ewigkeit zu Ewigkeit!“ —
„Wie,“ sprach die Frau, „so glaubst du, lieber Mann,
Daß Gott im Himmel niemals sterben kann,
Daß er derselbe bleibet fort und fort,
Und wählest ihn doch nicht zu deinem Hort
Und setzest deine Hoffnung nicht auf ihn,
Daß Hilfe stets zur rechten Zeit erschien'?“ —
Da fiel's wie Schuppen von des Mannes Geist.
„Ja, Gott ist treu, er hält, was er verheißt!
Dank, liebes Weib! Du wecktest mein Vertrau'n!
Auf Gottes Hilfe will ich freudig bau'n,
Und zag' ich jemals wieder in der Not,
Dann frag' mich nur: Ist denn der Herrgott tot?“ —

(Jul. Sturm.)

230. Die Nacht. †

Die Nacht ist die Verkünderin Gottes, denn sie deutet auf ihn, den Nimmermüden. — Es ist Nacht, sagen wir,

Nacht in der Schöpfung. Nun ruhen alle Wälder, es ruhen Städt' und Felder, es ruht die ganze Welt. — Aber verhält es sich so, wie es dem einfältig frommen Sinne in diesem Bilde deucht? Ist die Erde das Universum? Und schlummert auch in den Höhen das Leben ein, wenn es hier unten schlafen geht? Überdies, ruht denn die ganze Erde, wenn uns die Nacht grüßt? Wandert nicht des Tages wohlthätige Herrin, die Sonne, wenn sie uns verläßt, den Bewohnern der entgegengesetzten Erdhälfte zu? Für wen ist Nacht, Staubgenossen? Für uns ist Nacht. Wir können einen Tag, der nimmer endet, noch nicht leben.

Für Gott ist keine Nacht. Denn auch Finsternis ist nicht finster bei ihm. Die Nacht leuchtet, wie der Tag; Finsternis ist wie das Licht. Und was ist, wenn ihr wähnet, es ruhe alles auf der nachtumschatteten Erde? Feiert nun die gesamte Thätigkeit? Werdet ihr nun keine Spur des Lebens gewahr? Hat er nun weggenommen seinen Odem und zurückgezogen seine Hand, der allwaltende Weltgeist? — Durchwandert die Finsternis! Hört ihr die Gesänge und den Reigen? Es ist eine fröhliche Schar, die den Tanzsaal lieber hat als den Schlaf? Seht ihr den weitherstrahlenden Kerzenschein? Er umglänzt eine festliche Tafel, die noch lange nicht aufgehoben sein wird. Bemerkt ihr das matte, einsame Licht dort? Es leuchtet einem stillen Denker, der in Nachforschungen sich vertieft hat; einem fleißigen Arbeiter, dem der Tag zu kurz ist für das lange Bedürfnis; einem armen Kranken, der die Stunden der Ruhe unter folternden Schmerzen durchkämpfen muß.

Geht in einer Sommernacht über Feld! Hier zirpt eine Grille. Da schlägt eine Wachtel. Dort summt ein Käfer. Da ruft es im Schilfrohr. Hier rauscht ein Wild aus dem Dickicht. Dort schallt es herüber wie Wächterhorn von den Hütten der Menschen. Über euch hin

schwirrt im ungewissen Fluge die Eule; und im Gebüsche flüstern auf euch hernieder die Träume der schlafenden Vöglein. Könntet ihr vollends sehen, was ihr nicht seht, und hören, was ihr nicht hört, wie würdet ihr das Klopfen, das Treiben, das Schaffen, das geheime Regen und Bewegen wahrnehmen in allen Teilen der Natur! Tretet hinaus in die Nachtluft! Der Wind haucht auch über schlummernde Fluren, und der Strom predigt im Mondscheine, wie im Mittagsglanze.

Blicket empor in die Höhe! Die Sterne finden ihre Bahn gleich der Sonne und halten unverrückt ihre ewige Ordnung, wie die Feldblume ihre Zeit. — Lauschet hinunter in die Tiefe! Während ihre Kinder schlafen, legt die Mutter Erde sie dichter an die nährende Brust; und frischeres Gedeihen steigt in die Pflanzen, „daß die Bäume des Herrn voll Saft stehen und das Land voll Früchte werde, die er schafft; daß da Gras wachse für das Vieh, und Saat zu nutze den Menschen, und der Wein erfreue des Menschen Herz, und das Brot des Menschen Herz stärke.“ — Oder bleibet ganz in der Nähe und weilet am Lager eines Schlummernden! Es ist alles still. Aber die verborgene Lebenswerkstatt: o, behorchet sie! Wie die Lungen arbeiten, wie die Brust sich hebt! Wie der Odem flüstert! Wie das Herz klopfet! Wie die Pulse zittern! Wie die Wangen glühen! Wie das Blut umläuft und der Milchsaft seine Kanäle durchströmt zu des Leibes Erhaltung! Was bedarf es weiter Zeugnis? Ihr sehet: das Leben ruhet in der Nacht, aber nicht überall ruhet es. Und selbst, wo es ruhet, ist die Ruhe nur scheinbar. Mitten durch die Ruhe gleitet allenthalben Bewegung.

Wer bewegt an seinem Herzen den Müden? Wer lebt, wo das Leben erloschen scheint? — Falle nieder, o Mensch, und bete an und empfinde, wenn du Sprache nicht hast: Er trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort, und sein Aufsehen bewahret unsern Odem! Es sind man-

cherlei Kräfte; aber es ist ein Gott, der da wirket alles in allem. Wie viele verschlossene Augen auch die Nacht zeige, das Vaterauge ist offen. Der Vater ist mitten unter den hunderttausend Schläfern der eine, der nie schläft noch schlummert, der nimmermüde Schutzgeist der Natur. (Dräsecke.)

231. Gottes Allmacht. †

Gott ist allmächtig! Wer erfasset genug den Umfang und die Tiefe seiner Macht! Alles Sichtbare und Unsichtbare, alle Erscheinungen, Kräfte und Gesetze sind das Werk seines Willens. Alles und alles, vom Grashalme bis zur Eiche, von der Milbe bis zum Elefanten, vom nadelgroßen Fischchen bis zum Seeungeheuer, von der Mücke bis zum Adler, vom Wurm bis zum Menschen, vom Wassertropfen bis zum Weltmeere, vom Sandkorn bis zum Gebirge, bis zur ganzen Erde und der Sonne und dem ganzen Sonnenhimmel, vom leisesten Lüftchen bis zum Orkan, vom matten Flämmchen der Lampe bis zum flammenden Blitze, bis zur alleuchtenden Sonne; alles Wasser, das unsichtbar in den Höhlen der Erde und in den Dünsten des Himmels ist, alle Tiere des dunkeln Abgrundes, das unendliche Heer nur dem bewaffneten Auge sichtbarer Infusorien, alles Feuer, das verborgen in den Körpern liegt, alle Luft, die wir atmen, ohne sie zu sehen, alles Leben, das sich überall regt; die Kraft im Gelenke des Wurmes und im Nacken des Löwen, der Bildungstrieb in der Blume des Feldes und in der Biene des Waldes, die Geschicklichkeit, ihre Nahrung zu finden und ihr Nest zu bauen, in der Schwalbe wie im Adler; das Gesetz, nach welchem der Tau sich bildet und der Schnee, die Ähre reift und der Apfel, der Donner rollt und der Blitz fährt, der Winter weicht und der Frühling Gras und Blüten treibt, die Sonne aufgeht und der Mond wechselt, des Menschen und des Tieres Einbildungskraft sich vorstellt, das Gedächtnis behält, der

Verstand denkt, des Menschengeistes Vernunft die Wahrheit sucht, seine Phantasie künstlerisch schafft, der freie Wille handelt, — zu all' diesem sprach Gott: „Es sei!" und es war; zu all' diesem spricht er: „Es bleibe!" und es bleibt. Spricht er: „Vergehe!" so vergeht es; spricht er: „Eine andere Welt werde, Geschöpfe ohne Zahl anderer Art!" so sind sie; trägt er sie, so bleiben sie; zieht er seinen Odem zurück, so zerfallen sie. (Hirscher.)

232. Wiege und Sarg. †

Ruhestätten gibt es gar viele im Leben — und wer kennt unter ihnen nicht die zwei wichtigsten? — Die eine steht an der Eingangsschwelle des Lebens, die andere an der Ausgangsschwelle desselben. Verschieden, sehr verschieden, ja völlig entgegengesetzt scheinen sie in ihrem Zwecke zu sein, und doch sind beide einander nahe verwandt.

Aus Brettern ist die Wiege gezimmert — und so auch der Sarg. Im Walde stand einst ein Baum, von welchem die Bretter genommen wurden. Frisch und grün streckte er seine Zweige aus, und schon damals ruhte der müde Wanderer unter ihm. Endlich wurde der Baum gefällt, sein Stamm zerschnitten und in friedlicher Werkstätte verarbeitet. Eine Wiege vielleicht und ein Sarg zugleich entstanden aus seinem Holz. Wiege und Sarg — beide also wuchsen einst kräftig und voll als Waldbaum oder als Obstbaum, auf dessen Zweigen die Vögel sangen.

Beide wurden vom Frühlinge einst belaubt und vom Herbste entblättert. Beide wurden gefällt durch Axt oder Sturm.

Und in beiden schläft der Mensch. In beiden gibt's Ruhe und Frieden. Wie harmlos liegt der Säugling in der Wiege! Keine Not ficht ihn an. Rein und ungetrübt ist der Himmel seines Lebens. Verhält sich's anders mit dem Sarge? Auch in ihm schläft der Mensch, und auch hier trifft den Menschen kein Ungemach, keine Erdennot.

Zwar ein anderer Schlaf ist's, als der Schlaf in der Wiege; denn jetzt ist er eisern, traumlos und kalt — aber sicher und geborgen doch hält er den Schläfer.

In beide steigen wir selbst nicht. Man legt uns hinein. Denn hilflos und schwach waren wir, als wir auf dem Schoße der Mutter saßen. Von ihr erlangten wir, was wir brauchten, auch die Ruhe. Die Mutter hob uns herab vom Arme und Schoße; sie legte uns liebend und sanft in die Wiege. — Starr und bleich und gebrochen an Kraft und Bewegung sind wir im Tode. Man legt uns hinein in den Sarg; denn wir selbst können uns nicht betten.

Wiege und Sarg — an beiden wird geweint. Wer kennt nicht die Thränen der Freude, die im Vater- oder Mutterauge glänzen, wenn es auf die Wiege des Kindes blickt? — Wer kennt nicht die Thränen des Schmerzes, welche in dem Auge des Kindes glänzen, wenn es am Sarge der Eltern steht? Eltern legen ihre Kinder in die Wiege, und in der Regel legen die Kinder ihre Eltern in den Sarg. Thränen gibt's hier wie da.

Wiege und Sarg — an beiden wird gehofft. — Ja, Hoffnung regt sich im Herzen, süße Hoffnung leuchtet uns entgegen, wenn wir an der Wiege unserer Lieblinge stehen. Mit ihnen hoffen wir durchs Leben zu gehen. Durch sie gedenken wir ein reines Band zu knüpfen für die Erde und Glück und Freude und Wonne zu finden. — Im Tode ist dieses Band zerrissen — aber wir hoffen mit Zuversicht, es werde in der Höhe sich wieder dauerhaft knüpfen. Und diese Hoffnung ist am Sarge unser Trost, unser Anker, unser Rettungsstern.

Wiege und Sarg — an beiden wird gebetet. — Fromme Wünsche, Gedanken und Gefühle steigen aus dem Herzen der Eltern zum Himmel auf, wenn sie an dem harmlosen Lager des Kindes stehen. Um Glück und Segen für den Liebling beten sie zu Gott. Auch an dem Sarge beten wir. Wir beten für den Toten. Wir beten für ihn um ein

gnädiges Gericht, um Himmelsfrieden und Seligkeit. Wir beten für uns um Weisheit für das Leben und Sterben.

Wiege und Sarg — immerdar werdet ihr Menschen bergen. Oft, ach — steht ihr nahe an einander, oft kaum eine Spanne weit getrennt. Doch nahe oder fern, ihr beide seid Wiegen, die eine: Wiege für die Erde — die andere: Wiege für den Himmel. (Würkert.)

233. Drei Freunde des Menschen. †

Ein Mann hatte drei Freunde. Zwei derselben liebte er sehr; der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst ward er vor Gericht gefordert, wo er hart, aber unschuldig verklagt war. „Wer unter euch,“ sprach er, „will mit mir gehen und für mich zeugen? Denn ich bin hart verklagt worden, und der König zürnet.“ Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er wegen anderer Geschäfte nicht mit ihm gehen könne. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Rathauses; da wandte er sich und ging zurück aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte aber, auf den er am wenigsten gebaut hatte, ging mit hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn losließ und reichlich beschenkte.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und geht nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes und kehren wieder in ihre Häuser zurück. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters, sie gehen voran, sprechen für ihn und finden Barmherzigkeit und Gnade. (Herder.)

234. Ein Friedhofsbesuch. †

Beim Totengräber pocht es an:
„Mach' auf, mach' auf, du greiser Mann!
Thu' auf die Thür und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein teures Grab."

Ein Fremder sprach's mit strupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh nach Kriegerart.

„Wie heißt der Teure, der Euch starb
Und sich ein Pfühl bei mir erwarb?"

„Die Mutter ist es; kennt Ihr nicht
Der Martha Sohn mehr im Gesicht?"

„Hilf Gott! wie groß, wie braun gebrannt!
Hätt' nun und nimmer Euch erkannt.

Doch kommt und seht, hier ist der Ort,
Nach dem gefragt mich Euer Wort.

Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein
Nun Euer totes Mütterlein."

Da steht der Krieger lang und schweigt,
Das Haupt hinab zur Brust geneigt.

Er steht und starrt zum teuern Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann schüttelt er sein Haupt und spricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Tote nicht.

Wie schlöß' ein Raum so eng und klein
Die Liebe einer Mutter ein?"

(Vogl.)

235. Was der Kirchhof predigt. †

Am Ruheplatze der Toten ist es stille. Hier hört man nichts vom Treiben der Straße, nichts vom Geklapper der Mühle, nichts vom fröhlichen Jauchzen spielender Kinder. Aber dennoch, wenn wir an einem teuren Grabe sitzen und eine Thräne hinabfällt in die duftenden Blüten zu unsern Füßen, da hören wir zuweilen in dem leisen Geflüster der Hängebirke oder der Trauerweide Klänge, die unserem

Herzen immer vernehmlicher werden, je andächtiger wir lauschen. Da sagt eine leise, klagende Stimme:

„Hast du den teuren Menschen, der hier zu deinen Füßen im Grabe ruht, niemals durch deine Schuld gekränkt? Bist du nie unfreundlich und rauh gegen ihn gewesen? Ach, wie oft wohl! Nun möchtest du gern durch die zärtlichste Liebe alles Unrecht wieder gut machen; aber der Tote hört nicht deine Seufzer, sieht nicht deine Thränen. Doch sei getrost! Du hast noch Vater und Mutter, hast noch Geschwister, hast noch Freunde und Genossen: ihnen trag' alle die Liebe entgegen, welche du für den Entschlafenen fühlst, sie werden diese Liebe mit warmem Herzen empfinden und dir dafür danken. O liebe, liebe, so lange du lieben kannst!"

Und unser Blick schweift hin über die lange Reihe von Gräbern, die alt und jung, reich und arm, vornehm und gering in sich bergen, und sie alle umschließt doch eine Mauer, alle deckt eine Erde, alle ergreift eine Verwesung; da ist es, als ob wir es in den hohen Zweigen der Ulmen rauschen und brausen hörten:

„Der Mensch ist wie ein Gras, das da frühe blühet und des Abends abgemäht wird und verdorret. Und du willst dich mit Jugend und Schönheit brüsten? Du trotzest auf deine Stärke? Du siehst, weil dein Vater reicher und vornehmer ist als der Nachbar, auf dessen Kind mit Hochmut und Verachtung herab? Du bist doch nur von der Erde genommen und sollst wieder zur Erde werden. Laß ab von deinen hochfahrenden Gedanken, du Erdenwurm! Hierher wirst auch du einst getragen, und alles, womit du jetzt prunkest, mußt du dann hinter dir lassen. Beuge dich vor dem Allmächtigen und sei demütig gegen deine Nächsten!"

Bei solchem Klange durchfährt uns ein Schauer, und wir fühlen uns wie zermalmt; aber da haftet unser Blick auf dem Zeichen der Versöhnung, dem Kreuze, das die Gräber schmückt, und auf der stillen, unscheinbaren Reseda-

blume, die im vorigen Herbste auch zu Staub und Asche ward, aus deren Samen aber wieder eine duftige Blüte entstanden ist. Und mit den leisen Düften der Blumen, aus denen sich das Kreuz erhebt, zieht Frieden und Trost in unser Gemüt; leise, aber freudig klingt es um uns herum:

„Christus, dein Erlöser lebt; leben wirst du, wirst ihn schauen. Verwesliches wird hier gesäet, aber auferstehen wirst du unverweslich, unsterbliches Leben wird er, der dich schuf, dir geben. An diesem Glauben, dieser Hoffnung halte fest; nur dadurch erhebst du dich über das Tier, nur dadurch bist du ein Mensch und Christ. Heil dir! du glaubest, du hoffest!"

So tönen die Stimmen des Friedhofes, und nicht umsonst. Unserem Herzen ist es, als hätte eine Rinde von Eis darum gelegen und wäre nun aufgetaut; so frei und freudig schlägt es. Und wenn wir wieder in das Getümmel des irdischen Lebens hineintreten, dann dünkt uns die Welt viel schöner und die Arbeit viel leichter als vorher; denn Liebe, Demut und gläubige Hoffnung verklären alles und überwinden alles. (H. Keck.)

236. Der Liebe Dauer. †

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht
Und Liebe hegt und Liebe trägt,
So lang ihm noch ein ander Herz
In Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
O thu' ihm, was du kannst, zu lieb!
Und mach' ihm jede Stunde froh,
Und mach' ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl;
Bald ist ein böses Wort gesagt!
O Gott, es war nicht bös gemeint —
Der andre aber geht und klagt.

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft,
Und birgst die Augen trüb und naß
— Sie seh'n den andern nimmermehr —
Ins lange feuchte Kirchhofsgras.

Und sprichst: „O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint!
Vergib, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint."

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst!"

Er that's, vergab dir lange schon;
Doch manche heiße Thräne fiel
Um dich und um dein herbes Wort,
Doch still — er ruht, er ist am Ziel!

O lieb', so lang du lieben kannst!
O lieb', so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!

(F. Freiligrath.)

237. Scheiden. ††

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden,
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt,
Als Scheiden, ja Scheiden.

So dir geschenkt ein Knösplein was,
So thu' es in ein Wasserglas;
Doch wisse:
Blüht morgen dir ein Röslein auf,
Es welkt wohl schon die Nacht darauf:
Das wisse, ja wisse!

Und hat Gott Liebes dir beschert,
Und hältst du es recht innig wert,
Das Deine:
Es wird nur wenig Zeit wohl sein,
Da läßt es dich so gar allein;
Dann weine, ja weine!

Nur mußt du mich auch recht versteh'n,
Ja recht versteh'n:
Wenn Menschen aus einander geh'n,
So sagen sie: „Auf Wiederseh'n!
Ja Wiederseh'n!"

(E. Feuchtersleben.)

238. Sprichwörter. ††

1. Jedes Dach hat sein Ungemach. — 2. Es ist kein Häuslein, es hat sein Kreuzlein. — 3. Soll's sein, so schickt sich's. — 4. Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. — 5. Glück und Glas, wie bald bricht das! — 6. Wenn die Not am größten, ist Gott am nächsten. — 7. Kein Unglück ist so groß, es hat ein Glück im Schoß. — 8. Leiden währt nicht immer; Ungeduld machts schlimmer. — 9. Gott läßt uns wohl sinken, aber nicht ertrinken. — 10. Gott verläßt keinen Deutschen. — 11. Womit man sündigt, damit wird man gestraft. — 12. Es wird nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. — 13. Wer Wind säet, wird Sturm ernten. — 14. Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. — 15. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. — 16. Leb', als wollst du täglich sterben! Schaff', als woll'st du ewig leben! — 17. Heute rot, morgen tot. — 18. Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb' in Ewigkeit.

239. Sprüche.

1. Willst du fremde Fehler zählen, heb' an deinen an zu zählen;
Ist mir recht, dir wird die Weile zu den fremden Fehlern fehlen.

2. Sich selbst bekämpfen ist der allerschwerste Krieg;
Sich selbst besiegen ist der allerschönste Sieg.

3. Den Geizhals und ein fettes Schwein
Sieht man im Tod erst nützlich sein.

4. Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein;
Ob aus Langmut er sich säumet, bringt mit Schärf' er alles ein.

(Logau.)

240. Altes Gold. †

„Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht."

Dies Sprichwort hält gar manches warnend vor, das der und die beherzigen könnte. Freilich wär's im Sinne des Sprichworts besser, wenn der Krug gar nicht zum Brunnen ginge! Merk's, Lügner, Betrüger, Dieb! Du lügst dich heute glücklich heraus aus einer unsaubern Geschichte — oder hast heute einmal mit Erfolg gegen andere Leute falsch Zeugnis geredet, verleumdet, verdächtigt, beschimpft — aber der Krug bricht morgen schon, und Verachtung und Strafe trifft dich. Redet die Wahrheit, ein jeglicher mit seinem Nächsten! dann bricht der Krug nicht. Du übervorteilst andere im Handel und Wandel, und es gelingt prächtig! Du lachst im Herzen, wenn du dein Profitchen berechnest, über die Esel, die sich anführen liefsen, und du wirst kecker.

Sieh', dem Kruge wackelt schon der Henkel! Noch ein-, zwei-, dreimal — und er bricht — deine Spitzbüberei ist entdeckt. Schmach und Schande, schuldbelastetes Gewissen — der Arm der Gerechtigkeit und seine wohlverdiente Strafe — sie haben dich ereilt, und der Krug ist in Scherben. Du stiehlst! — Alle Diebe, Räuber und Mörder haben mit kleinen Dingen in der Jugend angefangen und an den Krug gar nicht gedacht. Es gelang, und sie wurden nicht entdeckt. Das war gerade ein Unglück; denn nun ging immer rascher der Krug zum Brunnen. Der Dieb wuchs am Leibe und an Geschicklichkeit zu stehlen und an Frechheit und Sicherheit.

Patsch! da bricht der Krug! die Gerichte haben ihn, und das Urteil dieser Welt läſst nicht lange auf sich warten — das droben bleibt nicht aus.

(W. O. v. Horn.)

241. Satzbilder in Sprichwörtern. ††

1. Nackte einfache Sätze. Träume sind Schäume. Stillstand ist Rückgang. Armut ist keine Schande. Tadeln ist keine Kunst. Gedanken sind zollfrei. Schläge machen weise. Umsonst ist der Tod. Irren ist menschlich. Der Schein trügt. Tadel schmerzt. Eigenlob stinkt. Der Klügste gibt nach.

2. Erweiterte einfache Sätze. Undank ist der Welt Lohn. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Viele Hunde sind des Hasen Tod. Jedes Ding hat zwei Seiten. Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Strenge Herren regieren nicht lange. Der gerade Weg ist der beste. Des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Hans ohne Fleiß wird nimmer weis'. — Not bricht Eisen. Wohlgeschmack bringt Bettelsack. Gelegenheit macht Diebe. Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb. Dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes. Eigner Herd ist Goldes wert. Not lehrt beten. Der Weise versteht zu schweigen. Einem fliehenden Feinde soll man gold'ne Brücken bauen. Der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand'. — Morgenstunde hat Gold im Munde. Treue Hand geht durchs ganze Land. Aus lauterer Quelle fließt reines Wasser. Fett schwimmt oben. Hochmut kommt vor dem Fall. Auf Regen folgt Sonnenschein. Unverhofft kommt oft. Eile mit Weile! Neue Besen kehren gut. Rechtthun läßt sanft ruh'n. Durch Schaden wird man klug. Aus fremdem Leder ist gut Riemen schneiden. An vielem Lachen erkennt man den Narren. Der Raupen wegen muß man den Baum nicht umhauen.

3. Zusammengezogene Sätze. Sammet und Seide löschen das Feuer in der Küche aus. Dummheit und Stolz

wachsen auf einem Holz. Man empfängt den Mann nach dem Kleide und entläßt ihn nach dem Verstande. Narrenhände beschmieren Tisch' und Wände. Gott beschert wohl die Kuh, aber nicht den Strick dazu. Menschen und Wind ändern sich geschwind. Böse Augen und ein bös Gewissen können das Licht nicht leiden. Der Fuchs verliert wohl das Haar, aber nicht den Sinn. Aushorcher und Angeber sind des Teufels Netzeweber. Höfliche Worte vermögen viel und kosten wenig.

4. Satzverbindungen. Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Fürchte Gott, thue recht und scheue niemand! Halt' dich rein und acht' dich klein; sei gern mit dir und Gott allein! Geteilte Freude ist doppelte Freude; geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Erfahrung ist der teuerste Lehrmeister; aber die Narren wollen bei keinem andern in die Schule gehen. Sage nicht alles, was du weißt; aber wisse immer, was du sagest! Treue ist ein seltner Gast; halt' ihn fest, wenn du ihn hast! Halte deinen Witz im Zaum'! leicht macht er dem Zorne Raum. Einem jeden gefällt seine Weise wohl; drum ist das Land der Narren voll. Benütze rasch den Augenblick! vergangne Zeit kehrt nie zurück.

5. Satzgefüge. Wer Pech angreift, besudelt sich. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Vom Fasse quillt, was eingefüllt. Es ist nicht alles Gold, was glänzt. — Hütet euch vor Katzen, die vorne lecken und hinten kratzen. Hennen, die viel gackern, legen wenig Eier. Einigkeit, ein festes Band, hält zusammen Leut' und Land. — Die uns lehren, müssen wir ehren. Wen Gott lieb hat, den züchtiget er. Wer sich nicht nach der Decke streckt, dem bleiben die Füße unbedeckt. Was du heute thun kannst, verschiebe nicht auf morgen. — Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren. Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Man muß das Eisen schmieden, wenn es warm ist. Wenn man

den Brunnen verstopfen will, muß man die Quelle suchen. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Rast' ich, so rost' ich. Kommt Zeit, kommt Rat. Der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Der Brei wird nicht so heiß gegessen, als er aufgetragen wird. Je mehr der Brunnen gepumpt wird, desto reineres Wasser gibt er. Wie der Herr, so der Knecht. Der Frosch hüpft wieder in den Pfuhl, wenn er auch säß' auf goldnem Stuhl'. Der Herr muß selber sein der Knecht, will er's im Hause haben recht. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott. Spare in der Zeit, so hast du in der Not. Es ließe sich alles trefflich schlichten, könnte man die Sache zweimal verrichten. Geld macht nicht reich, es sei denn reich das Herz zugleich. Ist auch das Unkraut ausgerauft, so wächst es doch bald wieder.

242. Sprichwörtliche Redensarten. †

Den Bock zum Gärtner setzen. — Mit der Thür ins Haus fallen. — Die Pferde hinter den Wagen spannen. — Einem ein X für ein U machen. — Den Hafer von der Gans verkaufen. — Öl ins Feuer gießen. — Vom Regen in die Traufe kommen. — Nicht auf einen grünen Zweig kommen. — Wasser mit einem Siebe schöpfen. — Einen Mohren weiß waschen. — Wasser ins Meer tragen. — Jemandem ein Dorn im Auge sein. — Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. — In den Wind reden. — Sich etwas hinters Ohr schreiben. — Jemandem den Mund wässerig machen. — Jemandem aus den Augen geschnitten sein. — Zwischen Thür und Angel stecken. — Zwischen Hammer und Amboß kommen. — Die Nase hoch tragen. — Leeres Stroh dreschen. — Um den Brei herumgehen. — Seine eigne Haut zu Markte tragen. — Jemandem einen Floh ins Ohr setzen. — In ein Wespennest greifen. — Jemandem den Brotkorb höher hängen. — Einen Bock schießen. — Nach jemandes Pfeife tanzen. — Um des Kaisers Bart streiten. — Mit der Wurst nach dem Schinken werfen. — Etwas aus dem Ärmel schütteln. — Den Mantel nach dem Winde hängen. — Das fünfte Rad am Wagen sein. — Etwas ansehen, wie die Kuh

das neue Thor. — Vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen. — In ein Horn blasen. — In einen saueren Apfel beißen. — Aus der Hand in den Mund leben. — Weder gehauen noch gestochen sein. — Haare lassen. — Vom Pferde auf den Esel kommen. — Es faustdick hinter den Ohren haben. — Im Trüben fischen. — Das Gras wachsen hören. — Die Katze im Sack kaufen.

243. Frühlingshoffnung. †

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Geberden,
Und streut er Eis und Schnee umher,
Es muß doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur ihr Stürme, blast mit Macht,
Mir soll darob nicht bangen.
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Da wacht die Erde grünend auf,
Weiß nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen.

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar,
Sie schmückt sich mit Rosen und Ähren
Und läßt die Brünnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähren.

Drum still! Und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden;
Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut;
Es muß doch Frühling werden. (Geibel.)

244. Spruch. †

Es sei dir nichts zu klein, den Sinn darauf zu lenken,
Zu unbedeutend nichts, es achtsam zu bedenken.
Der winz'ge Same wächst empor zum Riesenstamme,
Der winz'ge Funke facht sich an zur Riesenflamme.
Klein ist die Quelle, und doch schwillt sie an zum Strome,
Und Stein auf Stein gelegt, wölbt endlich sich zum Dome.
Der klein im Binsenkorb, klein in der Krippe lag,
Wirkt weltbeherrschend fort bis an den jüngsten Tag.
Und bist und bleibst du klein bis an des Lebens Ende,
So ist dein Wirken doch zu Großem eine Spende.
Ob Same, Funke du, ob Quelle oder Stein:
Du wirst so, wenn auch klein, doch groß mit Großem sein.

(Fr. Güll.)

245. Wie oft Gott zu danken sei.

Wieviel Sand in dem Meer,
Wieviel Sterne obenher,
Wieviel Tiere in der Welt,
Wieviel Pfennig unterm Geld,
In den Adern wieviel Blut,
In dem Feuer wieviel Glut,
Wieviel Blätter in den Wäldern,
Wieviel Gräslein in den Feldern,
In den Hecken wieviel Dörner,
Auf dem Acker wieviel Körner,
Auf den Wiesen wieviel Klee,
Wieviel Stäublein in der Höh',
In den Flüssen wieviel Fischlein,
In dem Meere wieviel Müschlein,
Wieviel Tropfen in der See,
Wieviel Flocken in dem Schnee,
Soviel Geschöpfe weit und breit:
So oft und viel sei Gott Dank in Ewigkeit!

(Des Knaben Wunderhorn.)

Zweite Abteilung.

Länder- und Völkerkunde.

A. Geographisches.

---

1. Die Pfalz am Rhein. ††

Da lieget ausgebreitet in stets verjüngter Pracht
Ein weiter Gottesgarten, vom Himmel reich bedacht.
Was nur das Herz ergötzet, was nur den Blick erfreut,
Das findest du hier alles in Fülle ausgestreut.
Ringsum die Berge gürtet der Wälder grüner Kranz,
Und drüber schwebt die Sonne in ihrem hellsten Glanz.
Die lust'gen Rebenhügel, der Ährenfelder Flur,
Sie zeugen von der Liebe der schaffenden Natur.
Wo findet sich auf Erden so heimlich trauter Ort?
Wo klingt so süß zum Herzen das biedre deutsche Wort?
Wo woget auf den Fluren der Segen ohne Zahl?
Wo ist zu Nutz und Wonne geschmücket Berg und Thal?
Wo fügt sich alles Schöne zum lieblichsten Verein?
Sag' an des Landes Namen! — Das ist die Pfalz am Rhein!

(Aus „Malerische u. romantische Pfalz".)

2. Der Kaiserdom in Speyer.

Der Speyerer Dom ist eines der schönsten und größten Gotteshäuser in Deutschland. Derselbe wurde im Jahre 1030 von Kaiser Konrad II. begonnen und konnte schon 30 Jahre später unter Kaiser Heinrich IV. geweiht werden. Der Stifter hatte dieses Gotteshaus zur Grabstätte für sich und seine

Nachfolger bestimmt. Daher ruhen hier außer ihm selbst auch sein Sohn Heinrich III., sein Enkel Heinrich IV. und sein Urenkel Heinrich V.; ferner Philipp von Schwaben, Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht von Österreich. Letzterer hatte



seinen Gegner Adolf bei Göllheim tödlich verwundet, wurde aber im Jahre 1308 selbst durch seinen Neffen Johannes Parricida ermordet. Kaiser Heinrich VII. ließ Adolf und Albrecht dicht neben einander in der Kaisergruft beisetzen. Er war dabei persönlich zugegen, und dies veranlaßte einen damaligen Dichter, Ottokar von Horneck, die Feierlichkeit in Reimen zu erzählen:

„Ein Wunder, dem in hundert Jahren
Nie eins war gleich,
Daß man sah mit einem Mal
Römischer Könige drei.
Mit einander sah man die
Zu Speyer im Münster hie.
Den Einen sah man gehen,
Zwei aufgebahret stehen.“

Aber auch die fromme Kaiserin Gisela, die Gemahlin Konrads II., Bertha, die Gemahlin Heinrichs IV., und des Barbarossa Gemahlin Beatrix nebst ihrer Tochter Agnes liegen hier begraben.

In diesem Dome wurde auch am dritten Weihnachtstage 1146 Kaiser Konrad III. durch die begeisternde Rede Bernhards von Clairvaux veranlaßt, den zweiten Kreuzzug zu unternehmen.

Nachdem schon im Jahre 1450 der Dom durch einen Brand schwer gelitten hatte, verheerten ihn 1689 französische Soldaten aufs abscheulichste. Um Schätze zu finden, schonten sie selbst nicht der Ruhe der Toten. Sie rissen die marmornen Grabmäler nieder, öffneten die Gräber, zerstreuten die Gebeine und steckten schließlich den Dom in Brand. Zugleich wurde aber auch die ganze Stadt Speyer ein Raub der Flammen.

Noch einmal, im Jahre 1693 wiederholte sich die Zerstörung der Kaisergräber, und im Jahre 1794 unterlag das Gotteshaus einer neuen Verwüstung. Seitdem wurde es als Magazin verwendet und sollte sogar auf den Abriß versteigert werden. Napoleon I. bestimmte zwar im Jahre 1806 den Dom wieder zum gottesdienstlichen Gebrauche; allein derselbe war so zerfallen, daß er nicht benützt werden konnte. Erst nachdem Speyer im Jahre 1815 bayerisch geworden war, erstand der Dom durch die Hilfe des Königs Maximilian Joseph von neuem und konnte 1822 wieder dem Gottesdienste zurückgegeben werden. Unter den beiden folgenden Königen, Ludwig I. und Maximilian II., erhielt

er seine äußere Vollendung und wurde im Innern aufs prächtigste ausgeschmückt und ausgemalt. Und so konnte der Prachtbau im Jahre 1860 seine 800-jährige Weihe in der würdigsten Weise feiern.

Tritt man durch das Hauptportal auf der Westseite in den Dom, so gelangt man zuerst in eine Vorhalle, geschmückt mit den Standbildern der acht hier begrabenen Kaiser. Aus ihr führt eine große Pforte in das Innere des majestätischen Gebäudes. Das erste, was uns in die Augen fällt, ist das Königschor am Ostende des Mittelschiffes, die Ruhestätte der Kaiser. Rechts steht hier das prachtvolle Denkmal Rudolfs von Habsburg und links das noch schönere Adolfs von Nassau. Zwei Steinplatten tragen die Bildnisse der übrigen hier ruhenden Kaiser. Einen Hauptschmuck des Domes bilden die meisterhaften Freskobilder an den Decken und Wänden. König Ludwig I. ließ dieselben in den Jahren 1845—1850 von Schraudolph, einem berühmten Historienmaler in München, ausführen.

An die Nordseite des Domes lehnt sich die St. Afrakapelle an, in welcher die Leiche ihres Erbauers, des Kaisers Heinrich IV., der bekanntlich 1106 im Banne starb, bis zum Jahre 1111 unbegraben stand. Der ehemalige Domkirchhof ist in schöne, baumbepflanzte Anlagen verwandelt.

Südlich des Domes steht der Ölberg, ursprünglich eine kunstreich aufgeführte Kapelle mit figürlichen Darstellungen aus der Leidensgeschichte Jesu, jetzt eine Steinruine mit schwer erkennbaren Bildern ꝛc. Hinter dem Dome befindet sich unter Bäumen der Domnapf, eine Sandsteinschüssel von beträchtlicher Größe, welche einst, vor dem Dome stehend, die Grenze des städtischen und des bischöflichen Gebietes bezeichnete. Jeder neue Bischof mußte ihn, nachdem er gelobt hatte, die Freiheiten der Stadt zu achten, mit Wein füllen lassen, der dann von den Bürgern auf die Gesundheit des Spenders getrunken wurde.

(Nach Fr. Knauth.)

3. Kaiserslautern. †

Die Stadt Kaiserslautern liegt ziemlich in der Mitte der Pfalz in einem weiten, sorgfältig angebauten Thalkessel. Ihren Namen hat sie von dem in der Nähe entspringenden Bache, der wegen seines klaren Wassers „Lauter“ heifst; den Beinamen verdankt sie der kaiserlichen Pfalz, die einst hier stand. Die vielen römischen Altertümer, welche in der Umgegend aufgefunden wurden, weisen darauf hin, dafs schon die Römer an dem Orte eine Niederlassung hatten, aus der die spätere Stadt entstanden sein mag. Urkundlich erscheint Lautern zuerst bei der im Jahre 870 n. Chr. erfolgten Teilung Lothringens zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen, wobei es dem erstern zufiel. Als ein Besitztum der rheinfränkischen Herzöge kam die Stadt an die Hohenstaufen, deren Lieblingsaufenthalt sie wurde und unter denen sie schnell aufblühte. Friedrich I. erbaute hier einen prachtvollen Palast, der, aus Quadern von rotem Sandstein sich erhebend, auf der einen Seite durch starke Ringmauern von der Stadt getrennt und auf der andern von einem grofsen Teiche, Kaiserwoog genannt, umgeben war. Östlich von der Kaiserburg waren die Wohnungen der Burgmannen, woher dieser Stadtteil noch heute der Rittersberg heifst. Auch Friedrich II. weilte öfters in Kaiserslautern, und er setzte nach der Sage jenen Hecht in den Kaiserwoog, der im Jahre 1497 gefangen wurde und bei einer Länge von 6 m 350 Pfund gewogen haben soll. Davon rührt es ohne Zweifel her, dafs die Stadt Kaiserslautern einen Fisch im Wappen führt. Nach dem Erlöschen des Hohenstaufengeschlechtes blieb Kaiserslautern eine freie Reichsstadt, und Rudolf von Habsburg verlieh ihr die Rechte und Freiheiten, welche Speyer bereits besafs. Kaiser Albrecht I. beschenkte sie 1303 mit dem grofsen Stadtwalde, um die Bürger für die

Treue zu belohnen, welche sie gegen seine Person und Sache an den Tag gelegt hatten. Im Jahre 1378 kam sie vom Reiche an die Kurpfalz, und die Hohenstaufenburg wurde jetzt Sitz des kurpfälzischen Amtmannes. Kurfürst Friedrich III. wies seinem Sohne Johann Kasimir 1576 die zwei Ämter Neustadt und Kaiserslautern zu und legte ihm ans Herz, die in Frankenthal, Lambrecht und Otterberg angesiedelten, aus den Niederlanden geflüchteten Wallonen in der Ausübung ihres Glaubens mächtig zu schützen. Da war denn Lautern wieder fürstliche Residenz. Aber „das Fürstentum Lautern“ hörte bald wieder auf, da Johann Kasimir als Vormund der Kinder seines früh verstorbenen Bruders nach Heidelberg zog. — Während des dreifsigjährigen Krieges wurde die Stadt abwechselnd von den Spaniern, den Schweden, den Österreichern und den Franzosen eingenommen und in Besitz gehalten. Am härtesten war ihre Bedrängnis im Jahre 1635, wo sie nach einer vierwöchentlichen Belagerung von den Österreichern erstürmt, geplündert und zerstört wurde. Fünfzehnhundert Einwohner sollen bei dieser Gelegenheit das Leben verloren haben. Im spanischen Erbfolgekriege liefs der französische General von Horn die meisten Türme und Mauern der Stadt abbrechen, das Schlofs aber mit Pulver sprengen und durch Brand zerstören. Die Hauptmauern blieben zwar stehen; ein Teil der Gebäude wurde sogar als Wohnung der kurpfälzischen Beamten wieder hergestellt. Aber während der französischen Revolution kam das Ganze in Privathände und wurde nach und nach abgebrochen, so dafs heute nur noch unbedeutende Spuren davon übrig sind. Auch sonst finden sich in der so alten Stadt nur wenige Reste der Vorzeit, und aufser den Kirchen und einigen Teilen der Stadtmauer sind nur noch Bruchstücke aus derselben vorhanden. In den französischen Revolutionskriegen wurden hier mehrere Schlachten ge-

schlagen, namentlich die „dreitägige Schlacht“ am 27., 28. und 29. November 1793 zwischen den Preufsen unter dem Oberbefehle des Herzogs von Braunschweig und einem Teile der französischen Moselarmee unter dem jungen General Hoche*).

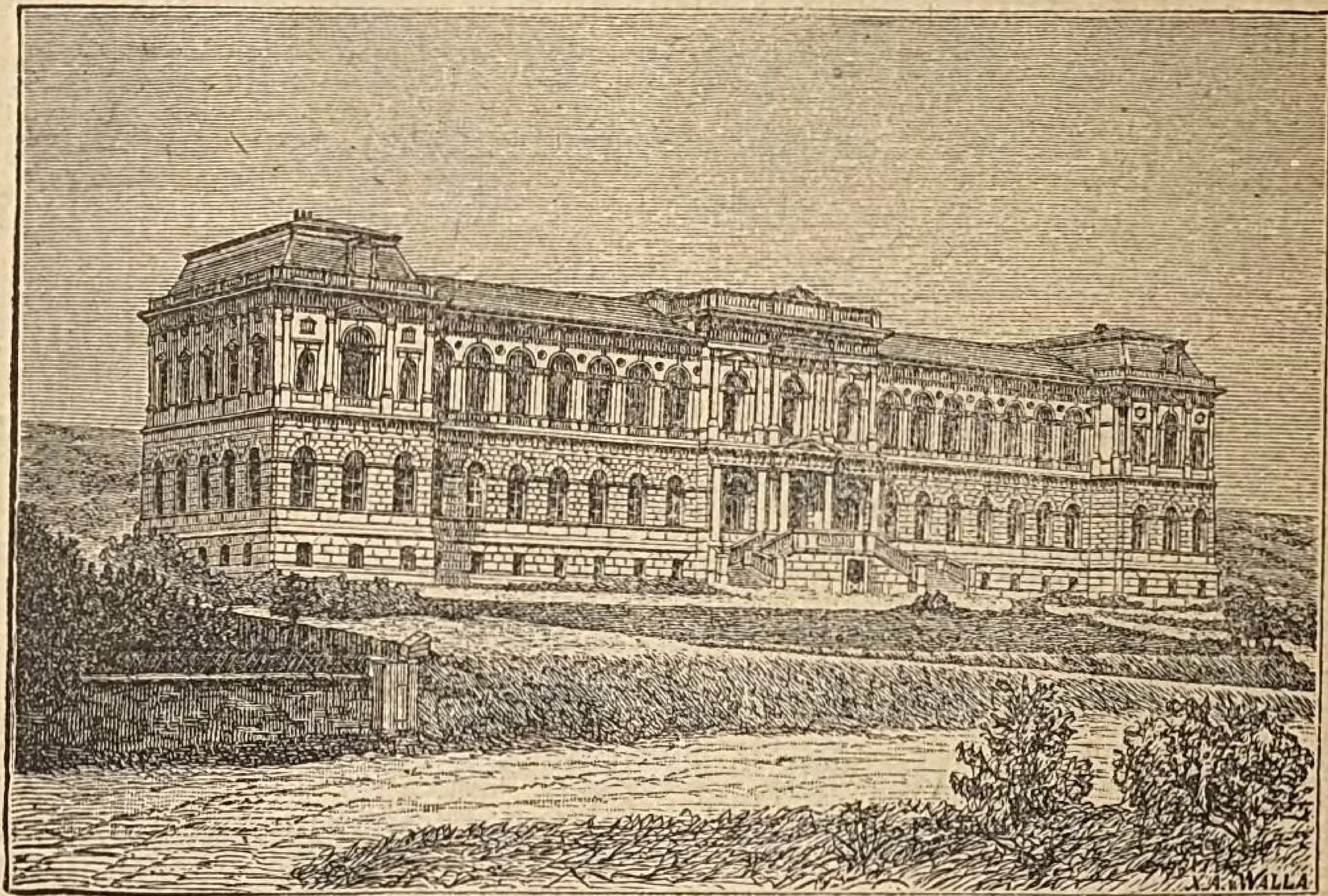
Bei allen diesen Stürmen nahm Kaiserslautern an Umfang und Bedeutung zu. Besonders aber geschah dieses in den letzten siebenzig Jahren. 1810 legte Napoleon I. die sogenannte Kaiserstrafse an, die von Paris nach Mainz führt. Dadurch wurde Kaiserslautern so recht „an die Strafse gesetzt“, und es verstand seinen Gewinn aus der neuen Lage zu ziehen. Zuerst kamen die Truppendurchzüge, dann in den Friedenszeiten die Tausende von Fracht- und Kohlenfuhren, die jährlich die Strafse zogen; das alles half Lautern auf. Seitdem es 1816 bayerisch geworden war, wurden noch weitere Kunststrafsen nach allen Richtungen der Pfalz angelegt, und so entwickelte sich hier ein Verkehr, wie in keiner andern pfälzischen Stadt. Als aber erst die Eisenbahn von Bexbach nach Ludwigshafen hier vorbeizog, da begann die Stadt zu wachsen und sich auszudehnen in einer Weise, die fast an amerikanische Verhältnisse erinnert. Ganze Strafsen und Stadtteile mit schön gebauten Häusern entstanden neu. Fabrik an Fabrik wurde gebaut; das Kaiserlauterer Bier, in zahlreichen grofsen Brauereien bereitet, war lange Zeit das beliebteste in der Pfalz. So ist jetzt Kaiserslautern die bedeutendste Fabrikstadt des Kreises, und an Kopfzahl überragt es alle seine Schwesterstädte bei weitem. Vor der französischen Revolution zählte Lautern 2700, 1840 noch nicht 10000, 1870 nahezu 20000 und jetzt (1880) schon über 26000 Seelen.

Entsprechend seinem Übergewichte in gewerblicher

---

*) sprich Hosch.

Betriebsamkeit besitzt Kaiserslautern jetzt ein pfälzisches Gewerbemuseum, das in einem wahren Prachtbau untergebracht ist. Verbunden mit der ebenfalls hier bestehenden Kreisbaugewerk- und der Industrieschule soll dieses Museum eine Anstalt werden, von der aus die Pflege des Kunstsinnes und die Kenntnis neuer Erfindungen und Verbesserungen auf dem Gebiete des Gewerbewesens in alle Teile der Pfalz dringen soll. Ein humanistisches Gymnasium, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Realschule und über 50 Volksschulen vervollständigen die Reihe der Bildungsanstalten Kaiserslauterns.



Unter den Gebäuden der Stadt ragt die grofse gothische Stiftskirche mit ihren drei Türmen hervor. Dieselbe stammt aus dem 13. Jahrhundert und ist jetzt wieder in ihrer ursprünglichen Stilreinheit und Schönheit hergestellt, so dafs sie aufser dem Speyerer Dom wohl das schönste Gotteshaus der Pfalz genannt werden darf. Auch die städtische Fruchthalle mit ihrem grofsen Saale und das neue Gymnasium sind sehenswerte Gebäude. — In den nahen Waldungen sind durch den seit Jahren

bestehenden Verschönerungsverein prächtige Parkanlagen geschaffen worden, ebenso beliebte als erfrischende Spaziergänge für die zahlreiche Bevölkerung der Stadt.

(Nach Bruckner und Mehlis.)

4. Zweibrücken.

Die Stadt Zweibrücken liegt sehr schön in einem weiten, anmutigen Wiesenthale, das von wohlangebauten Höhen umschlossen ist. Sie hat ihren Namen von zwei Brücken, zwischen denen ihre alte Burg in einem von dem Erbache gebildeten Winkel lag. Aus ihrer ältesten Geschichte ist nur wenig bekannt. Im 14. Jahrhundert kam sie in den Besitz der Pfalzgrafen bei Rhein, und als nach Kaiser Ruprechts Tode (1410) dessen vier Söhne die Pfalz teilten, wurde Zweibrücken die Haupt- und Residenzstadt eines eigenen Herzogtums, das bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts bestand. Von den Regenten desselben stammt die jetzt über Bayern herrschende Linie des Wittelsbachischen Geschlechtes, und Zweibrücken darf sich also rühmen, die Wiege des bayerischen Königshauses zu sein. Als der letzte Zweibrücker Herzog 1795 in Mannheim starb, wohin er vor den Franzosen geflohen war, erbte sein Bruder Maximilian Joseph das Herzogtum. Er konnte aber die Regierung desselben nicht antreten, da es die Franzosen besetzt hielten. Vier Jahre später jedoch ward er Kurfürst von Bayern und Pfalz und bald ein König, dem zuletzt auch sein zweibrückisches Stammland wieder zufiel (1816). Die Wohnung der letzten Herzöge war das große prächtige Schloß, welches in den Jahren 1720 — 1725 von dem Herzoge Gustav Samuel Leopold erbaut worden war. 1793 zerstörten es die Franzosen; aber 1820 wurde es wieder hergestellt. Jetzt dient es als Justizpalast, in welchem das pfälzische Oberlandesgericht, ein Land- und ein Amtsgericht ihren Sitz haben und auch die Schwurgerichtssitzungen für die Pfalz abgehalten werden Der ehemalige Schloßgarten ist zum Exerzierplatze

geworden, von schönen Alleen eingefaßt. Auf diesem Platze wird jedes Jahr ein großes Pferderennen veranstaltet, ein rechtes Volksfest, zu dem von nah und fern Teilnehmer und Zuschauer herbeikommen. In dem sogenannten kleinen Schlößchen, das zur Verschönerung des Hofgartens diente, befindet sich jetzt das berühmte pfälzische Landesgestüt oder der Harras, wo die prächtigsten Pferde gepflegt werden.

Eine Zierde der Stadt war früher die Alexanderskirche, die von dem Herzoge Alexander erbaut wurde, als er 1496 von einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande glücklich zurückgekehrt war. Im Jahre 1675 aber ließ König Ludwig XIV. von Frankreich ihren schönen, großen Turm in die Luft sprengen, so daß derselbe im Niederfallen die Kirche zerschmetterte. Sie wurde bald darauf zwar wieder aufgebaut, aber ihre Schönheit war dahin.

Die schönsten Teile der Stadt sind die beiden Vorstädte. Die eine, die jetzige Maximiliansstraße, wurde von dem Könige Stanislaus Lesczinsky von Polen, der sich mehrere Jahre in Zweibrücken aufhielt, auf einer Strecke angelegt, wo sich vorher der Wald bis zur Stadt hinzog. Die sogenannte neue Vorstadt ließ Herzog Christian IV. in den Jahren 1770 und 1771 erbauen und ihre prächtigen Häuser durch eine Lotterie ausspielen.

Für den schönsten Punkt in der Nähe Zweibrückens gilt die Anlage Tschifflick. Der genannte Polenkönig hatte hier die mit Wald bedeckte Gegend in einen lieblichen Park verwandelt, welchen Spaziergänge und breite Alleen nach verschiedenen Richtungen hin durchschnitten. Auf sanften Anhöhen erhoben sich hie und da kleine Lusthäuser. Zu diesen waren Quellen hingeleitet, die sich in vielen Krümmungen und kleinen Wasserfällen in die unten gegrabenen Weiher ergossen. Die zwei Hauptgebäude waren durch eine Holzbrücke mit einander verbunden, unter welcher ein größerer Wasserfall sich hinabstürzte. Ihren fremden Namen erhielt die Anlage zur Erinnerung an einen früheren Lieblings-

aufenthalt des Königs, der sich aus seiner Heimat hieher hatte flüchten müssen. Hier wohnte er jetzt in gemütlicher Ruhe. Seine Tochter Marie pflanzte damals in diesen Gärten ein Kirschbäumchen, das sie mit besonderer Sorgfalt pflegte. Als sie später Königin von Frankreich wurde, ließ sie sich noch jedes Jahr ein Körbchen mit Früchten von dem Tschifflicker Kirschbaum nach Paris schicken und gedachte dabei wohl in Wehmut ihrer glücklichen Jugendzeit, die sie in der schönen Pfalz verlebt hatte. Die Zeit hat zerstört, was Stanislaus hier geschaffen, und nur noch wenige Mauern zeugen von der entschwundenen Pracht. Aber Bäume und Gebüsch grünen fröhlich fort und laden freundlich in ihre kühlen Schatten ein. (Nach A. Becker.)

5. St. Ingbert und seine Umgebung. †

Die Vorberge des Hunsrück, welche den südöstlichen Teil des rheinischen Schiefergebirges bilden, sind reich an nützlichen Mineralien verschiedener Art. Schon ihre Eisenerz- und Quecksilberlager, ihre Achatgruben und Salinen haben eine große Bedeutung. Aber noch weit wichtiger sind die mächtigen Steinkohlenflötze in dem Saarbrücker Kohlengebirge, welches sich zwischen den Flüssen Saar, Blies und Nahe hinzieht und eine Bodenfläche von etwa 4 Quadratmeilen einnimmt. Ungeheuere Reichtümer liegen hier in der Erde verborgen, und durch zahlreiche Bergwerke werden „die schwarzen Diamanten“, die Steinkohlen, zutage gefördert. Man hat ihre Menge auf Milliarden von Zentnern geschätzt und berechnet, daß bei einer jährlichen Förderung von fünfzig Millionen Zentnern ihr Vorrat noch 3000 Jahre ausreichen könne. Der weitaus größte Teil dieses Kohlenbeckens liegt in der preußischen Rheinprovinz. Nur zwei kleine Strecken desselben, 1/12 Quadratmeile umfassend, reichen in die Pfalz herein, die Kohlenfelder von St. Ingbert und Bexbach. Allein diese reichen nicht nur vollständig aus, die Pfalz und noch angrenzende Länder mit Kohlen zu versorgen, sondern

sie haben auch eine reiche Industrie und Fabrikthätigkeit ins Leben gerufen, und St. Ingbert, das vor wenigen Jahrzehnten noch ein unbedeutendes Dorf war, ist dadurch eine der größten Städte der Pfalz geworden. Es liegt an der Eisenbahn, welche Zweibrücken und Saarbrücken mit einander verbindet, und ist ein Mittelpunkt der mannigfachsten gewerblichen Thätigkeit. Da ragen und rauchen die Schlote; da lohen die Feuer; da hören wir das taktmäßige Schlagen der Hämmer, das Schnurren der Räder, das Brausen der Essen; da regen sich tausend fleißige Hände, um die aus der Erde geholten Schätze dem Menschen recht nutzbar zu machen. Am bedeutendsten ist hier das Eisenwerk der Gebrüder Krämer, das mit seinen Hochöfen, Puddel-, Walz- und Drahtwerken, mit seinen Dampfmaschinen und Wasserkräften den Besucher staunen macht und ihn unwillkürlich an des Dichters Worte erinnert:

„Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen."

Noch ausgedehnter und großartiger ist der Bergbau und die Fabrikthätigkeit in dem sogenannten schwarzen Thale, das von St. Ingbert aus in einer Stunde erreicht wird. Hart an der preußischen Grenze liegt hier der pfälzische Ort St. Ingberter Grube mit seinen stattlichen Bergwerksgebäuden und zwei großen Glasfabriken, von denen namentlich die eine, die Mariannenthaler Hütte, außer gewöhnlichem Fensterglas auch Mousselingläser und farbige Kirchenfenster der schönsten Art verfertigt. Thalaufwärts liegt das preußische Dorf Friedrichsthal, und weiterhin jenseits des Gebirges an der Blies das Städtchen Neunkirchen mit großen Maschinenfabriken und den berühmten Eisenwerken der Gebrüder Stumm.

Von hier aus gelangt man entweder mit der Eisenbahn oder auf der Landstraße wieder zurück über Friedrichsthal, Sulzbach und Dudweiler nach St. Johann-Saarbrücken, dem Zentrum des industriellen Lebens dieser merkwürdigen Gegend. Bahn und Straße führen ununterbrochen an Kohlenzechen und Hüttenwerken, an Fabrikgebäuden und Coaksanlagen, an Arbeiterwohnungen und Wirtshäusern vorbei. Ein schwerer Rauch liegt fortwährend auf der Landschaft und beengt die Brust. Die nahen Wälder und die wenigen Thalwiesen entbehren des frischen, saftigen Grüns, das anderswo die Augen entzückt. Im Rauche der Eisenhütten und Coaksöfen vermögen die Lieblinge der Mutter Natur, Laub und Blüten, nicht lange ihre Frische zu bewahren. Kommt aber die Nacht herbei, so gewinnt das Thal ein märchenhaftes, abenteuerliches Aussehen. Gewaltige Feuer durchleuchten es, und furchtbar schön ist der Anblick der aufqualmenden Feuerströme über den Coaksöfen, die in langen Reihen auf Terrassen über einander liegen. —

Südlich von St. Ingbert liegt das Dorf Ensheim mit der Dosen- und Papiermachéwarenfabrik der Gebrüder Adt, die ihre mannigfaltigen und zierlichen Erzeugnisse, als: Dosen, Kästchen, Schächtelchen, Arbeitstischchen, Teller u. s. w., nach allen Weltteilen versendet.

Zwischen St. Ingbert und Dudweiler ist eine besondere Naturmerkwürdigkeit: der brennende Berg, ein unterirdisch in Brand geratenes Steinkohlenflötz, das nach einer Angabe durch einen Blitzstrahl, nach einer andern durch ein Hirtenfeuer vor mehr als hundert Jahren angezündet worden sein soll. In einer Vertiefung auf der Höhe des Berges steigen fortwährend zahlreiche Säulchen von Wasserdampf zischend aus den Ritzen des Bodens, und dieser selbst ist so heiß, daß darauf gelegte Eier in kurzer Zeit hart gesotten werden.

(Nach Verschiedenen.)

6. Das Felsenland bei Dahn. †

Dahn und sein Felsenthal sind schon seit langer Zeit weit über die Grenzen der Pfalz hinaus bekannt und berühmt. Spricht man von grofsartigen und romantischen*) Felsenpartien, so mufs die Umgegend von Dahn mit genannt werden. Nirgends sind aber auch die Formen und Gestaltungen des Sandsteins kühner und abenteuerlicher; nirgends sind diese seltsamen Felsenbildungen so dicht beisammen, und nirgends ist der Gegensatz zwischen wilden, schauerlichen Felsenpartien und lieblichen, anmutigen Flufs- und Wiesenthälern gröfser, als in dem Dahner Thale. Dasselbe erstreckt sich in einer Länge von sechs Stunden bis nach Weifsenburg und wird durchströmt von der Lauter, einem klaren Forellenbache, der seinen Namen mit vollem Rechte führt. Nach allen Richtungen hin laufen Seitenthäler aus, die sämtlich dem Hauptthale gleichen. Eine Menge Burgruinen, die auf den umliegenden Bergen sich erheben, zeigen, dafs in ältern Zeiten ein bewegteres Leben in der Gegend geherrscht haben mufs, als dies jetzt der Fall ist. Ob es auch ein besseres war als jetzt, darüber kann kein Zweifel sein, wenn wir hören, dafs nicht wenige der Burgbesitzer sich als Raubritter vom Stegreife nährten.

Der sehenswürdigste Teil des Thales ist der zunächst um Dahn gelegene. Allerdings finden wir hier nicht die Milde, Freundlichkeit und Fruchtbarkeit der vordern Pfalz; statt der Weinreben nur wilde Brombeerhecken, statt der Kastanienwälder nur Tannen, Föhren und Buchenhaine; statt des üppigen Fruchtfeldes nur kahle Felsenhänge, denen man mit äufserster Mühe im Sande die genügsame Kartoffel abgewinnt. Da blüht keine Mandel, kein Pfirsich mehr auf den Höhen; nur noch

---

*) Romantisch = reizend, malerisch schön.

der Holunderbaum und der Schlehdorn nicken mit weifsen Blüten von den Felsen im Frühlingswinde. Und doch ist es schön, prächtig bei Dahn, es ist die wilde, schauerliche und furchterregende Schönheit, die hier vor uns liegt. Dahn selbst ist ein schöner, freundlicher Flecken, ganz von Bergen eingeschlossen, an deren Abhängen die Bewohner ihre wenigen Felder angelegt haben. Gleich am Eingange des Ortes gegen Westen hin steigt eine ungeheure Felswand senkrecht in die Höhe. Einige Häuschen schmiegen sich an den Fufs derselben an und schwärzen mit ihrem Rauch die drohende Wand. Hoch oben auf seiner Spitze trägt der Fels ein vergoldetes, weithin sichtbares Kreuz. Hier ist der Jungfernsprung, dessen Namen die Sage erklärt: Vor alten Zeiten wurde einmal ein Mädchen dort oben im Walde von einem Jäger verfolgt, und da sie auf dem Kamme des Berges, von Fels zu Fels geflohen, sich nicht mehr zu retten wufste, stürzte sie sich von der vorspringenden Bergstirne hinab in den Abgrund. Wunderbar gerettet kam sie unten auf den Wiesengrund, wo alsbald eine Quelle aufsprudelte, die heute noch lebendig ist.

Auf der entgegengesetzten Seite des Fleckens sind's nur wenige hundert Schritte zu einem eben so interessanten Felsen, dem Hochsteine auf dem Schützenberge. Ein Felsenriff ist durch eine tiefe Kluft gespalten, so dafs frei und hoch der mächtige Hochstein emporstarrt und, von ferne gesehen, einem riesigen Dome ohne Turm nicht unähnlich ist. Klein und winzig erscheint daneben eine alte, dem hl. Michael geweihte Kapelle. Diese Stelle ist ausgezeichnet durch die prächtige Aussicht, die man von hier aus geniefst. Jenseits der Lauter und des frischen Wiesengrundes starrt ein seltsam verwitterter Felsenkamm ins Thal, der uns eine ganze Reihe gewaltiger Burgtrümmer mit Türmen, Thoren, Fenstern und Zinnen vorspiegelt; und ringsum sehen wir ähnliche

Bildungen. Nach Nordwesten hinein zieht sich eine Reihe tiefbewaldeter Berge, aus deren Buchenwipfeln eine wirkliche Burg, Neudahn, ihre verfallenen Zinnen reckt.

Uns im Rücken, in nächster Nähe erwarten uns andere Merkwürdigkeiten. Dort in der Wildnis ragen über das hohe Riff des Berges kühne, gewaltige Trümmer einer Doppelburg hart neben einander, so dafs sie nur eine einzige grofse Ruine zu sein scheinen. Es sind die Felsennester Altdahn und Grafendahn, einst die Sitze der berühmten Ritterschaften „von Thann“, Bundes- und Fehdegenossen des Franz von Sickingen. Nach dessen Fall sahen auch sie ihre Burgen sinken unter den Brandfackeln der verbündeten Fürsten, und nochmals untergehen durch den General Monclar von Landau aus. Seitdem ist es still hier im wilden Wassichenforste. Leer und öde steht das Getrümmer der Doppelburg, und auf den Zinnen stehen nur noch im Wind nickende Bäume statt der Ritter und Knappen. —

Drei Stunden von Dahn thalabwärts liegt das Dörfchen Schönau, das seinen Namen seiner schönen Lage verdankt. In der Nähe, auf der Spitze des höchsten Berges in der Gegend lag die ehemalige Reichsfeste Wegelnburg, welche später den pfalz-zweibrückischen Herzögen gehörte und 1680 durch die Franzosen zerstört wurde. Nur sehr wenige Reste sind von der Burg noch übrig; kaum läfst einzelnes Gemäuer noch erkennen, dafs auf dieser Stelle eine Menschenwohnung gestanden. Es erfordert grofse Mühe und Anstrengung, bis auf den höchsten Punkt zu gelangen und nur schwer findet man sich in der Wildnis zurecht, welche den obern Teil des Berges bedeckt. Die Volkssage behauptet, eine verzauberte Prinzessin harre hier oben auf Erlösung in einem Gemache, welches mit Gold und Silber und Edelsteinen angefüllt sei. Alle aber, welche sich zu diesem Zwecke naheten, würden von neckischen Geistern, welche

die Schätze bewachten, irre geführt. Hat man aber die Höhe glücklich erreicht, so wird man durch die herrlichste Aussicht überrascht. Weit hinein nach Elsafs dringt der Blick über waldige Berge und gesegnete Fluren. Auf der andern Seite trifft das Auge auf die Höhen des Haardtgebirges und überschaut in einem Blicke die ganze wunderbare Felsenwelt von Dahn. Gerade gegenüber, auf beinahe gleich hoher Bergspitze zeigen sich die Ruinen der ehemals Sickingischen Feste Hohenburg und etwas tiefer die merkwürdige Burg Fleckenstein. Ganz unten am Fufse des Berges ruht unter Obstbäumen in malerischer Lage das Dörfchen Nothweiler, welchem gegenüber die Ruine Kulmenfels sich erhebt.

Eine der sehenswertesten Burgen der ganzen Gegend ist der bei dem Dorfe Busenberg auf einem steilen Berge liegende Drachenfels. Von dem Mauerwerk ist nur noch wenig zu sehen. Dagegen ist die Bearbeitung des Felsens, welcher der Burg zur Unterlage diente, so merkwürdig, dafs es sich wohl der Mühe lohnt, den Berg zu ersteigen. Wie ein nagender Wurm hat der Mensch den ganzen Felsen ausgehöhlt, nach den verschiedensten Richtungen hin Gänge hindurchgeschrotet und Gemächer gebohrt. Man weifs nicht, soll man mehr staunen über den Gedanken zu einem solchen Riesenwerke, oder über die wirkliche Ausführung. Durch die dunkeln Gänge im Bauche des Felsens gelangt man empor bis zu der schwindelnden Höhe, von wo sich eine so merkwürdige, schauerliche und wilde Aussicht aufthut, wie man sie bisher noch kaum gesehen. Da liegen sie in öder, stiller, wenig bewohnter Natur, die gespensterhaften Erscheinungen von Riesenburgen und Felsenschlössern rings umher. Da liegen und stehen versteinerte gigantische Figuren, gleich Ungeheuern der Vorwelt. Klein und machtlos erscheint sich hier der Mensch. Wenn irgendwo, so mufs ihm hier, dieser gewaltigen Natur gegenüber,

seine Ohnmacht klar werden. Zugleich aber wird auch ein stolzes Gefühl ihn beschleichen, wenn er bedenkt, daſs ihm dennoch vergönnt ist, diese Natur in seinen Dienst zu zwingen. (Nach A. Becker u. Fr. Weiſs.)

7. Das Lindenmütterlein.

(Schloß Lindelbrunn bei Annweiler.)

„Herbei ihr tapfern Recken, laßt taufen uns das Schloß!“
Laut ruft's der alte Ritter, es hört's der Knechte Troß.
Von allen Seiten eilen sie in den Hof herein;
Da plötzlich steht im Kreise ein graues Mütterlein.

Erstaunen faßt den Ritter, erschreckt die Knechte schau'n:
Was will die fremde Alte? — Sie faßt geheimes Grau'n.
Die aber winkt dem Ritter, der folgt dem Wink sogleich
Und sieht, wie sie am Brunnen pflanzt einen Lindenzweig.

„Solang die Linde blühet, wächst dein Geschlecht auch fort,
Doch wehe, wenn die Linde am Brunnen einst verdorrt!
Das Schloß jedoch, das merke! sei Lindelbrunn genannt!“
So sprach die graue Alte zum Ritter und verschwand. —

Zu den erstaunten Knechten kehrt sinnend er zurück:
„Der Lindelbrunn! soll's heißen,“ spricht er mit ernstem Blick.
Doch wie im Kreis die Knechte: Hoch Lindelbrunn! nun schrie'n,
Sieh'! — da begann am Brunnen der Lindenzweig zu blüh'n.

Er wuchs und ward zum Baume, am tiefen Brunnen dort,
Und das Geschlecht der Ritter wuchs nach der Alten Wort.
Die Lindelbrunner waren geehrt im ganzen Land;
Sprach man von Mut und Treue, so wurden sie genannt.

Da kam der schlimme Rotkopf — das war nach langer Zeit, —
Und der verstieß den Bruder im ungerechten Streit.
Aus Lindelbrunn verstoßen, dem stolzen Ahnenhaus,
Irrt flüchtig nun der Arme im wilden Forste draus.

Doch wie er einsam wandelt im Walde nun allein,
Steht plötzlich mit der Kunkel vor ihm ein Mütterlein.
Bald hatte ihn die Alte um alles ausgefragt,
Und er ihr treu und offen sein herbes Leid geklagt

Da faßt sie ihn am Arme: „Komm' mit ins Schloß zurück!" —
Im Burghof steht der Rotkopf, er ruft mit zorn'gem Blick:
„Was will die alte Hexe? — Hinaus du schlimmer Wicht,
Soll ich euch beide hängen an diese Linde nicht!"

Dann winkt er seinen Knechten: „Auf, jagt sie vor das Thor!"
Doch sieh'! — nun reckt die Alte gewaltig sich empor.
Tief stößt sie in die Linde die Kunkel allsogleich;
Ein Rauschen wehet mächtig durch Blätter, Äst' und Zweig'.

Es bebt der Linde Krone — die Blätter fallen ab,
Und in den Brunnen fließet der Linde Saft hinab.
Dann reißt ein kleines Zweiglein sie ab noch von dem Baum,
Winkt schweigend ihrem Schützling, der folgt ihr wie im Traum.

Erst unten an dem Berge, umringt vom Eichenwald,
Dort macht an freier Stelle mit ihm sie plötzlich Halt.
„Hier baue!" spricht sie trauernd mit hocherhob'ner Hand,
„Mit jenes Schlosses Steinen dort oben!" und verschwand.

Dort oben auf dem Berge erhebt sich nun ein Sturm: —
Das Schloß, es sinkt in Trümmer; — zerborsten liegt der Turm.
Wild rollen seine Steine den steilen Berg herab,
Bis hin zu jener Stelle, wo den Befehl sie gab.

Kaum sieht er, was geschehen, eilt er in eil'gem Lauf,
Den Bruder noch zu retten, zurück zum Schloss' hinauf.
Doch wo das Schloß gestanden, da sieht er Trümmer nur;
Verschüttet liegt dort alles, von Leben keine Spur.

Zerschmettert steht die Linde. — Entsetzen ihn erfaßt;
Der Rotkopf hängt, sein Bruder, dort an dem letzten Ast. —
Drauf hat an jener Stelle ein Haus er sich gebaut,
Wie's Mütterlein befohlen, gar einfach, nett und traut. —

Jahrhundert' sind verflossen, seit dieses dort gescheh'n,
Doch kannst du die Ruinen von Lindelbrunn noch seh'n.
Und kehrst am Fuß des Berges du jetzt im „Forsthaus" ein,
Erzählt man dir die Sage vom Lindenmütterlein.

(Fritz Claus.)

8. Eine Herbstwanderung an der untern Haardt.

Der siebzehnte Oktober, an dem in der Umgegend von Dürkheim die Weinlese begann, war ein herbstlich trüber Tag; dessenungeachtet herrschte überall laute Freude. Früh des Morgens begann in den Straßen der Stadt das donnernde Getöse der großen Kufen und Fässer, und dazwischen schallte Gesang und Jauchzen der Winzer. Alles zog hinaus in die Weinberge und begann das lustige Geschäft mit Jubeln. Zwar waren es auch Tage der Anstrengung; aber man merkte sie diesem rührigen Volke nicht an, dessen Frohsinn selbst die schwerste Arbeit zum leichten Spiele zu machen schien.

Es war ein ergötzliches Schauspiel, von den Hügeln herab rund umher das bunte Leben und Treiben in allen Weinbergen zu sehen. Auf allen Seiten hörte man Freudenschüsse, begleitet von lautem Jauchzen, und dazwischen Gesang von unzähligen Stimmen. Gegen Abend brannten helle Feuer auf den Hügeln, und wenn die Scharen der Leser mit einbrechender Nacht in die Stadt zurückzogen, dann war des Singens und Jubilierens kein Ende.

Fast noch anziehender waren einzelne Vorgänge. Da schnitt das junge Volk unter fröhlichem Gespräch und Gelächter die schönen Trauben ab, und ein lustiger „Pritschenmeister“ war bald da, bald dort, um nachzusehen, ob keine hängen geblieben. Fand er eine, so wurde der Schuldige unter allgemeinem Gelächter „gepritscht“. In der mittägigen Ruhestunde fanden sich alle Arbeiter des Weinberges an einem Platze zusammen und hielten ein Mahl, dessen Hauptbestandteile Brot und Käse ausmachten, was nach den Trauben trefflich schmeckte. Da fehlte es denn nicht an allerlei Mutwillen, Scherz und Neckereien und an manchen Funken körnigen Witzes. Trat man in ein Kelterhaus, wo der süße Most unter den Blöcken hervorquoll, da war stets auch eine muntere Gesellschaft beisammen, und bis tief in

die Nacht hinein konnte man kurzweiliges Gespräch, ernste und heitere Erzählungen und dazwischen mehrstimmigen Gesang vernehmen.

Mitten in diesem fröhlichen Leben und Treiben der Weinlese verließ ich Dürkheim, um mit einem Freunde längs dem Abhange des Gebirges hinauf bis nach Neustadt zu wandern, eine Strecke, die man allerdings zu keiner geeignetern Zeit durchziehen kann, als in der Weinlese.

Wir gingen zunächst nach dem Städtchen Wachenheim, das nur eine halbe Stunde südlich von Dürkheim ziemlich hoch am Abhange des Gebirges liegt, und weit in die prächtige Ebene hinausschaut. Es ist ein alter Ort, mit seiner nahen Burg berühmt in der pfälzischen Geschichte. Die Burg ist zerfallen und nichts mehr von derselben übrig als die Hälfte einer gespaltenen Warte und sechs kleinere Vortürme, von denen der südlichste mit seinen Zinnen und Schießscharten wohl erhalten ist. Die Ruine steht jetzt mitten in Feldern und Weinbergen, die den Abhang bedecken. Schön ist weder sie selbst noch ihre unmittelbare Umgebung, desto schöner aber die Fernsicht über die zahlreichen Ortschaften am Fuße des Gebirges hinaus in die blaue Ebene.

Eine Viertelstunde weiter, und wir gelangten nach dem weitberühmten Forst, das die besten pfälzischen Weine liefert. Die schwarzblauen Gesteine (Pechsteine) der nahen Berge lassen auf einen ausgebrannten Vulkan schließen, und vielleicht mag das Feuer noch in der Erde brennen und den würzigen Trank kochen, der an den Abhängen wächst. Woher sonst die glühende Farbe und der liebliche Duft dieses köstlichen Weines?

Deidesheim, die würdigste Nachbarschaft von Forst, erreichten wir erst gegen Mittag, und doch ist es nur eine Stunde von Dürkheim entfernt. Aber wer könnte auch eilen in diesem Lande und in dieser Zeit? Da sind hundert angenehme Hindernisse, durch die man sich gerne aufhalten läßt. Das größte darunter ist die Gastlichkeit der Bewohner. Nur

im Vorübergehen wollten wir diesen und jenen Bekannten begrüßen, und blieben eben überall länger, als unsere Absicht gewesen. Ja in Deidesheim hatte unsere erste Tagfahrt schon ihr Ende erreicht. Wir brachten den Abend in einer heitern Gesellschaft zu, mit welcher wir uns bereits den Nachmittag hindurch in den Weinbergen vergnügt hatten.

Deidesheim ist ein schönes, äußerst angenehmes Landstädtchen, das eine beträchtliche Zahl solcher Häuser besitzt, die selbst in einer großen Stadt an ihrem Platze wären. Hier, wie in Forst und Wachenheim, stehen neue, geschmackvolle Landhäuser, um die man ihre Bewohner beneiden möchte, wenn man nur die Aussicht in Anschlag bringt.

Am folgenden Morgen zogen wir weiter. Es war ein schöner Tag, der Himmel zeigte sich wieder recht günstig. An Ruppertsberg vorüber gings über Königsbach und Gimmeldingen nach dem Dorfe Haardt. Dasselbe hat eine beneidenswerte Lage. Es zieht sich ansehnlich hoch am Abhange des Berges hin und hat nur eine lange Häuserreihe, welche nach Osten gekehrt ist und die Rheinebene ganz beherrscht. Wie glücklich sind die Bewohner! Wo sie gehen und stehen, überall haben sie die reizendste Fernsicht, und die kleinste Hütte hat einen unschätzbaren Vorzug vor hundert fürstlichen Palästen. Wenn hier ein Winzer die Augen öffnet und durch das kleine Fenster schaut, so sieht er, wie die Sonne prachtvoll hinter den überrheinischen Bergen heraufsteigt und mit ihrem Lichte eine Landschaft übergießt, welcher kein Reiz fehlt. Da blitzt der Rhein in der Ferne; da tauchen hundert Dörfer aus der Dämmerung; da spielt der junge Morgen mit den tausend Farben der weiten Flur, mit den dunkeln Streifen der Wälder; da entfaltet jede Tages-, jede Jahreszeit, jede Veränderung in Luft und Wolken ganz ihre eigentümliche Schönheit. Ob die Leute, die das alles genießen, es auch erkennen und würdigen? Schwerlich! Das ist betrübend, daß auch das Schöne durch die Gewohnheit seinen Reiz verliert.

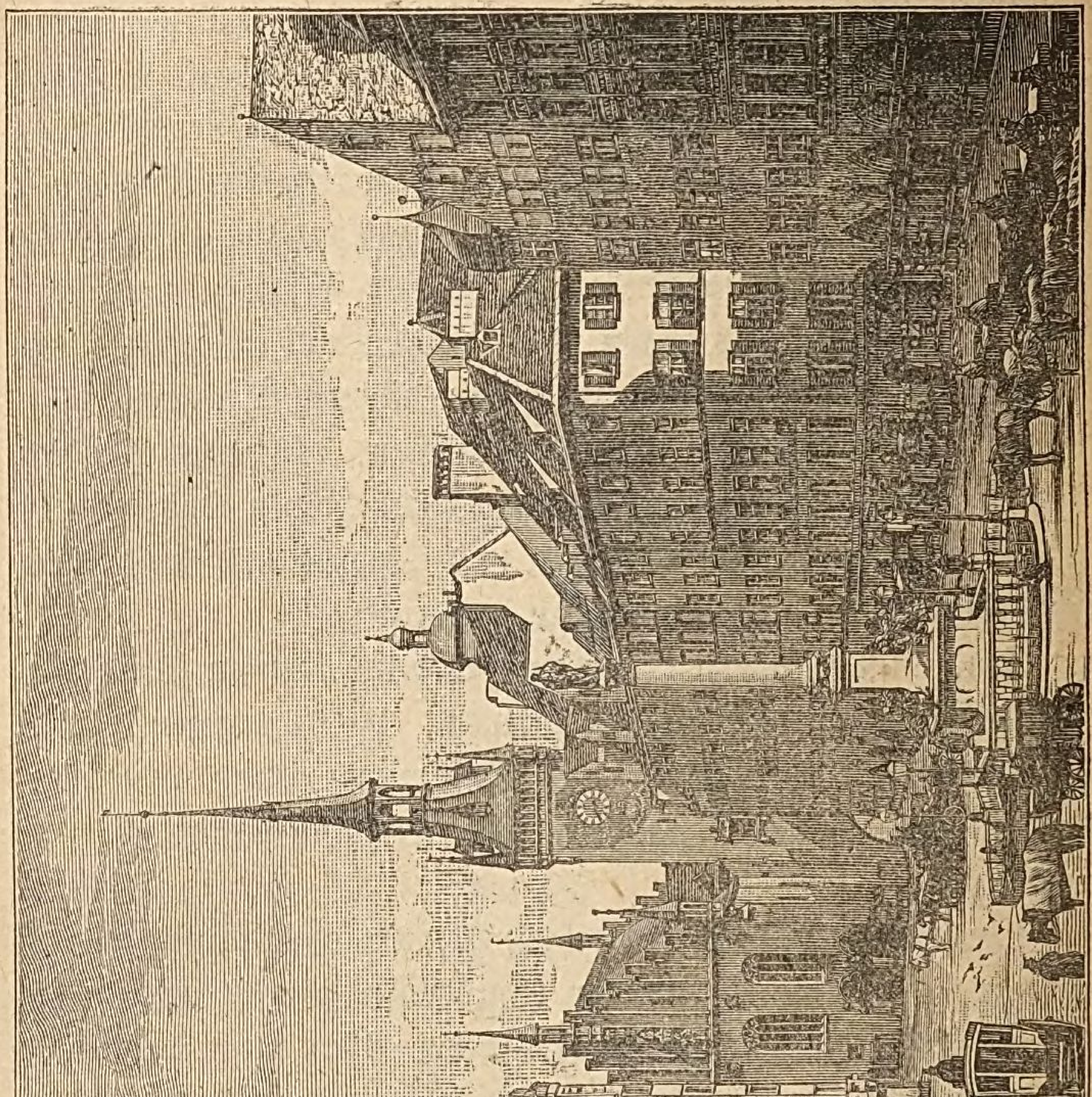
Wenig höher als das Dorf und am südlichen Ende desselben erheben sich die Ruinen der alten Burg Winzingen auf einem Rebenhügel. Sie führt jetzt nicht mehr ihren alten Namen, sondern heißt in der ganzen Gegend nur das Haardter Schlößchen. Dasselbe ist ein reizender Sommeraufenthalt. Links beim Eingange befindet sich ein neues, schloßähnliches Wohngebäude, dessen Fensterreihen nach der Ebene und gegen das unten liegende Neustadt gerichtet sind. Die Reste der alten Burg sind von schönen Anlagen umgeben, und die Aussicht ist großartiger, als von Haardt selbst. Man erblickt hier die einzelnen Höhen des Odenwaldes, die Dome zu Worms und Speyer und sogar die große Terrasse vom Schlosse zu Heidelberg.

Und nun wanderten wir in wenigen Minuten durch die Weinberge hinunter nach Neustadt, das im tiefen Thal, umgeben von Rebenhügeln und Obsthainen, von waldigen Bergen und schönen Landsitzen, gar freundlich einladend vor uns lag.

Zwei Tage hatten wir gebraucht, um eine Strecke zurück zu legen, die selbst ein minder rüstiger Fußgänger gemächlich in drei Stunden durchwandert. Aber jeder Aufenthalt an dieser prachtvollen Bergstraße ist kein Verlust, sondern lauter Gewinn. Ich habe da zahlreiche liebliche Bilder in mich aufgenommen, die mein Gedächtnis als einen Schatz für künftige Tage bewahren wird, wo wir immer ärmer werden und nur noch an Erinnerungen zehren. (Nach Fr. Blaul.)

9. München.

München, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Bayern, liegt auf einer weiten Hochebene zu beiden Seiten der Isar. Es wurde vor mehr als 700 Jahren von Herzog Heinrich dem Löwen gegründet und im Jahre 1258 von Herzog Ludwig dem Strengen zur Residenz gewählt. Seit dieser Zeit hat sich die Stadt fortwährend vergrößert und



Marienplatz in München.

verschönert, so daß sie jetzt zu den größten und schönsten Städten Deutschlands gehört.

Der ältere Teil der Stadt hat manche winkelige und enge Straßen, aber auch schöne und beachtenswerte Bauwerke, welche in den vergangenen Jahrhunderten entstanden sind. Die riesige Frauenkirche schaut mit ihren beiden hohen Türmen weit über die Häuser der Stadt ins Land hinaus. Auch die kühngewölbte Michaelskirche und die Theatinerkirche sind Gotteshäuser von seltener Größe und Schönheit. Die alte Residenz, welche 1616 vollendet wurde, zeugt ebenfalls von dem Kunstsinne unserer Vorfahren.

Der neuere Teil der Stadt, dessen eigentlicher Schöpfer König Ludwig I. ist, besteht aus breiten, regelmäßigen Straßen und Plätzen, die den ursprünglichen Kern von München prachtvoll umrahmen.

Zu beiden Seiten der alten Residenz erheben sich neue, großartige Gebäude, der Königsbau und der Festsaalbau. Beide sind reich an kunstvoller Ausstattung. Durch diesen bedeutenden Zuwachs wurde das königliche Schloß eines der größten in Europa. An seiner Nordseite befindet sich der von dem Kurfürsten Max I. angelegte Hofgarten. Lange Reihen von Bogengängen, Arkaden genannt, die mit Wandbildern geschmückt sind, schließen auf zwei Seiten die schattenreiche Baumanlage ein. Mit der Residenz hängen ferner zusammen der überraschend schöne Wintergarten und das Hof- und Nationaltheater, das größte in Deutschland.

Unter den übrigen Palästen ragen besonders hervor das geräumige Universitätsgebäude, die Hof- und Staatsbibliothek, die beiden Pinakotheken mit einem unschätzbaren Gemäldereichtume, die Glyptothek mit ihren ausgezeichneten Bildhauerarbeiten, der Wittelsbacher Palast und das neue Rathaus. Sehenswerte Bauwerke sind auch das Siegesthor, die Feldherrnhalle und das große Thor der Propyläen.

Die prachtvollen neuen Kirchen haben meistens dem Könige Ludwig I. ihr Dasein zu verdanken. Die Basilika

zum heiligen Bonifacius, die Pfarrkirche in der Vorstadt Au, die Allerheiligen-Hofkapelle und die Ludwigskirche sind Tempel, die durch ihren edeln Baustil und durch ihre unübertreffliche innere Ausschmückung zur Bewunderung hinreißen. Auch die neue protestantische Kirche ist ein Gebäude von seltener Schönheit.

Unter der Regierung des Königs Maximilian II. entstand die Maximiliansstraße mit großartigen Gebäuden und lieblichen Anlagen. Das von dem erhabenen Monarchen erbaute Nationalmuseum mit der Aufschrift: „Meinem Volke zu Ehr und Vorbild!“ enthält reiche Sammlungen von Kunstwerken aus Bayerns Vorzeit. Jenseits der Isar schaut von der Höhe das Maximilianeum, ein wahrer Riesenbau, weit hinaus in das Land.

Der Schönheit der Stadt entspricht auch ihre nächste Umgebung. Der Isar entlang, auf- und abwärts, finden sich auf beiden Ufern schöne, schattenreiche Anlagen und die einladendsten Spaziergänge. Bekannt ist das Werk des Kurfürsten Karl Theodor, der englische Garten, welcher im Norden der Residenz sich stundenweit ausdehnt. Kaum wird eine Stadt Deutschlands in unmittelbarer Nähe einen so herrlichen Park besitzen.

In westlicher Richtung kommt man auf einer kleinen Anhöhe der Theresienwiese entlang zur großartigen Ruhmeshalle mit dem ehernen Standbilde der Bavaria. Die Rundschau, welche man hier über München und dessen Umgebung genießt, ist entzückend. Im Süden begrenzen die mächtigen Alpenspitzen die Aussicht. Reich bebuschte Hügel ziehen sich jenseits der Isar herab. Im Osten und Norden ruht die prachtvolle Stadt mit ihren Türmen, Kirchen und Palästen ausgebreitet. Aus den Niederungen drängen sich überall die dichtbelaubten Gipfel mächtiger Bäume empor. Aus den Lücken der Häuserreihen schaut das saftige Grün duftender Sträucher und erhöht den Zauber des großartigen Bildes.

(Nach Ingerle.)

10. Die Stammburg der Wittelsbacher.

Auf einer bewaldeten Anhöhe, etwa 4 km von dem oberbayerischen Städtchen Aichach erhebt sich eine alte Kirche mit stattlichem Turme. Es ist die Kirche von Oberwittelsbach. Ein Graben, der sich in weitem Kreise um den ehrwürdigen Bau zieht, und deutliche Spuren von uraltem Mauerwerk an dem Turme weisen darauf hin, daß einst eine stattliche Burg den Hügel gekrönt hat, die Stammburg unseres erlauchten Königshauses Wittelsbach.

Die Entstehung derselben ist in Dunkel gehüllt. Nach einer alten Tafel, welche im Kloster Scheyern aufbewahrt wird, stand sie schon zur Zeit des großen Frankenkönigs Karl und wurde von Edeln aus dem Geschlechte der Agilolfinger bewohnt. Es war dies dasselbe Geschlecht, aus welchem der Markgraf Luitpold hervorging, der im Jahre 907 im Kampfe gegen die wilden Horden der Ungarn den Heldentod starb. Luitpolds Sohn Arnulf erbaute die Burg Scheyern und nannte sich nach derselben. Er verwaltete das königliche Amt eines Pfalzgrafen in Bayern. Einer seiner Nachkommen, Otto III., überließ diese Burg Scheyern Mönchen aus dem Benediktiner-Orden zu einem Kloster und bezog die erwähnte Burg am Witilins- oder Wittelsbach, nachdem er sie vorher umgebaut und vergrößert hatte (1121). Seitdem führte das Geschlecht den Namen der Wittelsbacher.

Als Pfalzgraf Otto VI. im Jahre 1180 mit dem Herzogtum Bayern belehnt wurde, ging die Burg Wittelsbach an seinen Bruder über, der sie wieder auf seinen Sohn Otto VIII. vererbte. Nachdem aber dieser wegen Ermordung des deutschen Kaisers Philipp der Reichsacht verfallen und im Jahre 1309 durch den Erbmarschall von Pappenheim getötet worden war, zerstörte sein Vetter, Herzog Ludwig der Kelheimer, die Burg Wittelsbach und verschonte nur

den Turm und die Schloßkapelle. Letztere wurde später (um 1418) zu einer Kirche erweitert.

In ihrer Nähe steht seit dem Jahre 1834 ein schönes, schlankes 14,60 m hohes Denkmal, von dem bayerischen Volke errichtet. Es trägt die Wappenschilde der Ahnen unseres Königshauses, der Grafen von Scheyern und Wittelsbach, nebst den Wappen der acht Kreishauptstädte des Landes, und die Inschrift: „Seinem tausendjährigen Regentenstamme das treue Bayern."

Außerhalb des Burgplatzes aber entstand in demselben Jahre ein großer gothischer Bau, bestimmt zu einem Schul- und Pfarrhause. Dieses nun und die erwähnte Denksäule bilden das bayerische Nationaldenkmal auf Wittelsbach. (Nach K. A. Regnet.)

11. Der Chiemsee.

Der Chiemsee liegt zwischen dem Inn und der Salzach am Fuſse der bayerischen Alpen. In diesem schönen See sonnen sich drei stille Eilande. Das eine, umfangreichste, mit hohem Wald bewachsen und grün von Triften, heiſst Herrenwörth und führt seinen Namen von dem Mönchskloster, dessen mächtige Gebäude noch auf seiner Höhe prangen. Das andere war einst frommen Nonnen eigen, heiſst deshalb Frauenwörth und trägt auch ein schönes Stift, das einst 783 der Bayernherzog Thassilo gegründet. Das dritte Eiland endlich wird die Au oder die Krautinsel genannt und ist die Gemüsekammer der Einwohner von Frauenwörth.

Auf der Insel Frauenwörth hat sich ein ganzes Dörfchen angesiedelt. Um einen Kranz von alten Linden und um einen frischen Anger herum liegen etwa vierzig Häuschen. Diese Fischerwohnungen mit breiten, hervorragenden Dächern und Galerien, die um den ersten

Stock laufen, stehen alle am Gestade unter Obstbäumen, so dafs mancher rotbackige Apfel in dem Schilfe schwimmt. Die Fenster verbergen sich unter Weinlaub; auf den Gesimsen stehen Rosenstöcke; in der Anlage vor dem Hause blühen Sonnenblumen und Königskerzen, die hinter den ausgespannten Fischernetzen wie aus Käfigen hervorgucken. Maisfeldchen und Hopfengärtchen reichen bis ans Ufer, das hie und da mit grauen Marmorblöcken eingefafst ist, auf denen Ruder und ausgediente Schiffsschnäbel liegen. Der ganze Strand des schmalen Ländchens ist mit schwarzen Einbäumen gezeichnet. Es sind das enge Fahrzeuge, die kunstlos aus einem Stück alter Eichen gezimmert werden. — Sonntagsstille liegt über der Insel, und man hört kaum etwas anderes als Glockenklang, Nonnenchoral und Vogelgesang. — Dabei hat die Insel eine wunderherrliche Lage in dem blauen See, der gegen das Flachland hin an waldigen Hügeln sich verliert, während gegen Süden der lange Kranz der Hochgebirge im Gesichtskreise liegt.

Im Jahre 1803 wurde das Kloster Herrenwörth aufgehoben und um einen Spottpreis verkauft. Zuerst wurden die ragenden Türme des Domes abgetragen, deren herrliches Geläute, wenn es an stillen Sommersonntagsmorgen über den See hintönte, einen zauberischen Eindruck gemacht haben soll. Dann nahm man die Domkirche vor, die zwar nicht zerstört, aber zum Bräuhause umgebaut wurde. Vor einigen Jahren sollte auch der prächtige Hochwald der Insel unter der Axt fallen; die ganze Insel drohte baumlos zu werden. Da kaufte sie König Ludwig II. Die Waldverwüster zogen ab und die königlichen Bauleute ein. Nun regt sichs in den verfallenen Hallen zu neuem Leben, und ehe viele Jahre vergehen, wird ein stolzes Königsschlofs seine Türme und Warten in dem stillen See spiegeln.

(Nach Solereder-Steub.)

12. Die Gemsen im bayerischen Hochlande. †

Es war um Bartholomäi, wo die Tage am klarsten sind. Wir hatten drunten im Alpenheu geschlafen, und nun, da der Morgen dämmerte, stiegen wir langsam empor auf den Grat des Berges. Erquickend floß uns die Frühluft um die Glieder; ein harziger Duft kam aus dem niedern Gestrüpp, durch das sich der Fußsteig emporwand; blühende Alpenrosen standen am Wege. Drunten aber, auf grüner Matte, liegen die Almen, sieben Hütten mit breitem Dach, aus dessen Ritzen der blaue Rauch steigt; denn auf dem Herde flackert schon das lustige Feuer. Wir halten an, und ein heller Juhschrei klingt hinunter durch die scharfe Morgenluft; die Sennerin tritt aus der Thür und gibt schmetternd den Gruß zurück. — Ringsum stehen gewaltige Berge, das Sonnwendjoch mit seinen Felsen, und mit zerklüftetem Kamm der Wilde Kaiser. Auf den einzelnen Gehängen, die näher liegen, ist Tannenwald und grüne Weide, bisweilen auch ein kleiner, dunkler See. Zwar ist die Sonne noch fern; aber doch wirkt allenthalben schon jene geheimnisvolle Kraft, die wir mehr fühlen als sehen, die dem siegenden Lichte den Weg bahnt. Und nun der erste volle Strahl, der langsam hinter den blauen Zinken hervorbricht und immer weiter rückt, mit goldenem Glanz die Berge überflutend. Eine zauberische Gewalt liegt in dieser Stunde! Jetzt erst ist der Quell des Lebens erwacht; wir fühlen, wie er strömt. Im tauigen Grase nicken die Blumen; die Bergdrossel singt, und jenes tiefe, süße Summen umgibt uns, in dem die Lebenslust von Myriaden unsichtbarer Geschöpfe atmet.

Wir hatten den Gipfel des Berges erreicht und uns unter dem Wetterkreuze gelagert; vor uns wucherten blaue Glockenblumen. Der Jägerbursche, der mich begleitete, schlug Feuer und brannte sein Pfeiflein an. — Schweigend sahen wir ins Weite. Da stieß er mich auf einmal sachte an und zeigte hinüber auf die steile Wand, die kaum dreihundert

Schritte vor unsern Füßen abfiel. Es war ein Felsengehäng, mit grüner Weide durchwachsen; an einzelnen Stellen wucherte das Krummholz mit undurchdringlichem Gestrüpp. Ich horchte, wie die kleinen Steine, die sich abgelöst, zur Tiefe rollten; ich lugte hinaus, und nun erst sah ich ein Rudel flüchtiger Gemsen, wie es in der Morgensonne kletterte und äste; hoch über den andern ein prächtiger Bock, trotzig und stolz, immer den Blick nach unten gerichtet oder zur Seite spähend; drunten etliche Geißen, Jährlinge und Kitze. Bedächtig zog mein Begleiter das Fernrohr aus der Tasche, und nachdem er es eingestellt, gab er es wortlos weiter. Über seine Schulter weg sah ich hinüber aufs Gehäng. Wir zählten sieben Stück. Sie zogen sich abwärts gegen den Felsenkessel, aber nur langsam und immer der Sonne folgend. Oft stutzten die Kleinen, wenn ihnen der Sprung zu tief war, und drückten sich mit den Hinterläufen an die Wand. Dann kam die Mutter in kurzen Sätzen und sprang vor ihren Augen hinab. Welche Kraft, welche Anmut lag in jeder Bewegung; welcher Übermut, wenn plötzlich zwei zu hadern begannen und kämpfend gegen einander stießen! Die ganze Wonne des Morgens, die ganze Lebenslust der Berge liegt in diesem Bild. Wie tot wäre all' ihre Schönheit, wenn kein Wild sich derselben freute! Diese Tiere sind es erst, die den Bergen das Gepräge der Freiheit geben, indem sie diese Freiheit genießen. Sie zeigen uns, daß auch diese felsige Wildnis die Heimat ist für ein tausendfältiges frohes Leben. — —

Nicht bloß im Erlegen der Beute, sondern auch in der Kühnheit des Weges, in dem Zauber der Natur liegt das Geheimnis der Jagd. Und darum ist die Gemsjagd von allem Weidwerk das schönste. Das fühlte der Kaiser, der in den Felsen der Martinswand schmachtete, gerade so wie der verwegene Wildschütze, der sich des Nachts von dannen schleicht. Nicht der gewaltige Bock ist das letzte Ziel; denn wenn er zwanzig Schritte vor uns auf der Straße stünde,

wen möchte es da noch freuen, zu schießen? Aber die Felswand, in die er eingestiegen; die Almen, in deren Hütten der Jäger Einkehr hält; das Edelweiß, das er sich auf den Hut steckt, und der Juhschrei, der ihn begleitet: das ist eine Welt voll Lockung und Zauber, dort muß man den Gemsbock suchen; da lohnt sich's der Mühe, ihm tagelang zu folgen ins steilste Geschröff. Und wenn wir ihm dann gegenüber stehen, wenn dann der Schuß kracht, daß das Echo weithin durch die Berge hallt, dann soll man's dem Jäger nicht verdenken, wenn ihm das Herz vor Freude bebt; denn das erst ist rechtschaffenes Jagen!

Der reiche Gemsstand, den unsere Berge besitzen, wird übrigens noch in anderer Weise bedroht, als durch die Kugel des Jägers; denn dieser geht nur den starken Böcken nach. Aber wenn jene sausenden Fittiche dröhnen; wenn hoch in den Lüften ein dunkler Punkt erscheint, der in weiten Kreisen immer tiefer und tiefer sinkt: dann kommt eine gespenstige Unruhe über das Rudel, die kein Jäger in dasselbe hineinträgt. Dann gilt es den Kleinen, dem scheuen Zicklein, das bange unter die Mutter flüchtet. Vor den Steinen, die donnernd herunterstürzen, schützt die überhängende Felswand und vor der Kugel der warnende Wind. Vor dem Adler aber, den seine Schwinge in jede Höhe und Tiefe trägt, ist auch das kühnste Wild der Berge wehrlos. Und nur die Wehrlosigkeit, nicht die Gefahr flößt den Gemsen jenen bannenden Schrecken ein. Alle Führung, alle Sicherheit ist dann verloren. Wirr drängt sich das Rudel durch einander. Um die Felsenecke aber schwebt in drohender Majestät der Mörder. Noch ein paar Flügelschläge, ein gellender Pfiff, ein wirrer Knäuel, und er trägt in den gewaltigen Fängen das schönste Kitz aus der Herde durch die Lüfte.

(Aus Palatina.)

13. Der Alpenjäger.

1. „Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüten,
Spielend an des Baches Ranft.“
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Jagen nach des Berges Höhen!“

2. „Willst du nicht die Herde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.“
„Mutter, Mutter, laß mich gehen,
Schweifen auf den wilden Höhen!“

3. „Willst du nicht der Blümlein warten,
Die im Beete freundlich steh'n?
Draußen ladet dich kein Garten;
Wild ist's auf den wilden Höh'n!“
„Laß die Blümlein, laß sie blühen!
Mutter, Mutter, laß mich ziehen!“

4. Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort.
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

5. Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung;
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung;
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

6. Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

7. Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst; denn loszudrücken
Legt er schon den Bogen an:
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

8. Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Tier.
„Mußt du Tod und Jammer senden,“
Ruft er, „bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde!
Was verfolgst du meine Herde?“ (F. v. Schiller.)

14. Die Fuggerei.

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es schwindet wie die Zeit.
Nur was in Gott gegründet,
Besteht in Ewigkeit.

Es war im Haus der Fugger
Das Weben einst im Brauch.
Hans Fugger war ein Weber,
Die Söhne woben auch.

Sie woben unverdrossen
Am Stuhle Tag und Nacht.
Das reinste, feinste Linnen
Hat still ihr Fleiß gemacht.

Da kaufte jeder gerne
Von ihrem Tuch so rein.
Sie woben goldne Sterne
Der Treue ja hinein.

Die Treue und der Glaube,
Der fromme Bürgersinn,
Barmherzigkeit und Liebe,
Die mehrten den Gewinn.

Da ward an Gold und Ehren
Gar reich und groß ihr Haus
Es gingen mit dem Kaiser
Dort Fürsten ein und aus.

Die Weber wurden Grafen;
Ihr Wort galt weit und breit
Sie woben mit dem Kaiser
Am Webestuhl der Zeit.

Bei Ehren und bei Schätzen,
Die ihnen Gott verlieh,
Vergaßen doch die Grafen
Der armen Weber nie.

„Was hilft uns alles Weben?“
So dachte stets ihr Sinn,
„Der Himmel nur ist einig,
Sein Segen nur Gewinn.“

Drei Brüder waren ihrer,
Die reichten sich die Hand;
Ulrich, Georg und Jakob,
So waren sie genannt.

Sie sprachen zu einander:
„Die Güter dieser Zeit
Vorrechnen muß sie jeder
Einst Gott in Ewigkeit.

So laßt uns freudig gründen
Ein Werk vereinter Kraft,
Womit wir mögen geben
Ihm einstens Rechenschaft.“

Zu Augsburg bei St. Jakob
Da hub ein Graben an,
Ein Zimmern und ein Mauern
Von manchem Handwerksmann.

Mit hundert kleinen Häusern
Ein Städtlein stieg empor,
Mit Brunnen und mit Straßen
Und seinem eignen Thor.

Und als das Werk vollendet,
Da weihten es die drei,
Daß armen, frommen Bürgern
Es eine Wohnung sei.

Und was die drei gesprochen,
Das schrieben sie auf Stein;
Es sollte Sohn und Enkel
Ein stetes Vorbild sein.

Sie bauten für sich selber
Ein Häuslein noch dazu.
Im Kirchlein bei St. Anna,
Dort ist der Fugger Ruh.

Wohl kamen arge Zeiten.
St. Anna ward zerstört.
Die Messe wird nicht fürder
Auf ihrem Grab gehört.

Doch in der Armen Herzen
Wird ihrer noch gedacht
Im Städtlein, das sie milde
Dem Herren dargebracht.

Das Glück dreht sich im Kreise,
Es schwindet wie die Zeit.
Der Fugger Namen preiset
Noch heut' die Fuggerei.

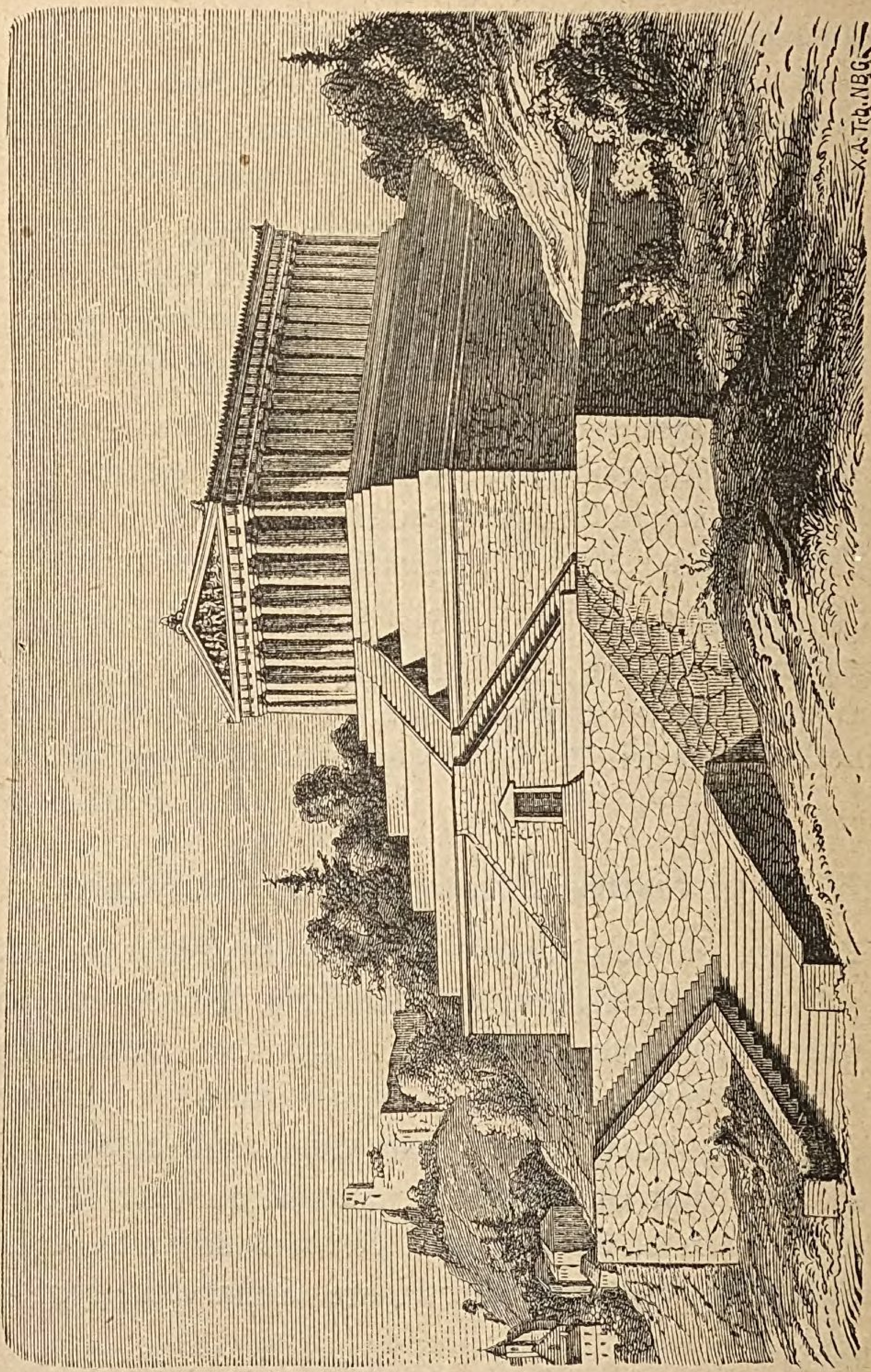
(G. Görres.)

15. Zwei deutsche Ehrentempel an der Donau.

1. Zwei Stunden unterhalb der alten Stadt Regensburg, da wo die Vorhöhen des bayerischen Waldes nahe an das linke Donauufer herantreten, liegt der Marktflecken Donaustauf. Nahe dabei erhebt sich ein etwa 100 m hoher Berg, dessen Abhänge teilweise mit Eichenwald bedeckt sind. Diesen Berg krönt ein erhabener „Tempel deutscher Ehren“, die Walhalla*), die mit ihren blendend weißen Marmorsäulen weit in die große, fruchtbare Donauebene hinausschimmert.

*) Mit dem Worte Walhalla bezeichneten die alten, heidnischen Germanen den Himmel für die im Kampfe gegen die Feinde gefallenen Helden.

Schon zu der Zeit, als ganz Deutschland unter der Fremdherrschaft Napoleons I. seufzte, im Jahre 1807, faßte Kronprinz Ludwig von Bayern den Gedanken, diesen Bau



zu errichten. Derselbe sollte dem Gedächtnis der berühmtesten deutschen Männer und Frauen aus allen Zeiten gewidmet sein. Allein fast dreißig Jahre verflossen, ehe

König Ludwig an die Ausführung des Planes gehen konnte, und erst am 18. Oktober 1830, dem Gedenktage der Befreiungsschlacht von Leipzig, führte er die Hammerschläge auf den Grundstein. „In dieser sturmbewegten Zeit“ — so sprach der König — „lege ich den Grundstein zu diesem Gebäude, im felsenfesten Vertrauen auf die Treue meiner Bayern. Wie diese Steine sich zusammenfügen, so mögen alle Deutschen kräftig zusammenhalten!“ — Zwölf Jahre dauerte es, bis das Riesenwerk vollendet dastand.

Eine gewaltige Freitreppe führt in sieben Absätzen von der Donau hinauf zu dem Prachtbaue. Derselbe ist ganz aus weißem Marmor in der Form eines altgriechischen Tempels aufgeführt, 75 m lang, 25 m breit und 21 m hoch. Sechzehn Säulen in zwei Reihen bilden die Vorhalle und tragen den vordern Giebel. Siebzehn Säulen an jeder Langseite und acht an der Rückseite umschließen den Bau. Die beiden Giebelfelder sind durch Marmorgruppen geziert; das südliche gegen die Donau zeigt die befreite Germania von den deutschen Stämmen umgeben, das nördliche die Hermannsschlacht.

Hat uns schon das Äußere in Staunen gesetzt, so werden wir noch mehr entzückt und überrascht von dem Glanze, der Pracht und der Hoheit des Innern. Dasselbe bildet einen weiten Saal mit einer reich verzierten und vergoldeten Erzdecke. Das Licht fällt durch drei große Fenster von oben hinein. Die Wände des Saales sind mit kostbarem roten Marmor bekleidet und der Höhe nach durch ein Wandgesims, der Länge nach durch hervorstehende Pfeiler in einzelne Abteilungen geschieden. Unterhalb des Gesimses stehen in zwei Reihen auf Konsolen und Postamenten die weißen Büsten deutscher Männer und Frauen, auf welche Deutschland besonders stolz sein kann (162 an der Zahl). Oberhalb desselben liest man auf 64 Marmortafeln in goldenen Buchstaben die Namen derjenigen

„Walhallagenossen“, von denen keine Büsten angefertigt werden konnten, weil man keine Bildnisse von ihnen vorfand.

Am 18. Oktober 1842, gerade zwölf Jahre nach der Grundsteinlegung, ward die Walhalla feierlich eingeweiht. Umgeben von den Vertretern der Fürsten des deutschen Bundes, sprach König Ludwig dabei die denkwürdigen Worte: „Möchte die Walhalla förderlich sein der Erstarkung und Vermehrung deutschen Sinnes! Möchten alle Deutschen, welches Stammes sie auch seien, immer fühlen, daß sie ein gemeinsames Vaterland haben, ein Vaterland, auf das sie stolz sein können, und trage jeder bei, soviel er vermag, zu dessen Verherrlichung!“

2. Noch ehe die Walhalla vollendet von dem Berge in das Land herabschaute, war bereits der Gedanke zu einem zweiten deutschen Ehrentempel in der Seele des hochsinnigen Königs gereift. Die große That der Befreiungskriege in den Jahren 1813 bis 1815 sollte durch ein prächtiges Baudenkmal verherrlicht werden. Als geeigneten Platz für die Errichtung desselben ersah der König den Michaelsberg bei Kelheim, da wo sich die Altmühl in die Donau ergießt.

Am Tage nach der Einweihung der Walhalla (19. Oktober 1842) wurde hier der Grundstein zu der Befreiungshalle gelegt. Einundzwanzig Jahre später, am fünfzigjährigen Gedenktage der Völkerschlacht bei Leizig, konnte die Einweihung des vollendeten Baues stattfinden, und dem greisen königlichen Bauherrn war es vergönnt, dieselbe in eigner Person vorzunehmen.

Eine schöne Kunststraße führt von Kelheim aus in langen Bogenlinien zu der Höhe, auf welcher die Halle sich erhebt. Dieselbe ist ein gegen 60 m hoher Rundbau mit einer Kuppel und steht auf einem dreistufigen Unterbau von 7,70 m Höhe. Zu der Hauptterrasse desselben führt eine

breite Freitreppe empor. An der Außenseite stehen auf mächtigen Pfeilern 13 Figuren, germanische Jungfrauen in weiten, faltenreichen Gewändern, 6,50 m hoch. Sie tragen Tafeln, auf welchen die Namen der deutschen Volksstämme verzeichnet sind: Bayern, Österreicher, Tiroler, Böhmen, Franken, Schwaben, Rheinländer, Thüringer, Hessen, Westfalen, Mecklenburger, Pommern, Brandenburger, Schlesier, Sachsen, Mähren, Hannoveraner, Preußen. Über dem Eingangsthore liest man die Inschrift: „Den deutschen Befreiungskämpfern Ludwig I., König von Bayern, 1863.“

Die innern Wände der Halle sind mit farbigem Marmor bekleidet. Auf einem 2 m hohen Sockel stehen an denselben vierunddreißig Siegesgöttinnen aus weißem Marmor. Je zwei derselben halten zusammen einen Schild und reichen die freigebliebene Hand ihrer andern Nachbarin. Sie versinnbildlichen die vierunddreißig Staaten des vormaligen deutschen Bundes. Auf den siebzehn Schilden, welche aus eroberten französischen Geschützen gegossen wurden, prangen die Namen der bedeutendsten Schlachten aus den Befreiungskriegen. Über den Siegesgöttinnen enthalten weiße Tafeln die Namen von den 18 verdientesten deutschen Feldherrn aus jener Zeit, und auf einem Bande des Gesimses sind 18 eroberte Festungen verzeichnet. Die hohe, weite Kuppel hat eine 9 m weite runde Lichtöffnung mit doppelter Glasplatte, durch welche das Innere erhellt wird. Gerade unter der Lichtöffnung liest man auf dem marmornen Fußboden in reichverzierter Kreisfläche die Inschrift: „Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf notwendig machte und wodurch sie gesiegt!“

(Nach F. v. Köppen.)

16. Der Böhmerwald und der bayrische Wald.

An der nordöstlichen Grenze Bayerns erstreckt sich vom Fichtelgebirge aus in südöstlicher Richtung der Böhmerwald. Seine höchsten Punkte, Arber, Rachel, Lusen,

erheben sich nicht über 1250 m, erreichen demnach nicht die Hälfte von der Höhe der Zugspitze. Auch treten sie wegen ihrer sanften Formen weniger hervor, als die Alpenberge. Dennoch ist dieses Gebirge unwirtlicher als das Alpenland. Es fehlen ihm die heiteren Almen, und die Berge sind bis zum Rücken mit düsteren Wäldern bedeckt. In diesen Wäldern herrscht eine feierliche, fast unheimliche Stille, und man kann weite Strecken in denselben zurücklegen, ohne einem Menschen zu begegnen. Gleich schlanken Säulen erheben sich die uralten Riesenstämme dieser Wälder, manche bis zu einer Höhe von 40—50 m.

Das Holz ist der Hauptreichtum dieses Gebirges und das Fällen und Fortschaffen desselben beschäftigt einen großen Teil seiner Bewohner. Im Winter wird es mittels Schlitten aus den Bergen auf die sogenannten Pöllplätze an die Flüsse gebracht, wo es bis zur günstigen Triftzeit aufgestellt bleibt. Dieses Holzanziehen ist eine eben so mühsame als gefährliche Arbeit. Mit ein bis zwei Ster Scheit hinter sich fährt der Anzieher mit seinem Holzschlitten pfeilschnell zwischen den Bäumen durch den Berg hinab. Unglücksfälle sind dabei nicht selten; ein geringes Ausgleiten schmettert den Anzieher an einen Baum oder bringt ihn unter den eigenen Schlitten.

Ein wichtiger Erwerbszweig für die Bewohner des Böhmerwaldes ist die Glasfabrikation, zu welcher dieser Wald trefflichen Quarz und billiges Holz in Menge liefert. Sie wird in zahlreichen Hütten betrieben, von welchen mehrere einen bedeutenden Ruf erlangt haben.

Außerdem beschäftigt die Gewinnung und Verarbeitung verschiedener nutzbarer Mineralstoffe zahlreiche Hände. Es findet sich bei Bodenmais Schwefelkies, aus welchem Vitriol, Alaun ꝛc. gewonnen wird; bei Wegscheid besonders feine weiße Porzellanerde; auch Graphit und schwarze Töpfererde kommen vor, woraus die weltbekannten Schmelztiegel Obernzells gefertigt werden.

Ein Teil des Böhmerwaldes und von demselben nur durch das Thal des Regenflusses geschieden ist der bayrische Wald. Von genanntem Flusse hat er auch den Namen Regengebirge; im Volksmunde wird er jedoch einfach „der Wald“, der Bewohner desselben „Waldler“ genannt. Der bayrische Wald hat mit dem Böhmerwalde den Holzreichtum gemein, ist aber nicht so wild, rauh und einsam als dieser. Er zeichnet sich vielmehr durch liebliche Thäler und angenehme Höhen aus, welch letztere besonders gegen die Donau zu eine herrliche Aussicht bieten. An den südlichen Bergabhängen und in den Thälern gedeiht nicht nur Getreide, sondern in geschützten Lagen auch Obst und gegen die Donau zu selbst der Weinstock. Vorzüglich gerät der Flachs, und die Verarbeitung desselben zu dauerhafter Leinwand beschäftigt zahlreiche Hände.

Die Flüsse enthalten nicht nur Fische und Krebse, sondern auch Perlmuscheln. Diese stehen unter obrigkeitlicher Aufsicht und werden nur zu gewissen Zeiten aus dem Wasser genommen. Die Perlenfischer wissen die fruchtbaren Muscheln von den leeren wohl zu unterscheiden. Mit einer eisernen Gabel brechen sie die Schalen auseinander und nehmen die Perlen heraus. Die meisten derselben sind klein, unansehnlich, von brauner Farbe und geringem Werte; nur selten werden vollkommen ausgebildete von der Größe einer Erbse und darüber gefunden; diese aber stehen den morgenländischen Perlen wenig nach.

Eine der schönsten Partien des Waldes ist die Strecke von Deggendorf über Regen nach Zwiesel. Eine Stunde hinter der am linken Donauufer gelegenen Stadt Deggendorf erhebt sich der Ruselberg zu einer Höhe von 777 m. Durch eine wild zerklüftete Felsschlucht, die „Hölle“ genannt, in welcher der „Höllbach“ durch die sogenannte „Teufelsbrücke“ herabstürzt, führt eine Kunststraße über die „Rusel“ weg über Regen und Zwiesel nach Böhmen. Eine kleine Viertelstunde vom Wirtshaus auf der Rusel entfernt liegt

der Haunstein, 280 m über dem Donauspiegel, mit einer großartigen Fernsicht.

Hinauf bis Regensburg und hinüber bis an die Höhen des Inn überschaut man eine fast unermeßliche Ebene, durchzogen von den glänzenden Wassern der Donau und Isar, die sich wie Silberstreifen durch diesen grünen, mit tausend Ortschaften wie mit Perlen besäeten Teppich hinziehen, begrenzt im fernen Süden von den gewaltigen Massen der Salzburger Alpen, im Norden vom Böhmerwalde.

(Nach Marschalls Lesebuch.)

17. Die fränkische Schweiz.

Wenn du auf der Karte von Bayern die Lage der Städte Bamberg und Bayreuth vergleichst, so findest du, dafs erstere Stadt fast genau westlich von der letzteren liegt. Betrachtest du aber den Lauf des Mains, so gewahrst du, dafs er nicht in gerader Linie, sondern in einem grofsen nördlichen Bogen von Bayreuth nach Bamberg fliefst.

Warum macht der Flufs diesen weiten Umweg? Weil ihn eine bedeutende Bodenerhebung dazu zwingt, welche unweit Erlangen beginnt und gegen Norden bis an die Mainkrümmung zwischen Bayreuth und Bamberg reicht. Der Teil dieses Gebirgszuges, welchen die Wiesent durchbricht, wird die fränkische Schweiz genannt. Der liebliche Flufs, welcher zwischen Bayreuth und Bamberg entspringt, schlägt zuerst die Richtung gegen Südost ein, wird dann aber durch waldreiche Höhen gezwungen, seine Richtung zu ändern. Er eilt nun in südwestlicher Richtung der Regnitz zu, in welche er sich bei Forchheim ergiefst.

Das Thal der Wiesent mit seinen reizenden Nebenthälern ist ein schönes Stück Erde. Schroff gegen das Thal abfallende Kalkwände, tief eingeschnittene Thäler und vereinzelte Felskegel, welche nicht selten an den

Bergabhängen wie gewaltige Hörner emporragen, haben der Landschaft den Namen „fränkische Schweiz" gegeben. Die höchsten Punkte derselben sind der Wichsenstein bei Egloffstein, der Adlerstein bei Muggendorf und die Neuburg unweit Waischenfeld. Der letztere Berg hat die oft vorkommende Form der Juraberge, die Sargform.

Die fränkische Schweiz ist durch ihre vielen und zum Teil merkwürdigen Höhlen berühmt. Unter diesen sind die Rosenmüllerhöhle bei Muggendorf und die Sophienhöhle bei Waischenfeld vor allen andern eines Besuches wert. Sie enthalten prächtige Tropfsteine, Stalaktiten und Stalagmiten. Die Stalaktiten sind gewaltigen Eiszapfen ähnlich, welche von der Höhlendecke hinabhängen. Die Stalagmiten haben sich auf dem Boden der Höhle gebildet und ragen in kegelförmiger Gestalt empor. Als die genannten Höhlen vor nicht gar langer Zeit entdeckt wurden, fand man in denselben viele Knochen vorweltlicher Tiere, Schädel von Höhlenbären, Höhlenhyänen etc. Diese Tiere haben wahrscheinlich nicht in dieser Gegend gelebt, sondern ihre Leichen sind bei einer grofsen Flut in jene Höhlen geschwemmt worden.

Dafs einst die ganze fränkische Schweiz vom Meere bedeckt war, davon zeugen nicht nur die Felsenspitzen, die von Meereskorallen aufgebaut sind, sondern auch unzählige Versteinerungen von Muscheltieren: Ammonshörner, Belemniten oder „Teufelsfinger", Terebrateln etc., die man in der ganzen Gegend findet.

Während die wasserreichen Thäler der fränkischen Schweiz sehr fruchtbar sind, ist der Anbau der wasserarmen Hochflächen ein äufserst mühevoller und wenig lohnender. Der kalkhaltige Boden, „Melm" genannt, gibt sein Wasser rasch an seine zerklüftete Unterlage ab. Wenn der Landmann nicht schon im März oder anfangs April seine Felder bestellen kann, wo die wässe-

rigen Niederschläge des Winter noch nachhalten, so hat er, besonders in trockenen Jahren, keine ergiebige Ernte zu hoffen. Zudem kann er gar oft den Acker nicht einmal seiner ganzen Ausdehnung nach ausnützen. Denn mitten im Felde ragen kleinere oder gröfsere Felsblöcke, „Knöcke“ genannt, aus dem Boden hervor. Darum führen die Landleute auf dem „Gebirge“ mitunter ein an Entbehrungen reiches Leben. Wer „schwarzes“ Brot im eigentlichen Sinne des Wortes sehen und schmecken will, der mache von Muggendorf oder Streitberg aus einen Abstecher auf die Höhen gegen Nordwest. Dort säet der Landmann im Frühjahre das sogenannte Mischgetreide, bestehend aus Gerste, Linsen und Wicken. Die geerntete Frucht wird, mit einer geringen Menge Roggen vermischt, gemahlen und zu Brot verbacken. Das gibt ein nahrhaftes, aber buchstäblich schwarzblaues Brot, das in der Backschüssel getragen werden mufs, damit es nicht auseinanderfällt. Wer halb Mischfrucht, halb Roggen backen kann, gehört schon zu den vermögendern Grundbesitzern. — Wegen Mangels an Quellwasser ist man auf den Höhen gezwungen, Cisternenwasser zum Bierbrauen, zum Trinken und Kochen zu verwenden. In trockenen Sommern mufs Wasser aus dem Thale herbeigefahren werden. Will man frisches Wasser haben, so verschafft man sich dieses entweder durch Druckwerke oder durch Wasserleitungen.

Sollte man aber glauben, dafs sich die guten Leute auf dem Gebirge bei ihren Entbehrungen unglücklich fühlen, so würde man sehr irren. Sie geniefsen, was ihnen Gott beschieden, und entbehren gern, was ihnen versagt ist. Ja sie können manchem, der in einer gesegneteren Gegend unseres Vaterlandes wohnt, als Vorbild dienen. An gar manchen Hausthüren auf dem „Gebirge“ fand man bis auf die neueste Zeit kein eisernes Schlofs, sondern höchstens einen hölzernen Riegel, und

Wägen und Pflüge läſst man dort unbesorgt über Nacht auf den Feldern stehen. (Oberfränkisches Lesebuch.)

18. Berg und Burg Hohenzollern. †

Mitten im schwäbischen Lande tritt aus dem Felsgebirge, welches die Donau vom Neckar scheidet, hochragend der Zollern heraus. In wunderbarer, mittelalterlicher Schönheit neu erstanden, grüßt von ihm aus die Stammburg des neuen deutschen Kaiserhauses in das herrliche alte Alemannien herab. Ein halbstündiger Weg führt von Hechingen aus den Wanderer auf sanft ansteigendem Bergsockel zu dem eigentlichen Felskegel, der ziemlich steil dann aufsteigt. Wer vor 1852 den Berg erklomm, den leitete der Pfad, vielfach sich windend, zuerst zu den Außenwerken der Feste, zu den Trümmern von neun sich hinter einander erhebenden Türmen; noch waren die Reste mächtiger, mit Eisen beschlagener Thore sichtbar. Seit uralter Zeit hatte die Burg nur diesen einzigen Zugang.

Auf dem Gipfel des Zollern stand damals ein weitläufiges Gebäude — unansehnlich aber und vielfach verbaut und verwüstet — das eigentliche „alte, feste Haus" des Zollerngeschlechtes. Ein Flügel desselben, die Wohnung der Knappen und Knechte, lag völlig in Trümmern. Nur die uralte Kapelle des heiligen Johannes hatte nicht von dem Graus der Zerstörung gelitten. Ein kupfernes Becken, mitten im Hofe eingemauert, sammelte als Cisterne den Regen des Sommers und den Schnee des Winters. Der ganze obere Teil des Berges war mit unterirdischen Gängen und Kasematten untergraben, nicht unähnlich einem Bienenkorbe. Eine zerbröckelnde Mauer mit Schießscharten, Schilderhäusern und Verteidigungsgängen umschloß den ehrwürdigen Fürstensitz.

Seit 1852 erhob sich die Burg aus ihren Trümmern. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hat sich in der neuen Zollernburg, welche von der alten Feste kaum etwas

mehr enthält als die Grundmauern und die Kapelle, das schönste Denkmal seiner ehrfurchtsvollen Liebe gegen die Altvordern seines Hauses gesetzt. Ausgeschmückt mit alten Waffen, ehrwürdigen kirchlichen Kunstschätzen, Steindenkmälern von wunderbarer Fremdartigkeit und lieblicher Schönheit, grüßt jetzt das Schloß von Berg zu Berg, von Thal zu Thal, so stolz, so edel, daß der Besucher fühlt, die alte, ritterliche Zeit hat in ihm uns eine der köstlichsten Perlen aus ihrem versunkenen Schatze zurückgegeben. Sieh' diese Basteien, den St. Michael, das Scharfeck und das Fuchsloch: wo findest du trutzendere in deutschen Gauen? Sieh' diese Türme, die nach dem Erzengel, nach Kaisern, Markgrafen und Bischöfen heißen: wie stolz und kühn recken sie die Zinnen oder das von Erkern umgebene Dach in die Luft! Tritt ein zum Burgthor, von dem dir das Reiterbild Friedrichs I. von Brandenburg den Gruß entgegenruft, und lies den Bauspruch:

„Zollern, Nürnberg, Brandenburg im Bund
Bauen die Burg auf altem Grund.
Mich errichtet Preußens starke Hand;
Adlerthor bin ich genannt!"

Und dann blicke von dieser hohen Warte zur Sommerszeit ins Thal herab. Sieh' dort die Alb mit ihren Ausläufern voll Waldesgrün und saftigem Moose! Sieh' dort ihre Felsen, bald zerrissen, bald friedlich wieder sich einander nahe tretend! Sieh' dort ihre wasserreichen Thäler, dort ihre nackten Bergeshöhen, deren Namen vollwichtig klingen in jedes deutsche Herz, das der alten Geschichte seines Volkes eingedenk ist! Sieh' dort den Staufen und dort das düstere Haupt des Feldbergs! Sieh' dort das Blachfeld, das mit Flecken und Dörfern besäet ist, dort die Hügelketten, die mit Reben bepflanzt, zum Neckar sich hinziehen!

Den Wolken nahe, von Sonnenglanz umleuchtet, hinschauend über ein gottgesegnetes Land, prangend in herrlichem mittelalterlichen Festgewande: so wird die Zollern-

burg aufragen für alle Zeit, so lange noch Deutsche ihr Vaterland und ihre Geschichte lieben.

(Nach Oskar Schwebel. Gekürzt.)

19. Der Reiter und der Bodensee. ††

Der Reiter reitet durchs helle Thal, aufs Schneefeld schimmert der Sonne Strahl. Er trabet im Schweiß durch den kalten Schnee, er will noch heut' an den Bodensee, noch heut' mit dem Pferd in den sichern Kahn, will drüben landen vor Nacht noch an. Auf schlimmem Weg, über Dorn und Stein, er braust auf rüstigem Roß feldein, aus den Bergen heraus ins ebene Land, da sieht er den Schnee sich dehnen wie Sand. Weit hinter ihm schwinden Dorf und Stadt, der Weg wird eben, die Bahn wird glatt. In weiter Fläche kein Bühl, kein Haus, die Bäume gingen, die Felsen aus. So fliegt er hin eine Meil' und zwei. Er hört in den Lüften der Schneegans Schrei, es flattert das Wasserhuhn empor, nicht anderen Laut vernimmt sein Ohr. Keinen Wandersmann sein Auge schaut, der ihm den rechten Weg vertraut. Fort geht's, wie auf Sammt, auf dem weichen Schnee. Wann rauscht das Wasser, wann glänzt der See?

Da bricht der Abend, der frühe, herein, von Lichtern blinket ein ferner Schein. Es hebt aus dem Nebel sich Baum an Baum, und Hügel schließen den weiten Raum. Er spürt auf dem Boden Stein und Dorn, dem Rosse gibt er den scharfen Sporn. Die Hunde bellen empor am Pferd, und es winkt im Dorf ihm der warme Herd. — „Willkommen am Fenster, Mägdelein! An den See, an den See, wie weit mag's sein?" Die Maid, sie staunet den Reiter an: „Der See liegt hinter dir und der Kahn, und deckt ihn die Rinde von Eis nicht zu, ich spräch', aus dem Nachen stiegest du." — Der Fremde schaudert, er atmet schwer: „Dort hinten die Eb'ne, die ritt ich her!" — Da recket die Magd die Arm' in die Höh': „Herr Gott, so

rittest du über den See! An den Schlund, an die Tiefe, bodenlos, hat gepocht des rasenden Hufes Stoß! Und unter dir zürnten die Wasser nicht? Nicht krachte hinunter die Rinde dicht? Und du ward'st nicht die Speise der stummen Brut, der hung'rigen Hecht' in der kalten Flut?" — Sie rufet das Dorf herbei zu der Mär'. Es stellen die Knaben sich um ihn her, die Mütter, die Greise, sie sammeln sich: „Glückseliger Mann, ja segne du dich! Herein zum Ofen, zum dampfenden Tisch! Brich mit uns das Brot und iß vom Fisch!" —

Der Reiter erstarret auf seinem Pferd, er hat nur das erste Wort gehört. Es stocket sein Herz, es sträubt sich sein Haar, dicht hinter ihm grinst noch die grause Gefahr. Es siehet sein Blick nur den gräßlichen Schlund, sein Geist versinkt in den schwarzen Grund. Im Ohr ihm donnert's, wie krachend Eis, wie die Well' umrieselt ihn kalter Schweiß. Da seufzt er, da sinkt er vom Roß herab, da ward ihm am Ufer ein trocken Grab. (Gust. Schwab.)

20. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Ich hatte in der Frühe Zürich verlassen und näherte mich nachmittags dem Dorfe Laufen. Lange vorher, ehe ich es erreichte, führte der Wind ein dumpfes Brausen an mein Ohr, das stärker wurde, je mehr ich mich dem Dorfe näherte. Endlich stand ich vor dem Rheinfall, bewundernd und die Allmacht des Höchsten preisend. Eine ungeheuere Wassermasse stürzt 18 Meter hoch über einen Felsendamm, zwischen einzelnen Felsenmassen schäumend und brausend und eine Wolke von Dampf aussprühend, in die sprudelnde Tiefe. Es hat etwas Sinnebetäubendes, das unaufhörliche Sprühen, Dampfen und Stürzen, das ohne Ende sich drängende Fluten und Zerstäuben der Gewässer zu sehen, das unaufhörliche Brausen und Donnern zu hören; selbst nach längerer Betrachtung blieb meine Seele nicht ohne Aufregung. Auf

leichtem Nachen liefs ich mich hinüberfahren bis zu dem Fufse des Berges, auf welchem das Schlofs Laufen liegt; ich betrat das hölzerne Gerüst, das an den Rand oder vielmehr an den Wasserfall selbst hingebaut ist, und der Eindruck, den ich hier empfing, läfst sich durch keine Worte wiedergeben. Das Gerüst bebte unter meinen Füfsen; die Felsen schienen zu beben; der feine Wasserdunst durchnäfste mich. Ich stand über eine halbe Stunde an dieser Stelle. Wie könnte man die alle Gedanken übersteigende Schnelligkeit schildern, mit welcher unaufhörlich Fluten herabstürzen! wie das Getöse, das Zischen, Brausen, laute Krachen, die tausend verschiedenen Töne der sich überflutenden Wassermassen! Stumm und anbetend steht der Mensch neben diesem Wunderwerke des Schöpfers.

(*Fr. Hoffmann.*)

21. Der Schwarzwald und seine Bewohner.

Der Schwarzwald stellt sich als eine zusammenhängende Bergmasse dar, woraus mehrere bedeutende Kuppen hervorragen. Den Namen führt er vom dunkelgrünen Nadelholz, womit Hänge und Kronen reichlich bewachsen sind. Der Hauptknoten, von welchem Äste nach allen Richtungen sich ausstrecken, ist in der Nähe der Kinzigquelle. Dieser Hauptknoten und alles südlich davon gelegene Gebirge heißt der obere Schwarzwald, alles nördliche der untere. Unter den Flüssen des Schwarzwaldes hat die Murg das schönste, die Dreisam oberhalb Freiburg das wildeste Thal. Am Neckar hinab verlieren sich die Berge in hochgelegene Hügelstriche; und zwischen Neckar und Donau ändert sich bald der Name des Gebirges in den der Rauhen Alp. Aber gleich den auf der anderen Seite des Rheins gelegenen Vogesen fällt der Schwarzwald am kürzesten und steilsten ins Rheinthal ab. Hier ist auch seine schönste Seite, denn es verwandelt sich schnell das waldige Gebirge in sanfte Traubenhügel, und an den Weizen- und Spelzgefilden stehen mächtige Nuß- und

andere Obstbäume; ja Mandeln und süße Kastanien sieht man an den warmen, unteren Abhängen der Berge, während im Schwarzwald selbst die Kirsche erst im September zeitigt und auf mancher Strecke kaum Hafer, Kartoffeln und Wicken gedeihen. Der Markgräfler, der beste Wein hierselbst, wächst am Abhange des südwestlichen Bergstrichs. Die durchschnittliche Höhe des Schwarzwaldes beträgt 700—900 m, der höchste Punkt ist der Feldberg, welcher 1500 m hoch ist.

Eigentümlich in Sitte, Sprache und Gestalt, bewohnen verschiedene Völkerschaften die Rheinebene. Vor allem birgt der Schwarzwald ein kräftiges, gesundes, wackeres Volk von Hirten, Flößern, Ackerbauern, das alte Sitte, alte Kühnheit erhalten hat. Riesige Tannen und Fichten flößt der Schwarzwäldler auf seinen Gebirgsbächen hinunter zum Neckar und Rhein, auf denen sie zu großen Flößen verbunden werden, so groß, daß oft vierzig Menschen auf denselben sind, um sie mit Rudern und Stangen zu regieren. Mit dem breitkrämpigen Hute, der roten Weste und den weißen Hemdärmeln stehen die kräftigen Gebirgssöhne in langer Reihe auf dem schwimmenden Walde und lassen ihn im taktmäßigen Ruderschlage nach den Niederlanden hinabgleiten, um reichen Städten feste Unterlage, schwellenden Segeln Stütze zu gewähren. Für Holz tauscht der Schwarzwäldler das Brotkorn ein, das ihm sein Boden auf den Bergeshöhen verweigert. Seine Holzschnitzereien, Uhren, Strohhüte sind durch ganz Deutschland bekannt. Man findet überdies auch im Schwarzwalde Hammerwerke, Glashütten, Pech- und Teersiedereien, besonders aber viele Sägemühlen. Die Wohnungen liegen in wildschönen Thälern zerstreut umher, von Holz, mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Die Stuben zu ebener Erde sind schwarz getäfelt, mit vielen Fenstern versehen, ohne darum viel Licht zu haben, wegen der weit vorspringenden Dächer. Zu den Schlafgemächern führen Gänge von außen. Unter diesen Gängen, draußen am Hause, liegt der Holzvorrat. Auf der Hinterseite senkt sich das Dach

bis auf den erhöhten Boden, so daß man wie über eine Brücke nach der Tenne der Scheune fährt und über den Köpfen von Menschen und Tieren drischt. Keine Hütte ist ohne plätschernden Brunnen, und nicht selten steht eine kleine Kapelle daneben mit einem Glöckchen zum Morgen- und Abendgebet.

(J. G. Kutzner.)

22. Wasgau und Schwarzwald.

1. Ihr Schwarzwaldberge, wie so nah,
Wie ganz erschlossen liegt ihr da!
Ich seh' auf euren lieben Höh'n
Die Schlösser alle leuchtend steh'n;
Die Pfade seh' ich durch den Wald,
Ahn' manche wandelnde Gestalt.

2. Inmitten rauscht der alte Rhein;
Der sagt: „Ihr müsset Brüder sein!"
Und schau ich euch ins Auge klar,
So find' ich auch die Deutung wahr.
Ihr Menschen zwischen drin im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!

(A. Stöber.)

23. Das Schifflein.

1. Ein Schifflein ziehet leise den Strom hin seine Gleise. Es schweigen, die drin wandern; denn keiner kennt den andern.

2. Was zieht hier aus dem Felle der braune Weidgeselle? Ein Horn, das sanft erschallet. Das Ufer widerhallet.

3. Von seinem Wanderstabe schraubt jener Stift und Habe und mischt mit Flötentönen sich in des Hornes Dröhnen.

4. Das Mädchen saß so blöde, als fehlt' ihr gar die Rede. Jetzt stimmt sie mit Gesange zu Horn und Flötenklange.

5. Die Rud'rer auch sich regen mit taktgemäßen Schlägen. Das Schiff hinunter flieget, von Melodie gewieget.

6. Hart stößt es auf am Strande. Man trennt sich in die Lande: „Wann treffen wir uns, Brüder, auf einem Schifflein wieder?“ — (L. Uhland.)

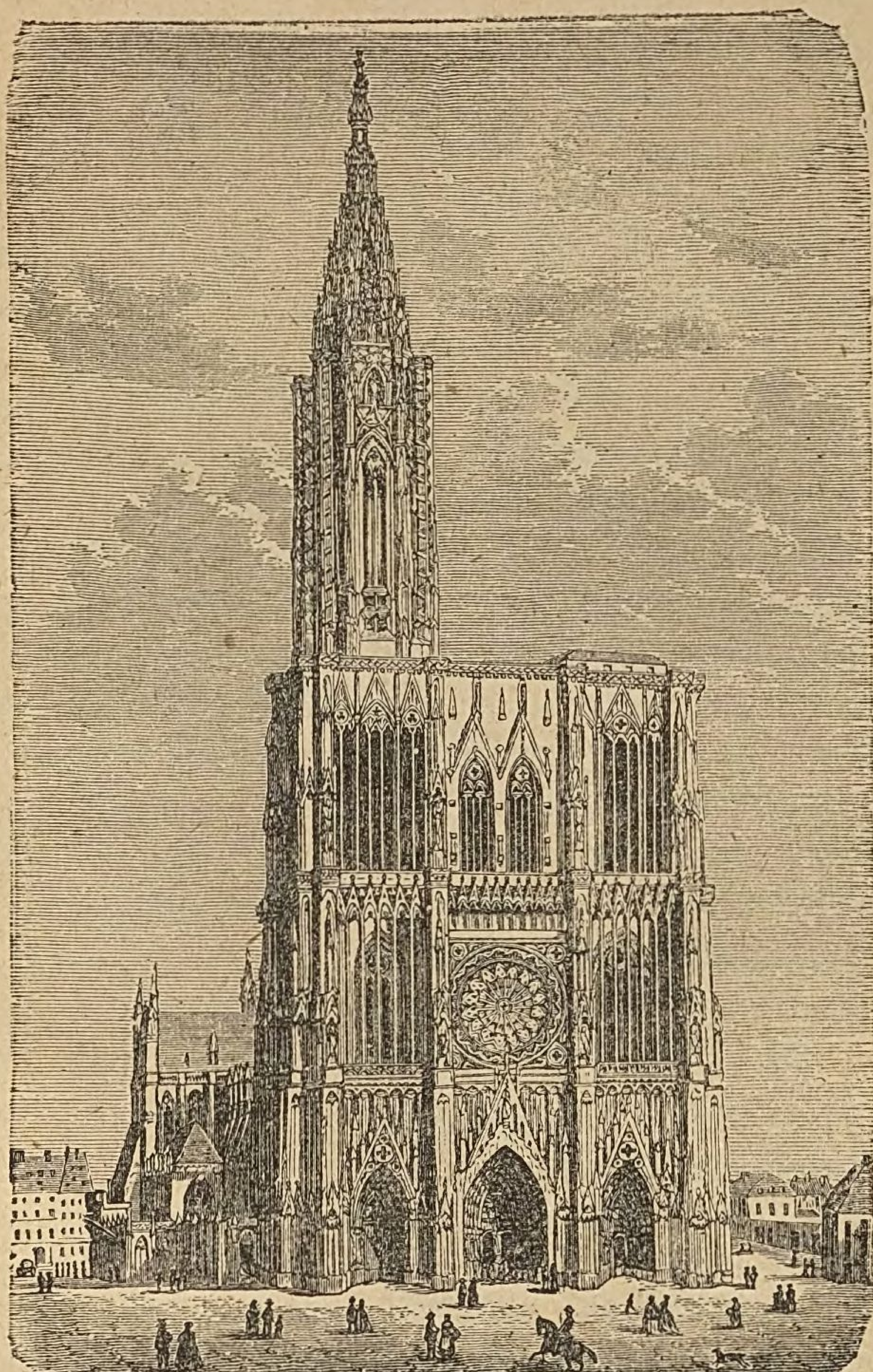
24. Das Straßburger Münster.

Der Stolz von Straßburg ist das weltberühmte Münster, nebst dem Dom zu Köln das herrlichste Werk deutscher Baukunst. Es ist 111 m lang und 41 m breit. Die Höhe des Turmes beträgt 153 m; er ist nach den Kölner Domtürmen der höchste Turm der Erde, höher als selbst die Kuppel der Peterskirche zu Rom und die größte Pyramide Ägyptens. Den Grund zu dem aus feinkörnigem roten Sandstein bestehenden prächtigen Gebäude legte der Bischof Wernher im Jahre 1015; vollendet wurde der Bau der Kirche im Jahre 1272. Bischof Konrad von Lichtenberg legte den Grundstein zum Turme. Nach einem Plane von Erwin von Steinbach wurde der Bau desselben ausgeführt. Der Meister selbst leitete den Bau bis zum Jahre 1318. Erst im Jahre 1437 wurde das Wunderbauwerk vollendet.

Der schönste Teil des Münsters ist die unbeschreiblich schöne Vorderseite. Drei Thore, mit reichem Steinschmuck verziert, führen in das Innere. Über dem mittleren Thore ist die bei gothischen Bauten gewöhnliche Fensterrose mit buntem Glase ausgelegt. Die Hauptzierde jedoch ist und bleibt der nördliche Turm, der ganz aus durchbrochener Arbeit besteht, so daß das Licht von oben bis unten durchscheint. Er besteht also nicht, wie andere Türme, aus Mauern, sondern ist wie aus Spitzengrund zusammengesetzt. Schön und schlank ragen die gewaltigen Säulen empor, welche das Innere in drei Schiffe teilen. Auch der Hauptaltar im erhöhten Chor, unter dem sich das heilige Grab befindet, macht einen guten Eindruck.

Das merkwürdigste Kunstwerk im Innern ist die berühmte Uhr, welche Isaak Habrecht aus Schaffhausen nach den Zeichnungen des gelehrten Dasypodius von 1270—1274

verfertigte, und die, nachdem sie lange Zeit stillgestanden, von dem geschickten Mechaniker Schwilgen wieder hergestellt wurde. Diese Uhr ist mehr zusammengesetzt als alle anderen



Werke ihrer Art und steht rechts am Hochaltar. Eine Menge Figuren bewegen sich und schlagen sowohl die Viertel als die ganzen Stunden auf kleinen Glocken an. Zugleich wird

der verschiedene Stand der Planeten, der Sonne und des Mondes, die Jahreszeiten und eine Menge anderer astronomischer Verhältnisse veranschaulicht.

Während des deutsch-französischen Krieges (1870) wurde Straßburg von deutschen Truppen sieben Wochen lang belagert. Nach heftigem Bombardement übergab der Kommandant Uhrich am 27. September dem General v. Werder diese starke Festung. Ein großer Teil der Stadt und Festung war zerstört und in einen Schutthaufen verwandelt worden. Das herrliche Münster hatte die Belagerungsarmee zu schonen gesucht; nur das Dach des Gebäudes war beschädigt.

Am 30. September 1681 hatte die Bürgerschaft Straßburgs mit dem Klagelied: „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir" in den Münsterhallen Abschied von dem deutschen Reiche genommen. Am 30. September 1870 betraten die deutschen Krieger den vaterländischen Dom und wiederholten tiefgerührt den Siegespsalm, mit welchem sie in der Morgenstunde den Feldgottesdienst begonnen hatten: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!" — An jenem Freitage leuchtete die Herbstsonne in verjüngter Kraft, und die alten sächsischen und hohenstaufischen Kaiserbilder in den farbigen Fenstern schauten wunderbar herab auf die tapfern Streiter, als wollten sie sagen: „Ihr seid eurer Väter wert!" (A. Mauer.)

25. Zu Straßburg auf der Schanz. ††

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an.
Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen;
Ins Vaterland mußt' ich hinüber schwimmen.
Das ging nicht an.

Ein' Stund' wohl in der Nacht
Sie haben mich gebracht.
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns Haus;
Ach Gott, sie fischten mich im Strome auf.
Mit mir ist's aus.

Früh morgens um zehn Uhr
Stellt man mich vor das Regiment.
Ich soll da bitten um Pardon,
Und ich bekomm' gewiß doch meinen Lohn.
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal,
Heut' seht ihr mich zum letzten Mal.
Der Hirtenbub' ist doch nur schuld daran;
Das Alphorn hat mir solches angethan,
Das klag' ich an.

(Volkslied.)

26. Der Hunsrück.

In den prächtigen Rheinstrom fallen zwei Flüsse, beide von Westen kommend, etwa zehn bis zwölf Stunden auseinander liegend, bei ihrer Ausmündung in den Rhein aber nur neun bis zehn. Der eine ist die Mosel, die bei Koblenz, der andere die Nahe, die bei Bingen ihre Wellen mit der grünen Rheinflut mischt.

Aus den drei herrlichen, an Wein, Obst und Früchten reichen Thälern des Rheines, der Mosel und der Nahe steigt das Land jäh auf und bildet oben eine Hochebene, einen Bergrücken, und dieses Land heißt Hunsrück, und der Name spricht das aus, denn Hun heißt hoch und rick oder ruck ebenfalls eine Erhöhung, woher denn auch das Wort „Rücken" kommt.

Dieses sich bis gegen die Saar hindehnende Hochland ist nicht eben. Zahlreiche Berge und Hügel erheben sich da noch, und der „Hochwald" und der „Idar" sind schon ganz tüchtige Gesellen unter ihresgleichen.

Eine Menge kleiner, lieblicher Thäler, an saftgrünen Wiesen reich, durchschneiden das Land, und in ihrem Schoße rinnen und rieseln die klaren Bäche und Bächlein, wo die Forelle steht, der Hecht raubgierig schleicht und der Krebs seine nächtliche Speisefahrt hält. Die Wiesen mit ihrem Blumengolde, Erlen und Weiden säumen diese Bäche, und

wo sie enden, da beginnt das fruchtbare Ackerland, wo des Hunsrückers Früchte reifen und sein silberglänzender Flachs, den seine Frauen und Mädchen zu feinen Fäden spinnen, und dessen Überfluß in die Ferne geht.

Auf der Seite, wo das Flußthal der Nahe sich hinzieht, türmt sich der Soon auf, ein dichtbewaldeter Höhenzug, der in weitem Bogen das Land umschließt; aber auch an vielen Stellen zieht sich dunkler Eichenwald in das Land, wie denn dasselbe der waldreichste Strich des mittleren Rheingebietes ist.

Ackerbau und Rindviehzucht nähren reichlich den biedern, kräftigen und schönen Menschenschlag, der dies Land bewohnt, der treu an alter Sitte hält, treu an Religion, Gesetz und Ordnung. Seine Dörfer sind wohlgebaut und stattlich. Der Wohlstand blickt aus allen Fugen. Jedes Dorf reiht sich um seine schöne Kirche, hat seine Schule, und die neuen schönen Schulhäuser deuten es an, daß der Hunsrücker etwas auf seine Schule und guten Unterricht hält.

Wenn auch die milde Luft der drei Flußthäler nicht hier oben weht, und ihr Atem rauher und heftiger ist, so ist doch das Land reich an Gottes Segensgaben.

Mitten in diesem Hochlande, so recht in seinem Herzen, liegt das Städtchen Simmern in einem geschützten Thalkessel, an dem Simmerbache, der oft recht wild und ungeberdig werden kann, wenn der Schnee im Frühling schmilzt. In diesem Orte ist so recht der Mittelpunkt des Hunsrücker Lebens. Dorthin bringt der Hunsrücker seine Früchte zu Markte, seinen Flachs, seine Rinder und die schönen und kräftigen Pferde, die er zieht. Dort ist der Sitz seiner Behörden. Dort kauft er seine Bedürfnisse, und die großen Märkte bieten ihm dazu die erwünschte Gelegenheit. Das Städtchen ist alt, aber wohlstehend und freundlich, gewerbfleißig und behäbig. Als noch das Land da herum zur rheinischen Pfalz gehörte, war es der Sitz der Herzöge, und das Schloß derselben ist noch erhalten. Jetzt ist es

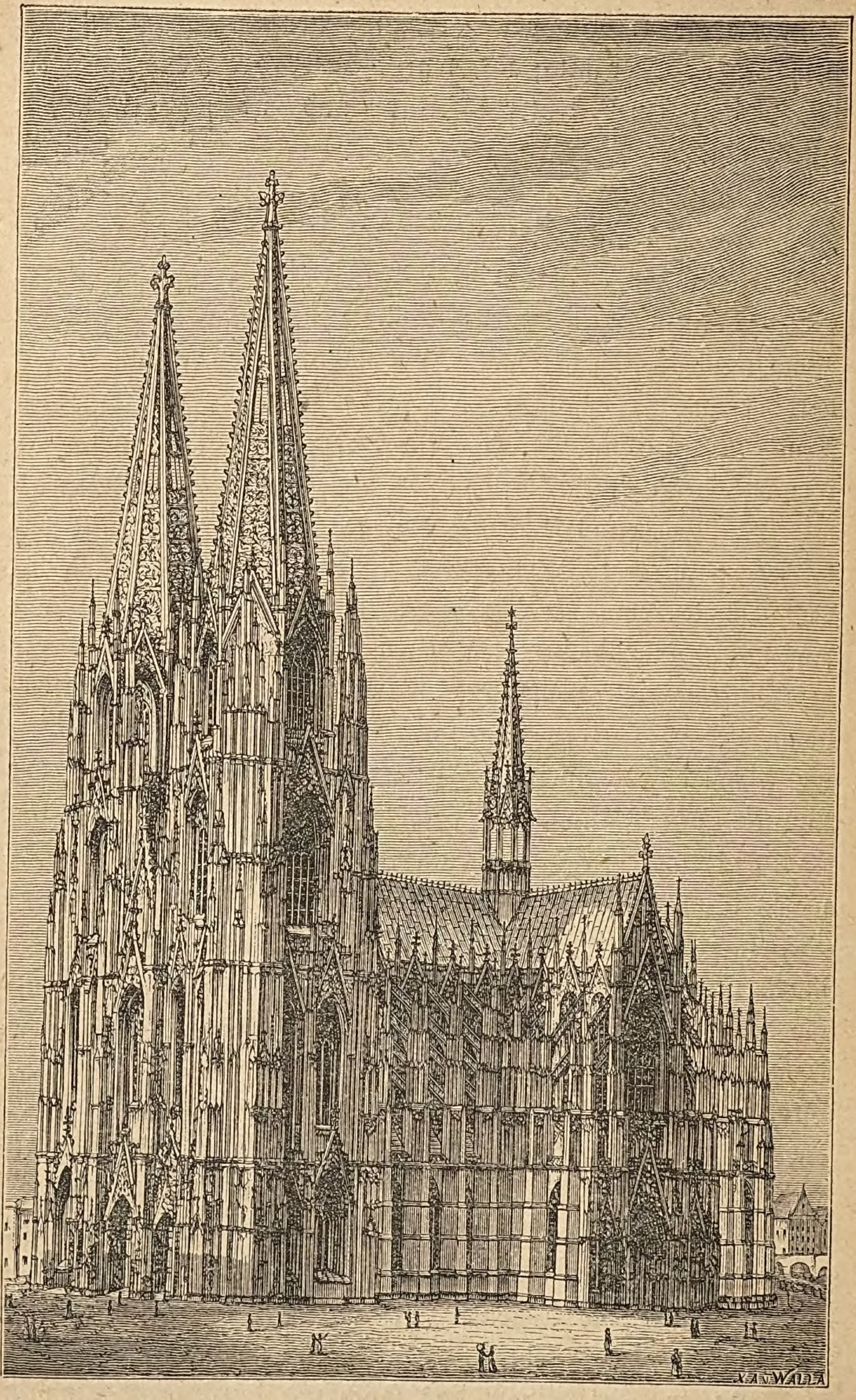
teils zu Schreibstuben, teils zu einem Gefängnisse verwendet. Simmern war, als der Stamm seiner Herzöge erloschen, kurpfälzische Oberamtsstadt, wurde unter der Franzosenherrschaft Sitz einer Unterpräfektur und ist jetzt preußische Kreisstadt. (W. O. v. Horn.)

27. Der Rhein.

In Wort, Lied und Bild verherrlicht der Deutsche den „Vater Rhein“ und mit Recht! Denn wo bietet sich ein gleich erfreuendes Bild dar wie hier, an den Ufern des herrlichsten der deutschen Ströme? Hier die klare, grüne Flut, belebt von Kähnen und Schiffen; rechts und links die duftenden Rebenhügel, die schön bewaldeten Berghöhen mit Schlössern und Burgen, die freundlichen Dörfer und die reichen, blühenden Städte mit ihren hochragenden Zinnen und Domen, und die Landschaft bewohnt von Menschen mit freien, anheimelnden Sitten, dazu die Fülle von Sagen und geschichtlichen Begebenheiten, die sich an diese Orte knüpfen: — das alles übt einen unbezwinglichen Zauber aus auf alle, die für die Schönheit der Natur und für die Kunde der Vorzeit empfänglich sind.

Jubelnd besteigen wir im „goldenen Mainz“ eines der vielen Dampfboote, welche mit ruhigem Gange die grünen Fluten des Rheines durchfurchen, und schwimmen zuerst durch den prächtigen Rheingau bis Bingen und grüßen dabei die Rebenhügel von Johannisberg, Geisenheim und Rüdesheim. Weiter fahren wir vorüber am Mäuseturme bei Bingen, an der Pfalz bei Kaub, bei der die Deutschen in der Neujahrsnacht von 1813—14 unter Blücher nach Frankreich hinübersetzten, und am Loreleifelsen, von dem herab die Lorelei den Schiffer in den Strudel lockt. Darnach winkt aus dichtem Grün Schloß Stolzenfels, und endlich taucht in der Ferne auf „die Wacht am Rhein“, die leuchtende Festung Ehrenbreitstein.

Da, wo der Strom das Hochland durchbricht, um in


X. A. v. WALLA

das Flachland zu treten, steht als Grenzstein das Siebengebirge und zwar in einer Gegend, die noch einmal alle Reize in sich vereinigt, die der herrliche Strom von Mainz bis Bonn in so reicher Fülle zeigt. Hier ragt der Drachenfels empor, wo Siegfried den Drachen erschlug. Gegenüber thront Rolandseck, wo der gefeierte Held Roland um Hildegunde trauerte, die in dem inmitten des Rheines gelegenen Kloster Nonnenwerth der Welt entsagt hatte, um nur dem Himmel zu leben. Nachdem dann der Rhein noch seine Wogen vorübergerollt hat an Köln, Düsseldorf und Wesel, teilt er sich 20 Meilen vor seiner Mündung in mehrere Arme und schüttet durch dieselben eine Wasserfülle in den Ozean wie kein anderer deutscher Strom.

Von jeher war der Name dieses Flusses ein süßer Klang in jedem deutschen Ohre. Wie oft und gern flochten die Minnesänger seinen lieben Namen ihren Liedern ein! Und noch heute, wenn wir „die Wacht am Rhein“ singen oder in dem Rheinweinliede des wackeren Claudius an die Stelle kommen: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben!“ wie stimmen da alle Kehlen vollkräftig mit ein, wie klingen da alle Gläser, wie schüttelt da der Deutsche dem Deutschen die Hand, wie fühlen sich da alle in dem Gedanken an den geliebtesten unserer Ströme befreundet und verbrüdert! Ja, was dem Indier der Ganges, das ist dem Deutschen der Rhein. Religion, Recht, Kunst und Sitte haben sich von ihm aus über die Gauen unseres Vaterlandes verbreitet. Darum ist es heilige Pflicht, Gut und Blut einzusetzen, sollte je sein Besitz uns streitig gemacht werden.

(Nach Grube.)

28. Die Lorelei. ††

1. Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin. Ein Märchen aus alten Zeiten, das kommt mir nicht aus dem Sinn. Die Luft ist kühl und es dunkelt, und ruhig fließet der Rhein. Der Gipfel des Berges funkelt im Abendsonnenschein.

2. Die schönste Jungfrau sitzet dort oben wunderbar. Ihr goldnes Geschmeide blitzet. Sie kämmt ihr goldenes Haar. Sie kämmt es mit goldenem Kamme und singt ein Lied dabei, das hat eine wundersame, gewaltige Melodei.

3. Den Schiffer im kleinen Schiffe ergreift es mit wildem Weh. Er schaut nicht die Felsenriffe, er schaut nur hinauf in die Höh'. Ich glaube, die Wellen verschlingen am Ende Schiffer und Kahn, — und das hat mit ihrem Singen die Lorelei gethan. (Heinr. Heine.)

29. Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Köln es doch vordem mit Heinzelmännchen so bequem! Denn, war man faul, man legte sich hin auf die Bank und pflegte sich. Da kamen bei Nacht, eh' man's gedacht, die Männlein und schwärmten und klappten und lärmten und rupften und zupften und hüpften und trabten und putzten und schabten. Und eh' ein Faulpelz noch erwacht', war all' sein Tagwerk bereits gemacht.

Die Zimmerleute streckten sich hin auf die Spän' und reckten sich. Indessen kam die Geisterschar und sah, was da zu zimmern war, nahm Meißel und Beil und die Säg' in Eil'. Sie sägten und stachen und hieben und brachen, berappten und kappten, visierten wie Falken und setzten die Balken. Eh' sich's der Zimmermann versah, klapp! stand das ganze Haus schon fertig da.

Beim Bäckermeister war nicht Not, die Heinzelmännchen backten Brot. Die faulen Burschen legten sich, die Heinzelmännchen regten sich und ächzten daher mit Säcken schwer und kneteten tüchtig und wogen es richtig und hoben und schoben und fegten und backten und klopften und hackten. Die Burschen schnarchten noch im Chor, da rückte schon das Brot, das neue, vor.

Beim Fleischer ging es just so zu: Gesell' und Bursche lag in Ruh'. Indessen kamen die Männlein her und hackten das Schwein die Kreuz und Quer. Das ging

so geschwind wie die Mühl' im Wind. Die klappten mit Beilen, die schnitzten an Speilen, die spülten und wühlten und mengten und mischten und stopften und wischten. That der Gesell' die Augen auf, wapp! hing die Wurst schon da zum Ausverkauf.

Einst hatt' ein Schneider große Pein — ein Staatsrock sollte fertig sein — warf hin das Zeug und legte sich hin auf das Ohr und pflegte sich. Da hüpften sie frisch an den Schneidertisch und schnitten und rückten und nähten und stickten und faßten und paßten und strichen und guckten und zupften und ruckten. Und eh' mein Schneiderlein erwacht', war Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

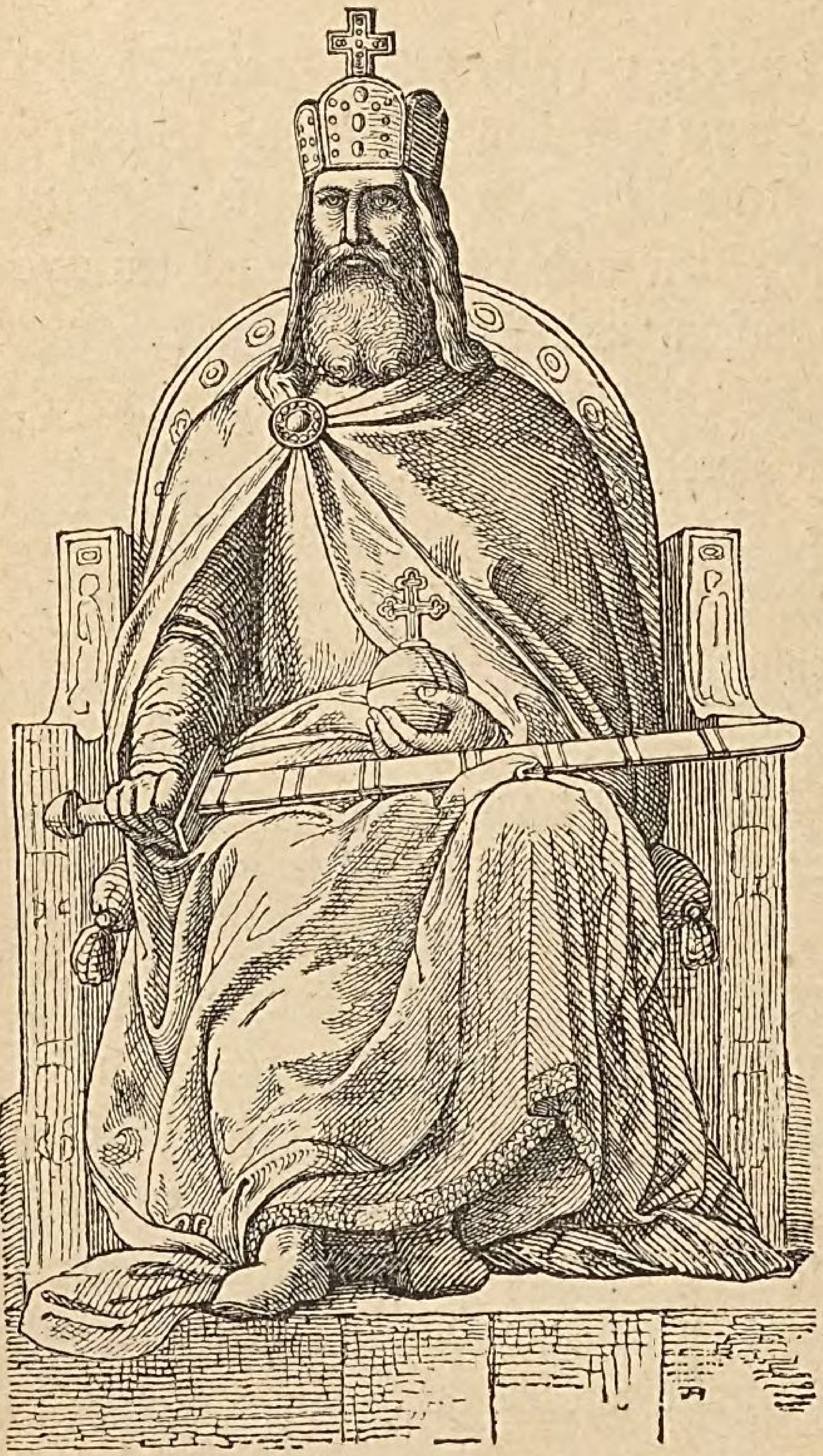
Neugierig war des Schneiders Weib und macht sich diesen Zeitvertreib: streut Erbsen hin die andre Nacht. Die Heinzelmännchen kommen sacht'. Eins fährt nun aus, schlägt hin im Haus. Die gleiten von Stufen und plumpen in Kufen. Die fallen mit Schallen; die lärmen und schreien und vermaledeien. Sie springt hinunter auf den Schall mit Licht. Husch, husch, husch, husch! verschwinden all'.

O weh! nun sind sie alle fort, und keines ist mehr hier am Ort. Man kann nicht mehr wie sonsten ruh'n; man muß nun alles selber thun. Ein jeder muß fein selbst fleißig sein und kratzen und schaben und rennen und traben und schniegeln und bügeln und klopfen und hacken und kochen und backen. Ach, daß es noch wie damals wär'! Doch kommt die schöne Zeit — nicht wieder her. (A. Kopisch.)

30. Frankfurt a. M.

Die besten seiner Helden, sie lagen in Sachsen tot, da floh Carolus Magnus, der Kaiser, in großer Not. „Laßt eine Furt uns suchen längshin am schönen Main!" O weh, da liegt ein Nebel. Der Feind ist hinterdrein. — Nun betet' Kaiser Karol auf Knien an seinem Speer. Da teilte sich der Nebel, eine Hirschin ging daher, die führte ihre

Jungen hinüber zum andern Strand. So machte Gott den Franken die rechte Furt bekannt. Hinüber zogen alle, wie Israel durchs Meer; die Sachsen aber fanden im Nebel die Furt nicht mehr. Da schlug der Kaiser Karol mit seinem Speer den Sand: „Die Stätte sei hinfüro der Franken Furt genannt!“ Er kam da bald zurücke mit neuer Heeresmacht, damit er der Sachsen Lande zu seinem Reich gebracht.



Doch dort am Main erpranget nun eine werte Stadt, die reich ist aller Güter und edle Bürger hat. Es ward da mancher Kaiser gekrönt mit Karols Kron' und feierlich gesetzet auf goldgestickten Thron. Da briet man ganze Rinder, es strömte der Fülle Horn, es schöpfte jeder Arme sich Wein aus reichem Born. Im Römer füllte dem Kaiser der Erzschenk den Pokal. Mit Kaiserbildern wurden bedeckt alle Wänd' im Saal'. Bedeckt sind alle Wände bis an den letzten Saum, kein neuer Herrscher fände zu seinem Bildnis Raum. Der erste deutsche Kaiser gab Namen dieser Stadt, die auch den letzten Kaiser in ihr gekrönet hat.

(Aug. Kopisch.)

31. Der Inselsberg.

Ich will dich auf einen Berg führen im Thüringer Walde; das ist im ganzen Gebirge beinahe der höchste und gewiß der schönste. Als einst, so geht die Sage, das Land und die Gebirge umher mit ungeheurem Wasser bedeckt waren, da sah die Spitze des Berges noch hervor, wie eine Insel aus dem Meere; daher soll der Berg den Namen Inselsberg haben. Noch jetzt, wenn du auf dem Gipfel des Berges frühmorgens des Aufganges der Sonne harrest, kann dir's begegnen, daß du da rings um dich her ein weites Meer wogen siehst, nicht von Wasser, sondern von Nebel. Aber wenn die Sonne das Nebelmeer bezwungen und als Tau ausgegossen hat über die Thäler, dann liegt glänzend und grünend eine weite, weite Gegend um dich ausgebreitet: darin kannst du mehr als 150 Dörfer, Städte und Schlösser erblicken. Da glänzt in der aufgehenden Sonne Schloß Friedenstein über der Stadt Gotha, und weiterhin Erfurt mit seiner Festung, die jetzt geschleift wird, und mit seinen Domtürmen, auf denen eben der Morgen eingeläutet wird. Da blickt ziemlich von Norden her aus den grünumlaubten Bergen die alte graue Wartburg zu dir herüber. Auch den Schneekopf und Beerberg siehst du, die dem Inselsberg nach der einen Seite hin die Aussicht versperren, weil sie selbst noch ein wenig höher sind als er. Gegen Süden aber siehst du den Dolmar bei Meiningen, die seltsamen Gleichberge bei Römhild. Auch zum blauen Rhöngebirge, wo auf dem hohen Kreuzberge Mönche im einsamen Kloster wohnen, reicht der Blick. Und hast du scharfe Augen, so kannst du dort im Norden, in weiter Ferne, in der goldenen Aue, den Kyffhäuserberg erkennen, in dem, wie die Leute sagen, der mächtige Kaiser Rotbart schon über 700 Jahre lang am steinernen Tische sitzt und schläft. Noch weiterhin zeigt sich, wie eine Wolke, der hohe Brocken oder Blocksberg, auf dem,

wie das Märchen erzählt, zu Walpurgis die Hexen ihren Tanz und Spuk halten. (Kühner.)

32. Brockenreise.

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf, bergab — den Harz hinan. Vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. In meinen Augenwimpern flimmerten Perlen, wie in den Gräsern des Thales. Morgentau feuchtete meine Wangen. Die rauschenden Tannen bewegten ihre Zweige herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnisvoll, wie Glockengeläute einer verlor'nen Waldkirche. Man sagt, das seien die Herdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß, und der Hirt, ein freundlicher, blonder, junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einer Mahlzeit, die aus Käse und Brot bestand. Die Schäfchen erhaschten die Krumen; die lieben blanken Kühlein sprangen um uns herum, klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen.

Wir tafelten recht königlich, nahmen darauf recht freundlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, vor denen ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersäet, und die weißen Bäume mußten mit ihren Wurzeln die Steine

umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hie und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben drauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen, und mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester, als ihre bequemen Kollegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. — Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Tier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu töten.

Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Überall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind 30 cm hoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hie und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Wasserfälle. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar. Die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute. Die Bäume flüstern, wie mit tausend Zungen. Wie mit tausend Augen schauen uns die seltsamen Bergblumen an. Sie strecken nach uns die wunderbar breiten, drollig gezackten Blätter aus. Spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen. Die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen. Es ist alles wie verzaubert. Es wird immer heimlicher und heimlicher.

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen; sie scheinen immer mehr

und mehr zusammen zu schrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rotbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht (1. Mainacht), wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einher geritten kommen. In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberggeschichten zu denken. Es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam. (H. Heine.)

33. Das Riesengebirge.

Die Kuppen des Riesengebirges sind ganz kahl, und die Gehänge und niederen Joche tragen meistens Nadelholz. Über der Höhe von 1000 m wächst nur noch eine kleine Strecke hinauf die Zwergkiefer, und nur vereinzelt zeigt sich hie und da noch die Eberesche. Auf den höchsten Punkten finden sich nur noch der Teufelsbart, lange Flechten isländisches Moos und wohlriechendes Veilchenmoos. Dörfer gibt es im eigentlichen Riesengebirge nicht, aber viele zerstreute Wohnungen, Bauden genannt, gleich den Sennhütten auf den Alpen, nur daß man einige derselben auch im Winter bewohnt (Winterbauden). Man zählt deren wohl an 3000, deren Bewohner Rindvieh- und Ziegenzucht treiben und gegen 20000 Kühe und 12000 Ziegen halten. Diese Bauden sind von Holz auf einer steinernen Grundlage erbaut, welche eine Klafter hoch über den Boden hervorragt. Der Eingang ist durch das überhängende Dach vor dem Wetter geschützt. Die Wohnstube, mit einem großen Kachelofen, einigen Tischen und Bänken ausgestattet, ist geräumig, daneben eine Kammer, und gegenüber, durch Hausflur und Küche getrennt, befindet sich der Stall. Das Dach ist mit

Schindeln gedeckt und reicht bei den an Bergabhängen stehenden Bauden an der Hinterseite bis auf den Boden hinab. Unter demselben ist der Futtervorrat und zuweilen die Schlafstelle für einen Teil der Familie oder der Gäste. Der Reisende findet darin eine gute Herberge.

Im Frühjahr ist das Viehaustreiben, im Sommer die Wanderung auf die Waldweide die Freude und Belustigung der Bewohner dieser einsamen Berghütten und der Dörfer am Fuße des Gebirges. Um Johannis wird gewöhnlich das Vieh aus den Ställen „zu Berge getrieben". Beim Schalle langer, hölzerner Schalmeien, Hellahörner genannt, bei fröhlichem Gesange und dem Geläute der Glocken, deren jedes Rind eine an einem verzierten Bügel am Halse trägt, treibt man die blökenden Herden zwischen Fichten und Tannen zu den Sommerbauden in das Hochgebirge, welches nun 14—15 Wochen lang von diesen fröhlichen Tönen widerhallt. Das ist die Zeit der Ernte. Da wird Butter und Käse gemacht für den eigenen Bedarf und für auswärtigen Absatz. Vorzüglich lobt man die runden Kräuterkäse (Koppenkäse), denen ein gewürztes Pulver von Majoran, Thymian, Bergsalbei, Bergminze, Steinklee und Schafgarbe beigemischt ist.

Ein stets schneereicher Winter, welcher vom Oktober bis in den Mai dauert, verkürzt die Frühlings- und Herbstzeit auf einige Wochen, wie in den Gegenden des hohen Nordens. Der Herbst selbst beginnt mit Fröften, welche auf den Gebirgsrücken meistens von Schneegestöber begleitet sind, während derselbe im Flachlande noch von feuchter, regnerischer Beschaffenheit ist. Auf den höchsten Gebirgsrücken schmilzt dann gewöhnlich der Schnee nicht mehr, und nur auf den niederen Abhängen und in den Thälern herrscht vor dem gänzlichen Einwintern noch einige Wochen der Wechsel von Frost und Tauwetter. Die angehäufte Schneemasse, gewöhnlich die Höhe von 2 m übersteigend, setzt dann die Baudner oft Wochen, ja Monate lang aus aller

Verbindung mit den Thalbewohnern und macht den Verkehr schwierig, selbst lebensgefährlich. Oft müssen die Bewohner den Ein- und Ausgang durch die Dachluken oder den Schornstein suchen, die Richtung der gewöhnlichen Wege durch aufgesteckte lange Stangen bezeichnen und, falls ein Sterbefall in der Familie eintritt, die Leichen so lange im Schnee aufbewahren, bis das Tauwetter es ihnen erlaubt, sie hinab auf den Kirchhof ihres Ortes zu bringen. Diese großen Schneemassen verursachen aber auch hier, wie in allen Hochgebirgen, an den steilen Lehnen häufige Schneestürze, die den Lawinen der Alpen ähnlich sind; doch werden sie nicht so verderblich, wie diese. Im Winter sind Schlittenfahrten, auf kleinen Handschlitten die Bergabhänge hinab, ein gewöhnliches, dem Anscheine nach halsbrechendes Vergnügen, dessen Gefahren aber die Kühnheit und Gewandtheit der Lenker leicht beseitigt.

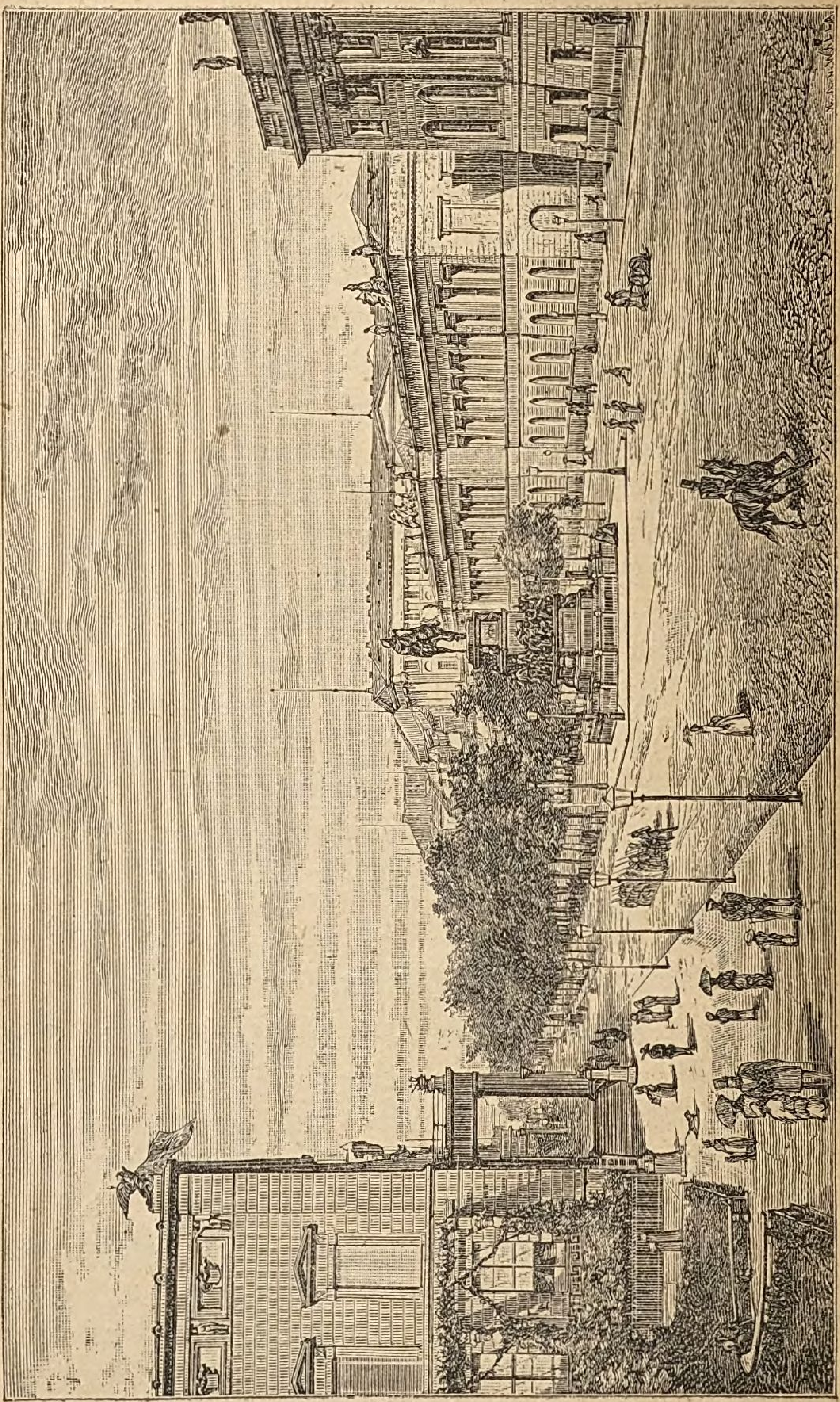
Während im Winter der Schnee die Baudner oft entsetzlich belästigt, erfahren sie im Sommer den häufigsten Wechsel an Nebel, Regen und heiterer Witterung mit Winden und Stürmen. Plötzlich ziehen Wolken zusammen und verteilen sich wieder, einen lichten, bald zerrissenen, bald dichten und zusammenhängenden Schleier um die Gipfel der Berge ziehend. Schnell entstehen Windstöße von Norden nach Süden und umgekehrt; unerwartet ergießen sich die heftigsten Regengüsse, und im schnellsten Wechsel erheitert und trübt sich der Himmel. Furchtbare Gewitter, welche auch im Hochgebirge häufig sind, entladen sich mehr an den Hängen und Thalrändern. Doch treffen die Blitze nicht selten die höchsten Gipfel der Berge, wie sie schon oft die Schneekoppe selbst, so am 18. Oktober 1828 in einer Stunde fünfmal, getroffen haben.

Diese schnell wechselnden Erscheinungen in den höheren Regionen sind, nach der Volkssage, die Launen des gewaltigen Berggeistes Rübezahl, welcher seit dem dreißigjährigen Kriege diese schauerlich große Gebirgsgegend beherrscht. In

ihm laufen alle Märchen und Sagen des Riesengebirges zusammen. Bald erscheint er als Mensch riesenhaft und rußig, bald auch in verschiedenen Tiergestalten, die Bewohner der Gegend entweder beglückend oder neckend. Seine Launen sind mannigfaltig und abwechselnd, wie das Wetter im Gebirge. Er straft diejenigen oft, die ihn durch Rufen seines Namens necken und reizen. Betrügerischen Roßhändlern verkauft er ein stattliches Pferd, welches sich nachher in einen Strohwisch verwandelt. Abenteurern wird ihr Pferd plötzlich und ohne daß sie selbst es merken, zum Stocke, auf dem sie hernach im lächerlichsten Aufzuge durch das Dorf reiten. Armen dagegen füllt er den Korb mit trockenem Laube, das sie keuchend fortschleppen und nachher in Gold verwandelt sehen; Kinder und rechtschaffene Brautleute aber beschenkt er öfters. Er läßt sich statt des mit Unrecht Verurteilten hängen, zappelt stundenlang am Galgen, und wenn man endlich nachsieht, findet man nur einen Strohwisch. Im höchsten Gebirge duldet er keine Jagd; nicht einmal Jagdhunde darf man dahin mitnehmen. — Von den hundert verschiedenen Ableitungen seines Namens ist die bekannteste, er habe sich von einer schönen Prinzessin foppen lassen, die ihm, während er auf ihren Befehl die Rüben seines Gartens zählte, entflohen sei. (Semmler.)

34. Berlin.

Berlin, die größte Stadt des deutschen Reiches, liegt nur 30 m über dem Meere an der nur für kleine Fahrzeuge schiffbaren Spree. Als Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Preußen, des größten deutschen Staates, hat sie sich mit wunderbarer Schnelligkeit entwickelt, so daß sie jetzt über 1 Million Einwohner zählt. Das Aussehen der Stadt ist daher ein durchgehends neumodisches und ganz verschieden von dem alter Haupt- und Handelsstädte. Nur wenige unter den Hunderten von Straßen sind eng und krumm. Manche bestehen aus lauter großartigen Häusern,



Unter den Linden.

und fast überall ziehen sich schöne Fußwege zu beiden Seiten der Straßen hin. Die herrlichste aller Straßen ist die „Unter den Linden", welche 45 m breit und 700 m lang ist. In schnurgerader Linie und in genau abgemessenen Entfernungen von einander stehen in zwei langen Reihen Linden- und Kastanienbäume. Der Raum zwischen den Baumreihen ist ungepflastert und besonders für die Spaziergänger bestimmt, zu beiden Seiten liegen aber breite, gepflasterte Straßen für die Reiter und das Fuhrwerk.

An prächtigen Gebäuden ist Berlin sehr reich. Da steht zuerst am Ende der Linden das große königliche Schloß, mit dem an Macht der Wirkung kein anderes deutsches Fürstenschloß zu vergleichen ist.

Nicht weit davon befindet sich das Zeughaus, das Museum der preußischen Heere und das Magazin für Kriegsgerät, sowie die Universität, wo jede Wissenschaft und Kunst durch gelehrte Männer würdig vertreten ist. An der Nordseite des an das Schloß grenzenden Lustgartens liegen drei gewaltige und prächtige Gebäude, das alte und das neue Museum und die Nationalgalerie. Sie enthalten Gemälde, Bildsäulen, kostbare Geräte und Kunstsachen aus allen Zeiten und Ländern.

Unter den Thoren Berlins ist das Brandenburger Thor am Ausgange der Straße „Unter den Linden" das berühmteste. Es ist ein prächtiger Sandsteinbau, welcher an den beiden Hauptseiten mit mächtigen Säulen geziert ist und fünf Durchgänge hat. Auf ihm steht in einem von vier schnaubenden Erzrossen gezogenen Triumphwagen die Viktoria, die Siegesgöttin.

Was aber der Stadt noch vorzüglich zur Zierde gereicht, sind die Standbilder der großen Helden des preußischen Staates. Auf den öffentlichen Plätzen stehen diese marmornen Bildsäulen und rufen den Vorübergehenden die Erinnerung an Preußens große Männer zurück. Da steht die Reiterstatue des großen Kurfürsten, ferner das Stand-

bild Blüchers, des Marschalls Vorwärts; ihm zur Linken Gneisenau, zur Rechten York. — Auf dem Wilhelmsplatze sehen wir die Helden des siebenjährigen Krieges: Schwerin, Winterfeld, Keith, Seidlitz, den alten Dessauer mit dem dreieckigen Hute und den Husarengeneral Ziethen. Das großartigste Denkmal aber ist das Friedrichs des Großen am Eingange der Linden. Es zeigt uns nicht bloß den großen König, sondern auf seinen Ecken und Flächen auch die bedeutendsten Männer zur Zeit Friedrichs des Großen.

Von den Vergnügungsplätzen der Berliner ist der bekannteste der Tiergarten, ein über 200 ha großer Lustwald mit schönen Anlagen und Wasserpartien, Lusthäusern und Gastwirtschaften aller Art. (Nach Kutzner.)

35. Hamburg.

Wer die Elbe hinab- oder hinauffährt, von Dresden bis nach Kuxhafen, der sieht verschiedene große und schöne Städte; aber die bedeutendste, reichste und wichtigste von allen ist die jetzt zum deutschen Reich gehörende alte Reichs-, Hansa- und Handelsstadt Hamburg; denn sie zählt 300000 Einwohner, hat ziemlich drei Stunden im Umfange und ist der größte Handelsplatz in Deutschland und einer der größten in Europa, ja in der ganzen Welt.

Hamburg liegt 18 Meilen oberhalb der Elbmündung am rechten Flußufer, also dicht vor einem der großen Ein- und Ausgangsthore Deutschlands. Die Elbe teilt sich schon oberhalb der Stadt in mehrere Arme, fruchtbare Inseln (Werder genannt) umschließend, vereinigt aber unterhalb der Stadt ihre Wasserfülle zu einem an 2 Stunden breiten Strome, dessen Wogen die größten dreimastigen Segelschiffe bis dicht an die Stadt herantragen.

Hamburg ist eine Reichsstadt; an der Spitze des Staats stehen 2 Bürgermeister und 24 Senatoren oder Ratsherren.

Die Stadt ist sehr alt; denn schon Karl der Große ließ hier eine „Burg“ und eine Kirche bauen. Schon im 13. Jahrhunderte war Hamburg eines der bedeutendsten Glieder in dem großen Bunde „Hansa“ (d. i. Bündnis), welchen die Städte zum Schutze gegen Edelinge und Seeräuber errichtet hatten, und konnte zum Schutze des Handels ein Heer und Kriegsschiffe stellen.

Die Stadt hat aber auch, wie jeder Mensch und jeder Ort, ihre Leidensgeschichte. In ältester Zeit von den Königen Dänemarks und Norwegens oftmals beraubt und zerstört, wurde sie am schrecklichsten heimgesucht im Jahre 1813 durch Davoust*), einen Feldherrn Napoleons, der die Stadt nicht nur auf die unmenschlichste Weise bedrückte und brandschatzte, sondern auch Tausende ihrer Bewohner mitten im strengen Winter aus der Stadt hinaus in das Elend und in den Tod trieb. Im Jahre 1842 brach eine schreckliche Feuersbrunst in Hamburg aus, welche 3 Tage und 4 Nächte wütete, 71 Straßen und Plätze mit fast 2000 Häusern zerstörte und 20000 Menschen obdachlos machte.

Durch die angestrengte Thätigkeit seiner Bewohner und durch die günstige Lage als Welthandelsstadt ist es Hamburg jedesmal gelungen, sich aus dem Elende zu neuem Reichtume und neuer Macht zu erheben, und so hat es sich auch aus Schutt und Asche in frischer Schönheit und Pracht erhoben, so daß es den schönsten Städten an die Seite gestellt werden kann.

Am Hafen von Hamburg tritt uns der großartige Handel dieser Stadt lebendig und anschaulich entgegen; denn was die Erde Köstliches hervorbringt, liegt hier nicht nur verborgen in Schiffen und Speichern, sondern auch auf öffentlicher Straße in gewaltigen Fässern, eisenbeschlagenen Kisten, in mächtigen Rollen, Körben und Ballen aufgestapelt, wie wertlose Dinge. Etwa 8000 Schiffe bringen die Herr-

*) Sprich: Dawuh!

lichkeiten, welche einen Wert von 1200 Millionen Mark haben, jährlich aus allen Weltteilen hieher, oder führen die Produkte Europas aus. Auf ungefähr 500 Schiffen weht die rote Fahne mit den drei weißen Türmen, dem Wappen Hamburgs; denn sie gehören den Kaufherren der Stadt.

Die Stadt Hamburg wird von dem Flüßchen Alster durchströmt und in zwei Teile geteilt. An der Nordseite der Stadt bildet die Alster ein beträchtliches Wasserbecken, die Binnenalster, welches ringsum von den stattlichsten Gebäuden und schattigen Spaziergängen umgeben und im Sommer von geschmückten Gondeln und Kähnen, im Winter durch ein buntes Gewühl von Schlittschuhläufern bedeckt ist.

Die nach der Stadt gekehrte Straße an diesem Bassin*) (Weiher) führt den Namen Jungfernstieg und ist der Sammelplatz der vornehmen Welt. Von hier aus laufen nach allen Seiten hin Straßen in den nach dem Brande neu aufgebauten Stadtteil, welcher die schönsten Häuser, die glänzendsten Kaufläden und Wohnungen der reichen Kaufleute enthält.

Der verhältnismäßigen Ruhe und Stille dieses Stadtteils steht das geschäftige und geräuschvolle Leben der Altstadt entgegen. Die Straßen sind hier enger und von hochgiebeligen Häusern eingefaßt, welche von der obersten Dachkammer bis in den wohnlich eingerichteten Keller von Menschen bewohnt werden. Oftmals überschwemmt die Elbe diese niedrig gelegenen Straßen und dringt in die Kellerwohnungen.

In diesem Stadtteile bewegen sich Fußgänger, Blockwagen und Fuhrwerke aller Art unaufhörlich durcheinander. Wagengerassel, Peitschenknallen und Ausrufen von Waren verursachen einen betäubenden Lärm. Die Häuser sind von oben bis unten mit bunten Schildern bedeckt, auf denen Austern, Fische, Mützen, Röcke, Stühle und allerlei Ver-

*) Sprich: Bassens!

kaufsgegenstände abgemalt sind. Hinter den hohen Spiegelscheiben der Läden stehen Goldwaren, Uhren, Gemälde, Südfrüchte; kurz alles Begehrenswerte, in die Augen Fallende steht zur Schau ausgestellt und wird von Neugierigen begafft. In manchen Straßen bieten Verkäufer auf zweiräderigen Karren ihre Waren unter stetem Rufen und Schreien aus. Hinter ihren Karren öffnen sich dunkle Gänge und Gewölbe, in denen die Trödler ihre Wohnung aufgeschlagen haben. Nichts ist zu gering, was nicht hier zum Kauf oder Verkauf gebracht würde. (K. F. Lauckhard.)

36. Die Bernsteinfischerei.

Der Bernstein ist ein gelbes, rötliches oder graues Harz, das mit wohlriechenden Dämpfen verbrennt. Jedenfalls stammt er von einer untergegangenen Baumart, die in urweltlichen Zeiten in Preußen in ungeheuren Waldungen vorhanden gewesen sein muß. Merkwürdig ist, daß man im Bernstein Käfer und Spinnen eingeschlossen findet, von denen erstere zum Teile ihre Flügel ausbreiten, als wenn sie noch lebten.

Der Bernstein wird längs der ganzen preußischen Ostseeküste an das Land geworfen und von besonders dazu aufgestellten Strandreitern regelmäßig in den ersten Stunden des Tages aufgelesen. Man wartet aber nicht immer, bis die Flut oder der Sturm den Bernstein an das Ufer wirft, sondern den meisten schöpft man aus der See selbst. Bei ruhigem Wetter sieht man ihn nämlich auf dem Meeresgrunde deutlich liegen. Deshalb benutzen die Bernsteinschöpfer die Meeresstille, fahren auf Booten in die See hinein, brechen ihn mit spitzen Stangen los und ziehen ihn mit Netzen heraus. Wenn einige Tage hindurch ein heftiger Nordwind die See aufgewühlt hat und darnach wieder ruhiges Wetter eingetreten ist, haben es die Bernsteinschöpfer bequemer. Der Sturm hat alsdann den Bernstein vom Grunde des Meeres losgerissen und ihn, in Seetang verwickelt, in die

Nähe der Küsten geworfen. Sobald ein Strandreiter daher das Herannahen der Seekräuter, die den Bernstein zu enthalten pflegen, bemerkt, versammelt er die zum Schöpfen verpflichteten Bauern. Diese gehen, mit groben wollenen oder auch wohl ledernen Unterkleidern und Röcken bekleidet, mit weiten Netzen, die an langen Stangen befestigt sind, bis über die Brust ins Wasser, fischen mit den Netzen das Kraut samt dem Bernstein auf und werfen es an den Strand. Dies setzen sie so lange fort, bis sich kein Kraut mehr zeigt. Weiber und Kinder sind indessen am Ufer beschäftigt, den Bernstein aus dem Kraute herauszulösen. Da man bei dem Pflügen und Brunnengraben selbst tiefer im Lande häufig Stücke Bernstein findet, so hat man sich auch durch Nachgraben dieses Harz verschafft und in der That eine nicht unbedeutende Menge zu Tage gefördert. Das größte Stück, welches man bis jetzt fand, wiegt 14 Pfund und wird auf ca. 170000 ℳ. geschätzt. Bernsteine von einem halben Pfund Gewicht gehören schon zu den größten Seltenheiten, und es müssen die Fischer oft mit den kleinsten Stücken vorlieb nehmen. Größere Stücke werden meist von Bernsteindrehern zu Pfeifenspitzen, Kreuzen, Dosen, Bechern und allerhand Geschmeide verarbeitet, kleinere zu Knöpfen, Perlen und dergleichen, oder man benützt sie zu Räucherpulver und Firnis.

(Nach Preuß.)

37. Die deutschen Küstenbewohner.

Die deutsche Küste von Memel bis Emden bietet eine mannigfache Verschiedenheit ihrer Bewohner. Dennoch ist eine Grundverwandtschaft unverkennbar; und diese spricht sich in Ernst und einer unzerstörbaren Ruhe aus, solange die Menschen auf dem Lande sind. Erst wenn sie sich in ihrem eigentlichen Elemente befinden, entwickeln diese Leute eine Rührigkeit und rüstige Ausdauer, auch bei der härtesten Arbeit, die in Erstaunen setzt und für diese grofsen, kräftigen Ge-

stalten einnimmt. Ihre Häuser am dürren Strande sind gröfstenteils einstöckig, mit hohen Strohdächern bedeckt und von Dämmen umgeben. Überall herrscht grofse Reinlichkeit; die Fenster sind spiegelblank; das Holzgeräte ist nett, oft mit glänzendem Wachse abgerieben, was man „gebohnt“ nennt. Um die Häuschen blühen hohe Staudengewächse, und hübsche Blumen zieren den kleinen Garten. Die Kleidung ist dunkelfarbig, meist braun, und zeugt von Bequemlichkeit und Ehrbarkeit. Dafs die Küstenbewohner meist von Fischen leben, darf wohl nicht erst gesagt werden. Fleisch wird nur wenig und gröfstenteils in geräuchertem Zustande verbraucht; Mehlspeisen und Gemüse werden noch seltener genossen, weil das den Überschwemmungen ausgesetzte Land zum Gemüsebau nicht verwendet werden kann. Die Gastfreundschaft herrscht durchweg am deutschen Meere. Überall wird man willkommen geheifsen, und jeder macht gern den Wirt. Ich safs oftmals, sagt ein Reisender, bei wildfremden Leuten, die mich gut aufnahmen, zu Gast bis in die Nacht hinein und manchmal klopften Vorüberziehende an, denen ebenfalls willfährig die Thür geöffnet wurde.

Was den Küstenbewohner ganz besonders auszeichnet, ist sein Verachten der Lebensgefahr, wenn es gilt, in Sturm und Wetter sich in das Meer zu wagen, um Schiffbrüchigen beizustehen. Die Lotsen mit ihrem Anführer, denen in ruhiger Zeit die Pflicht obliegt, alle einlaufenden Schiffe durch die Riffe, Bänke und Dünen sicher in den Hafen zu leiten und bei der Abreise ihnen ebenso den Weg in die offene See zu zeigen, stehen grofs da im Sturme. Wenn die wilden Wellen heulend den Strand umbrausen und der Hilferuf der Schiffenden durch Sprachrohre in das Getöse und Gedonner des Meeres tönt und hie und da ein am Horizonte durch die Nacht auf- und abblinkendes Lichtlein die Richtung angibt, wo sich

das Schiff in Nöten befindet, das seine Notlaterne aufgezogen hat, dann nimmt der wackere Lotse einen raschen Abschied von seiner Familie und hört nur den Schrei der Not und den Ruf der Pflicht! Auf Gott, seine Geschicklichkeit und seinen kräftigen Mut vertrauend, eilt er hinaus, um den dem Untergange Verfallenen beizustehen. Unzählbar sind hier die Beweise des gröfsten Heldenmutes, der edelsten Selbstaufopferung. Bewundernswert ist die Entwicklung von Körperkraft und Geschicklichkeit, die der Küstenbewohner hier entfaltet, merkwürdig die Kraft des Willens, die Ruhe des Gemüts, die den Lotsen beherrschen, da er ohne diese nicht im stande wäre, sein Werk zu vollbringen. Ehre sei diesen wackeren, einfachen Menschen! Doppelt gebührt sie ihnen, da kein grofser Lohn, keine glänzende Auszeichnung ihnen zu teil wird, und sie in ihren Thaten, die der Fremde anstaunt, nur eben das sehen, was andere ihr Tagwerk nennen. (Lewald.)

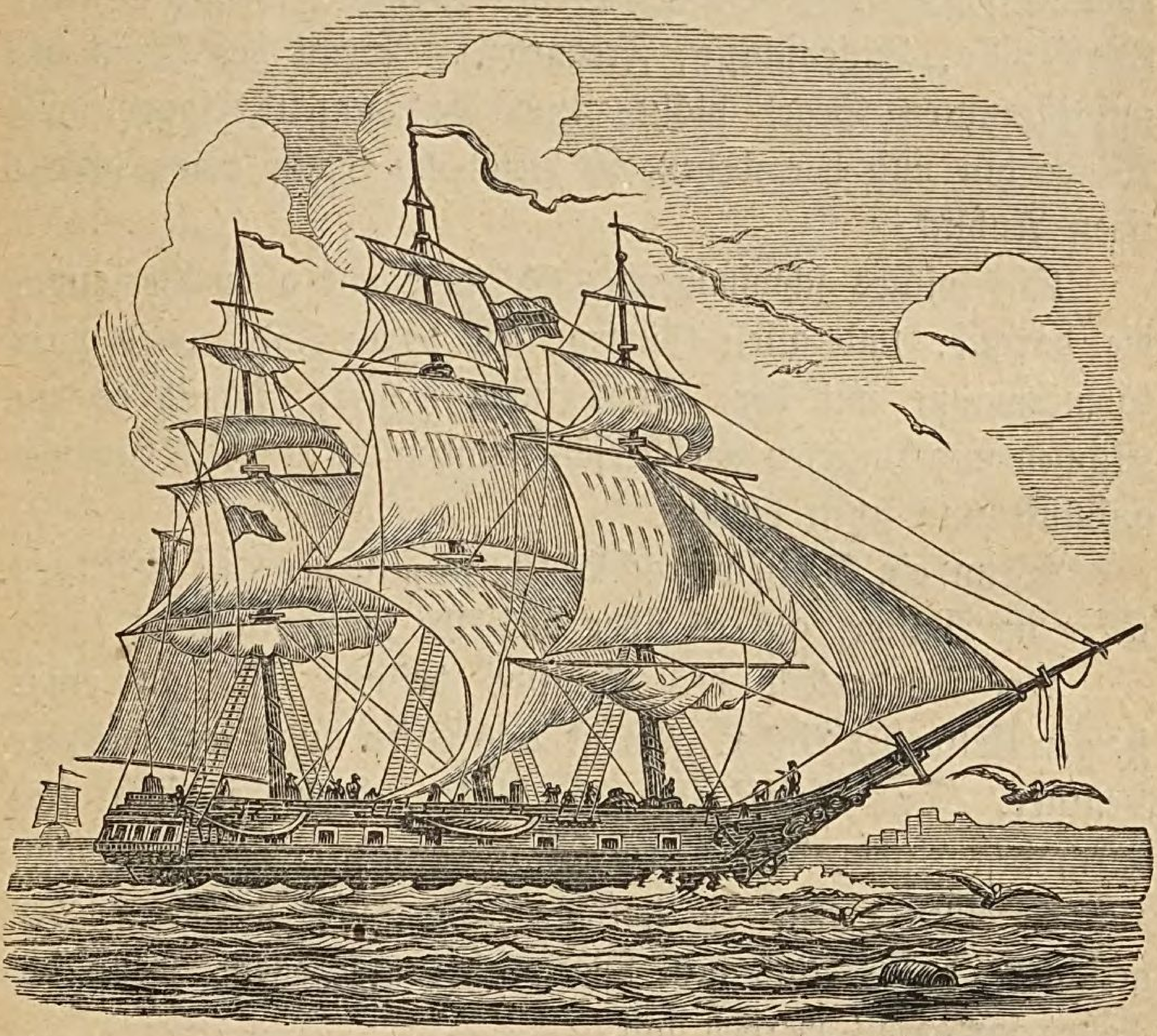
38. Der Lotse.

„Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch. Sie treibt herein
Und mufs am Vorgebirg zerschellen,
Lenkt sie nicht augenblicklich ein.
Ich mufs hinaus, dafs ich sie leite!“ —
„Gehst du ins offne Wasser vor,
So legt dein Boot sich auf die Seite
Und richtet nimmer sich empor.“ —
„Allein ich sinke nicht vergebens,
Wenn sie mein letzter Ruf belehrt;
Ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
Ist wohl ein altes Leben wert.
Gib mir das Sprachrohr! Schifflein, eile!
Es ist die letzte, höchste Not.“ —
Vor fliegendem Sturme, gleich dem Pfeile,
Hin durch die Schären eilt das Boot.

Jetzt schiefst es aus dem Klippenrande.
„Links müfst ihr steuern!“ hallt ein Schrei.
Kieloben treibt das Boot zulande,
Und sicher fährt die Brigg vorbei. (L. Giesebrecht.)

39. Ein Seeschiff.

Da liegen sie im Hafen, die Segel- und Dampfschiffe, welche die Weltmeere durchkreuzen und die Länder verbinden. Es sind schwimmende Häuser, aber nicht aus Steinen und Kalk gebaut, sondern aus Balken und Brettern gezimmert oder aus Eisen geschmiedet. Die Handelsschiffe sind be-



sonders für den Transport von Waren eingerichtet. In dem weiten Bauche derselben können nicht nur Hunderte, sondern Tausende von Zentnern untergebracht werden. Im hinteren Teile ist die Wohnstube (Kajüte) für den Kapitän, der den Oberbefehl auf dem Schiffe führt, und vorn, wo

das Schiff in einen Schnabel spitz zuläuft, pflegt für die Matrosen ein Wohn- und Schlafraum angebracht zu sein.

Ist das Schiff darauf berechnet, viele Passagiere, z. B. Auswanderer, aufzunehmen, so sind in demselben mehrere Kajüten angebracht.

Wie ein Haus mehrere Stockwerke haben kann, so haben auch die Schiffe mehrere Räume über einander. Der oberste derselben, auf dem man umhergehen und frei ins Meer hinaussehen kann, ist das Verdeck.

Im Kiele des Schiffes sind die Masten, welche sich turmhoch erheben, stark befestigt. Sie dienen mit den Tauen zum Aufspannen der Segel. Große Schiffe haben 3 Masten (Vollschiffe, Linienschiffe, Fregatten). Wenn der Wind die aufgespannten Segel bläht, und die bunten Flaggen im Winde hin und her wehen, so bietet ein Schiff einen prächtigen Anblick.

Ein solches schwimmendes Gebäude mit allen Personen, die darauf, und allen Gütern, die darin sind, wird vom Steuermanne mit dem Steuerruder regiert, damit es an Klippen und Untiefen vorüberfährt und nicht auf dem Grunde aufläuft und sitzen bleibt.

Wenn ein Schiff befrachtet ist, so geht der Kiel desselben tiefer im Wasser, als es über dasselbe hervorragt.

Am Vorderteile des Schiffes befindet sich an einer starken Kette der Anker. Er ist aus Eisen und wiegt mehrere Zentner. Das Schiff geht vor Anker, d. h., es sucht sich durch den Anker, der in den Meeresgrund eingelassen wird, auf derselben Stelle zu halten. Die Anker werden wieder gelichtet, d. h., aus dem Wasser heraufgezogen, wenn die Fahrt fortgesetzt werden soll.

Hat das Schiff seine Ladung, so muß es auch mit dem nötigen Proviante versehen werden. Große Tonnen frischen Wassers, Zwieback, getrocknetes Gemüse, gesalzenes Fleisch, Mehl u. s. w. sind zu jeder längeren Seereise nötig.

Ist der Wind günstig, so läuft das Schiff aus. Nicht

selten haben die Seeleute auf ihren Fahrten Stürme zu bestehen. Die Wellen gehen oft über das Schiff hinweg und spülen schwere Fässer, wohl auch Menschen mit sich fort. Und doch müssen die Matrosen dabei in dem Takelwerk herumklettern, um die Segel und Taue zu befestigen. Da wird dem Kapitän gar manchmal die Meldung gemacht: „Ein Mann über Bord!"

Durchnäßt hält der Seemann stundenlang auf seinem Posten aus, ohne die gute Laune zu verlieren.

Wie manches Schiff fuhr am Morgen noch mit seinen Schätzen stolz auf dem ruhigen Meere dahin und war am Abende schon mit Mann und Maus untergegangen, von den Flammen verzehrt, oder an Felsenriffen gescheitert! — Vom Seemann gilt noch viel mehr als von anderen Sterblichen das Wort: „Rasch tritt der Tod den Menschen an."

(Lesebuch v. Bock.)

40. Rätsel.

Ein Vogel ist es, und an Schnelle
Buhlt es mit eines Adlers Flug;
Ein Fisch ist's und zerteilt die Welle,
Die noch kein größres Untier trug;
Ein Elefant ist's, welcher Türme
Auf seinem schweren Rücken trägt;
Der Spinnen kriechendem Gewürme
Gleicht es, wenn es die Füße regt;
Und hat es fest sich eingebissen
Mit seinem spitz'gen Eisenzahn,
So steht's, gleichwie auf festen Füßen,
Und trotzt dem wütenden Orkan.

(Schiller.)

41. Heldenmut.

„Herr Kapitän," sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist? Der Kapitän zieht

den Atem an sich und riecht's auch. Bald ist's ihm wieder, als wär' es nichts, bald riecht er's wieder. Er sucht alles durch und kann nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden; die Flammen brechen bei dem Rade durch!" Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu, rief dieser entgegen, und schlug sich vor die Stirne; denn er kannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßte sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Kniee und ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleihe mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde du selbst Tröster meiner Witwe und Vater meiner acht Waislein." Darauf ergreift er wieder das Steuerruder und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen; aber die Wut der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, und das Schiff schießt durch die Wellen hin wie ein Sturmvogel. Alle Reisenden hatten sich auf dem Vorderteile zusammengedrängt; denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stand aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualm, wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hinterteil mit Wasser zu begießen, aber das that dem wütenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an sich zu entzünden; aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer geradehin nach dem Lande sieht sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff und

richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's; seine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt. So sturmschnell das Schiff dahinsaust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben; denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es. Und jetzt — jetzt ist's daran — da rückt er sein Steuerruder und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen; aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, seine Füße sind ganz verbrannt. Doch Gott segnete die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Füße bleiben schwach, und er hat daran seiner Lebtage zu leiden. Er ist Krüppel um Gottes willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

(Sterns 3. Sprach- u. Lesebuch.)

42. Der Sohn des Steuermanns.

Auf wildbewegtem Meere war ein Schiff in großer Not. Der Sturm warf es hin und her, und alle Leute, die auf dem Schiffe waren, ängstigten sich, nur einer nicht, des Steuermanns Sohn. Er saß ruhig da und sah sorglos die ängstlichen Gesichter und berghohen Wogen. Darüber wunderte sich jedermann, und einer der Matrosen fragte ihn: „Fürchtest du dich nicht?“ „Nein,“ antwortete der Knabe mit freundlichem Lächeln, „mein Vater sitzt ja am Steuerruder.“

Wird hin und her dein Lebensschiff geschlagen,
Und sieht dein Auge nirgends Land,
Das Steuerruder, mußt du dir dann sagen,
Hält Gott in seiner Gnadenhand.

(Jugendalbum.)

43. Meeresstille und glückliche Fahrt. †

Tiefe Stille herrscht im Wasser;
Ohne Regung ruht das Meer,
Und bekümmert sieht der Schiffer
Glatte Fläche rings umher.
Keine Luft von keiner Seite!
Todesstille fürchterlich!
In der ungeheuern Weite
Reget keine Welle sich.

Die Nebel zerreißen;
Der Himmel ist helle,
Und Äolus löset
Das ängstliche Band.
Es säuseln die Winde;
Es rührt sich der Schiffer.
Geschwinde! Geschwinde!
Es teilt sich die Welle;
Es naht sich die Ferne;
Schon seh' ich das Land.

(Goethe.)

44. Das Vaterland. ††

Wo dir, o Mensch, Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten, und seine Sturmwinde dir zuerst mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir zuerst die Lehren der Weisheit ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst es nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen! (Arndt.)

45. Gelübde. ††

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand.
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
Ist mein Herz zum Dank bereit,
Mit der That will ich's erwidern
Dir in Not und Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
Ruf' ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
Und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
Schwör' ich dir mit Herz und Hand.
Was ich bin und was ich habe,
Dank' ich dir, mein Vaterland.

(Hoffmann von Fallersleben.)

46. Deutschland.

Deutschland gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßt in ihrem ewigen Laufe.

Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens und mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, in der größten Abwechselung, bringt Deutschland alles hervor, was der Mensch bedarf zur Erhaltung und zur Förderung des Geistes, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Unter dem bleibenden Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichsten Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenem wirkungslos vorüberging. An der kahlen Felswand zieht sich ein üppiges Thal hinweg. Neben Moor und Heide, nur von der bleichen Binse und der Brombeerstaude belebt, und menschlichem Fleiße nichts gewährend, als die magere Frucht des Buchweizens und des Hafers, erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom sauern Holzapfel bis zum lieblichen Pfirsich. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt unter Buchen und Tannen die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köstlichen Wein erzeugen, die Freude der Menschen, in der Ferne, wie in der Nähe, gesucht und gewünscht von Hohen, wie von Geringen.

Kein reißendes Tier schreckt, kein giftiges Gewürm droht, kein häßliches Ungeziefer quält. Aber Überfluß gewährt das Land an nützlichem Vieh, an kleinem wie an großem, für des Menschen Arbeit, Zweck und Genüsse. Das Schaf trägt Wolle für das feinste Gespinst, der Stier verkündigt Kraft und Stärke in Bau und Gestalt, das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerk, prächtig vor dem Wagen der Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger, hier ausdauernd und dort.

In ihrem Innern verbirgt die Erde große und reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie willig dem Menschen Heilung zu und Gesundheit und Heiterkeit. Den fleißigen Bergmann belohnt sie bald mit dem edelsten Gewürze, dem Salze, bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Verkehr und die Verschönerung des Lebens, bald mit Eisen in Menge, dem Manne zur Waffe und Wehr, zu Schutz und Schirm dem Volke.

Ein solches Land, mit so reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von der Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk zu ernähren in Einfalt und Tugend, und eine hohe Bildung des Geistes in diesem Volke durch Übung und Anstrengung zu erzeugen, zu erhalten, zu fördern.

Auch ist das Land nicht umsonst bestimmter Grenzen beraubt, gegen Morgen wie gegen Abend, und selbst gegen Mitternacht. Die Bewohner können sich gegen den Neid, die Habsucht und den Übermut fremder Völker auf nichts verlassen, als auf ihre eigene Kraft. Es gibt für sie keine Sicherheit, als in ihrem festen Zusammenhalten, in ihrer Einigkeit, in ihrer sittlichen Macht.

Endlich ist den Bewohnern dieses Landes durch große und schöne Ströme das Meer geöffnet und der Zugang zur Welt. Aber das Meer drängt sich nicht so verführerisch an sie hinan oder zwischen sie hinein, daß sie verlockt und dem heimatlichen Boden entfremdet werden könnten. Viel-

mehr kann der edlere Mensch dem Gedanken an eine deutsche Erde und an einen deutschen Himmel nicht entgehen, und dieser Gedanke scheint in ihm die Sehnsucht erhalten zu müssen zu der Welt seiner Geburt und die Liebe zu dem Boden seines Vaterlandes. (Luden.)

47. Unser Vaterland. ††

1. „Kennt ihr das Land, so wunderschön
In seiner Eichen grünem Kranz,
Das Land, wo auf den sanften Höh'n
Die Traube reift im Sonnenglanz?"
Das schöne Land ist uns bekannt.
Es ist das deutsche Vaterland.

2. „Kennt ihr das Land, vom Truge frei,
Wo noch das Wort des Mannes gilt,
Das gute Land, wo Lieb' und Treu'
Den Schmerz des Erdenlebens stillt?"
Das gute Land ist uns bekannt.
Es ist das deutsche Vaterland.

3. „Kennt ihr das Land, wo Sittlichkeit
Im Kreise froher Menschen wohnt,
Das heil'ge Land, wo unentweiht
Der Glaube an Vergeltung thront?"
Das heil'ge Land ist uns bekannt.
Es ist ja unser Vaterland.

4. Heil dir, du Land, so hehr und groß
Vor allen auf dem Erdenrund!
Wie schön gedeiht in deinem Schoß
Der edlen Freiheit schöner Bund!
Drum wollen wir dir Liebe weih'n
Und deines Ruhmes würdig sein!

(Wächter.)

48. Wieder daheim! ††

Ja, dort steht das traute Dörflein, wo ich einst so glücklich war — in dem lieben Elternhause unter froher Kinderschar.

Längst ist es dahin gegangen, dieses gute Elternpaar. Bei des Dorfes kleiner Kirche schlummert es schon manches Jahr.

Dürft' ich euch noch einmal schauen! Aber ach — es ist zu spät! Jene schönen, heit'ren Tage hat ja längst die Zeit verweht.

Eines nur ist mir geblieben, und es blüht im Herzen fort — immer grün und nie verwelkend, meiner Mutter Abschiedswort:

„Wenn du einst magst wiederkommen, liebes Kind, ins Elternhaus, komm' so fromm, so fröhlich wieder, als du ziehest jetzt hinaus!"

Und ich hab' es nie vergessen, dieses treu gemeinte Wort, und es ist mir oft gewesen meines Glückes süßer Hort!

Heißer Dank, du gute Mutter, dringe tief zu dir hinab! Und gewiß, du wirst ihn hören, denn die Liebe kennt kein Grab. (A. Steinberger.)

49. Wien.

Der Wiener hat recht, wenn er singt: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!" Denn nicht nur durch ihre Größe und die Schönheit ihrer Lage, sondern auch durch die vielfachen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, sowie ganz besonders durch die Eigentümlichkeiten ihrer Bewohner ist die Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates zugleich die merkwürdigste Stadt aller deutschredenden Länder. Schon von den alten Römern angelegt, widerstand sie späterhin mit ihren festen Mauern, Türmen und Wällen, verteidigt durch die standhafte Tapferkeit ihrer Bewohner, mehrmals den furchtbarsten Angriffen der siegreich vordringenden Türken. Mächtigen deutschen Kaisern aus dem habsburgischen Geschlechte diente sie zur Residenz, und die bedeutendsten unserer deutschen Musiker, Haydn, Mozart und Beethoven, haben den größten Teil ihres Lebens darin verbracht und hier, unter den für alle Kunst empfänglichen Wienern, ihre Meisterwerke geschaffen.

Die Stadt liegt in einer trefflich angebauten, durch Abwechslung von Berg, Ebene und Wasser sehr angenehmen Gegend am rechten Ufer der Donau, deren Spiegel fortwährend mit einer großen Menge fremder Schiffe bedeckt ist, welche die Erzeugnisse des fernen Orients, vom schwarzen Meere aus, Österreich zuführen. Im Norden der Stadt bildet der Fluß mit seinen verschiedenen Armen mehrere reizende Inseln, die mit schattenreichem Gehölz, herrlichen Anlagen und prächtigen Gebäuden geschmückt sind; im Westen erblickt man einen Gebirgsrücken, aus einer Kette nicht sehr hoher Berge gebildet, an und zwischen welchen anmutige Wälder, liebliche Weinpflanzungen, lachende Fluren, blühende Gärten mit prachtvollen Landhäusern die angenehmste Abwechslung darbieten. Im Osten eröffnet sich dem Blick eine unabsehbare fruchtbare Ebene, welche sich bis nach Ungarn hin erstreckt, und im Süden endlich begrenzen hohe, zum Teil mit Schnee bedeckte Berge die weite Aussicht.

Wien ist reich an großen, prachtvollen Palästen und andern Gebäuden, welche mit geschmackvollen Läden, in denen der Luxus zur Schau gestellt ist, oft ganze Straßen einnehmen. Doch unter allen tritt ein Bauwerk ganz besonders hervor; es ist die Stephanskirche mit ihrem 122 m hohen Turme. Diese herrlichste Kirche Wiens ist zugleich eine der schönsten in der Welt und ein vorzügliches Denkmal altdeutscher Baukunst.

Der geeignetste Punkt, die ganze Kaiserstadt zu überblicken, ist die Spitze des Wienerberges im Süden der Stadt. Das Getümmel der Hunderttausende, welche die Straßen durchwimmeln, schallt nur gedämpft, wie das ferne Brausen des Meeres, an dein Ohr herauf. Die zahllosen Bauten unter dir stehen an und in einander gedrängt, und mitten daraus raget ernst und stolz gen Himmel des Stephansdomes altersgrauer Riesenturm. Neben ihm verschwinden die zahlreichen andern Türme und Kuppeln der Kaiserstadt. Wo eigentlich die Marken der Stadt beginnen, suchst du ver-

gebens zu unterscheiden; denn alle Orte, nahe und ferne, mit ihren aus Gärten und Saaten auftauchenden roten Dächern und zierlichen Türmen scheinen nur neue Anbaue der Kaiserstadt.

Kaum schmilzt der Schnee auf den Bergen, kaum beginnen die Wälder in frischem Grün zu prangen, so sind alle jene sanften Höhen, jene reizenden Thäler, die dich so anheimeln, von Kolonien lustiger Wiener bevölkert. Unter den vielen öffentlichen Vergnügungsorten, in denen wir das Wiener Leben in seiner Gemütlichkeit und Ausgelassenheit zugleich beobachten können, zeichnen sich besonders zwei aus, der Prater und die Brigittenau.

Der Wiener liebt die Natur und versteht die Kunst, sie zu genießen. Doch inniger noch, als die Natur, liebt er sein Wien. Es ist ihm sein Höchstes, sein Stolz, seine steinerne Bibel mit tausend und abertausend heiligen Blättern, die er in der Ferne so wenig vergißt, wie der Alpenbewohner seine Gletscher und Firnen. Ein Hauptzug des Wiener Charakters ist Leben und Lebenlassen. Selbst mitten unter ernsten Bedrängnissen verläßt ihn sein fröhlicher Mut, der oft in ausgelassene Laune übersprudelt, so leicht nicht.

(Gittermann.)

50. Abschiedsworte eines Vaters an seinen Sohn. †

1. Du wanderst in die Welt hinaus
Auf dir noch fremden Wegen;
Doch folgt dir aus dem stillen Haus
Der treusten Liebe Segen.

2. Ein Ende nahm das leichte Spiel,
Es naht der Ernst des Lebens;
Behalt' im Auge fest dein Ziel
Geh' keinen Schritt vergebens!

2. Gerader Weg, gerades Wort!
So wills dem Mann gebühren!
Wer Ehre sich erwählt zum Hort,
Den kann kein Schalk verführen.

4. Nimm auf die Schultern Last und Müh'
Mit frommem Gottvertrauen,
Und lerne, wirkend spät und früh,
Den eignen Herd dir bauen!

5. Halt hoch das Haupt, was dir auch droht,
Und werde nie zum Knechte;
Brich mit dem Armen gern dein Brot
Und wahre seine Rechte!

6. Treib' nicht mit heil'gen Dingen Spott
Und ehre fremden Glauben,
Und laß dir deinen Herrn und Gott
Von keinem Zweifler rauben!

7. Und nun ein letzter Druck der Hand
Und eine letzte Bitte:
Halt' dich getreu im fremden Land
Zu deines Volkes Sitte! (Julius Sturm.)

51. Lieb' Heimatland, ade! ††

1. Ade nun, mein lieb' Heimatland! Lieb' Heimatland, ade! Es geht jetzt fort zum fremden Strand! Lieb' Heimatland, ade! Und so sing' ich denn mit frohem Mut, wie man singet, wenn man wandern thut: Lieb' Heimatland, ade!

2. Wie lachst du mit des Himmels Blau! Lieb' Heimatland, ade! Du grüßest mich auf Feld und Au! Lieb' Heimatland, ade! Gott weiß, zu dir steht stets mein Sinn; doch jetzt zur Ferne zieht's mich hin. Lieb' Heimatland, ade!

3. Begleitest mich, du lieber Fluß. Lieb' Heimatland, ade! Bist traurig, daß ich wandern muß. Lieb' Heimatland, ade! Vom moos'gen Stein am wald'gen Thal', da grüß' ich dich zum letzten Mal'. Lieb' Heimatland, ade!

(Altes Volkslied.)

52. Schnee und Lawinen in den Alpen.

Der Schnee ist ein herrliches Ding für die Kinder! Wie lustig tanzen die Flöckchen, wenn's schneit; wie

zieh'n sie hinab und wieder ein Stückchen hinauf, drehen sich ringsum und machen allerlei drollige Manöver, ehe sie zu Boden sinken! Welche wunderhübsche Sternchen zeigen sie, schöner und zierlicher, als man sie zeichnen kann! Und dann, wenn es geschneit hat, wenn alle Getreidepflänzchen auf dem Felde mit der warmen Winterdecke eingehüllt sind und auf der zerfahrenen, gefrorenen Strafse alle Holpern und Gleise geebnet — wie prächtig gleitet dann der Schlitten darüber hin, dafs es eine Lust ist! Was geht ferner über ein tüchtiges Schneeballwerfen mit hohen Schneeschanzen und mit Schneemännern, die mit dem Besenstiele im Arm Schildwache stehen!

Aber es darf des Guten nimmer zu viel sein, auch nicht vom Schnee, und dies ist im Gebirge leider jeden Winter der Fall. Wenn im Tieflande der Winter den Schnee händevoll um sich wirft, schüttet er ihn im Hochgebirg wagenweise aus. Er fällt dort 3 m, 6 m, 9 m hoch. Die leere Sennhütte auf der Alm wird gänzlich überschneit. Wer sie aufsuchen wollte, müfste durch den Schnee ein Loch hinuntergraben, dann käme er allmählich aufs Dach. An den Wohnhäusern liegt der Schnee nicht selten bis zum Dache hinauf. Man mufs durch die Speicherthür hinaussteigen, die für solche Fälle auch eine besondere Treppe nach aufsen hat.

An der steilen Berglehne baut sich der Schnee als eine neue Gebirgslage auf, die stundenlang und meilenbreit ist. Selbst an den senkrechten und überhängenden Felsen heftet sich feuchter Schnee an, friert fest und bildet Schneeschirme hundert Fufs hoch, mehrere Meter breit und dick. Wege und Stege verschneien. Tagelang kann niemand zum Nachbarn gelangen. An den Hauptstrafsen sind Schneestangen von 6—9 m Höhe errichtet, um den Pfad darnach zu finden. Mitunter verschneien auch diese. Scharen von Menschen werden aufgeboten,

um mit Ochsengespannen und Schlitten, Schneeschaufeln und Hacken Bahn für die Postwagen zu brechen. Und doch bleiben die Posten mitunter tagelang liegen. Einzelnen Wanderern droht sicherer Tod. Wer hat Kraft genug, stundenlang durch haushohen lockern Schnee zu waten, vollends wenn bitterkalter Sturm dazu heult!

Im Frühjahre, manchmal auch mitten im Winter, weht von Italien und Afrika herüber der warme Föhnwind. Dann überfällt bange Furcht die Bewohner der Alpenthäler.

Die Schneeschirme lösen sich von den Felsen und donnern zuthale. Was sie drunten treffen, wird verschüttet. Roſs und Reiter, Schlitten und Leute reiſsen sie mit sich in die Tiefe oder begraben sie. Die weiten, dicken Schneelagen steiler Gehänge kommen ins Gleiten. Sie rutschen erst langsam, dann immer schneller an den Bergseiten hinab, stauen sich in den kleinen Thalmulden, welche die Bergseiten querüber durchfurchen, übersteigen sie und bäumen sich als riesiger Schneewall empor, um den rasenden Lauf jenseits weiter fortzusetzen. Es sind die furchtbaren Grundlawinen, deren Macht nichts widersteht. Glücklicherweise nehmen sie ziemlich jedes Jahr denselben Verlauf. Der Alpenbewohner meidet zu jener Zeit die Stellen, an denen sie zu stürzen pflegen. Mitunter sucht der Älpler sein Häuschen auch wohl durch einen hohen Steinwall gegen unvermutete kleinere Lawinen etwas zu schirmen, und die Hauptstraſse schützt man stellenweise durch übergebaute bedeckte Gänge (Galerien).

Steht der Wanderer weit entfernt von der stürzenden Lawine, so sieht er den Schneestreifen an der Bergwand scheinbar allmählich hinabgleiten, hie und da aufsprühen und sich zum Thale hinabschieben, ähnlich wie beim Tauwetter am steilen Schieferdach eine Schneeschicht hinabrutscht. Er hört einen dumpfen Donner, wie von einem

fernen, starken Gewitter. Aber in der Nähe zeigt sich die Lawine viel furchtbarer. Was von ferne allmähliches Gleiten schien, ist in der Nähe rasende Schnelligkeit. Der Weg an der Bergwand, der von weitem nur spannenlang aussah, mifst in der Nähe nach Stunden. Manches Haus ist schon samt seinen Bewohnern durch die Lawine begraben worden. Manchmal hat man erst nach Wochen die Gebeine der Unglücklichen zutage gefördert, die dort ihren Tod fanden. Oft triffst du Gedenktafeln am Wege, welche von Unglücksfällen, mitunter auch von wunderbaren Rettungen erzählen, die bei Lawinen vorkamen.

Selbst der Luftdruck, den die stürzende Schneemasse veranlafst, wird zum Sturmwind, der Hütten hinwegbläst und alte Bäume entwurzelt durch die Luft schleudert, als seien es Wollenflöckchen.

Mitten im Sommer trifft der Wanderer nicht selten in den Thalengen noch mächtige Schneelager als Reste gefallener Lawinen. Die Giefsbäche haben sich ihr Bett unten hindurchgefressen. Der Schnee ist eisig hart geworden und kann als Brücke dienen. Man könnte mit einem Wagen darüberfahren.

Kommst du bei einer Alpenwanderung in Thäler, die von Lawinen heimgesucht sind, so merkst du, warum die Älpler grüfsen: „Behüt' dich Gott!“ — Dort kann nur der behüten und schirmen, nach dessen Willen die Sturmwinde wehen und die Lawinen ihre Wege einschlagen. (H. Wagner.)

53. Das Alpenhorn.

Auf dem Alpenhorn blasen die Hirten oder Senner in manchen hohen Gebirgen des Schweizerlandes den sogenannten Kuhreihen; außerdem dient es auch feierlichem, religiösem Gebrauche. Wenn nämlich die Sonne untergegangen ist und ihre letzten Strahlen am Gipfel der schneebedeckten Berge

glimmen, dann nimmt der Senne, der die höchste Alp inne hat, sein Horn und ruft durch das Sprachrohr: „Lobet Gott, den Herrn!" Alle benachbarten Hirten treten, sobald sie diesen Laut hören, aus ihren Hütten, nehmen ihre Alpenhörner und wiederholen dieselben Worte. Dies dauert oft eine Viertelstunde, und von den Bergen und längs der felsigen Schluchten hallt der Name Gottes wider. Endlich erfolgt eine feierliche Stille. Alle Senner beten knieend und mit entblößten Häuptern. Mittlerweile ist es ganz dunkel geworden. „Gute Nacht!" ruft der höchste Hirte durch sein Sprachrohr. „Gute Nacht!" tönt es wider von allen Bergen und aus den Felsschluchten. Darauf legt sich jeder zur Ruhe nieder. (Redenbacher.)

54. Lied des Alpenjägers. †

Es donnern die Höhen; es zittert der Steg.
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg'.
Er schreitet verwegen
Auf Feldern von Eis.
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr.
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

(Schiller. Aus „Wilhelm Tell".)

55. Über den St. Gotthard. †

Vom Vierwaldstättersee aus gelangt man nach etwa dreistündiger Wanderung durch das Reußthal aufwärts zu dem Dorfe Amsteg, wo die eigentliche Gotthardstraße beginnt.

Wild schäumt uns die Reuß entgegen, und an ihrem Ufer steigen wir weiter. Immer wilder wird die Landschaft. Aus der Tiefe, wo der tobende Fluß rauscht, ragen mäch-

tige Tannen herauf. Auf der andern Seite steigen die Felsen bis in die Wolken empor. Die Straße ist durchschnittlich 6 m breit und steigt so allmählich an, daß sie an den meisten Stellen bergab ohne Hemmschuh befahren wird. Von Amsteg an über Wasen und Göschenen bis zum Eingange in das Urserenthal, eine Strecke von fünf guten Stunden, setzt die Straße zehnmal über die Reuß und ihre Seitenbäche. Fast immer ist sie aus den steilen Felsenufern herausgesprengt oder durch hohe Mauern vor den Verheerungen des Wassers geschützt. Sie ist ein Kunstbau gewaltigster Art.

Am großartigsten wird der Weg von dem Dorfe Göschenen an. Die Felsen werden immer schroffer; sie zeigen uns keine breiten, grünen Matten mehr, sondern nur schmale Grasränder und hie und da ärmliches Gestrüpp. Wir sind nun in dem Felsenschlunde der Schöllenen. Enger und düsterer wird der Weg, ohne allen Pflanzenwuchs starren die Felswände senkrecht empor. Und hier, wo die Reuß von den Felsen im mächtigsten Sturze herabschäumt, da schwingt sich die Straße in einem gewaltigen Bogen zum zehnten Male über den Fluß. Wir sind an der weltberühmten Teufelsbrücke. Hoch über dem tosenden Wasser mußten die Arbeiter, in Stricken hängend, die Sprenglöcher in den Felsen treiben und die ausgesprengten Granitblöcke in die Tiefe versenken, um den Grund zu dieser Wunderbrücke zu legen, die jetzt in einer Höhe von 30 m über den Strom wegführt. Dicht daneben, etwas tiefer und fortwährend vom Wasserstaub benetzt, steht die alte Teufelsbrücke, die nicht mehr begangen wird. Ist man über die Brücke hinüber, so gelangt man an den Teufelsberg, wo sich die Felsen in grausiger Pracht durch- und übereinandertürmen. Durch denselben führt eine lange, finstere Höhle, das Urner Loch. Es ist dies ein 71 m langer, 6 m breiter und 5 m hoher Tunnel, der durch den Felsen gesprengt wurde.

Vordem mußte man den Berg auf einer in Ketten

hängenden Brücke umgehen. Das war die sogenannte „stäubende Brücke“, eine Reihe schwankender Balken und Bretter, die von oben an langen Ketten und Ankern in der Schwebe gehalten, von unten unausgesetzt durch den Schaum der wild herabstürzenden Reuß benetzt wurde. Etwa zweihundert Schritte wandert man in der Dunkelheit durch das Urnerloch dahin. Da wird es licht, und man erblickt wie durch ein Fernrohr ein fernes Land, fernscheinend durch den schnellen Übergang aus finsterer Nacht zu hellem Mittag. Wie durch einen Zauberschlag sind wir in eine andere Gegend versetzt. Vor uns liegt in Sonnenhelle das liebliche Urserenthal mit seinen grünen Matten und freundlichen Dörfern. Obgleich man sich in einer Höhe von über 1400 m befindet, so meint man doch in der Tiefe zu wandern, weil das Thal ringsum von hohen, zum Gotthard gehörenden Bergen umgeben ist. Bald gelangen wir in das Dorf Andermatt oder Urseren und dann nach Hospenthal mit seinem alten, aus grauer Vorzeit stammenden Turme.

Durch dieses hochgelegene Alpenthal führen drei Wege in die höchsten Urgebirge hinaus: im Osten nach Graubünden, im Westen über die Furka an den Rhonegletscher und nach Wallis hinüber, im Süden über den Gotthard nach Italien.

Von allen Seiten blicken hohe, mit ewigem Schnee bedeckte Berghäupter in die grüne Einsamkeit dieses Alpenthales herab, und dazwischen schaut man in wild zerrissene Gebirgsklüfte. Hier erst ist man am Fuße des eigentlichen St. Gotthards. Schreitet man weiter die Straße entlang, so gelangt man wieder in eine öde, einsame Felswüste. Aller Pflanzenwuchs erstirbt. Schon von Göschenen an sah man keinen Baum mehr; nun hört auch der Graswuchs auf. Man erreicht die Paßhöhe mit dem Hospiz. Auch hier hat man keine Fernsicht.

Die Paßhöhe bildet ein etwa eine Stunde langes, kahles Felsenplateau, in dessen vielen Vertiefungen zahlreiche Wasser ihre Rinnsale, an zwanzig kleine Seen ihr Bett haben.

Am Sella= und am Scurasee liegen das Wirtshaus und das Hospiz. Daneben steht ein achteckiges Steingebäude, gleichzeitig Lawinenbrecher und Stall für fünfzig Pferde. Sonst hielten im Hospiz zwei Kapuziner haus; jetzt hat man einen Spitalmeister angestellt. Doch ist noch ein Priester für den Hausgottesdienst anwesend. Viele Tausende armer Wanderer werden hier alljährlich unentgeltlich verpflegt, oft sogar noch mit Kleidungsstücken beschenkt. Im Wirtshause dagegen finden Reisende gegen Bezahlung gute Aufnahme. In einem Jahre haben schon über 20000 Fremde hier verkehrt.

Die Gegend um das Hospiz ist traurig und öde. Kein Gewächs säumt die Ufer der Gotthardsseen, kein Nachen, kein Fisch belebt ihre kaum zwei Monate eisfreien Wasser in dieser Höhe von 2100 m. Nur ein schmaler Pfad trennt sie von einander; von allen Bergabhängen fließt und sickert ihnen Wasser zu. Der Abfluß des einen geht zur Reuß, der des andern ist der Tessin; aber wenn die wilden Wetter des Hochgebirges beide Seen bis zum Grunde aufwühlen, dann schlagen ihre Wellen zusammen und speisen Mittelmeer und Nordsee zugleich.

Der Weg abwärts nach Italien folgt immer dem Laufe des Tessin. Er führt durch wilde Schluchten und an prächtigen Wasserfällen vorüber nach Bellinzona und an den schönen Lago Maggiore, ebenso nach Mailand, der altberühmten Hauptstadt der Lombardei.

Ein noch großartigerer Bau als diese Gotthardsstraße ist jetzt in Angriff genommen und bald vollendet. Das ist die St. Gotthardsbahn. Der menschliche Geist schreckt auch vor solchen mächtigen Hindernissen, wie sie die Alpen bieten, nicht zurück. Zwischen Göschenen und Airōlo hat man einen Tunnel gebohrt, der nicht weniger als 15 km lang ist. Deutschland, die Schweiz und Italien bauten gemeinsam dieses Riesenwerk.

(Nach Daniel u. Stötzner.)

56. Der Föhn. †

Im ganzen Bergrevier der Schweiz ist kein Wind bekannter und von großartigerer Wirkung, als der Föhn. Wie die Quellen des kalten Nordwindes wahrscheinlich die Polareisgebiete, die der feuchten, regenbringenden Westwinde der atlantische Ozean, so sind die des oft glühend heißen Südwindes, des Föhn, die brennenden Sandwüsten Afrikas. Er tritt unter folgenden Erscheinungen auf. Am südlichen Horizonte zeigt sich leichtes, sehr buntes Schleiergewölke, das sich an die Bergspitzen setzt. Die Sonne geht am starkgeröteten Himmel bleich und glanzlos unter. Noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurtinten*). Die Nacht bleibt schwül, taulos, von einzelnen kälteren Luftströmen strichförmig durchzogen. Der Mond hat einen rötlichen, trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, so daß die Gebirge viel näher erscheinen; der Hintergrund nimmt eine bläulich violette Färbung an. Von fernher ertönt das Rauschen der oberen Wälder; die Bergbäche tosen mit größerer Schmelzwasserfülle weithin durch die stille Nacht; ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thale sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter erst rauh und kalt sind, kündet sich der angelangte Föhn an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Föhnfluten ins Thal und schwellen oft zu rasenden Orkanen auf, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt das Alpengebiet beherrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume in die Tiefe schleudern, Felsstücke losreißen, die Waldbäche auffüllen, Häuser und Ställe abdecken und zum Schrecken des Landes werden. In Thalteilen, die der südlichen Bergmauer zunächst liegen, wütet der Föhn ge-

*) Tinten = Farbentöne, Farbenschattierungen.

wöhnlich am heftigsten; denn dort brechen die warmen Luftfluten am regellosesten und gewaltigsten herein.

Auch die Tiere leiden unter dem Einflusse dieses Windes, der mit seiner trocken warmen Strömung die Sehnen erst überreizt, dann aber erschlafft. Unruhig ziehen die Gemsen sich auf die Nordseite des Berges oder in tiefe Felsenkessel. Kühe, Pferde, Ziegen suchen mit Mißbehagen nach frischer Luft, während der Föhn ihnen Rachen und Lunge austrocknet. Kein Vogel ist im Wald und Feld zu erblicken. Die Menschen teilen das allgemeine Unbehagen, das beengend auf Nerven und Sehnen wirkt und dem Gemüte eine lastende Bangigkeit aufdrängt. Gleichzeitig wird sorgsam das Feuer des Herdes oder Ofens gelöscht. In vielen Thälern ziehen die Feuerwachen rasch von Haus zu Haus, um sich von jenem Auslöschen zu überzeugen, da bei der Ausdörrung alles Holzwerkes durch den Wind ein einziger verwahrloster Funke großes Brandunglück stiften kann. Und doch wird der Föhn, obwohl er gefährlicher ist als jeder andere Wind des Gebirges, im Frühlinge mit Freuden begrüßt. Im ganzen Berggebiete bewirkt er ungeheure Schnee- und Eisschmelzungen und verändert dadurch mit einem Schlage das Bild der Landschaft. Er ist der rechte Lenzbote und wirkt in vierundzwanzig Stunden so viel als die Sonne in vierzehn Tagen, indem auch die alte, zähe Schneeschichte, welche die Sonne lange vergeblich beleckt, ihm nicht widersteht.

(Fr. v. Tschudi.)

57. Das Lied vom braven Mann. †

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang. Wer hohes Muts sich rühmen kann, den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang. Gottlob, daß ich singen und preisen kann, zu singen und preisen den braven Mann!

2. Der Tauwind kam vom Mittagsmeer und schnob durch Welschland trüb und feucht; die Wolken flogen vor

ihm her, wie wann der Wolf die Herde scheucht. Er fegte die Felder, zerbrach den Forst, auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee, der Sturz von tausend Wassern scholl. Das Wiesenthal begrub ein See, des Landes Heerstrom wuchs und schwoll. Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis und rollten gewaltige Felsen Eis.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer, aus Quaderstein von unten auf, lag eine Brücke drüber her, und mitten stand ein Häuschen drauf. Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. — „O Zöllner, o Zöllner, entfleuch' geschwind!"

5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran, laut heulten Sturm und Wog' ums Haus. Der Zöllner sprang zum Dach' hinan und blickt' in den Tumult hinaus. „Barmherziger Himmel, erbarme dich! Verloren! Verloren! Wer rettet mich?"

6. Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß, von beiden Ufern, hier und dort. Von beiden Ufern riß der Fluß die Pfeiler samt den Bogen fort. Der bebende Zöllner mit Weib und Kind, er heulte noch lauter als Strom und Wind.

7. Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß, an beiden Enden, hier und dort. Zerborsten und zertrümmert, schoß ein Pfeiler nach dem andern fort. Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. — „Barmherziger Himmel, erbarme dich!"

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand ein Schwarm von Gaffern, groß und klein; ein jeder schrie und rang die Hand; doch mochte niemand Retter sein. Der bebende Zöllner mit Weib und Kind durchheulte nach Rettung den Strom und Wind. —

9. Rasch galoppiert' ein Graf hervor, auf hohem Roß ein edler Graf. Was hielt des Grafen Hand empor? Ein Beutel war es, voll und straff. — „Zweihundert Pistolen sind zugesagt dem, welcher die Rettung der Armen wagt."

10. Wer ist der Brave? Ist's der Graf? Sag' an, mein braver Sang, sag' an! Der Graf, beim höchsten Gott, war brav; doch weiß ich einen braver'n Mann. — O braver Mann, braver Mann, zeige dich! Schon naht das Verderben sich fürchterlich.

11. „Halloh! halloh! frisch auf gewagt!" Hoch hielt der Graf den Preis empor. Ein jeder hört's, doch jeder zagt; aus Tausenden tritt keiner vor. Vergebens durchheulte mit Weib und Kind der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind. —

12. Sieh', schlecht und recht ein Bauersmann am Wanderstabe schritt daher, mit grobem Kittel angethan, an Wuchs und Antlitz hoch und hehr. Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort und schaute das nahe Verderben dort.

13. Und kühn, in Gottes Namen sprang er in den nächsten Fischerkahn. Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang kam der Erretter glücklich an. Doch wehe, der Nachen war allzuklein, um Retter von allen zugleich zu sein.

14. Und dreimal zwang er seinen Kahn, trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang, und dreimal kam er glücklich an, bis ihm die Rettung ganz gelang. Kaum kamen die letzten in sichern Port, so rollte das letzte Getrümmer fort. —

15. „Hier," rief der Graf, „mein wack'rer Freund, hier ist dein Preis! Komm' her! Nimm hin!" — Sag' an, war das nicht brav gemeint? Bei Gott, der Graf trug hohen Sinn. Doch höher und himmlischer, wahrlich, schlug das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

16. „Mein Leben ist für Gold nicht feil. Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt. Dem Zöllner werd' Eur' Gold zu teil, der Hab' und Gut verloren hat!" So rief er mit herzlichem Biederton und wandte den Rücken und ging davon. —

17. Hoch klingest du, Lied vom braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang! Wer solches Muts sich rühmen kann, den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang. Gottlob,

daß ich singen und preisen kann, unsterblich zu preisen den braven Mann! (G. A. Bürger.)

58. Neapel und der Vesuv. †

Süd-Italien ist unstreitig der fruchtbarste und gesegnetste Teil von ganz Italien, darin die prächtige Stadt Neapel am Meere, mit dem Vesuv in der Nähe. Die Lage ist reizend schön. Der Himmel erscheint hier Monate lang ununterbrochen wolkenlos und so blau oder noch blauer als bei uns in den schönsten Frühlingstagen. Die Luft ist so rein, daß meilenweit entfernte Dörfer ganz nahe erscheinen. Das südliche Meer ist dem nördlichen gegenüber ein anderes. Wer je das Meer oder tiefe Seen betrachtet hat, der weiß, wie sehr ihre Schönheit von der Farbe der Luft abhängt, und wie ein grauer Himmel nur immer auf ein graues Wasser niederscheint. Sobald man aber in Neapel sich vom Ufer so weit entfernt hat, daß der Grund nicht mehr durchscheint, ist die See, besonders im Schatten des Fahrzeugs, vom schönsten, reinsten Indigoblau; doch wechseln die Farben beständig in den mannigfaltigsten Abstufungen. Überblickt man vom hohen Ufer die Wasserfläche, und es naht ein Wind vom Meere her, so verdunkelt sich das Gewässer in weiter Ferne; ein breiter Schatten rückt allmählich näher. Der glatte, silberne Spiegel gerät in schwankende Bewegung; kleine Wellen erheben sich und schlagen plätschernd wie zum Spiel ans Ufer. Aber schon folgen größere; lange Bänke grüner Wogen kommen brüllend; ihre weißen Häupter und Kämme erheben sich immer wilder; donnernd prallen sie an den Strand und brechen zurückschmetternd die nächste Linie der andringenden Wasserhügel. Herrlich ist auch der hüpfende Sonnenglanz auf dem mäßig bewegten Meere. Geht die Sonne unter, so spielen auf dem Wasser alle Farben des Regenbogens. Nachts, besonders im Sommer und nach Gewittern, schimmern die Wellen in mattem Lichte; um des Fischers Ruder sprühen Funken, und die Spur seiner Barke

ist Feuer. Dies rührt von Millionen sonst unsichtbarer Bewohner des Meeres her, deren Leuchten durch eine stärkere Bewegung des Wassers gesteigert wird. Wirft man einen Hund ins Meer, so kommt er leuchtend zurück; sich schüttelnd sprüht er Funken.

Auf dem Ostgestade des Busens von Neapel erhebt sich der Vesuv aus der Ebene, abgesondert und ohne unmittelbaren Zusammenhang mit den nächsten Bergen. Er ist die Krone der ganzen Landschaft, und so prachtvoll sein Anblick ist, so prächtig ist der Ausblick von seiner Höhe.

Ein mehrstündiger Weg führt anfangs durch die üppigsten Pflanzungen von Wein, Feigen und Aprikosen, später durch ein schrecklich ödes, braunrotes Lavagefilde bis zum steilen Kegel des Berges. Auch diesen hinauf geht es anfangs ziemlich gut; es sind noch große, festliegende Steine da, auf welche man beim Steigen treten kann; sobald man aber höher kommt, wird der Weg durch das Geröll und Gebröckel kleiner verbrannter Steine und durch die rotbraune Erdasche außerordentlich beschwerlich. Bei jedem Schritte aufwärts sinkt man wiederum einen halben Schritt zurück. Natürlich muß man oft anhalten und ausruhen, damit die Kräfte sich sammeln. Hie und da ist der Boden sehr heiß, und ein weißer Rauch qualmt manchmal unter den Steinen hervor. Nach einer halben Stunde ist die beschwerliche Besteigung des Kegels vollendet, wir stehen glücklich oben am Rande des Kraters.

Der Krater des Vesuvs ist ein ungeheurer rundlicher Kessel, dessen Rand umher 10—16 m hoch ist und aus verbranntem Gestein und Asche besteht; natürlich ist dieser Rand an einer Stelle höher als an der andern. Um den ganzen Krater kann man mit großer Vorsicht auf dem schmalen Rande, der ihn umgibt, herumgehen, wozu etwa eine Stunde erforderlich ist. Daß sich seine Gestalt bei heftigen Ausbrüchen immer verändert, ist bekannt.

In der Mitte des ungeheuern Kessels ist ein Boden, der eigentliche Feuerschlund. Man sieht da einen kleinen Kegel, der 8—10 m hoch zu sein scheint und durch das Gestein und die Asche, die der Vulkan immer auswirft, gebildet ist. Auf dem Gipfel dieses Kegels ist eine Öffnung, aus welcher ein weißer, schwefelgelblich schimmernder, dichter Dampf aufwallt; einige kleinere Öffnungen sind daneben. Am Fuße dieses kleinen Kraters bemerkt man an verschiedenen Stellen, deren Zahl sich vermehrt, sobald es dunkel wird, das Feuer der Erde. Wie düsterrote Kohlenglut sieht man hier das Gestein des Berges brennen; zwischen dem Feuer hin ziehen sich Lagen der schwarzen, mit gelbem Schwefel überzogenen Erde. Die innere Wand des Kraters ist steil und gewährt dem Auge eine gar wilde, schauerlich öde Ansicht.

Unter unsern Füßen brüllt der Donner der Erde dumpf wie der Kanonengruß ferner Meerschiffe; bald tiefer, dumpfer, grauenvoller, wütender, ein Getöse hohl zusammenschlagender Felsenberge. Ein Atemzug der Stille, und der dichte graue Dampf, der über der Öffnung des kleinen Kegels schwebt, rötet sich, rötet sich heißer, glühender, brennender. Ein breiter Flammenstrahl fährt sausend, zischend, rollend empor; ein Haufen heißer Steine und Asche steigt funkelnd über das Feuer hinaus in die Nacht und fällt rings auf den kleinen Kegel nieder. (Meyer.)

59. Der Zigeunerbube im Norden.

1. Fern im Süd das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland,
Wo die schattigen Kastanien
Rauschen an des Ebro Strand,
Wo die Mandeln rötlich blühen,
Wo die heiße Traube winkt,
Wo die Rosen schöner glühen
Und das Mondlicht goldner blinkt.

2. Und nun wandr' ich mit der Laute
Traurig hier von Haus zu Haus;
Doch kein helles Auge schaute
Freundlich noch nach mir heraus.
Spärlich reicht man mir die Gaben,
Mürrisch heißet man mich geh'n.
Ach, den armen, braunen Knaben
Will kein einziger versteh'n.

3. Dieser Nebel drückt mich nieder,
Der die Sonne mir entfernt,
Und die alten, lust'gen Lieder
Hab' ich alle fast verlernt.
Ach, in alle Melodien
Schleicht der eine Klang sich ein:
In die Heimat möcht' ich ziehen,
In das Land voll Sonnenschein.

4. Als beim letzten Erntefeste
Man den großen Reigen hielt,
Hab' ich jüngst das allerbeste
Meiner Lieder aufgespielt.
Doch wie sich die Paare schwangen
In der Abendsonne Gold,
Sind auf meine dunkeln Wangen
Heiße Thränen hingerollt.

5. Nein, des Herzens sehnend Schlagen,
Länger halt' ich's nicht zurück.
Will ja jeder Lust entsagen;
Laßt mir nur der Heimat Glück!
Fort zum Süden! Fort nach Spanien,
In das Land voll Sonnenschein!
Unterm Schatten der Kastanien
Muß ich einst begraben sein. (E. Geibel.)

60. Paris. †

Paris, eine der Riesenstädte Europas, mit mehr als 2 Millionen Einwohnern, ist eine Gewerbstadt voll regen Lebens und nie rastender Thätigkeit. Es liegt an

beiden Ufern der trüben, träge dahinschleichenden Seine*), über welche 23 zum Teil prachtvolle Brücken führen.

Die Häuser sind meist sehr hoch, viele Strafsen krumm und eng, so dafs in manchen unteren Stockwerken am Tage Licht angezündet werden mufs. Die Umgebung von Paris ist eine grofse Ebene. Blofs im Norden der Stadt erhebt sich ein Hügel, von welchem man das Häusermeer bequem übersehen kann. Einen eben so schönen Überblick über Paris hat man vom Turm der Kirche Notre Dame**) herab. Die umliegenden Dörfer sind nach und nach bis an die Barrièren***) und die Ringmauern herangewachsen, so dafs sie jetzt Vorstädte von Paris bilden. In diesen Vorstädten haben viele reiche Pariser ihre Landhäuser und Sommerwohnungen.

Zu den wichtigsten Gebäuden von Paris gehören die Kirche Notre-Dame, die Tuilerien†), das Palais Royal††) und das Hôtel der Invaliden†††).

Notre Dame oder die Liebfrauenkirche ist ein grofses gothisches Gebäude mit zwei viereckigen, stumpfen, 60 m hohen Türmen. Das Innere der Kirche ist wenig erhellt, weshalb diese weiten Räume in ihrer Düsterheit einen tiefen Eindruck machen. Die Aussicht von den Türmen über Paris und die umliegenden Dörfer ist überraschend. Man sieht die ganze Stadt mit ihrem Strafsengewirr und Menschengewühl zu seinen Füfsen; es ist etwas Ungeheures, so viel und so Grofses auf einen Blick! Die gröfste Glocke auf Notre Dame wiegt 320 Zentner*†).

Die Tuilerien sind das ehemalige königliche Residenzschlofs; der Name stammt von Ziegelbrennereien her, die früher da gestanden haben. Sie stehen durch eine

---

*) Sprich: Sän'! — **) Sprich: Notr' Dam! — ***) Schlagbäume, Grenzwehren, Schranken. — †) Sprich: Tüil'rin! — ††) Sprich: Palä Roaja'll! — †††) Invaliden = ausgediente, gebrechliche Soldaten. — *†) Die Kaiserglocke in Köln 513 Zentner.

Galerie mit dem Louvre*), einem prachtvollen Schlosse, in Verbindung. In der Galerie des Louvre hat Napoleon das Kunstmuseum eingerichtet, eine Sammlung der ausgezeichnetsten Kunstschätze der Welt.

Die Boulevards**), deren es 22 gibt, sind die ehemaligen Wälle (Bollwerke) von Paris und bilden jetzt breite Wege, mit dreifachen Alleen.

Das Palais Royal ist ein grofser Palast, an dessen unterem Stocke 200 Läden in Säulengängen umherlaufen. Hier wohnen Goldschmiede, Juwelenhändler, Putzmacherinnen, Buchhändler, Schuh- und Kleidermacher, welche ihre Waren in den prachtvollsten Magazinen ausstellen. Abends ist alles mit Gas erleuchtet, und das Gedränge auf den Plätzen im Freien und in den Kaffeehäusern ist unbeschreiblich.

Das Hôtel der Invaliden oder Invalidenhospital ist für diejenigen Krieger bestimmt, welche im Felde so verstümmelt oder verwundet worden sind, dafs sie kein Geschäft mehr treiben können, welches sie ernährt. Diese Anstalt mit ihren Gebäuden kann eine kleine Stadt genannt werden; denn sie zählt 5000 Einwohner. Die Invaliden verrichten die nötigen Wachen selbst. Man sieht die Stelzfüfse und Einarmigen, ihre Pfeifen rauchend, behaglich im Hofe auf und ab gehen. Ruhig und unbesorgt können sie ihr Leben hier beschliefsen; das Vaterland, dem sie treu gedient, und für das sie ihre Glieder verloren haben, hat die Sorge für den Rest ihres Lebens übernommen. In der Küche des Invalidenhauses sind zwei eiserne Töpfe, deren jeder 1200 Pfund Fleisch fafst. In der Kirche, welche zur Anstalt gehört, wurden im Jahre 1840 die irdischen Überreste Napoleons I., die man von St. Helena hieher gebracht hatte, feierlich beigesetzt.

(Nach Verschiedenen.)

*) Sprich: Luwr'! — **) Sprich: Bulwar's!

61. London. †

London bedeckt einen Raum, der von Osten nach Westen 25, von Norden nach Süden über 12 km mißt. Auf diesem Raum hätte Paris dreimal, Berlin fünfmal, Hamburg dreißigmal Platz. Es ist die größte Stadt der Welt und hat über vier Millionen Einwohner, so daß es allein manchen Staat, wie das Königreich Sachsen, an Volkszahl übertrifft. Die ungeheure Stadt liegt zu beiden Seiten der Themse, zum größeren Teile auf dem linken, nördlichen Ufer. Die Themse ist Londons Größe und Schmuck, sie ist die belebende Pulsader des gewaltigen Ganzen. Fast 20 Brücken führen über den Strom, der 360—380 m breit ist.

In dem größten Teile der Stadt sind die Häuser meist schmal, nur drei oder höchstens vier Fenster breit, auch nicht sonderlich hoch. Das kommt daher, weil jeder Engländer, wenn er es irgend kann, gern mit seiner Familie ein Haus für sich bewohnt. Fast alle Häuser sind ohne Kalkabputz und vom Steinkohlendampfe geschwärzt. Schöne Quais von Granit ziehen sich an der Themse entlang, und diese bieten im Verein mit den zahlreichen Dampfschiffen, die den Fluß nach allen Richtungen durchkreuzen, einen prächtigen Anblick. Von einzelnen Bauwerken sind die wichtigsten das großartige Parlamentsgebäude; die Westminsterabtei, eine schöne, gothische Kirche, wo die Könige gekrönt und die Bildsäulen von allen berühmten Männern Englands aufgestellt werden; die Paulskirche, die größte evangelische Kirche der Welt; der Tower*), eine alte Burg, in der die Reichskleinodien aufbewahrt werden.

Gleich unter dem Tower beginnt die Reihe der Docks. Das sind ausgegrabene, große Wasserbecken, in welche die Schiffe durch Kanäle und Schleusen einlaufen, um daselbst ein- und auszuladen, oder auch um ausgebessert zu werden. Denn da an einem Tage oft 300 bis 400 Schiffe einlaufen,

*) Sprich: Tauer!

so ist der Strom bei weitem nicht breit genug, daß sie alle anlegen und aus- oder einladen können. Deshalb mußten mit großen Kosten die Docks ausgegraben werden. Es sind ihrer mehr als zwanzig und darunter einzelne bis 100000 und 200000 qm groß. Die meisten sind von ungeheuern Warenhäusern und Speichern umgeben, die oft bis zu sieben Stockwerken hoch und mit den Erzeugnissen aller Weltteile angefüllt sind. Ganze Reihen von Warenhäusern enthalten Baumwolle oder Elfenbein, Zucker oder Kaffee, Thee oder Tabak. Die Weinvorräte liegen unterirdisch in Kellern, die mehr als drei Hektare groß, von Öllampen erleuchtet und mit Schienengeleisen durchzogen sind, auf denen man die Fässer hin und her schafft. Die Eisenbahnen sind mit allen Docks unmittelbar verbunden, damit die aus allen Erdteilen ankommenden Waren so leicht als möglich weiter geschafft werden können. Schiffe von allen Ländern der Erde liegen bei einander, Seeleute von allen Völkern laufen und schreien durch einander, und die Sprachen von aller Welt Enden werden wohl an keinem Orte der Erde so mannigfaltig gehört, als in dem Hafen von London.

Unweit der Docks ist auch der berühmte Tunnel. Man bedurfte in der Nähe des Hafens, wie der untere Teil der Themse genannt wird, einer Verbindung zwischen beiden Ufern; und doch mochte man keine Brücke bauen, weil diese die Schiffahrt hindert. Da baute ein kühner Mann namens Brunel während 20 Jahren und unter unsäglichen Schwierigkeiten zwei steinerne gewölbte Bogengänge unter der Themse hinweg. Große Wendeltreppen führen zu beiden Seiten hinab, und so geht man unter dem Flusse und seinen Schiffen hinweg nach dem andern Ufer hinüber.

Der älteste, mittelste und wichtigste Teil von London ist die City. Hier ist der Grund und Boden so teuer, daß man ein Stück davon fast über und über mit den Silberstücken bedecken könnte, die dafür gezahlt werden müssen. Deshalb ist es auch zu teuer, in der City zu wohnen. Nur

Läden, Comptoire*) und Geschäftsräume sind daselbst, die nachts von erprobten Dienern bewacht werden. Die Besitzer kommen nur morgens in die Geschäfte und eilen nachmittags wieder zu ihren Wohnungen in den luftigeren und bequemeren Stadtteilen oder auf dem Lande. Ungeheure Reichtümer sind hier aufgehäuft, ungeheure Geldmengen werden hier täglich umgesetzt. In den weitläufigen Kellern der Bank von England lagern Mengen von Gold und Silber in Münzen und Barren, wie an keinem andern Orte der Erde.

Der Lärm und das Getöse von London ist betäubend, und das Gedränge der Menschen, der Wagen und Pferde wird von Jahr zu Jahr stärker und gefährlicher. Darum hat man bedacht sein müssen, den Verkehr durch andere Mittel zu bewirken und so die überfüllten Straßen freier zu halten. Hoch über den Straßen hinweg führt man Eisenbahnen mitten durch die Stadt, die in der Höhe der Schornsteine an den Häusern entlang gehen. Auf hohen Pfeilern ruhen die Eisenstraßen, und Lokomotiven mit Personen- und Wagenzügen sausen über den Köpfen der Menschen neben den Dächern dahin. Eine andere Eisenbahn ist unter der Erde; vier Kilometer weit geht sie in Tunnels tief unter den Straßen und unter den Kellern der Häuser entlang und hat sechs bis sieben Stationen, zu denen man auf Treppen hinuntersteigt. Selbst die Post kann ihre Briefe, deren sie Tag für Tag über eine halbe Million empfängt, nicht alle mit Wagen und Pferden durch die Straßen fahren. Darum hat sie weite, eiserne Röhren unter den Straßen entlang legen lassen, in denen kleine Wagen mit Briefen und Packeten durch Luftdruck hin und her getrieben werden. Und nicht genug, daß Gasröhren und Wasserröhren überall den Boden durchziehen, so führen noch weite Kanäle unter der Erde alles schmutzige Wasser aus der Stadt und lassen es weit unterhalb derselben erst in den Strom fließen; sie sind zusammen über 75 km lang.

*) Sprich: Komtoare; Schreib- und Zahlstuben.

Aber auch der sittliche Schmutz, allerlei Elend, Jammer und Not sind ungeheuer in der ungeheuern Weltstadt, in der nicht selten mitten unter so vielen Menschen einzelne Hungers sterben. Wohlthätige Stiftungen besitzt London viele und sehr großartige. Auch die evangelische Mission hat in London einen Hauptsitz, und die „britische und ausländische Bibelgesellschaft" übertrifft alle anderen ihrer Art bei weitem. Sie läßt die Bibel in nicht weniger als 140 verschiedenen Sprachen drucken und wendet dafür alljährlich sehr bedeutende Summen auf. (Nach Daniel u. Grube.)

62. Die Steinkohle. †

Wohl ist der Diamant der allerkostbarste Stein; denn er ist so rein und weifs wie das Sonnenlicht selber, dazu härter als der härteste Stahl, und wenn man ihn zum Brillanten schleift, ist er wie das Tautröpflein, in welchem die Sonne sich spiegelt, selber eine Sonne im kleinen.

Darum setzen Könige und Fürsten diesen Edelstein als den schönsten Schmuck in ihre Kronen, diesen Stein, der so selten und unter den Menschen so hochgeachtet ist, dafs man für einen Diamanten, der nur wenige Gramm wiegt, viele hundert Pfund des besten Goldes mit Freuden gibt.

Viel gemeiner ist der schwarze Diamant, der allerorten mit den Menschen verkehrt, ihnen Licht und Wärme, Arbeit und Nahrung gibt, der die Menschen mit Windeseile über Länder und Meere führt und in allen Weltteilen zu vielen tausend Zentnern aus der Erde gegraben wird — die Steinkohle. Der Diamant ist eine Kohle, welche in der geheimnisvollen Werkstatt der Natur zu Krystall gebildet ist; die Steinkohle ist nicht minder ein Edelstein, der Schatz des arbeitenden Volkes. In einer Zeit, wo die reichsten Wälder zum Teil mit frevelndem Übermute vernichtet sind, wo der Bau von

Schiffen, Eisenbahnen und Fabriken alljährlich Millionen von Bäumen verschlingt, erschliefst der Schofs der Erde unermefsliche Wälder, welche vor vielen tausend Jahren, als noch kein menschlicher Fufs auf Erden wandelte, untergegangen sind. Was jetzt als Farnkraut, Schachtelhalm und Bärlapp wächst, gedieh in jener Urzeit auf unserem Planeten zum Teil zu riesigen Bäumen. Dieses Riesengeschlecht von Pflanzen ward durch Stürme gebrochen und durch die Wogen des Meeres unter Schlamm und Schutt begraben. Durch den Druck von oben und die Wärme von unten wurden diese mächtigen Holzmassen im Laufe der Jahrtausende zu Braunkohlen und abermals nach Jahrtausenden zu Steinkohlen. So wächst noch heute auf feuchtem Moorgrunde durch allmähliches Absterben der Moosdecke jener kohlenhaltige, brennbare Stoff, den wir Torf nennen. Je älter der Torf wird, desto schwärzer wird er und wegen des Drucks der immer neu sich bildenden Schichten auch immer dichter. An vielen Steinkohlen, welche dem blofsen Auge nur wie ein dichter, glänzender Stein erscheinen, hat das Mikroskop noch den zelligen Bau der Pflanzen entdeckt, und hie und da lagert in der schwarzen Masse noch ein deutlich zu erkennender Baumstamm, und besonders häufig finden sich Blätter wie vom Farnkraute. Die Lager der Steinkohlen sind ½—1 m mächtig, zuweilen jedoch bis 11 m stark. In Amerika bei Santa Fe de Bogota finden sich Steinkohlenlager, welche 2400 m über dem Meeresspiegel liegen; in England gräbt man sie gegen 100 m tief unter dem Meeresspiegel.

Die Beschaffenheit der Steinkohle ist sehr verschieden, je nachdem Schwefel und andere Mineralien ihr beigemischt sind, oder der Kohlenstoff möglichst rein vorhanden ist. Um den flammenden Wasserstoff und den übelriechenden Schwefel ganz aus der Steinkohle zu entfernen, verkohlt man sie noch einmal, d. h. man verbrennt

sie ohne Zutritt der Luft, wie das Holz im Meilerhaufen zu Kohle verbrannt wird. So gewinnt man die Kochkohlen (Coaks*), die im kleinsten Raume den meisten Wärmestoff bergen.

Diese Kohle ist es besonders, welche den Schiffen und Wagen Flügel gibt, die in den Fabriken arbeitet, Herd und Wohnstube erwärmt und die Steinkohle selber aus der dunklen Tiefe hervorholt. Die Kraft des erfinderischen Menschengeistes hat aber auch den rufsigen und schmutzigen Rauch der Steinkohle benutzt, welcher eine Menge von Öl und Leuchtgas in sich birgt. Aus den eisernen Röhren, in welchen man den Rauch gefangen hält, fliefst der dicke, schwere Teer, und es strömt auch das leichtluftige Gas heraus, das in reinster, hellster Flamme die Nächte auf Erden erleuchtet. In den Strafsenlaternen, in den niedrigen Zimmern des Arbeiters, in den Sälen der Fabriken und in den Prunkgemächern der Paläste erglänzen die Gasflammen und machen die Nacht zum Tage. So gleichen die schwarzen Diamanten noch mehr der Sonne als die weifsen; denn sie geben zugleich Licht und Wärme.

Aber die Menschen verkennen oft ihre besten Freunde und achten sie gering. So ist auch das schwarze Gold, welches im Bunde mit dem Eisen für den thatkräftigen Engländer das Mittel geworden ist, mit welchem er die erkämpfte Weltherrschaft fort und fort behauptet, anfänglich schnöde von ihm behandelt worden. Ums Jahr 1316 wurden die ersten Steinkohlenblöcke von Newcastle**) nach London gebracht und waren den Schmieden und Brauern als wohlfeiler Brennstoff sehr willkommen. Aber ihr dicker, schwarzer Rauch veranlafste sogar eine Bittschrift des Parlaments an den König Eduard II., worin er gebeten wurde, den Gebrauch dieses

*) Sprich: Kohks! — **) Sprich: Njūcassl!

pestilenzialischen Brennstoffes zu verbieten, wenn er den Reiz eines frischen Gartens, den Vorzug eines reinen Antlitzes, die Annehmlichkeit weifser Wäsche schätze und nicht wolle, dafs seine getreuen Unterthanen ersticken sollten. Der König verbot den Gebrauch dieser lästigen und ungesunden Substanz. Aber Geldstrafen und selbst das Zerstören der Herde und Öfen konnten nicht hindern, dafs man die wohlfeile Steinkohle bezog und gebrauchte. Endlich hörte der Widerstand auf, als man sich überzeugte, dafs niemand von den Steinkohlen erstickte oder vergiftet wurde, und die Erlaubnis zur Einfuhr der Kohlen für die Londoner Stadtkasse so gewinnreich wurde, dafs dieselbe ums Jahr 1613 50000 Pfd. Sterling jährlich bezog. Erst 1830 wurden die lästigsten auf den Steinkohlen ruhenden Abgaben aufgehoben, und erst von da an konnte der nützliche Brennstoff seinen vollen Segen entfalten. Im Jahre 1845 betrug die Ausbeute in England 34500000 Tonnen (1 Tonne = 20 Zentner). Welch ein Reichtum ruhet in der Erde! Und je tiefer man gräbt, desto unerschöpflicher scheint der Vorrat zu werden.

Kein Volk hat wie das englische gerungen mit den bösen Wettern und den rauschenden Wassern der Tiefe, und keines diese Dämonen der Erde so kräftig durch Maschinen bezwungen. Man mufs erstaunen über die Kühnheit, mit welcher der Engländer seine Werke anlegt, und über die Raschheit, mit welcher er sie ausführt. Das Steinkohlenbergwerk bei Newcastle ist eins der gröfsten Wunderwerke des Menschengeschlechts. Es geht tiefer als die Erzgruben auf dem Harze und erstreckt sich beinahe eine halbe Meile unter das Meer hin, so dafs Kriegsschiffe über den Köpfen der Arbeiter hinsegeln. Gegen 30000 Menschen und 2500 grofse und kleine Schiffe werden hier beschäftigt, in deren Dienst sich eine Menge guter Seeleute für den Staat bildet. Um

die Gruben von den bösen Dünsten zu reinigen und beständig frische Luft zu erhalten, hat man künstliche Ventilatoren oder Luftzüge angebracht. Damit die brennbaren Gase nicht von den Grubenlampen der Bergleute entzündet werden, hat man die Lichter mit einem Drahtnetz umgeben.

Doch aller Vorsicht ungeachtet kommt zuweilen in den Minen Feuer aus, und das ist dann schwer zu löschen. Greift es um sich, so mufs man die Grube verlassen; manche brennen oft jahrelang fort und öffnen dann hier oder dort ihren fürchterlichen Schlund gleich tobenden Vulkanen. Wenn die Gase sich entzünden, so ist die Zerstörung fürchterlich; die entfernten Arbeiter können sich wohl noch retten, aber die nächsten sind verloren. Wie viel hundert Menschen sind auch von den herabstürzenden Massen verschüttet oder verstümmelt worden, die plötzlich das Werk von Menschenhand zerstören, wie man die Schale eines Eies in der Hand zerdrückt! Und dennoch arbeiten die armen Bergleute fort und fort und gehen immer wieder rüstig an ihr Tagewerk zu Nutz und Frommen des ganzen Menschengeschlechts. (Nach Grube.)

63. Die Holländer. †

Wer nach Holland kommt, die Menschen und ihr Leben sieht, ihre Tüchtigkeit, Kühnheit, die Zweckmäßigkeit und Nettigkeit aller Einrichtungen, der steht still und wundert sich. Alles dies, dieses reiche Land, diese prächtigen Städte, diese städtegleichen Dörfer hat der denkende Mensch aus dem Schlamme herausgehoben und zum Teil den Wogen des Meeres abgewonnen. Aber wie soll man diese Menschen beschreiben? Wenn man in die holländischen Städte und Dörfer tritt und die Leute dort so still und langsam, dabei so nett und reinlich einhergehen sieht, als hätten sie mit Arbeit nicht sonderlich sich zu befassen, wenn der Bauer steif und be-

dächtig in seinen hohen Holzschuhen einherschreitet und mit behaglicher Miene und langsamer, breiter Rede dem Fremden begegnet: so könnte einem einfallen, ein so stilles, bequemes Volk könne dies Land dem Meere nicht abgezwungen, diese Mauern, Türme, Wälle und Deiche nicht aufgetürmt haben; und doch ist es nicht anders! Der Holländer steht eben deswegen so behaglich da, weil er der Schöpfer und Herr dieses Landes ist, wo nur Frösche, Möven und Rohrdommeln ihre heisere Stimme hören lassen würden, wenn der Mensch nicht hinzugetreten und mit Spaten, Schaufel und Ruder sich gerührt hätte. Freilich die netten Kleider, die der Holländer trägt, sein stets blankes Schuhwerk, sein mit Blumen und Kräutern, mit Schnörkeln und Bildern geschmücktes Vorhaus, seine zierlichen, mit bunten Muscheln und Steinen ausgelegten Gärten, seine nett gefegten Dreschtennen, seine höchst reinlichen Stallungen möchten auf die Vermutung bringen, der Holländer sei nur für die häuslichen Geschäfte brauchbar, habe nur für Lebensgenuß Sinn und huldige bloß der Bequemlichkeit und Weichlichkeit. Aber man sehe nur den Holländer am Ruder seiner Schiffe, auf den Mastspitzen; man sehe ihn nur auf dem Wasser schalten und walten: da ist er nicht der bequeme und ruhige Mensch; da bewegt er sich, wenn auch stets besonnen, rasch und kräftig; da zeigt er eine eiserne Ausdauer und den festesten Willen und eine große Aufopferungsfähigkeit.

Schmuck des Lebens, Reinlichkeit und Sauberkeit fast bis zur Übertreibung, Blumenliebe und Blumenpflege, Farbenfreude und daher hoher Sinn für Malerei kennzeichnen den Holländer. Man möchte dies, wenn es nicht geborene Anlage wäre, fast für ein Werk des überlegenden Verstandes ansehen. Hier in dieser den Geist niederdrückenden Einförmigkeit, in diesem Lande der Sümpfe, Marschen und Heiden, wo nur um die Dörfer und Kanäle einzelne Baumreihen sich erheben und der Mensch hinter seinen Deichen und Wällen den Pflug und die Sense führt, — hier wo die Nähe des Meeres und

die Wasser der Seen, Teiche und Gräben eine feuchte, matte Luft und einen oft umnebelten Himmel zeigen — hier, wo Torf- und Marschland, fette Erde, Torf- und Steinkohlenstaub alles in Schmutz verkommen lassen würden, wenn der Mensch sich nicht dagegen wehrte — hier, möchte man sagen, hat er sich in der Freude an dem Netten, Heiteren und Bunten eine fröhliche Gegenwehr gegen das Graue und Trübe bereitet. (E. M. Arndt.)

64. Ebbe und Flut. †

Ein sonderbares Schauspiel ist an den Küsten der Nordsee die täglich zweimal eintretende Ebbe und Flut. Da stürzen sich, wenn die Ebbe eintritt, in eiliger Hast Ströme und Flüsse ins Meer hinaus. Alle Gewässer sind in Bewegung; aus allen Kanälen, Gräben und Zweigadern des Landes strömt es heraus, wie in den Straßen einer Stadt nach einem heftigen Regen. Überall wächst trockenes Land aus dem Meere heraus und nimmt zusehends an Umfang zu. Jede Insel, an der man vorüberfährt, umgibt sich mit einem breiten Gürtel Vorland, das sich sofort mit Menschen bevölkert, die den Krabben und anderen im Schlamme zurückgebliebenen Seetieren nachstellen. Im Schlamme bezeichnet man noch Stellen, wo einst blühende, jetzt vom Meere verschlungene Orte gestanden haben sollen. Gewöhnlich um 4 m, zuweilen auch um 6 m wird in der Ebbe der Wasserspiegel erniedrigt.

Endlich entsteht ein Stillstand in den Strömen. Es scheint, als wären alle während der Ebbe so rasch eilenden Flüsse in ruhige Seen verwandelt. Allmählich aber kommt wieder Leben und Regsamkeit in die versiegenden Gewässer. Das Meer drängt erst leise rückwärts. Die süßen Gewässer, welche aus dem Innern des Landes her sich einen Ausgang erringen wollen, geraten mit ihm in Streit, aus welchem an vielen Punkten mächtige Wirbel entstehen. Endlich siegt der Ozean. Seine Schulter hebt sich gewaltig, und er zieht

siegreich zu allen Thoren des Landes ein. Alle großen und kleinen Kanäle des Landes füllen sich mit flüssigem Stoffe, und viele schwellen bis an den Rand. Die weiten, kahlen Sandbänke schmiegen sich wieder unter die feuchte Decke des Ozeans, zu dessen Gebiete sie gehören, wie Unterthanen sich den Armen ihres Herrschers fügen. Die Fischer, Austern- und Krabbensucher, die Strandspaziergänger ergreifen die Flucht und verbergen sich hinter ihren Dämmen und Deichen. Die Vorlande der Inseln verschwinden wieder, und diese selbst schmelzen auf die Hälfte ihres Gebietes zusammen. Kleine Landesteile, die noch eben mit dem Festlande zusammenhingen, lösen sich und werden zu Inseln. Die Hafendämme der Städte, vorher riesengroß, schrumpfen fast zu nichts zusammen. Alle Gräben, Kanäle, alle Meeres- und Flußarme füllen sich bis an den Rand der Deiche. Das Schiff, auf dem wir etwa fahren, hebt sich mächtig in die Höhe, und wir schauen hinweg über die Dämme ins Innere des tiefen und niedrigen Landes. Seichte Gräben werden selbst für große Schiffe fahrbar. Alle Schiffe, welche die Ebbe auf den Sand setzte, und die, schief auf die Seite geneigt, traurig dalagen, richten sich gemach wieder empor und erheben sich allmählich, wie arme Kranke, die man der frischen Luft zurückgab. Endlich lösen sie sich völlig aus dem klebrigen Boden und schweben beweglich und schwankend empor auf dem klaren Elemente, wie flüchtende Enten, die vom unbequemen Festlande auf den glatten Teich sich gerettet. Nun wird in allen Häfen und an allen Ufern gerüstet. Schiffe aller Größen und Arten spannen die Segel auf, lösen sich vom Strande und tragen ihre Reisenden und ihre Waren von Ufer zu Ufer. Auch die großen Seeschiffe, die vor den Mündungen der Ströme den Augenblick der Fluthöhe erwarteten, ziehen landeinwärts und schwimmen mit gebauschten Segeln und vollem Wasser in die sicheren Thore des Festlandes ein.

Die Ebbe gewährt noch ein anziehenderes Bild als die Flut. Da liegt das arme Schiff gestrandet am Ufer und

erweckt unser Mitleid. Da kriecht das arme Volk der Küstenstädte, die zerlumpten Kinder und die armen Muschelsammler und Krabbenfänger, hervor und schleicht an den Bollwerken der Häfen herum, an denen seine Ernte gereift ist, nämlich die Muschel, die das Meer hier säte und pflanzte. Mit der Flut ist nur der Reiche und Glückliche im Bunde, der seine stolzen Schiffe auf ebener Bahn entsendet. Die Ebbe enthüllt aber auch eine Menge Geheimnisse der Tiefe, welche die Flut mit Wasser überzieht. Da kommen die hübschen Muscheln und die Ungetüme des Meeres zutage, die sich bei Eintritt der Ebbe versäumten. Da sieht man die versandeten Wracks und Balken der ehemals gestrandeten Schiffe; da zeigen sich im Sonnenscheine die Korallen und Kräuter, die in der dunklen Tiefe des Meeres wachsen. Selbst in der Luft herrscht zur Zeit der Ebbe regeres Leben; denn die Vögel machen sich heran, um der Ebbe zu folgen. Auch sie finden ihre Tafel auf den Sandbänken reichlich gedeckt.

(J. G. Kohl.)

65. Der Heringsfang an der Küste von Norwegen. †

Kaum gibt es ein wunderbareres Geschöpf als den Hering. Unter allen den kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist es wahrscheinlich das zahlreichste; denn wer zählte die ungeheuren Schwärme, die jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europas erscheinen, zu Milliarden gefangen werden, zu Milliarden als Beute den Raubfischen erliegen und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen! Der Hering erscheint und verschwindet mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit. Im Frühjahre schwimmt er an die norwegische Küste, um zu laichen, und zieht wieder ab, sobald dies Geschäft verrichtet ist; aber es erscheinen im Sommer und Herbste auch andere Scharen von solchen, die nicht Milch noch Rogen enthalten, und so ziehen zu allen Zeiten einzelne, unermeßliche Heere aus, bald von Schott-

land herüber, bald in die Ostsee, bald nach Hollands Küsten, bald in die Fjorde der Finnmarken oder tief hinab an die norwegische und schwedische Küste, durch das Kattegat und den Sund, und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen und Gehen unterrichtet, daß er alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. — Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht, aber dem Fischer und Kaufherrn ist es genug — sie sind da, und er eilt, diesen Besuch zu benützen. Der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei; sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, mieten Hütten und Plätze und empfangen Vorschüsse für ihren Fang von den Kaufleuten. Sie thun sich nun in Gesellschaften zusammen, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, und erwarten dann die Heringsschwärme, denen sie ungeduldig täglich bis ins Meer entgegenfahren, um den lang ersehnten silberhellen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Noch ehe jedoch die Stunde schlägt, verkünden schnelle und fürchterliche Wächter den Heranzug des Tieres. Einzelne Walfische streichen an der Küste hin und werden mit lautem Jubel begrüßt; denn der Walfisch ist der sichere Verkündiger des Herings. Es ist, als habe er den Auftrag erhalten, den Menschen die Botschaft zu bringen, sich zum Angriffe bereit zu halten. Sein Schnauben in der ungeheuren Wasserwüste, seine Springbrunnen, die aus den Wogen steigen, sind seine Sprache: „Gebt acht, wir liefern sie euch! Seid bereit und fertig!“ Hat der Walfisch seine Sendung vollbracht, so jagt er zurück zu seinen Gefährten und hilft ihnen den geängstigten Hering rascher gegen die Küste zu treiben, wo sich dieser zwischen die Inseln und Klippen drängt und, um grimmigen Feinden draußen zu entkommen, andern noch schrecklicheren in die Hände fällt. Denn hier erwarten ihn die Fischer mit den Netzen. Ist der Fang gut, so steckt in

jeder Masche des Netzes auch ein Fisch. Seine Menge ist so ungeheuer, daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinabreicht, und von deren Druck nach oben die Boote dann mehrere Zoll aus dem Wasser gehoben werden.

Sobald die Fahrzeuge gefüllt sind, fahren die Fischer nach Bergen. Dort nun eröffnet sich ein neues Schauspiel. Arbeiter karren den Hering aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzen, von Tonnen umringt, Scharen von Menschen, die mit dem Messer in der Hand das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt. Halb in Fischbergen begraben, ergreifen die Arbeiter einen Hering nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf, reißen mit einem kunstgemäßen Zuge Gedärme und Eingeweide heraus und werfen ihn dann in die bereitstehenden Bütten. Sie haben in dieser Arbeit eine solche Fertigkeit, daß viele tausend Fische täglich abgethan werden. Sobald die Bütten gefüllt sind, werden sie von anderen Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren. Dort werden die Heringe in Fässer gepackt, mit Salzlacke begossen, die Gefäße vom Böttcher geschlossen, und nun, in dem Magazine aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr fertig und bereit. Wenn man bedenkt, daß in den letzten guten Zeiten von Bergen allein jährlich beinahe 300 000 Tonnen Heringe ausgeführt worden sind, kann man sich wohl einen Begriff von der Größe und Lebendigkeit dieses Handels machen. Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands, Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Heringe gefangen und wohl noch mehr von den Raubtieren verschlungen werden. Endlich im März senken sich die Scharen in die Tiefen, und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz.

(Mügge.)

66. Die lange Nacht in Hammerfest. †

In Hammerfest ist die lange Nacht die Zeit der Ruhe für alles Handelsleben, und man möchte sagen: am Polar-

kreise setzt die Natur dadurch dem ruhelosen Menschengeschlecht einen Markstein seiner Thätigkeit. Das Wasser ist öde, die Fische haben Frieden, der schmutzige Seelappe und der nordische Fischer liegen in Erdhütten am qualmigen Feuer und warten dort im trägen Winterschlafe, bis der neue Tag erscheint. Die Kaufleute in Hammerfest bringen ihre Bücher in Ordnung, und dann sitzen sie wohl am Spieltische Tag oder Nacht, halten Bälle und Schmausereien, spielen sogar Komödie und sehnen sich endlich unruhig nach der Zeit, wo der Lichtstreif im Osten hervorbricht. In Hammerfest wohnt außer den Kaufleuten kein anderer gebildeter Mensch, als ein Pastor und ein Arzt.

Die Zeit der langen Nacht ist doch nicht ganz so, wie wir sie uns vorstellen. Die Sonne geht freilich acht Wochen unter den Horizont, und vier Wochen lang, von Mitte Dezember bis Mitte Januar, ist tiefe Finsternis, so daß beständig Licht gebrannt werden muß. Indes ist sie doch nicht so schwarz, daß nicht bei hellem Wetter zur Zeit der Mittagsstunde eine Art Dämmerung einträte, bei der man am Fenster eine halbe Stunde oder eine ganze lesen könnte. Die Sterne stehen dabei glänzend hell am Himmel; Nordlichter sind auch hier seltener als mehr südlich. Ist aber trübes Wetter, so herrscht die finstere, ununterbrochene Nacht. Mitte Januar wird die Dämmerung leichter, und ist der Tag erst einmal angebrochen, so wächst er auch rasch. Nun gleicht die Natur den Unterschied aus, und im Juni und Juli beschreibt die Sonne Kreise um den Himmel, ohne sich jemals vom Horizonte zu entfernen. Der ganze Unterschied zwischen Mittag und Mitternacht ist dann, daß die Strahlen etwas bleicher und matter werden, ohne daß sie aufhören, die belebende Wärme zu verlieren. Es ist sehr eigentümlich, daß, so lange diese tageshelle und sonnenvolle Nacht dauert, der Wind ganz schweigt und eine durch nichts gestörte Ruhe in der Natur herrscht, als wolle diese gleichsam dadurch die Zeit des Schlafes ankündigen. Mit dem Morgen erhebt

sich der Wind wieder, und die Wetter werden losgelassen von den Nebelgeistern und abendlich eingefangen; die Sonne der Nacht scheint aber oft so heiß, daß sie lästig werden kann. Ein Bekannter erzählte mir, daß, als er sich in Hammerfest auf einem Balle befand und gerade um Mitternacht an Bord seines Schiffes zurückfuhr, die Sonne so mächtig war, daß er den Rock auszog; das Thermometer zeigte achtzehn Grad. Dieser anhaltende Tag und Sonnenschein macht es auch wohl allein möglich, daß noch Ernten gedeihen.

Wie seltsam ist aber der Mensch! Reiche Handelsherren bringen ihr ganzes Leben unter diesem fürchterlichen Klima zu, von denen manche, wenn sie wollten, im schönen Süden leben könnten. Wer hieher kommt, sagte mir einer, thut es natürlich des Gewinnes wegen. Ist man aber ansässig, so kommt man nicht wieder fort; denn wer kauft uns ab, was wir besitzen? Menschen, welche Vermögen besitzen, wandern nicht nach Hammerfest; es sind nur solche, die es sich erwerben wollen. Aber wer hier geboren ist, der liebt diese Einöden eben so sehr, wie der Lappe seine Renntieralpen oder der Grönländer seine Eisbuchten. (Mügge.)

67. Schwedische Feste.

Durch ganz Schweden werden zwei große Feste gefeiert: das Weihnachtsfest und das Johannisfest.

Das Weihnachtsfest währt vom 24. Dezember bis zum 6. Januar; es ist die Feier der „heiligen zwölf Nächte“, das Winterfest des Nordens. — Alle Räume des Hauses schmückt man da mit Decken, Teppichen und bunten Bildern. Auf den Fußboden werden grüne Zweige der nordischen Tanne ausgebreitet. Alle Arbeit ruht. In den Schlössern der Reichen brennen Kerzen, und in den Hütten der Armen leuchten die Flammen der Kienbrände. Die Bewohner der Dorfschaften ziehen mit Fackeln zur Christmette in die Kirche und begrüßen sich auf dem Wege dahin singend und mit

Freudenrufen. Auch außerhalb der Kirchen erklingen heilige Lieder. — In diesen freudvollen zwölf Tagen darf das Tischtuch nicht abgenommen werden; jeder Fremde ist gastlich willkommen.

Es besteht auch die schöne Sitte, daß an diesem Feste verschämte arme Familien von unbekannten Wohlthätern beschenkt und die Thränen geheimer Not heimlich getrocknet werden. Jeder gibt und schenkt, und der Staat läßt durch Herolde überall im Lande den Weihnachtsfrieden ausrufen. Alle Frevel und Verbrechen, in der Weihnachtszeit begangen, werden doppelt bestraft.

Das zweite große Fest ist der Johannistag, die Frühlingsfeier, wo die Bäume zu blühen anfangen und die Sonne am höchsten steht. Alle Häuser werden da mit grünen Zweigen geziert. Geistliche Lieder singend zieht man tags über durch die Dörfer und empfängt hiefür Bewirtung; des Abends aber leuchten die Sonnenwendfeuer von den Bergen.

(Mügge.)

68. Der Geysir auf Island. †

Schon aus der Ferne verkündigen sich die warmen Quellen und Kochbrunnen, deren über 40 auf einem Raume von etwa 30 Morgen beisammen liegen, durch leichte, weiße, über den Boden hinziehende Dämpfe oder stärkere Rauchsäulen, die wolkenartig emporwirbeln. Unter allen füllt jedoch der große Geysir die ganze Seele des Reisenden, und mit der gespanntesten Erwartung tritt er an ihn heran. Gewöhnlich findet man das Becken mit krystallklarem, seegrünem Wasser angefüllt, welches eine Wärme von 65 Grad besitzt und nach Osten abfließt. Man staunt über die Ruhe und fragt sich, wie es möglich sei, daß ein so friedfertiger Brunnen zu Zeiten auch so zornig emporbrausen könne. Doch plötzlich erschallt ein unterirdisches Donnern; der Boden zittert; das Wasser im Becken kocht auf; große Dampfblasen steigen aus der Röhre, zerplatzen an der Oberfläche und schleudern das

siedende Wasser fußhoch empor. Schon hofft man, das große Schauspiel zu genießen; doch bald tritt wieder Stille ein, und die dichten Dampfwolken, welche das Emporwallen erzeugten, verlieren sich, vom leichten Windhauche getrieben. Zwar wiederholen sich diese kleineren Ausbrüche in sehr regelmäßigen Zwischenräumen von 1 Stunde und 20 bis 30 Minuten; doch kann man oft einen ganzen Tag und wohl auch noch länger warten, ehe der Geysir seine volle wunderbare Kraft entfaltet. Ein stärkeres Donnern geht dem riesigen Ausbruche voran; das Wasser im Becken schlägt hohe Wellen und wirbelt umher; in der Mitte erheben sich gewaltige Dampfblasen, und in feinen, blendend weißen Staub aufgelöst, schießt ein 20 bis 30 m hoher Wasserstrahl, dem bald ein zweiter und dritter folgt, unter entsetzlichem Gebrause in die Luft. Größere und kleiner Strahlen verbreiten sich nun in allen Richtungen, einige seitwärts sprühend, andere senkrecht emporschießend; ungeheure Dampfwolken wälzen sich über einander und verhüllen zum Teil die Wassergarbe; nun noch ein Stoß, ein dumpfer Schlag aus der Tiefe, dem ein spitziger, alle anderen an Höhe überragender Strahl, gewöhnlich etwas über 25, bei besonders günstigen Gelegenheiten gegen 45 m hoch, zuweilen von Steinen begleitet, nachfolgt, und die ganze Erscheinung stürzt nach einigen Minuten wie eine Traumgestalt in sich zusammen. Das vorher ganz mit Wasser erfüllte Becken liegt nun trocken da, und blickt man über den Rand der in die Tiefe führenden Röhre, so sieht man mit Erstaunen fast 2 m von der Oberfläche das Wasser ruhig und still, wie in einem gewöhnlichen Brunnen. Etwa nach 30 bis 40 Minuten fängt es wieder an zu steigen, und nach einigen Stunden ist das Becken bis zum Rande wieder angefüllt; bald meldet sich auch der unterirdische Donner wieder, und so wiederholt sich jahraus, jahrein dasselbe wundervolle Spiel. (G. Hartwig.)

69. Petersburg. †

Keine unserer Städte kann sich rühmen, so ganz aus Palästen und Riesengebäuden zusammengewachsen zu sein wie Petersburg, und manche Grafschaft bringt nicht so viel ein, wie hier manches Haus Miete trägt. Die ungeheueren, lichten Straßen sind aber nicht belebt genug; nur die Kosaken mit ihrer eingelegten Lanze, die Tscherkessen*) in reicher Tracht und bis an die Zähne bepanzert und bewaffnet, die langsam und stolz daher schreitenden Taurier**) und das ganze Heer militärischer Uniformen aus allen Enden des Reiches bringen Leben, aber nicht immer das angenehmste in die Straßen, und man kann annehmen, daß wenigstens der neunte, der einem begegnet, ein Soldat in blinkender Uniform ist. Dazu kommen noch die besternten und glitzernden Uniformen der Beamten, Lehrer, Zöglinge und unzähligen Bedienten, so daß man glauben möchte, ganz Petersburg stecke in Uniform.

Kommt der kalte Winter, dann sieht man wenig Gesichter, aber um so mehr Pelze, die sich jeder über Hut und Kopf zieht, worauf er dann wie auf der Flucht dahinrennt. „Väterchen, du hast die Nase erfroren," ruft ein Vorübergehender, und eilig nimmt er eine Hand voll Schnee und reibt dem andern die kreideweiße Nase oder das Gesicht damit. Frieren ihm die Augen zu oder wird der Bart zu einem Eisklumpen, so geht er ungescheut in das nächste Haus und läßt ihn am Ofen auftauen.

Äußerst lebhaft, als wenn der Feind abgezogen wäre, wird es, wenn das Eis der Newa bricht, die der unbarmherzige Winter 6 Monate lang in eisige Banden schlägt. Kanonendonner schreckt die Petersburger zum Jubel auf, und mit Eile durchsegelt der Stadtkommandant das zerbrochene Eis, um dem Kaiser den ersten Becher des klaren

*) Tscherkessen = ein Volksstamm des Kaukasus.

**) Von der Halbinsel Krim.

Wassers zu bringen, das dieser auf die Gesundheit seiner Residenz trinkt. Dampfschiffe fliegen nach allen Seiten, und Masten reihen sich wieder an Masten. Bevor jedoch die oft über 1 m dicken Eismassen Abschied nehmen, arbeiten Tausende in den Eisbrüchen, um noch die vielen Eiskeller mit Würfeln und Bänken zu füllen, auf welche man in den erstaunlich heißen Sommertagen Milch oder Fleisch stellt, oder womit man Wein, Bier, Thee oder Wasser erfrischt. Nun schwimmen die vielen Flösse, die von Waschweibern wimmeln, und die netten Fischerbuden wieder, wo man die Fische wie Schinken räuchert oder eingefrieren läßt, um damit die russischen Feinschmecker zu bedienen. Und kommt erst der Juni mit seinen sternhellen Nächten, dann ist die Newa mit Gondeln übersäet, und es gewähren die nächtlichen Fahrten, in welche häufig ferne Hornmusik erklingt, einen Zauber, den keine Stadt auf dem Erdenrunde, selbst Venedig nicht, gewährt. (Nach Berghaus und Kohl.)

70. Der Stör. †

Zu den Fischen, welche weite Reisen unternehmen, gehört auch der Stör. Er liebt es jedoch nicht, wie der Hering, in großer Gesellschaft zu reisen, sondern zieht lieber seine Straße allein, und während jener das Meer nie verläßt, zieht der Stör durch die Thore der Wasserstraßen, welche tief in das Innere der Länder führen, sieht Kirchen und Bäume sich in den Wassern spiegeln, hört das Blöken der Herden und das Geklapper der Wassermühlen. Er kommt oft hundert, ja zweihundert Stunden weit in die Flüsse hinauf, springt über niedere Wasserfälle hinweg, indem er den langen Körper wie einen Sprenkel biegt und wieder aus einander schnellt, schwimmt mit großer Geschicklichkeit die sich lang hinziehenden Wasserstürze hinauf, indem er sie schräg durchschneidet. Er ist allen Fischern ein willkommener Gast, weniger seines Fleisches wegen, welches allerdings auch genossen wird und dem Kalbfleische ähnlich schmeckt,

als vielmehr seines Rogens wegen, aus dem man den Kaviar macht, der als Leckerbissen weit und breit verschickt und teuer bezahlt wird. Er ist ein gesuchter Handelsartikel, geht durch ganz Europa, wird wie Butter auf Semmel gestrichen und meistens zum Wein genossen. Man sollte glauben, daß bei den vielen Nachstellungen das Geschlecht dieser Fische schon längst zu Grunde gegangen wäre. Aber ein einziger Stör, der nicht ergriffen wurde, hinterläßt eine Nachkommenschaft von vielen Tausenden, die das salzige Wasser des Meeres mit demselben Behagen verschlucken wie das süße Flußwasser, in welchem sie geboren wurden.

Stellte ihnen der Mensch nicht nach, vor den Flußfischen brauchten sie sich nicht zu fürchten; denn sie erreichen eine Größe von über 3 m. Im Meere aber hat solch' eine Größe nicht viel zu bedeuten; daher denn auch der Stör zu seiner Verteidigung noch ganze Reihen gekrümmter Stacheln trägt, die nach allen Seiten hin seine Angreifer bedrohen. Die Stacheln sind aus festem Knochen und sitzen auf eben so festen Schildern, die fast wie die eisernen Köpfe großer Nägel aussehen, mit welchen man die Thore der Festungen zum Schutz gegen den Feind sichert. Eine Reihe dieser Knochenschilder läuft den Rücken entlang, eine längs dem Bauchrande, eine an jeder Seite des Leibes. Und doch gehört der Stör zu den Knorpelfischen. Mit diesen Schildern ausgerüstet, trotzt der Stör seinen Feinden, die besonders den Schwanz fürchten, indem er mit demselben nicht sanft um sich schlägt. Der zugespitzte Kopf ist zwar auch gepanzert, hat aber ein zahnloses Maul, das nur Jagd auf Insektenlarven, Muscheltiere und kleinere Fische macht.

(Gude.)

71. Der kleine Hydriot.*) †

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,

*) Hydriot = Bewohner der griechischen Insel Hydra.

Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen, eh er's zum Lohn mir gab;
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich geh'n;
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen steh'n,
Wies mir, wie man die Wogen mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land,
Es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
Und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
Ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!"
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf' bis zu den Zeh'n,
Mir war's, als thät' sein Auge hinab ins Herz mir seh'n.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und schaut' ihn sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

(W. Müller.)

72. Straßen in Konstantinopel. †

Fast alle Straßen Stambuls sind sehr enge und zu beiden Seiten mit hohen Häusern, oder meistens eigentlich nur mit Mauern eingefaßt, da nach türkischer Sitte das Wohnhaus die Straße mit der Kehrseite berührt, die nur hie und da ein vergittertes Fenster zeigt. Die meisten dieser Straßen, ehemals mit Steinen gepflastert, sind durch den

starken Verkehr ganz zusammengetreten und bilden bei nur etwas feuchter Witterung einen Kotbach, der sich fast durch die ganze Stadt zieht. Zu beiden Seiten bleiben einzelne Pflastersteine stehen, die eine Art Trottoir*) bilden, welches nur für den wegsam ist, der es versteht, von einem der platten Steine zum andern zu springen.

Die meisten Straßen Konstantinopels werden nach den in denselben wohnenden Handwerkern benannt. So gibt es eine Straße der Schuhmacher, der Kammacher, der Steinschneider, der Schachtelmacher, der Pastetenbäcker, der Unterkleidermacher u. s. w. Andere Straßen führen ihre Namen von Palästen, eigentümlichen Gebäuden, Thoren und Türmen. Man findet eine Gasse des Mehlmagazins, des weißen Palastes, des süßen Brunnens, des Kanonenthors, sogar eine Gasse des verschlossenen Backofens. In Pera heißt eine Gasse die Halsabschneidergasse; neben ihr liegt die Welteroberergasse, und in der Vorstadt Top-Chama ist die Straße „Frag' nicht, geh' hinein!“ Das rege Leben in den unzähligen Buden macht diese Straße zu den schmutzigsten unter allen.

Auf den höher gelegenen Stadtteilen herrscht mehr Reinlichkeit und Ruhe, und das Auge kann behaglich die großen Gewölbe durchmustern, die mit den kostbarsten Stoffen und Geräten angefüllt sind. Freilich ist die ungeheure Pracht, welche einst hier glänzte, geschwunden. Lag doch in früherer Zeit hier alle Herrlichkeit ausgebreitet, welche die Sonne vom Aufgange bis zum Niedergange schaut: glänzende Edelsteine aus dem Orient, Perlen aus dem persischen Busen, damascenische Säbel, tartarische Bogen, arabische Lanzen, persische Dolche; Angora-Shawls aus Persien und Kaschmir, indische Musseline, englische und französische Tücher, deutsche Leinwand, schwedisches Eisen, geschnittener Sammt aus Brussa, Beduinenmäntel aus der Berberei.

---

*) Sprich: Trottoar!

Gerne verweilt das Auge auf den farbigen Trachten der in Konstantinopel verkehrenden Nationen. Alt-Türken, Armenier und Juden tragen den langen Kaftan, den ein Gürtel zusammenhält, während er bei den türkischen Mönchen (Derwischen) frei um die Hüfte flattert. Die Kopfbedeckung des vornehmeren Muhammedaners ist ein Turban, ein rotes Mützchen, um das ein langes Stück von weißem Musselin gewunden ist. Die Armenier, größtenteils Handwerker, besonders Steinschneider und Goldschmiede, tragen einen schwarzen Filzhut von seltsamer Form und zur Unterscheidung von den Türken statt der gelben, rote Pantoffeln. Wasser- und Lastträger, Taglöhner und Obsthändler bedecken das Haupt mit dem, was ihnen geschenkt wurde, oder was sie wohlfeil gekauft haben; doch erblickt man fast allenthalben den Turban. (Nach Hackländer.)

73. Wenn du noch eine Heimat hast. †

Wenn du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken
Und wandre, wandre ohne Rast,
Bis du erreicht den teuren Flecken.
Und strecken nur zwei Arme sich
In freud'ger Sehnsucht dir entgegen,
Fließt eine Thräne nur um dich,
Spricht dir ein einz'ger Mund den Segen, —
Ob du ein Bettler, du bist reich,
Ob krank dein Herz, dein Mut beklommen,
Gesunden wirst du alsogleich,
Hörst du das süße Wort: Willkommen!
Und ist verweht auch jede Spur,
Zeigt nichts sich deinem Blick, dem nassen,
Als grün berast ein Hügel nur
Von allem, was du einst verlassen, —
O nirgend weint es sich so gut,
Wie weit dich deine Füße tragen,
Als da, wo still ein Herze ruht,
Das einstens warm für dich geschlagen. (Alb. Träger.)

74. Jerusalem. †

Von kahlen Bergen und dürren Thälern umgeben, streckt sich Jerusalem einsam über eine hügelige Hochfläche. Wie in eine trostlose Gebirgswüste ist die Tochter Zion dahingeworfen. Keine Herde wandelt auf dem Rücken dieser Berge, kein Wald noch Gebüsch begrünt diese Abhänge, kein Wasser durchrieselt die durstigen Thäler. Und doch ist das Gemüt beim Anblick dieser Stadt und Gegend von Rührung, Dank und Anbetung im tiefsten ergriffen.

Die Kuppeln der Kirchen und Klöster, die Minarets der Moscheen ragen empor über das Gewirre der gleichförmigen und unansehnlichen Häuser mit teils gewölbten, teils platten Dächern. Auf dem Hügel Akra fallen die Kuppeln der Kirche des heiligen Grabes in die Augen, weiter zur Linken der lang gestreckte Rücken des Berges Zion. In scharfen Umrissen zeichnet sich die Burg Davids am Himmel ab, und nahe dabei leuchtet eine kleine, anmutige evangelische Kirche. Aus dem Thal Josaphat erhebt sich der berühmte Hügel Moriah, auf dem einst Salomos Tempel prangte, jetzt aber die Omars-Moschee mit ihrer mächtigen Kuppel steht.

Unser erster Gang war durch die sogenannte Pilgerstraße nach der Kirche des heiligen Grabes, einem weitläufigen, vielfach zusammengesetzten Gebäude. Beim Eintritt durch das schöne Doppelportal sieht man in der Vorhalle auf einer kleinen Erhöhung die türkische Wache behaglich auf Polstern sitzen, Kaffee trinken und aus langen Pfeifen rauchen. Gradeaus fällt der Blick auf eine weiße marmorne Fußplatte, welche den Ort bezeichnen soll, wo der Leichnam Christi gesalbet ward. Zur Rechten dieser Vorhalle erheben sich die Kapellen, welche den Felsen von Golgatha umschließen. Der mittlere Teil der Kirche, das sogenannte Chor der Griechen, ist der ansehnlichste und zugleich prächtigste Raum. Drei Gitterthüren führen von da in die eigent-

liche Kirche des heiligen Grabes. Zwei Säulengänge, der eine über dem andern, laufen längs ihrer runden Wände. Über ihnen wölbt sich eine majestätische Kuppel, durch deren große Öffnung das Tageslicht prächtig hereinströmt. Senkrecht darunter stehet, wie eine kleine Kirche in einer großen, das heilige Grab, von weißem Marmor aufgeführt. Im Innern enthält es zwei in den Kreidefelsen gehauene, aber gleichfalls mit Marmor überkleidete Gemächer. Durch die Eingangspforte, vor welcher vier hohe silberne Leuchter mit armdicken brennenden Wachskerzen stehen, gelangt man zuerst in ein kleines Gemach, die Engelskapelle. Aus dieser tritt man tief gebückt durch ein enges Pförtchen in die eigentliche Grabkammer, deren größere Hälfte der Altar einnimmt, welcher den Felsensarg des Herrn bedeckt. Viele kleine Nischen umgeben den Altar, geschmückt mit goldenen und silbernen Leuchtern und Gefäßen. Viele Lampen — Geschenke von Päpsten, Kaisern und Königen — erleuchten die Grotte Tag und Nacht. Die Luft ist erfüllt vom Duft des Weihrauchs, der hier reichlich angezündet wird. Alles ist still. Niemand wagt ein lautes Wort zu sprechen. Unsere Seele versinkt in unaussprechliche Gedanken bei der Vorstellung des einzigen Grabes der Erde, welchem der jüngste Tag keinen Toten abzufordern hat.

Wir durchschritten das nach dem Blutzeugen Stephanus benannte Thor, und vor uns lag das tiefgeschluchtete Thal Josaphat und gegenüber der Ölberg. Wir gingen den steilen Fußpfad hinab und über die Brücke des im Sommer wasserleeren Kidron. Jenseits stehen wir an einem ummauerten Gartenraum. Wir klopfen an die kleine Pforte, ein Wächter öffnet uns, und wir sind in Gethsemane. Es ist ein viereckiger Platz, mit vielen Blumenbeeten und acht uralten Olivenbäumen geschmückt. Eine feierliche Stille umgab uns. Kein Geräusch der Stadt drang zu unsern Ohren. Unwillkürlich schwebte das Bild des Erlösers vor die Seele, wie er hier trauerte und zagte.

Wir stiegen den Ölberg hinauf. Drei Gipfel liegen neben einander, von denen der mittlere vorzugsweise der Ölberg genannt wird. An die vielen und trefflichen Ölbäume, welche diesem Höhenzuge den Namen gaben, erinnern nur noch etwa 50 Stämme, welche wie eine irrende Herde sich über ihn hin zerstreuen. Hier und dort liegt ein Stück Getreidefeld, stehen vereinzelte Mandel- und Feigenbäume. Nur in der Regenzeit gewinnt der Berg ein lachendes, erfreuliches Ansehen. Auf dem mittleren Gipfel liegen die Ruinen der Himmelfahrtskapelle. (Berthelt.)

75. Der See Genezareth. †

Dieser freundliche Landsee, welcher auch der galiläische oder der See von Tiberias genannt wird, ist drei Meilen lang und bis zu anderthalb Meilen breit. Er bildet eine der anmutigsten Gegenden des heiligen Landes. Der runde Spiegel seines dunkelblauen Gewässers blickt klar und glänzend zwischen den Bergen hervor; darum nennt ihn der bildersinnige Morgenländer „das Auge der Gegend“. Im Süden wie im Norden begrenzen ihn fruchtbare Ebenen; im Osten und Westen dagegen umschliefsen ihn Hügel und Berge von schönen Formen; aus ihren steilen, malerischen Schluchten treten rasche Bäche hervor und ergiefsen sich in das Becken des „Meeres von Galiläa“. Zuweilen bringen jäh aus diesen Bergen hervorbrechende Zugwinde und Windwirbel das friedliche Gewässer mit der Gewalt des schweizerischen Föhns in wilden Aufruhr, der aber gewöhnlich sehr bald zur früheren Stille sich besänftigt. Der Reichtum des galiläischen Sees an trefflichen Fischen ist sehr grofs, sein Wasser rein, kühl und süfs, sein Grund und sein Ufer sandig. Klima und Erdreich der umliegenden Landschaft begünstigen die Pflege der trefflichsten Südfrüchte, der Datteln, Citronen, Pomeranzen, der Trauben und Melonen, wie den Anbau des Getreides

und des Indigo; und bei gröfserer Betriebsamkeit der Menschen würde der tiefe Bergkessel dieses Sees ein natürliches Treibhaus sein, in welchem die edlen Gewächse Ägyptens und selbst Arabiens gedeihen könnten. Dichter Baumwuchs und Buschwerk, mit Saatfeldern wechselnd, umkränzt das nordwestliche Ufer; wie „ein Morgenrot der Tiefe“ ergiefst sich das rosenfarbige Blütenmeer der Oleanderbäume über Hügel und Thal; aus den Gebüschen ertönt das Lied der Blaudrossel und der Nachtigall und aus den Felsenhöhlen von Magdala die Stimme der wilden Taube, die hier in Scharen zu Hunderten umherfliegt.

In diesem gesegneten Seethale drängte sich sonst eine unermefsliche Volksmenge im rührigsten Verkehre. Blühende Städte und gewerbreiche Flecken, Kapernaum, Chorazim, Bethsaida, Magdala und Tiberias, samt ihren reizvollen Gärten, Feldern und Obsthainen, welche zu jeder Zeit des Jahres reife Früchte lieferten, umgürteten im lieblichsten Wechsel den See, wie die kostbare Einfassung einen köstlichen Juwel. Gegen zwölfhundert Fischer fanden hier ihre Nahrung; dritthalbhundert Fahrzeuge: Fischerkähne, Reisebarken, lustfahrende Gondeln und Lastschiffe durchkreuzten den Wasserspiegel nach allen Richtungen und machten ihn zum gemeinsamen Tummelplatz aller umliegenden Städte und Dörfer. Hier war der heitre, gesegnete Schauplatz „des angenehmen Jahres des Herrn“. In Kapernaum hatte Jesus seine Wohnung. Hier erlas er sich mit jenem durchdringenden Blicke und Geiste, der wohl wufste, was im Menschen war, aus der geschäftigen Menge die tüchtigsten seiner Apostel; hier und im ganzen Umkreis dieser Gestade warf der erhabene Menschenfischer unermüdet das Netz seiner herzgewinnenden Rede und seines holdseligsten Wesens aus, in den Schulen und Häusern, auf den blühenden Uferhügeln und vom Borde des Schiffs,

vor dem Schmerzenslager der Kranken und vor den Schreckensklüften der Besessenen.

Jetzt trauert die reizvolle Landschaft, wie eine Witwe. Von Kapernaum, „die bis an den Himmel erhoben war“, von Chorazim und Bethsaida ist keine Spur zu finden, als wären sie „bis in die Hölle hinuntergestoſsen“. Die Wälder und Weingärten sind von den Hügeln verschwunden; Palmen-, Feigen- und Olivenbäume stehen nur noch vereinzelt umher; die Balsamstaude, welche vormals die feinsandigen, kiesreichen Ufer des Sees umgrünte, findet sich nirgends mehr, und statt jener Hunderte von Fahrzeugen ziehet jetzt ein einziges Boot mit weiſsem Segel von Zeit zu Zeit seine Furche durch den Spiegel des stillen Gewässers, um von dem östlichen Gestade Holz nach Tiberias herüberzuholen. An der Stelle der Fischer treibt nur noch der Pelikan sein einsames Geschäft, jener Wasservogel, den man in altchristlichen Bilderwerken häufig dargestellt findet, wie er seine Brust aufreiſst, um die Jungen mit seinem Herzblute zu tränken. (Ferd. Bäſsler.)

76. Der Ölbaum. †

Wer den Ölbaum in seiner Heimat aufsuchen will, der reise nach Kleinasien, z. B. in den Libanon, wo er als Wildling fortkommt. In Griechenland, Italien, im südlichen Frankreich und in Spanien findet er sich nur als Kulturpflanze, etwa wie bei uns der Weinstock. Er verlangt ein gemäßigteres Klima als die Palme.

Schon von weitem macht er sich kenntlich durch sein fahles, grauweiß schimmerndes Laub, das in der Ferne wie bestaubt aussieht. Am meisten gleicht er in seinem Wachstume unserer Weide. Höchst selten trifft man einen gerade und schlank gewachsenen Baum; fast alle Stämme sind krumm, zerrissen, wie vom Blitz gespalten. Die alten Bäume sind hohl, durchbrochen wie ein Glockenstuhl. An der Basis

wird stets Erde aufgehäuft, um die Wurzelknorren zu decken, die sich aus dem Boden herausarbeiten. Auf diesem phantastischen Stamm stehen nicht etwa starke Äste (an welchen die Zweige heraustreiben), sondern ein Wirrsal dünner schlanker Zweige. Übersieht man daher die Olivenpflanzungen, z. B. in der Provinz Kura in Kleinasien, wo Hunderttausende von Bäumen bei einander stehen, so gleichen dieselben fast einem Niederholzwalde, der auf Stelzen steht. Der Baum ist unschön. Das fahle, grauweiß schimmernde Laub gießt eine trübe Färbung über das Land aus. Er wächst überall wild am Libanon. Um aber genießbare Früchte zu gewinnen, muß er veredelt werden. Nur solche veredelte Bäume treffen wir in den Pflanzungen, aber in den mannigfaltigsten Sorten.

Die Frucht, Olive genannt, ist anfangs grün, reif blaugrün bis schwarz, eiförmig, von der Größe eines Taubenei's. Ihr schwarzgrünes Fleisch schließt eine Nuß mit dem Samenkorn ein. Im Juli und August, wenn (wie z. B. in Palästina) die Früchte reifen, werden zuerst diejenigen gewonnen, welche zur unmittelbaren Nahrung bestimmt sind. Dieselben werden gebeizt und in Tonnen eingemacht. Erst die vollkommen ausgereifte Frucht liefert, gequetscht, das Öl, das dem Südländer jedes Fett ersetzt und die Stelle der Butter einnimmt. Mit demselben Behagen, mit dem wir Abendländer ein Butterbrot verzehren, taucht der Libanese seinen rauhen Brotfladen in eine ölgefüllte Schale und ißt dazu die fettriefende Frucht und die dünne, saure Milch der mageren Kühe.

In den Plantagen duldet der Ölbaum kein zweites Gewächs neben sich, nicht einmal Zwiebel und Lauch. Der Boden unter den Bäumen bleibt immer offen und wird zweimal im Jahr mit dem Pfluge gelockert.

Den alten Griechen und Römern war der Ölbaum heilig, und er galt ihnen als ein Sinnbild des Friedens.

(Fraas.)

77. Der Thee. †

Der Theestrauch, dessen Heimat China und Japan ist, gehört zur Gattung des Lorbeerbaums und ist somit der prächtigen Kamelie verwandt. Bleibt er sich selbst überlassen, so erreicht er eine Höhe von 4 m. In den Plantagen wird er niedriger gehalten, damit er viele Seitensprossen und große Blätter treibt. Die Anlagen zu den Anpflanzungen befinden sich seit undenklichen Zeiten an Bergabhängen, wo das Wasser ablaufen kann, weil ihn übermäßige Feuchtigkeit verdirbt. Man hat gefunden, daß die Abhänge, welche nach Süden gekehrt sind, weit schöneren Thee liefern als die Nordabhänge. Da aber jeder irgendwie fruchtbare Boden ausgenützt werden muß, kommt es vor, daß auf einem und demselben Berge Thee von verschiedener Güte geerntet wird.



Die Theestaude wächst ziemlich langsam. Ein junges Pflänzchen gibt gewöhnlich erst im vierten Jahre seine Gaben. Man bricht ihm jährlich dreimal die Blätter ab. Von der Zeit des Einsammelns hängt die Güte des Thees ab. Die erste Ernte geschieht im März, wo die Blätter anfangen zu treiben und noch sehr zart sind. Sie liefern den besten Thee, den sogenannten Kaiserthee, welcher fast ausschließlich für den kaiserlichen Hof bestimmt ist. Das Abpflücken und Zubereiten geschieht mit der größten Vorsicht. Die Hände müssen sorgfältig gewaschen und außerdem mit Handschuhen überzogen sein. Von diesem Thee kommt das Pfund meistens auf 450 *M.*

In den Handel kommen zwei Sorten, der schwarze und der grüne Thee. Beide stammen von einer und derselben Pflanze; sie unterscheiden sich nur durch Farbe und Zubereitung von einander. Der schwarze Thee wird beim Rösten in eingemauerten großen Pfannen länger dem Feuer ausgesetzt, woher die schwarze Färbung; auch enthält er mehr holzige Teile der Blätter.

Von China ward der Thee nach Europa eingeführt. Hauptsächlich wurde er durch die Holländer bekannt. Sie tauschten kleine Theepäckchen für Salbeiblätter ein und fingen an ihn zu versuchen. Da sie Geschmack daran fanden, ward der Genuß häufiger und allgemeiner. Um dieselbe Zeit hatten auch russische Kaufleute chinesischen Thee gegen Zobelfelle eingetauscht und mit nach Moskau genommen, wo er wider Erwarten großen Beifall fand. Sie hatten ihn anfangs für völlig wertlos gehalten und großes Bedenken getragen, ihn nach ihrem Vaterlande zu transportieren; später sind aber gerade die Russen nächst den Chinesen die größten Theefreunde geworden. Ein vornehmer Russe reist jetzt nie anders als mit Theebüchse und Theemaschine.

In China bildet der Thee das einzige Getränk der Bevölkerung. Wasser allein wird von den Chinesen fast nie getrunken. Der bekannte Theekessel steht vom frühen Morgen bis spät in die Nacht singend und brodelnd am Feuer, und jeder, der in ein Haus tritt, wird mit Thee empfangen. — China ist ebenso reich an Theeschenken als Deutschland an Bierhäusern. Vor jeder Schenke befinden sich einfache, hölzerne Tische und Bänke, worüber zum Schutze gegen die Sonne ein zeltartiger Schirm aufgespannt ist. Außerdem fehlt nie eine lange Querstange, welche gleich einem Arme über die Straße ragt. Ihre Spitze schmückt irgend welcher Zierat, z. B. eine bedruckte Papierlaterne, ein Federbüschel u. s. w. Da dergleichen Stangen sich häufig wiederholen, so bilden sie ein besonderes Kennzeichen der chinesischen Straßen.

(Fr. Warnke.)

78. Rätsel. †

Wie heißt das Ding, das wenige schätzen?
Doch ziert's des größten Kaisers Hand.
Es ist gemacht, um zu verletzen.
Am nächsten ist's dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießt's und macht doch tausend Wunden.
Niemand beraubt's und macht doch reich.
Es hat den Erdkreis überwunden.
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ält'sten Städte hat's erbaut.
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk', das ihm vertraut!

(Schiller.)

79. Der Elefant. †

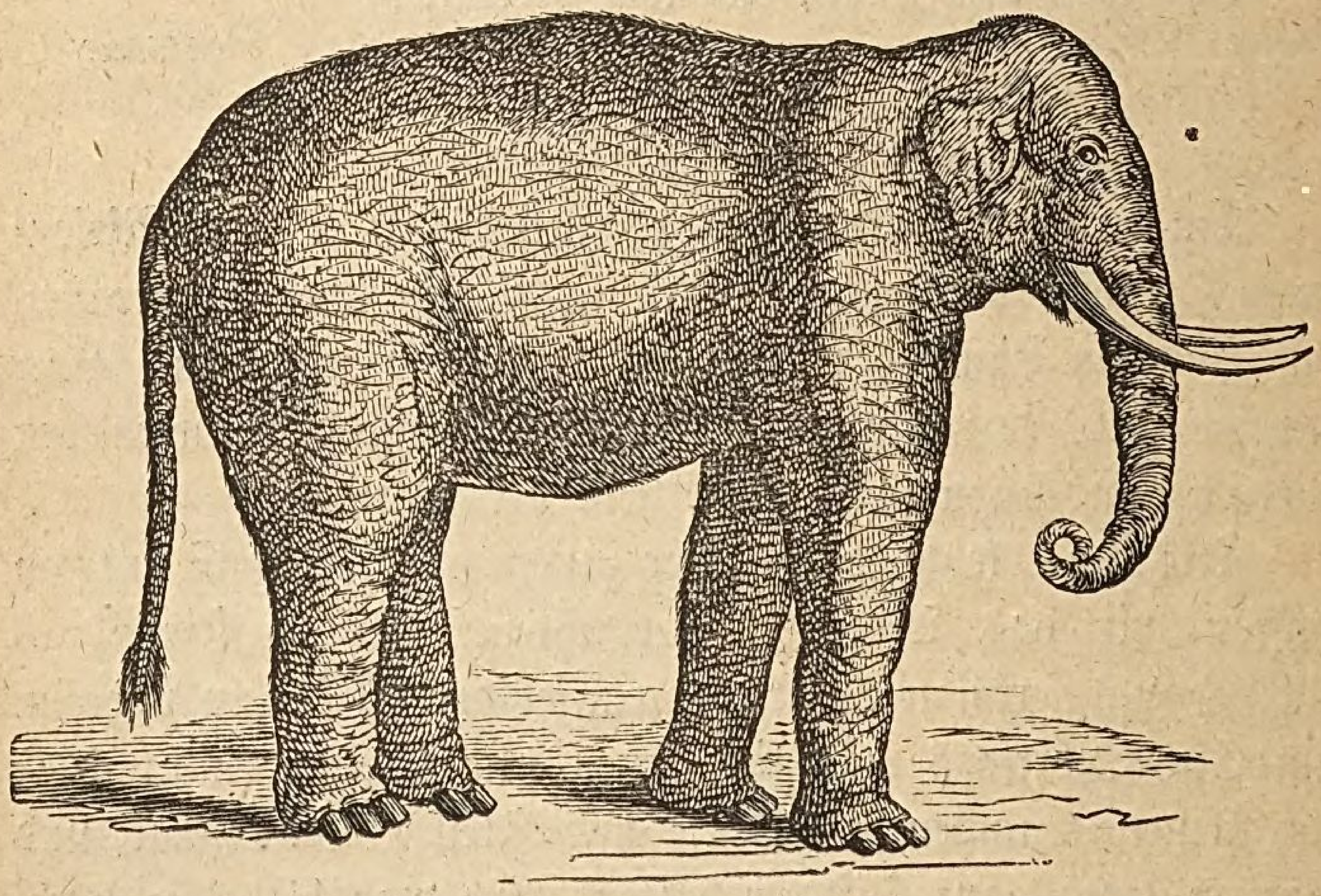
In uralten Zeiten gab es unter den Tieren Riesenarten, welche die jetzt lebenden an Größe weit übertrafen. Sie sind im Laufe der Jahrhunderte untergegangen. Nur der Elefant, das Nashorn und das Nilpferd erinnern den Menschen noch an jene Riesentiere der Vorwelt.

Als das letzte Glied der untergegangenen Tierarten müssen wir das Mammut betrachten. Dieses stimmt in allen Hauptmerkmalen mit unserem jetzigen Elefanten überein. Im Eise Sibiriens hat sich jener alte Elefant nicht bloß mit seinen Knochen, sondern mit Fleisch und Haut und Haaren noch ganz frisch erhalten. Er war bis 6 m hoch. Grobe, rötliche Wolle bedeckte sein Fell; lange, schwarze, steife Haare fielen ihm wie eine Mähne über den Rücken herab. Seine Glieder waren noch plumper, seine Stoßzähne noch gewaltiger als die des Elefanten unserer Tage.

Unseren Elefanten finden wir nur noch in der heißen Zone Asiens und Afrikas. Seine fast nackte Haut hat zwar die Dicke eines Daumens, ist aber sehr empfindlich, sogar gegen Insektenstiche. Der asiatische Elefant erreicht noch immer eine Höhe von 4 m. Seine beiden Stoßzähne sind etwa

3 m lang, und jeder einzelne ist 150 bis 180 Pfund schwer. Diese Stoßzähne liefern das wertvolle Elfenbein. Das Gewicht seines Körpers erreicht die Zahl von 8000 bis 10000 Pfund.

Das Wunderbarste an dem Elefanten ist sein Rüssel. Dieser Rüssel ist eine verlängerte Nase. Der Elefant besitzt darin eine solche Kraft, daß er nicht bloß einen Menschen, sondern den stärksten Tiger augenblicklich zu Boden schlagen, ja sogar Bäume ausreißen kann. Und eben derselbe Rüssel ist zugleich die zarteste, feinste Hand, die sich nur denken läßt; er ist fähig, die kleinsten Geldstücke aufzuheben, Knoten zu lösen, Thürschlüssel umzudrehen und Blumen zu pflücken.



Der Rüssel endigt nämlich in eine fingerähnliche Spitze, die noch biegsamer ist, als der menschliche Finger. Dieser Finger kann auch riechen, denn in der Mitte ist eine Öffnung, auf deren Grunde man die beiden Nasenlöcher sieht. Man pflegt daher mit Recht zu sagen, der Elefant habe seine Nase in der Hand. Dieser Rüssel ist das allervollkommenste Werkzeug, welches irgend ein Geschöpf unserer Erde besitzt. Freilich ist er auch sehr empfindlich und mancherlei Gefahren ausgesetzt. Wenn Mäuse oder andere kriechende Tierchen

hineinschlüpfen, so können sie den mächtigen Elefanten ums Leben bringen.

Das Maul des Elefanten liegt so tief im unteren Teile des Kopfes, daß es ein Teil der Brust zu sein scheint. Der Elefant kann damit nicht auf die Erde reichen, um sein Futter zu ergreifen; denn der Hals ist so kurz, steif und dick, daß er sich gar nicht biegen läßt. Der Rüssel aber rupft das Gras aus und reißt das Laub von den Bäumen, um beides in das Maul zu stecken. Er schöpft das Wasser und spritzt es in das Maul. Sind die Elefanten heiß und durstig, so ziehen sie Wasser in den Rüssel und bespritzen alle Teile ihres Körpers damit. Setzen sich Insekten in die Falten und weicheren Stellen der Haut, so brechen sie mit dem Rüssel Zweige von den Bäumen, um die lästigen Gäste zu verjagen. Hilft jedoch das alles nicht, so sammeln sie eine Menge Staub in den Rüssel und bedecken alle empfindlichen Stellen damit.

Die vier Beine des Elefanten stehen wie vier dicke, mächtige Säulen, auf denen das schwere Gebäude des Riesenleibes ruht. Plump und steif können sie nur zerstampfen und zerschmettern, was ihnen unter die Füße kommt. Da aber die Beine sehr hoch sind, so kann sich der Elefant trotz seiner Schwere und seiner plumpen Gestalt doch so schnell fortbewegen, als das schnellste Pferd. Man könnte dem Elefanten nicht entrinnen, wenn er seine große Körpermasse so schnell seitwärts und rückwärts wenden könnte, als er sie vorwärts bewegt. So aber entkommt man ihm bei geschickten Wendungen. Er ist auch ein sehr guter Schwimmer und trägt sogar große Lasten glücklich über den Strom.

Seine Nahrung nimmt der Elefant nur aus dem Pflanzenreiche. Mit seinem Rüssel zerknickt er die von den Bäumen gerissenen Äste und Zweige und schiebt sie in ganzen Bündeln ins Maul. Eine Lieblingsspeise für ihn ist der Reis. Gerät eine Elefantenherde in ein Reisfeld, so ist die ganze Ernte verloren. Ein einziger Elefant verzehrt gegen 100 Pfund

Reis, und was der Riesenmagen nicht verspeist, das zerstampfen die plumpen Füße.

Dieser gewaltige Riese, welcher den mächtigen Tiger wie einen Federball fortschleudert, welcher den Löwen mit einem Fußtritte zermalmt — dieser starke Elefant wird doch ein gehorsamer Diener des Menschen, der auf die Stimme seines Herrn hört, aufmerksamer und klüger als mancher Hund. Seinem Wärter ist er mit der wärmsten Liebe zugethan.

Der Elefant nimmt mit Leichtigkeit 28 Menschen auf seinen Rücken, die sich dort bequem auf einen Tragsessel niederlassen. Wenn das Kamel als das stärkste Lasttier die schwere Last von 1200 Pfund zu tragen vermag, so nimmt der Elefant 4000 Pfund auf seinen gewaltigen Rücken. Die schweren Lasten trägt er nicht nur, sondern er hilft sie selber sich aufladen, indem er niederkniet wie das Kamel und dann mit seinem Rüssel die Waren auf den Rücken hebt. In alten Zeiten hat er auch zur Kriegführung gedient. Einen ganzen Turm voll streitbarer Soldaten trug er auf seinem Rücken; und viele Feinde wurden von seinem starken Rüssel erschlagen oder von seinen Füßen zerstampft.

(Nach Grube und Brehm.)

80. Der Sinai. †

Im südlichen Winkel der Sinaihalbinsel, deren Spitze ins rote Meer hinausragt, erhebt sich eine Gebirgsgruppe mit 7 kegelförmigen Gipfeln, darunter der an 2000 m hohe Gebel Musa — Mosesberg. Vor ihm liegt der niedrigere Horeb, der in steiler Felswand zur Ebene hinabstürzt. Auf der Gebirgsplatte des Horeb, nahe bei einem Brunnen im Schatten einer Cypresse, steht die Eliaskapelle. Zwischen dem Horeb und dem Musa liegt das Sinaikloster. Die Kaiserin Helena baute hier im 4. Jahrhundert ein Kirchlein und ein Kloster, Katharinenkloster genannt, 1100 m über dem Meere. Es ist von 20 bis 30 griechischen Mönchen bewohnt

Das Kloster sieht von außen mit seinen hohen Granitmauern und Türmen eher einer Festung ähnlich, als einer Stätte der Friedens; aber das dunkle Grün seiner Fruchtbäume und Cypressen, welche über die grauen Mauern hervorschauen, lachen in dieser schauerlichen Einöde dem Pilger einladend entgegen.

Das Thor ist gegen die räuberischen Beduinen längst vermauert; christliche Fremdlinge werden durch ein mehr als 10 m über dem Boden gelegenes Fenster an einem Seile emporgezogen. Der innere Raum ist in kleine Höfe geteilt. Einige dieser Höfe sind mit Gemüsebeeten und Blumen geschmückt, während an den Wänden der Häuser Weinreben sich hinziehen. Außer seinen 24 Kapellen hat das Kloster eine prachtvolle Kirche, welche der Verklärung Christi geweiht ist. Durch einen schauerlichen, unterirdischen Gang, welcher nach innen mit einer eisernen Thür verschlossen wird, gelangt man in den reizenden Klostergarten.

Von dem Kloster aus wird zuerst der Horeb und von da der Musa erstiegen, auf welchem eine Kapelle und, ihr gegenüber, eine Moschee steht. Der Blick von diesem Bergriesen in die umher gelagerte Gebirgswüste ist von Größe und Majestät. Nirgends, wohin man das Auge wendet, eine grünende Alpenwiese, nirgends ein Wald, kein rauschender Bach noch Wasserfall, keine Hütte, kein Dorf. Weit hinaus übersieht man das niedere Land und die weite Wasserfläche des roten Meeres, gegen 23 Meilen in der Runde.

(Leseb. v. Gr. Fischer.)

81. Ägypten. †

Schon im Altertume waren die Länder bekannt, welche vom Nil durchströmt werden. Dieser Fluſs kommt von dem hohen Gebirgslande Habesch (Abessynien) in das Nubierland. Dessen Gebirge durchbrechend, führt sein Lauf nach Ägypten, das er der Länge nach in einem Thale durchflieſst, welches einige Stunden breit ist und nach dem Meere zu sich erweitert.

Lange begleiten hier den Fluſs Kalk- und Sandsteingebirge, unterbrochen von Schluchten, die teils in die Wüste, teils zum Roten Meere führen. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist abhängig von den Nilüberschwemmungen, die jährlich einzutreten pflegen und einen fetten Schlamm zurücklassen. Man sucht daher durch Kanäle und Schöpfräder das Wasser durch das ganze Land zu treiben. Im Juli fängt der Nil an zu steigen, und im September gleicht Ägypten einem groſsen See, aus welchem Städte, Dörfer, Dattelbäume und schmale Dämme, diese als Fuſspfade, hervorragen. Während bei uns eine solche Überschwemmung als ein groſes Unglück erscheinen würde, erweckt sie dort nur Lust und Freude. Tausend und aber tausend Barken und Kähne mit schneeweiſsen Segeln, mit seidenen Fahnen und Flaggen aller Farben geschmückt, mit Kränzen geziert, mit türkischer Musik, mit jubelndem Volk, bedecken den Strom. Im Oktober verläuft sich das Wasser wieder. Nun wird in aller Eile der schwarze Boden besäet, und bis bei uns der Winter eintritt, übertrifft dort die Frische und Kraft des Pflanzenwuchses alles, was man nur in den schönsten Gegenden des gelobten Landes sehen kann. Während dieser glücklichen Jahreszeit ist Ägypten von einem Ende bis zum andern eine einzige, von den lieblichsten Blumengerüchen duftende Wiese, die sich mit der zunehmenden Hitze der Jahreszeit im Februar und März, zusehends in ein wogendes Ährenmeer verwandelt. Aber mit der Ernte, die um Ostern schon eingebracht wird, geht diese Pracht vorüber. Die immer gleich heiſs brennende Sonne, der gänzliche Mangel an schattigen Bäumen, die Einförmigkeit des Bodens, ja selbst des Himmels — alles das wird dem Europäer zur schweren Last. Vom Maimonat an bis in den August sieht man nichts als einen grauen, staubigen Boden, auf welchem jede Pflanze bis auf den letzten Rest zu Staub verdorrt ist.

Ägypten war in alter Zeit hochberühmt durch Kunstgeschick und ausdauernden Fleiſs seiner Bewohner. Die gewaltigen Pyramiden, vor Jahrtausenden errichtet, stehen noch jetzt und erregen unsere Bewunderung. Es sind viereckige, nach oben schräg zulaufende Gebäude, 69—150 m hoch, mit vielen innern Gemächern ohne Thüren und Fenster, mutmaſslich Grabmäler der Könige. Auch die Obelisken, 15—55 m hohe, aus einem Steine bestehende Spitzsäulen, und die Säulengänge in groſsartigen Tempeln zeugen von alter Herrlichkeit. Dahin gehört ferner das Labyrinth, ein ungeheures Gebäude, das 1500 Gemächer über und ebenso viel unter der Erde hatte. Heute freilich liegen die Bauwerke in Trümmern, und der Sand der Wüste hat sie teilweise bedeckt.

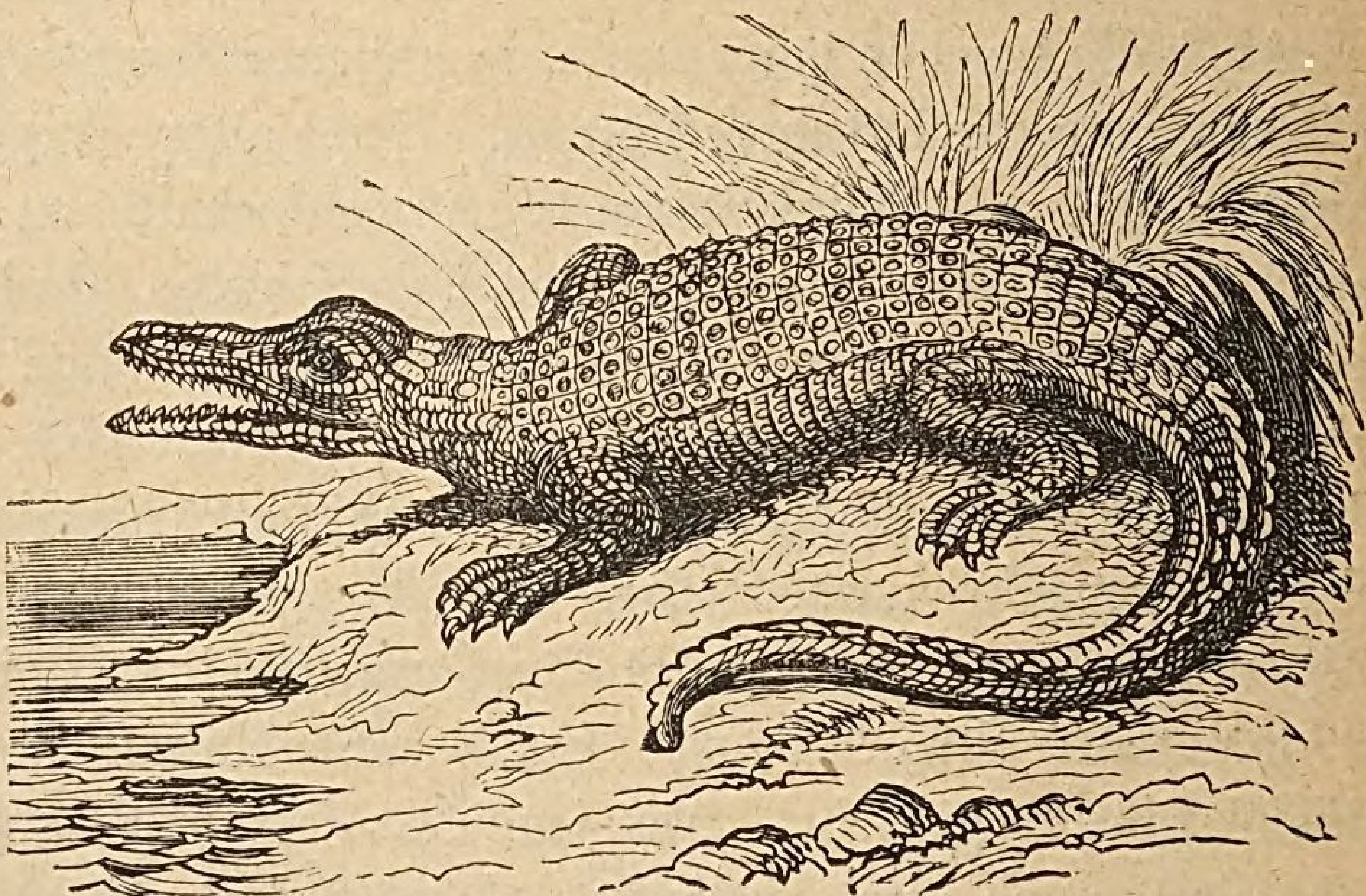
Auch die Leichen längst untergegangener Geschlechter erzählen von ägyptischer Vorzeit. Die alten Ägypter glaubten, daſs die Seligkeit von dem wohlerhaltenen Zustande der Leichen abhänge; sie balsamierten deshalb ihre Toten zum Schutze gegen Verwesung ein und bewahrten sie in unterirdischen Felsgemächern. Eine ungeheure Menge solcher Mumien ruht oft in diesen Felsengrotten, kreuzweise über einander geordnet, sorgfältig mit Leinenzeug und Bändern umwickelt. Einigen hat man auf Stirn, Brust, Füſse und Hände kleine goldene Blätter geklebt. Aus jenen Gräbern entstanden nach und nach unterirdische Totenstädte. Die bei Theben zieht sich zwei Stunden Wegs unter der Erde hin, und alle Kammern sind unter einander verbunden.

Von der Apostel Zeiten her blühten in Ägypten groſse Christengemeinden durch mehrere Jahrhunderte. Aber schon seit tausend Jahren schmachtet das Land unter dem Drucke der Muhammedaner. Auch jetzt noch werden die 30000 christlichen Familien im Lande, hier Kopten genannt, wie Sklaven geachtet.

(Schubert.)

82. Das Krokodil. †

Die Krokodile oder Panzereidechsen sind nächst den Riesenschlangen die größten und gefährlichsten aller Amphibien. Die vielknotigen Schilder, mit denen der Körper bedeckt ist, verdichten sich schnell zu einem teilweise undurchdringlichen Panzer. Der weitgespaltene Rachen starrt von spitzigen Zähnen, und der lange Schwanz ist nicht bloß Ruder, sondern auch Waffe des Tieres. Ein Schlag mit demselben reicht hin, um selbst einem Hirsche alle vier Füße zugleich zu zerschmettern. Sind dem Krokodile gleich die Windungen der Schlange versagt, so fliegt es doch pfeilgeschwind durch die Strömung der Flüsse, und auch auf dem Lande ist es sehr behende. Wendungen fallen ihm nicht so



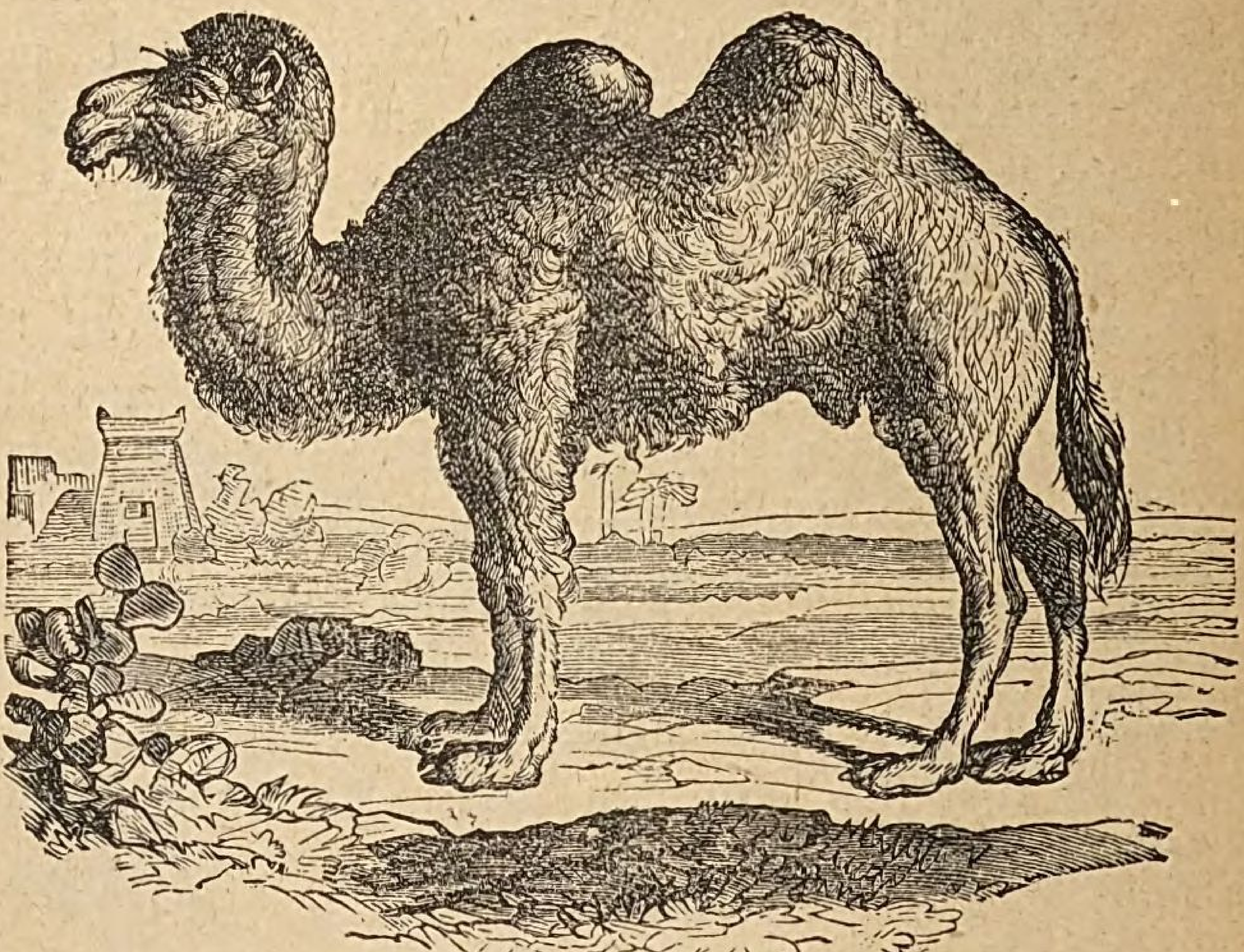
schwer, wie man früher allgemein glaubte; vielmehr behauptet ein neuerer Naturforscher, daß es sich geschickt im Kreise um sich selbst zu drehen vermöge. Über Moräste und Sümpfe läuft es mit unbegreiflicher Geschwindigkeit. Nur auf trocknem, steinigem Boden ist seine Kraft bald erlahmt, so daß man ihm leicht entfliehen kann. Geruch und Gehör des Tieres sind scharf, das Auge klein, aber von stechendem Glanze und tückisch grinsendem Ausdrucke. Die Krokodilsthränen gehören in das Reich der Fabel.

Jetzt findet man das Krokodil nur noch am obern Lauf des Nils und in einigen Flüssen Afrikas und Asiens, und es macht ein Tier von 6 m Länge schon ein ungeheueres Aufsehen. Es ist ein nächtliches Raubtier und geht auch nachts an das Ufer, um seine Eier im Sande zu verbergen; diesen trachtet aber der Ichneumon nach, der eine große Menge der gefährlichen Brut vertilgt. Auch spüren die Eingebornen diese Eier auf, die als wohlschmeckende Speise bei ihnen im Rufe stehen. Den Tag über liegt das Krokodil dicht am Ufer, nur den Rachen aus dem Wasser hervorstreckend. Die dunkle, knorrige, tote Masse gleicht einem Baume, und oft sieht man Vögel arglos um den verderblichen Schlund spielen und den Insekten nachjagen, welche denselben umschwirren. Aber wehe dem Menschen, der sich allzunahe wagt! Mit grauenvoller Schnelle stürzt das Ungetüm hervor, und ehe noch ein Notschrei ausgestoßen werden kann, ist das Opfer erfaßt und in die Tiefe gerissen. Und dennoch wagen es Neger, mit einem Dolche bewaffnet, unter dasselbe hinzutauchen und ihm den Bauch zu durchbohren. Im Falle eines Fehlstoßes können sie sich nur dadurch retten, daß sie dem wütenden Tiere das äußerst empfindliche Auge ausstoßen oder mit dem Daumen eindrücken. Das Fleisch des erlegten Krokodils wird als ein leckeres Gericht verspeist, und man läßt sich durch den starken Moschusgeruch dabei nicht irre machen. (Nach Masius.)

83. Die Karawanen der Sahara. †

Die meisten Völker, welche die Wüste bewohnen, sind in beständigen Kämpfen unter einander; viele von ihnen sind räuberisch und leben davon, daß sie Reisende überfallen und plündern. Daher muß der Reisende, welcher die Wüste durchziehen will, einer Gesellschaft sich anschließen. In großen Scharen sammeln sich an einzelnen Punkten, am Saume der Wüste, die Karawanen und ziehen von Nord nach Süd, von West nach Ost stets dieselben durch die Natur vorgeschriebenen

Bahnen. Denn im Sandmeere bilden die Oasen die unveränderlichen Hafenplätze, denen der Reisende auf dem Kamel entgegensteuert. Jede bedeutendere Grenzstadt der Wüste hat ihre Karawanserei; diese ist zugleich die Herberge, die Warenniederlage und der Sammelplatz für die ankommenden und abgehenden Karawanen. Ist der Tag des Aufbruchs gekommen, so stellen sich die erfahrenen Kameltreiber an die Spitze; sie haben schon oft die Reise gemacht und kennen jede Oase, jeden Brunnen genau. Unter dem Geleite von bewaffneten Arabern betreten die Reisenden wohlgemut die Wüste.



Die Länge einer Tagreise richtet sich nach den Lagerplätzen. Gewöhnlich beträgt sie vier oder fünf Meilen, sie dehnt sich aber in wasserarmen oder unsichern Gegenden auch auf acht Meilen aus. Zuweilen bei großer Hitze wird am Tage gerastet und in der Nacht die Reise fortgesetzt; gewöhnlich aber bricht die Karawane mit der Morgendämmerung auf und rastet des Nachmittags, am liebsten an einem Brunnen. Geschäftig bereiten die Reisenden dann ihr Mahl beim Feuer, das mit getrocknetem Kamelmist

unterhalten wird; sie verrichten ihre Gebete und bedienen sich bei den vorgeschriebenen Waschungen des Sandes statt des Wassers. Und wenn über die lautlose Stille der Wüste die Nacht sich lagert und die Sterne hell herabfunkeln, dann sammeln sich die Mitreisenden und lauschen den Worten des Märchenerzählers. Auch stimmen sie abwechselnd Gesänge an. Bald legt sich jeder zum Schlummer in seinem Zelte nieder.

So verfließt ein Tag wie der andere, bis einige Raben die Nähe der Quelle verkündigen und am Horizonte die Wipfel der Palmen auftauchen. Dann eilt alles mit raschem Schritt dem Wasser zu, und Menschen und Tiere löschen ihren Durst in langen Zügen. Am Brunnen wird einige Tage gerastet; in größeren Oasen verweilt man wochenlang und handelt und tauscht mit seinen Waren. Nicht selten bringen räuberische Araber durch ihre Überfälle Verwirrung und Wehklagen in die Reihen der Pilger.

Größer noch sind die Schrecken der Natur, wenn die Orkane der Wüste daherstürmen. Der Samum (d. h. Giftwind) ist ein gewöhnlicher Orkan, aber durch die Hitze des Wüstenbodens, über den er hinbraust, und durch die Wogen von glühendem Sand, die er mit sich führt, wird er gefährlich und im höchsten Grade peinigend. Die Tiere werden wild und werfen ihre Ladung ab. Der Mensch ermattet und erliegt im Kampfe mit Hitze, Sand und Sturm. Die Karawanen müssen trotz des fürchterlichen Unwetters aufbrechen, um nicht im Sande begraben zu werden. Kommen die verschmachtenden Reisenden endlich zu einer der Oasenquellen, so finden sie vielleicht den Brunnen versiegt und sehen dem gräßlichen Tode entgegen. Daher die Haufen bleichender Gebeine und ausgedorrter Leichen von Menschen und Tieren, welche die Wüstenwege bezeichnen, daher die Geier hoch in der Luft, welche ihres Schmauses harren.

Zuweilen sehen die verdurstenden Wanderer aus dem rötlichen Dunste des Horizontes plötzlich Wasserspiegel blinken, um welche Palmen sich wiegen und Schlösser ragen. Der

Anblick bringt neues Leben in die ermatteten Glieder; schon fühlt man die nahe Erlösung. Fort stürmt die Karawane, den Lebensquell zu erreichen; aber dieser weicht tückisch zurück, und endlich zerrinnen See und Palmen und Schlösser in die leere Öde. So täuscht die Wüste durch trügerische Luftspiegelungen die armen Reisenden und steigert das Grausen, womit sie die Seele erfüllt. (Bumüller u. Schuster.)

84. Der Strauß. †

Strauß! du weißt doch, daß du der größte Vogel, der Riese unter allen Vögeln der Welt bist?

„O ja, das weiß ich wohl. Ich bin so groß wie der größte Mensch und wiege sechzig bis achtzig Pfund. Nicht wahr, ich gebe einen ziemlichen Braten?

So kann man dich also essen?

„Ja freilich, und meine Eier auch. Meine Eier sind so groß, daß sich zwei bis drei Personen an einem einzigen satt essen können; denn sie sind so groß wie ein kleiner Kindskopf und wiegen vier bis sechs Pfund. Und solche große Eier lege ich alle Jahre dreißig bis vierzig."

O, das ist erstaunlich viel! So viel Eier legt gewiß kein einziger großer Vogel. Wenn du sie ausbrütest, so muß es entsetzlich viel Strauße geben. Thust du das wohl und brütest sie alle aus? — Doch davon nachher! Sage mir erst, großer Strauß, wo du zuhause bist!

„Ich lebe in den unfruchtbaren Wüsten von Afrika, Arabien und Indien, wo keine Menschen wohnen und auch selten Menschen hinkommen. Und, wie lieb wäre es mir, wenn ich nie einen Menschen sähe! Denn so oft einer zu mir kommt, raubt er mir meine Eier oder meine Jungen oder bringt mich gar selbst ums Leben. Wie sehr mich oft die häßlichen Neger quälen und verfolgen, ist nicht zu sagen!"

Was frissest du?

„Kraut und Gras, Samenkörner und Nüsse und viele andere Baumfrüchte, die ich erwischen kann. Selten aber

werde ich von diesen Dingen satt, daher stopfe ich meinen Magen gewöhnlich noch mit Steinen, Holz, Knochen, Stricken, Leder, Eisen, Kupfer, Messing, Zinn, Blei und Glas voll. Und zuweilen bin ich auch so dumm und verschlinge glühende Kohlen, die mir aber übel bekommen."

Wie alt wirst du?

„Sechzig bis siebenzig Jahre, wenn mir kein Unfall begegnet. Werde ich aber gefangen, zum Reiten gebraucht, öfters meiner Federn beraubt und sonst noch auf andere Weise gequält, so dauert freilich mein Leben kaum halb so lange."



Reitet man denn auf dir?

„Ja, aber nur zum Spaß. Auch an Karren spannen mich die mutwilligen Neger zuweilen; denn ich bin sehr stark und flink, und kann in einer Stunde zwei bis drei Meilen weit laufen."

Samt Karren und Reiter?

„Ja, mit beiden. Aber wehe dem Neger, der auf dem Karren oder auf meinem Rücken sitzt, wenn er das schnelle

Fahren oder Reiten nicht gewohnt ist! Es vergeht ihm Sehen, Hören und Atemholen."

Nun, erzähle mir, großer Strauß, wie du vom Kopf bis auf die Zehen oder Klauen aussiehst, und wie es mit dem Ausbrüten deiner Eier zugeht?

„Ich bin so groß wie ein Dragoner, der zu Pferde sitzt, und gleiche sehr dem vierfüßigen Tiere, das man Kamel nennt. Mein Kopf hat viel Ähnlichkeit mit einem Gänsekopf. Mein Schnabel ist kurz, krumm und spitzig. Die Öffnung meiner Ohren liegt ganz unbedeckt. Meine oberen Augenlider sind beweglich und mit langen Augenwimpern versehen wie beim Menschen. Mein Hals ist sehr lang und dünn und wie der größte Teil meines Körpers mit dicken weißen Haaren bedeckt. In meinen Flügeln hingegen und in meinem Schwanze habe ich gewöhnlich schöne weiße, aber auch viele schwarze und graue Federn. Und dies sind die bekannten Federn, um derentwillen mich die Neger entsetzlich ängstigen und jämmerlich zu Tode prügeln. Sie verkaufen sie an die Europäer, welche dieselben auf die Hüte und Köpfe stecken, Fächer, Muffe und Federbüsche und sonst noch allerhand Putz und Zieraten davon machen. Meine schwarzen Federn sind teurer als meine weißen, weil ich deren weniger habe.

Meine Füße sind kahl und sehr lang und mit zwei Zehen oder Klauen versehen; denn ich bin der einzige Vogel in der Welt, der nur zwei Zehen hat. Fliegen kann ich nicht, weil meine Flügel zu klein sind und die Last meines Körpers zu groß. Aber laufen kann ich entsetzlich geschwind, so geschwind, daß mich weder Menschen noch Hunde und Pferde einholen können. Und doch gelingt es den listigen Negern, mich endlich zu fangen.

Was meine Eier anbetrifft, so sind sie wirklich so groß wie ein kleiner Kindskopf, länglich rund, glatt und weißlich, mit kleinen Punkten versehen. Man kann sie essen und aus der Schale allerhand Trinkgeschirr machen, weil sie ziemlich dick und steinhart ist. Die Franzosen und Holländer bringen

sie häufig nach Europa und verkaufen sie an Naturalien-Liebhaber. Es kostet eines gewöhnlich zwei Mark, und wenn es recht schön ist, wohl noch mehr."

Und wie viel brütest du von den dreißig bis vierzig Eiern aus, die du alle Jahre legst?

„Kaum den vierten Teil, denn viele stiehlt man mir, und viele lege ich bloß deswegen, damit meine Jungen gleich etwas zu fressen finden, wenn sie lebendig geworden sind und die Schale verlassen haben. Und von diesen sterben immer noch viele vor Hunger oder kommen auf der Flucht vor den bösen Negern um. Ich lege meine Eier geschwind hinter einander her in den heißen Sand, aber nicht alle dreißig oder vierzig auf einen einzigen Haufen, sondern allemal zehn bis zwölf beisammen, in einem kleinen Kreise herum. Einige davon brüte ich selbst aus, wenn ich nicht davon verjagt werde; die andern aber lasse ich durch den heißen Sand ausbrüten."

Du klagst über die unbarmherzigen Neger, dummer Strauß, daß sie dich immer ängstigen und grausam verfolgen; warum wehrst du dich denn nicht gegen sie?

„O ich thue es ja! Ich schlage manchem Arme und Beine ab und schlitze ihm oft samt seinem Hunde und Pferde den Leib auf; aber es kommen immer wieder andere Mörder, die mich endlich, wenn sie mich zwei oder drei Tage im Kreise herumgejagt, abgemattet und ausgehungert haben, nötigen, daß ich meinen Kopf in den Sand oder sonst wohin stecke, mich fangen und töten oder lebendig in Gefangenschaft führen lasse.

In der Gefangenschaft habe ich's zwar gut: ich habe zu fressen genug, kann hüpfen und springen, wie ich will; aber ich muß es mir gefallen lassen, daß man mir von Zeit zu Zeit meine Federn auszieht, mich endlich gar abschlachtet und aus meiner Haut allerhand Kleidungsstücke macht. Einige Afrikaner fangen alle Jahre eine Menge von uns zusammen und ziehen uns um der Federn willen auf."

(G. Ch. Raff.)

85. Gebet in der Fremde. †

Ach, es muß traurig sein, wenn man so ganz allein muß sterben geh'n, wenn uns kein Auge grüßt, das uns den Schmerz versüßt, niemand das Kissen rückt, niemand die Hand uns drückt, nur Fremde um uns steh'n, die kalt uns sterben seh'n.

Drum bet' ich, Gott, zu dir: O, ruf' mich, Herr, von hier nicht früher ab, als bis ich wieder fand mein liebes Heimatland, wo mich die Liebe grüßt, die jeden Schmerz versüßt, und liebend mich ins Grab senkt Freundeshand hinab.

Dort, wo dein Kreuz erhöht auf unserm Türmchen steht im gold'nen Schein, wo sanft in deiner Hut mein teurer Vater ruht, wo auch der Brüder Sarg ein grüner Hügel barg, nicht fern der Schwester mein, laß mich begraben sein. (Jul. Sturm.)

86. Das Wasser als Lebensretter. †

Im Jahre 1850 war ein kühner, deutscher Mann, Dr. Barth, nach Afrika gereist, um die Wüste Sahara zu erforschen. Eines Tages trennte er sich von seinen Gefährten, um einen kahlen Bergzug zu untersuchen, der in der Nähe war. Er verirrte sich. Der letzte Tropfen von dem warmen, stinkenden Wasser, das er in einem Lederschlauche bei sich führte, war getrunken und die Sonne glühte furchtbar und sengend auf den Armen herab. Nirgends war ein Quell zu entdecken. Er vermochte nichts von dem harten Brote zu genießen, von dem er genug hatte, — Wasser war sein einziger Wunsch. So wanderte er den ganzen Tag über Sand und Steingeröll und spähte umsonst nach seinen Kameraden, umsonst nach Wasser.

Die Sonne ging unter, und der Arme sank halb ohnmächtig nieder am Fuße eines verdorrten Baumes. Die Anstrengung, die Sonnenglut, vor allem aber der Durst,

hatten seine Kräfte erschöpft, sein Haupt brannte in wilder Fieberglut, und mit Entsetzen dachte er an die verzehrende Sonne des nächsten Tages. Kein Schlaf erquickte ihn, die Qual des Durstes und das Fieber waren stärker als die Ermüdung. Da ging die Sonne wieder auf. Kaum hatte er noch so viel Kraft, daß er sein Haupt ein wenig weiter rückte, wie sich der Schatten des Stämmchens wendete. Zu Mittag war der letzte Schatten verschwunden. Dr. Barth erwartete seinen Tod. In seiner Fieberglut glaubte er das Rauschen eines Quelles zu hören, aber er besaß nicht die Kraft, ein Glied zu rühren. Da, als seine Lebensgeister fast erloschen, hörte er den Schrei eines Kamels und sah einen seiner Gefährten, welcher ihn suchte. Endlich bemerkte ihn derselbe. „Wasser!" war das einzige Wort, das der Ärmste noch zu stammeln vermochte; Wasser war das einzige, was er bedurfte, an einem Tropfen Wasser hing sein Leben.

Der Retter wusch ihm mit Wasser das kranke Haupt und flößte ihm Wasser ein — er war gerettet.

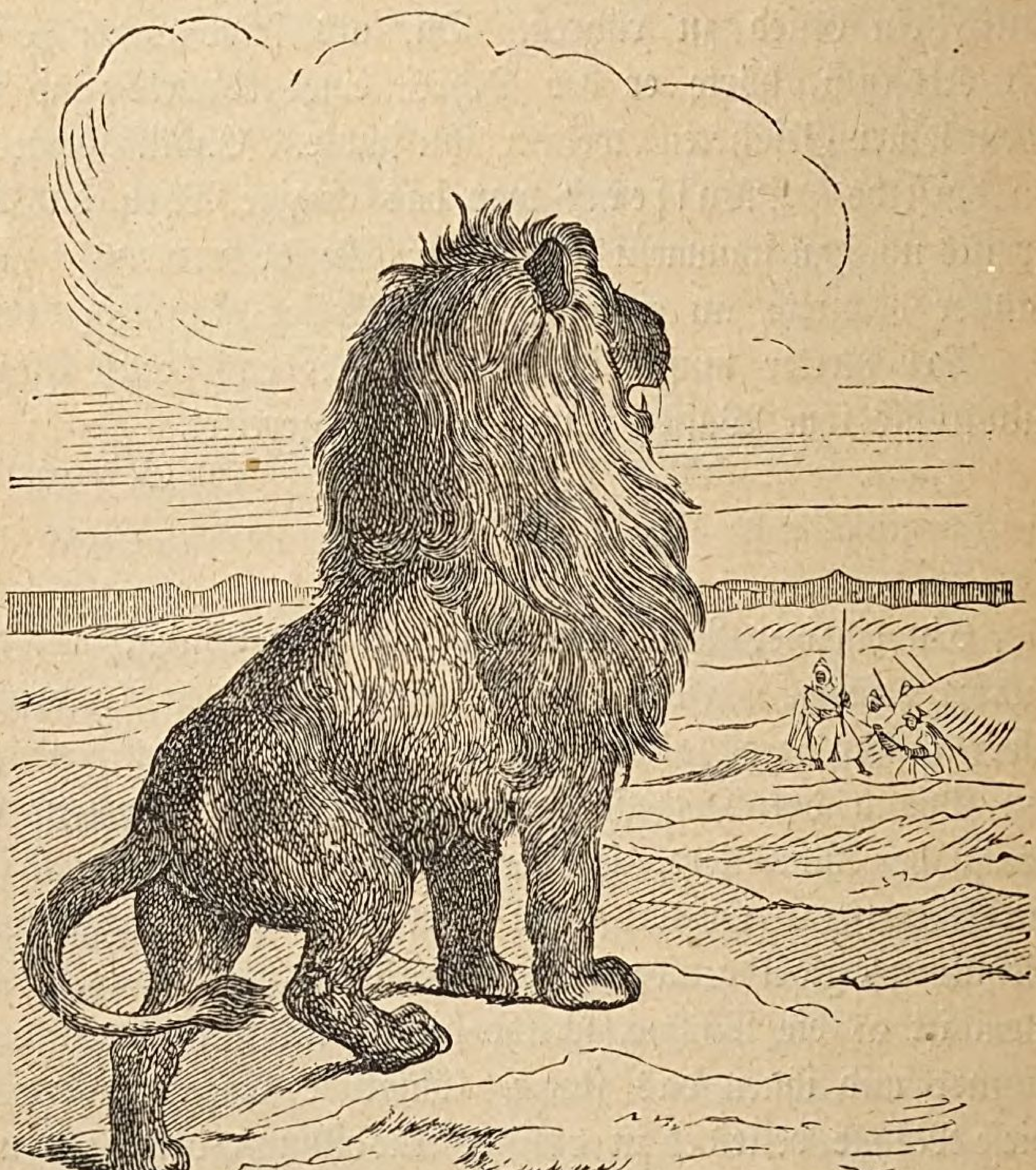
(H. Wagner.)

87. Der Löwe. †

Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichts genügt, um der uralten Auffassung aller Völker, welche das königliche Tier kennen lernten, von Grund des Herzens beizustimmen. Der Löwe ist der König der Raubtiere, ist der Herrscher im ganzen Reiche der Säugetiere. Er hat einen stark gebauten, kräftigen Leib mit kurzer, glatt anliegender, einfarbiger Behaarung. Vor allem ist es die Mähne, welche die männlichen Löwen auszeichnet und ihnen das stolze, königliche Ansehen verleiht. Diese Mähne bekleidet in vollster Ausbildung den Hals und die Vorderbrust. Seit den ältesten Zeiten ist der Löwe wegen seines Mutes, seiner Kühnheit und Kraft, wegen seiner Tapferkeit, seiner Stärke, seines Heldensinnes, seines Adels und seiner Großmut, seines Ernstes und seiner Ruhe be-

kannt geworden und hat den Namen König der Tiere erhalten. Er ist in der That das stärkste, mutigste und berühmteste aller Raubtiere, die gewaltigste Katze unter allen.

Der Löwe ist nirgends häufig, und dies ist auch leicht zu erklären. Denn er bedarf so viel Nahrung, daß sich eine große Anzahl von seinesgleichen in einer Gegend nicht lange würde ernähren können. Breite, waldige Thäler an Flüssen sind seine Lieblingsorte; auf Gebirgen scheint es ihm weniger zu behagen.



Bei Tage begegnet man ihm äußerst selten, im Walde erst dann, wenn man ihn ordnungsmäßig aufsucht und durch Hunde von seinem Lager auftreiben läßt. Erst mit der

Nacht zeigt er sich und kündet zunächst durch donnerartiges Brüllen sein Wachsein und den Beginn seiner Streifzüge an.

Versetze dich im Geiste mit mir in eines der Steppendörfer Mittel-Afrikas oder in die Umzäunung eines Lagers der Nomaden, um eine jener Nächte kennen zu lernen! Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der Seriba eingehürdet. Es ist dies der sicherste Schutzwall, den er bilden kann, nämlich ein etwa 3 m hoher und über 1 m dicker, äußerst dichter Zaun, welcher aus den stachlichsten Ästen eines afrikanischen Strauches geflochten wird. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Kühe, welche bereits gemolken worden sind, haben sich niedergelegt. Es wird stiller und ruhiger. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber lässig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen — in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Ein wahrer Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen, und die Hunde, welche Leoparden und Hyänen mutig bekämpfen, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn.

Mit gewaltigem Satze überspringt der Mächtige die 3 m hohe Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Tatzen wirft ein zweijähriges Rind zu Boden. Das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Tiere die Wirbelknochen des Halses. Die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubgier. Mit dem Schwanze peitscht er die Luft. Ist das Rind tot, dann tritt der Löwe seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ungeheure Kraft ist erforderlich, um mit dem Rinde im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er

gelingt. Ich habe selbst einen 3 m hohen Zaun gesehen, über welchen der Löwe mit einem zweijährigen Rind im Rachen hinweggesprungen war. Erst nach Abzug des Löwen atmet alles Lebende in dem Lager freier auf; denn es schien geradezu durch die Furcht gebannt zu sein.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Unterthanen hervorruft. Die heulende Hyäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke. Der Leopard hört auf zu grunzen. Die Affen beginnen laut zu gurgeln und steigen zu den höchsten Zweigen empor. Die blökende Herde wird totenstill. Die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweig. Das beladene Kamel zittert, gehorcht keinem Zurufe des Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht. Das Pferd bäumt sich, schnauft, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts. Der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz hinter seinem Herrn.

Wo es der Löwe haben kann, siedelt er sich in der Nähe der Dörfer an und richtet seine Streifzüge einzig und allein nach diesen hin. Man berechnet, daß ein Löwe den umwohnenden Herdenbesitzern jährlich etwa für 4500 Mark Vieh tötet.

Doch auch die Steppe und der Wald bieten ihm hinreichende Nahrung. Ganz anders, als bei Angriffen auf zahme Tiere benimmt sich der Löwe, wenn er es mit Wild zu thun hat. Er weiß, daß dieses ihn auf ziemliche Entfernung hin wittert und schnellfüßig genug ist, ihm zu entkommen. Deshalb lauert er auf die wildlebenden Tiere oder schleicht sich, oft in Gesellschaft mit andern seiner Art, äußerst vorsichtig unter dem Winde an sie heran. Gewöhnlich erliegt ein von dem Löwen erfaßtes Tier schon dem ersten Angriffe. Die gewaltige Last, welche plötzlich auf seine Schultern fällt, die Todesangst, welche es erfaßt, und die Wunden, welche es im nächsten Augenblicke erhält, verhindern es, noch weit zu laufen. Kraftlos und mutlos

bricht es zusammen. Und der Löwe steht nun auf seiner Beute, mit dem stolzen Bewußtsein, daß niemand ihm dieselbe entreißen kann. Mißlingt aber der Sprung, so verfolgt der Löwe seinen Raub nicht, sondern kehrt fast wie beschämt nach seinem Hinterhalt zurück.

Den Menschen greift der Löwe nur äußerst selten an. Die hohe Gestalt eines Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen. In Mittelafrika, wo doch der Löwe in manchen Gegenden sehr häufig ist, sind nur wenig Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre. Hat der Löwe einmal Menschenfleisch gekostet, so weiß er, daß dasselbe dem andern doch vorzuziehen sei; und nunmehr wird er ein „Manneſſer", wie die Kaffern ihn dann nennen. Unter allen Umständen bleibt es mißlich, vor dem Löwen zu fliehen; denn er ist schnell genug zu Fuß. Wer bei einem Zusammentreffen mit dem Löwen Herz genug hat, ruhig stehen zu bleiben, den greift er so leicht nicht an. Es ist sehr beachtenswert, daß der Löwe, wie vielfache Beobachtungen dargethan haben, Kinder nur selten angreift. Man kennt Beispiele, daß das furchtbare Raubtier ganz ruhig an die Häuser heran kam, ohne dort irgend jemandem etwas zu leide zu thun. (Nach Brehm.)

88. Die Palme. †

Wie für uns die Roggenpflanze unentbehrlich geworden, so ist es für die Bewohner der heißen Länder die Palme, welche, ein liebliches Geschenk des Himmels, alles enthält, was zur Erhaltung des Lebens wichtig ist. An ihr Dasein ist das Leben ganzer Völkerschaften geknüpft; würde sie ihnen entrissen, so gingen sie unsäglichem Elende und zuletzt ihrem völligen Untergange entgegen.

Von den vielen nützlichen Arten, deren es gibt, wollen wir nur einige aufzählen. Zuvörderst sei die berühmte Fächerpalme Südamerikas, Mauritia, erwähnt, welche ganz allein einige Völkerschaften am Ausflusse des Orinoko

ernährt. Die Früchte dienen denselben als Brot, der gegorene Saft gibt den süßen, berauschenden Palmenwein, und der Bast reicht das Kleid, womit sie sich bedecken. Aus den zähen Blattstielen weben sie Hängematten und spannen sie bei Anbruch der Regenzeit künstlich von Stamm zu Stamm, um sich darin vor den hereinbrechenden Gewässern zu bergen. Treten die angeschwollenen Flüsse aus ihren Ufern und überfluten die fruchtreichen Strecken, so flüchten sie mit ihren wenigen Habseligkeiten auf die schwebenden Hütten und warten nach Art der Affen in ihren Laubbäumen das Fallen der Gewässer ab. Die sonderbaren Wohnungen werden teilweise mit Letten bedeckt, und auf dieser feuchten Unterlage schüren die Frauen das Feuer und kochen das Essen. Dem Reisenden gewährt es ein hohes Vergnügen, die vielen Feuerflämmchen zwischen Himmel und Wasser in langer, fast unabsehbarer Reihe lodern zu sehen, wenn er in dunker Nacht auf jenen Strömen fährt. Wüßte er nicht, wie die züngelnden Flämmchen entstanden, so würde er leicht in Versuchung kommen, Gespenster- und Geistererscheinungen zu vermuten



Eine andere Palme, die für den Wüstengürtel Afrikas einen unschätzbaren Wert hat, ist die Dattelpalme. Dieser Segensbaum war schon von alters her in der zivilisierten Welt bekannt und überaus einflußreich, so daß er

schlechtweg die „Palme“ hieß. Die Araber und Mauren würden in ihren sandigen und waldlosen Ländern dem Hungertode preisgegeben sein, wenn ihnen der gütige Vater nicht die Dattelpalme gegeben hätte. Die Früchte werden zu verschiedenen Zeiten reif; die Ernte währt volle zwei bis drei Monate, ein Umstand, der nicht zu unterschätzen ist. Während dieser ganzen Zeit essen die ärmeren Volksklassen nichts als frische Datteln, und später bilden die getrockneten den Hauptteil der Nahrung. Bei einer gänzlichen Mißernte gehen die Bewohner einem unbeschreiblichen Jammer entgegen. Es ist daher leicht erklärlich, daß sich ihre Sorgen, Befürchtungen und Hoffnungen auf das Gedeihen der Datteln vereinigen. Begegnen sich zwei Beduinen, so ist's eine allgemeine Sitte, nach dem üblichen Gruße die Frage zu thun: „Was kosten die Datteln zu Mekka und Medina?“

Als dritte im Bunde darf die Kokospalme nicht fehlen, die noch nutzreicher ist als die ersteren und daher mit Recht für die Krone des Pflanzenreiches gilt. Von ihr bleibt sicherlich keine Faser unbenutzt. Nach der Volkssage ist der Baum zu 99 Dingen nützlich. Aus dem Gewebe der melonenartigen Früchte bereitet man eine Art Hanf, aus ihrer Schale Becher und Näpfe. Aus den Blättern werden Fächer, Sonnenschirme und Hüte gemacht, die gegen die heißen Sonnenstrahlen schützen, und selbst Papier, in welches die Buchstaben mit einem Griffel oder mit spitzen, stählernen Instrumenten eingegraben werden.

Auf Ceylon pflegt man bei der Geburt eines Kindes eine Kokospalme zu pflanzen, damit sie dessen lebendiger Geburtsschein sei. Die Ringe, die der Baum von Jahr zu Jahr bildet, geben des Kindes Alter an.

Interessant ist eine geschichtliche Thatsache, welche den unschätzbaren Nutzen dieser Palme bestätigt. Als der portugiesische Seemann Vasco de Gama im Jahre 1497 mit kühnem Mute das Kap der guten Hoffnung um-

segelt hatte, um den Seeweg nach **Indien** zu suchen, sah er zu seinem Erstaunen in einem Hafen merkwürdige Segelschiffe. An diesen Fahrzeugen war kein einziger Nagel; die Bretter waren mit Bindfaden von Kokos zusammengebunden, die Fugen mit Palmfasern verstopft; die Segel bestanden aus Palmblättern. Diese Entdeckung gab ihm die Zuversicht, daß Indien nicht mehr fern sei; er segelte weiter und erreichte das Ziel seines Unternehmens. (F. Warnke.)

89. Die Auswanderer. †

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschau'n immerdar:
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd;

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt!
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefaßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden braunen Gästen,
Voll frischen Trunkes, eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenlese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finst'rer Tannen,
Im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln zieh'n!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend weh'n!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele steh'n.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden:
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden
Und euren Feldern Reis und Mais!

(Freiligrath.)

90. Die Gründung einer Farm in Amerika. †

Wenn der amerikanische Landmann oder Farmer inmitten fast undurchdringlicher Wildnisse, den Angriffen von Indianern oder wilden Tieren ausgesetzt, eine Heimat gründen will, so ist sein erstes Geschäft die Errichtung eines einfachen Blockhauses. Die rohen Baumstämme werden in einem Quadrate hingelegt, und während die Enden so eingeschlagen sind, daß sie auf einander passen, steigt Stamm auf Stamm die Wand nach allen Seiten gleichmäßig empor, und etwa 1 m lange Bretter, schindelmäßig aufgelegt, bilden zum Schluß die Decke. Steht dann die Blockhütte, so wird erst mit der Axt eine Thür und nachher die Stelle ausgehauen, wohin der Kamin kommen soll. An Fenster

denkt dabei niemand, und schon ein fensterartig durch die Stämme geschlagenes Loch würde bei den echten Blockhütten für überflüssig gelten. Der Kamin ist nun die wichtigste Arbeit; derselbe besteht aus Lehm und Holz, die Dielen dagegen aus roh behauenen, nicht gesägten Pfosten. Das ein solches Gebäude einschließende Gehege ist im Zickzack und ohne weitere Befestigung so angelegt, daß es sich durch sich selbst fest und aufrecht erhält. Die an verschiedenen Kreuzbogen angebrachten Querstangen geben ihm noch mehr Dauer und Haltbarkeit.

Erst jetzt geht der Farmer an die Urbarmachung des Bodens. Einzig und allein mit einer Axt versehen, beginnt er seinen Wald zu fällen. Stamm an Stamm sinkt unter seinen sichern und ruhig geführten Schlägen. Die Riesen des Waldes, die Jahrhunderten mit ihren Stürmen getrotzt, die alten Eichen und Walnußbäume, die sich im Boden mit ihren Wurzeln, in der Luft mit ihren weitausragenden Ästen und durch tausend engverschlungene Rankengewächse in einander drängten, müssen jetzt dem kecken Menschengeschlechte Raum geben. Den großen Bäumen schält man nur ringsum die Rinde ab, damit sie absterben; die kleinen aber werden gefällt und in Stücke zerschlagen. Was nicht als Nutzholz gebraucht werden kann, wird verbrannt. In kurzer Zeit wird ein kleines Feld „klar gemacht", und die Maissaat kann beginnen.

Jahrelang genügt dem Amerikaner seine bescheidene Hütte. An dem breiten Kamin wird gekocht; an den Wänden hin stehen die Betten; über diesen hängt die Kleidung der Familie auf Pflöcken, die zwischen die Stämme eingetrieben sind; auf darüber hingelegten Brettern liegt die Wäsche, und über der Thür hängt die treue Büchse. Oben am Kamin ist gewöhnlich nach innen eine Öffnung angebracht, aus welcher der Rauch aufgehangene Schinken und Speckseiten schwärzt. In- und auswendig am Hause sind Felle von allen möglichen Tieren ausgespannt. So ist jedes Plätzchen

benutzt, und selbst noch über den inneren Raum des Hauses sind Stöcke oder Rohrstücke gelegt, die gedörrtes Hirschfleisch oder auch in Ringe geschnittene Kürbisse, das Wintergemüse, tragen.

(Nach Bertholt.)

91. Lied eines Landmanns in der Fremde. ††

1. Traute Heimat meiner Lieben,
Sinn' ich still an dich zurück,
Wird mir wohl, und dennoch trüben
Sehnsuchtsthränen meinen Blick.

2. Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch;
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an euch!

3. An die Fenster, die mit Reben
Einst mein Vater selbst umzog;
An den Birnbaum, der daneben
Auf das niedre Dach sich bog.

4. Was mich dort als Kind erfreute,
Kommt mir wieder lebhaft vor;
Das bekannte Dorfgeläute
Widerhallt in meinem Ohr.

5. Selbst des Nachts in meinen Träumen
Schiff' ich auf der Heimat See,
Schüttle Äpfel von den Bäumen,
Wässre ihrer Wiesen Klee;

6. Lösch' aus ihres Brunnens Röhren
Meinen Durst am schwülen Tag;
Pflück' im Walde Heidelbeeren,
Wo ich einst im Schatten lag. —

7. Wann erblick' ich selbst die Linde,
Auf den Kirchenplatz gepflanzt,
Wo gekühlt im Abendwinde
Unsre frohe Jugend tanzt?

8. Wann des Kirchturms Giebelspitze,
Halb vom Obstbaumwald umhegt,
Wo der Storch auf hohem Sitze
Friedlich seine Jungen pflegt?

9. Traute Heimat meiner Väter,
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst, früher oder später,
Auch ein Ruheplätzchen mir!

(J. G. v. Salis.)

92. Altes und Neues vom Petroleum. †

Den nordamerikanischen Freistaat Pennsylvanien, das „amerikanische Deutschland“, wie er wegen der vielen dort lebenden Deutschen genannt wird, durchzieht der Alleghanystrom. In dessen Umgebung wurden die Bewohner schon vor Urzeiten von einem unangenehm riechenden Öle belästigt, das aus der Erde in ihre Trinkwasserquellen drang und sie verunreinigte. Ebensobald wufsten sie, dafs dieses Öl leichtentzündliches Gas ausströme, ja selbst leicht brenne.

Trotzdem wurden erst im Jahre 1859 ernstliche Versuche gemacht, die Erdölquellen des Alleghanygebietes entsprechend auszubeuten.

Man bahnte dem Öle einen künstlichen Weg zur Erdoberfläche, indem Löcher, sogenannte artesische Brunnen, gebohrt wurden, in denen es reichlich emporstieg. Solche Brunnen lieferten ohne Anwendung von Pumpen für eine beträchtliche Zeit grofse Mengen wasserfreien Öles.

Das überraschend lohnende Ergebnis hatte zur natürlichen Folge, dafs die Zahl der Ölsucher täglich wuchs und bald die Ölgewinnung so allseitig und abenteuerlich betrieben wurde, wie seiner Zeit das Goldgraben Kalifornien. — Im Jahre 1860 flossen bereits bei 2000 Ölquellen, darunter mehrere, die als prächeitg Springbrunnen 10 m hohe Ölstrahlen empor trieben.

Mancher arme Landbesitzer, der auf seinem Grunde eine Ölquelle entdeckte, wurde übernacht zum reichen Manne.

Um sich einen Begriff von der Masse des aus der Erde strömenden Öles bilden zu können, ist zu bedenken, dafs der damals reichlichst fliefsende, 175 m tiefe Brunnen „Empire well" täglich 126000 Gallonen, jede zu 4½ l, lieferte. Eine solche Ölmenge bequem zu fassen, wäre wohl eine Kiste nötig, so grofs, dafs ein ganz ansehnliches Wohnhaus darin Platz fände. Wie wir das Erdöl in unserer Petroleumlampe sehen, als hellgelbe, durchsichtige, oder rein wasserhelle Flüssigkeit, kommt es keineswegs aus der Erde. Es ist als Rohprodukt bräunlich, dickflüssig und von widerlichem Geruche. Erst in den sogenannten Raffinerien erfährt es eine gründliche Reinigung und erhält ein anständiges Aussehen.

In Amerika ist aufser Pennsylvanien auch noch die englische Besitzung Kanada, an den malerischen Ufern des St. Lorenzostromes und der kanadischen Seen, mit einträglichen Ölquellen gesegnet.

Nicht überall findet man das Erdöl in der Beschaffenheit, wie es in Pennsylvanien und Kanada gewonnen wird. In Apscheron, einer Halbinsel des kaspischen Meeres, fliefst es als weifses oder schwarzes Naphtha aus der Erde. Das östliche Galizien erfreut sich längst rühmlich bekannter Bergteerquellen. Aufserdem sind Fundorte von Erdöl, Asphalt, Bergöl und Erdpech über die ganze Erde zerstreut. In England und Schottland, in Italien, wie in Frankreich, in China, Ostindien, Westindien und Mesopotamien, in den Pyrenäen, wie in Tirol, ja sogar in unserem lieben Vaterlande Bayern sind Erdölquellen zu treffen. Wir dürfen getrost annehmen, dafs das Petroleum für die Dauer des Menschengeschlechtes ausreicht und bis in die fernsten Zeiten in wohlthätiger

Weise den Palast des Reichen und nicht minder die Hütte des Armen erhellen wird.

Aber nicht nur als schätzbares Leuchtmaterial ist es uns fast unentbehrlich; auch mannigfache Industriezweige haben es sich bereits mit grofsem Vorteile dienstbar gemacht. Lokomotiven, Dampfkessel können damit geheizt und also Maschinen aller Art hierdurch in Betrieb gesetzt werden. Vielen unserer kleinen Leser und Leserinnen ist gewifs auch der zierliche Sparkochherd bekannt, der ebenfalls mit Petroleum gefeuert wird. Kerzen-, Schmiermaterialien-, Lack- und Firnisfabrikanten wissen bei Herstellung ihrer Waren das Erdöl recht wohl zu verwenden.

Das Petroleum ist zwar ein ungemein nützlicher, aber ebenso gefährlicher Gebrauchsgegenstand. Schon die Art und Weise seiner Gewinnung erfordert beachtenswerte Sicherheitsmafsregeln. Beim Anbohren der Ölschichte, die 100—175 m tief angetroffen wird, finden nämlich oft tagelang die heftigsten Gasausströmungen statt, die wegen der leichten Entzündbarkeit die gröfste Vorsicht erfordern. Niemand darf sich daher den Quellen oder Hütten, in denen das Öl gesammelt wird, mit brennender Zigarre oder Pfeife nähern.

Im Jahre 1863 entzündeten sich die plötzlich ausbrechenden Gase einer amerikanischen Ölquelle an einem kleinen, 1300 Fufs entfernten Kaminfeuer, verwandelten meilenweit und tagelang die Luft in ein Feuermeer und brachten einem der reichsten Quellenbesitzer, der aus seinem Öle täglich 1000 Dollars = 4200 *M.* erübrigte, mit vielen anderen Leuten den Flammentod. Die Feuergefährlichkeit des Erdöls hat viele Regierungen veranlafst, über den Transport desselben sehr strenge Vorschriften zu erlassen.

Immerhin ist das entweder gar nicht oder nur schlecht

gereinigte Petroleum sehr gefährlich. Doch auch bei dem bestgereinigten ist weise Vorsicht am Platze, sollen sich die gräfslichen Unglücksfälle, welche durch leichtsinnige Handhabung und ungeschickte Behandlung der Petroleumlampen schon veranlafst wurden und noch fast täglich vorkommen, vermindern. Ein schrecklicher Anblick würde sich uns darbieten, könnten wir all' die Opfer sehen, die dem Petroleum schon geworden sind, all' die Menschen zählen, welche des schmerzlichen Verbrennungstodes sterben mufsten. (Nach A. Maier.)

93. Der Niagarafall. †

Der grofse St. Lorenzostrom hat mitten in den ungeheuren Wäldern des westlichen Nordamerika seine Quellen. Fünf Seen stehen durch denselben mit einander in Verbindung, indem er von dem einen in den andern fliefst. Die vier ersten dieser Seen liegen bedeutend höher als der Ontario, welcher daher auch schlechthin der untere See genannt wird. Zwischen dem Erie- und dem Ontario-See bildet der Strom einen Wasserfall von ungeheurer Höhe, welcher der Niagarafall genannt wird. Ehe der Strom zu seinem Falle kommt, bildet er in ziemlich gekrümmtem Laufe starke Stromschnellen, welche durch kiefernbeschattete Inseln wild und reifsend hindurchströmen, und endlich stürzt er, durch die Ziegeninsel in zwei gröfsere Teile gespalten, 50 bis 53 m senkrecht in einen länglich ovalen Felsenkessel hinab, welcher dem gewaltigen Strom nur einen verhältnismäfsig schwachen Abflufs gestattet. Dadurch entsteht in seinem 625 m breiten Becken eine so bedeutende Anschwellung, dafs man, obgleich von den Wellen mächtig hin und her geworfen, ohne Gefahr in kleinen Booten darin umherrudern kann. In der Mitte bildet der Fall eine grofse hufeisenförmige Einbiegung, welche durch den hoch in die Luft aufwirbelnden Wassernebel kenntlich ist. Schon in einer

Entfernung von 10 Meilen ist das Tosen des Niagarafalles hörbar. Über alle Beschreibung furchtbar und schön zugleich ist der Anblick in der Nähe, besonders wenn die Sonne sich in dem staubähnlichen Wassernebel in tausend immer wiederkehrenden Regenbogen bricht. War der Anblick an dieser Stelle staunenerregend, so ist derselbe hinter dem Fall schauderhaft. Es gehört ein eben so gewandter als unerschrockener Beobachter dazu, um durch die Windstöfse und Wasserschauer, welche ihn am Eingange des beschriebenen Schlundes umtoben, in das zwar dunkle, aber geräumige Gewölbe einzudringen, welches auf der einen Seite durch den Wasserfall, auf der andern durch den überhängenden Felsen gebildet wird. Das Wasser prallt dort so heftig von unten herauf, dafs man kaum im stande ist, die Augen zu öffnen. Blickt man in die Höhe, so sieht man das Wasser durch die Risse der Felsen mit Heftigkeit herabströmen; dieses aber, sowie die Betrachtung, dafs der Fufs des Gesteins stets unterwaschen wird, möchte wohl selbst einen beherzten Mann von dem Versuche eines Eindringens in die gräfsliche Schlucht abhalten, die noch dadurch an Schauer gewinnen mufs, dafs dem Beobachter nicht eine lebende Kreatur begegnet. Trotz des Schreckens, welchen einem jeden der Gedanke eines Sturzes durch diesen ungeheuren Wasserfall erwecken mufs, versuchte es vor mehreren Jahren ein gewisser Samuel Patsch, von einem neben der Ziegeninsel über dem Felsrand des grofsen Falles angebrachten Gerüste in den Schlund des Niagara hinabzuspringen, was ihm glücklich gelang. Er hatte denselben Sprung zuvor von einem jungen Bären machen lassen, dessen glückliches Wiederauftauchen ihm den Mut gab, ein gleiches Wagnis zu versuchen. Dadurch übermütig gemacht, unternahm er den Sprung zum zweiten Male, wurde aber nie wieder gesehen.

(Duttenhofer und Meyer.)

94. Das Eismeer. †

Wenn ich mir die aufserordentliche Pracht, den wunderbaren Schmuck jener Eisfelder am Nordpole denke, wenn ich mich an die licht-, glanz- und farbenreiche Herrlichkeit errinnere, wie man sie im Eismeere findet: so mufs ich staunen über das Schöne und Erhabene, womit jene von Kälte starrenden Einöden prangen.

Kinder, euer Herz würde in Entzückung geraten, ehrfurchtsvolle Bewunderung müfste eure Seelen ergreifen, wenn ihr die aus Eis geschaffenen, meilengrofsen, turmhohen, schwimmenden Inseln erblicktet und ihr Strahlen, Funkeln und Blitzen im Widerscheine der Sonne sähet. Aber mein Inneres wurde auch von Schrecken und Furcht überwältigt, als ich mich einst von diesen Eisbergen umringt sah und nach keiner Seite hin sich mir ein Ausweg öffnete. Da überfällt den Beherztesten ein Zittern; der Mutigste fühlt seine Ohnmacht, und der Kühnste bebt.

Wenn man das Eis am Nordpol durch Feuer in Wasser verwandelt, so ist es trinkbar; alle Salzteile und Bitterkeiten des Meerwassers sind von ihm geschieden. Man findet es rein und durchsichtig wie Krystall, obgleich es durch die Kälte in Eis verwandeltes Meerwasser ist.

Naht man sich dieser Eiswelt mit ihren Höhen, Thälern und Abgründen, so wird ihre Nähe schon auf einige Meilen durch einen weifslichen Glanz, der sich am Horizonte verbreitet, angekündigt, den man Eisblick nennt. Bald flattern auch Scharen schneeweifser Sturm- oder Eisvögel umher, Vorboten des Eises. Bald ist man nach allen Seiten hin von ungeheuren Eisschollen umgeben, vor denen das Grundeis schwimmt. Weiterhin erblickt man wandernde Eisfelder, hin- und herwogende Inseln, von Eis gebildete Felsenmassen. Dergleichen Eis-

felder, mit einer wunderbaren, durch die sonderbarste Oberfläche sich auszeichnenden Seltenheit, von mehreren Meilen, von einer mehr als hundert Fuſs über den Wasserspiegel aufgetürmten Höhe, sind keine ungewöhnliche Erscheinung. Die kleinsten Eismassen, die tiefer im Wasser gehen, als sie sichtbar über demselben erscheinen, ragen noch über die gröſsten Schiffe empor.

Der acht Monate lang dauernde Winter dieser Gegenden baut Eisgebirge, die der kurze, kraftlose Sommer nicht schmelzen und in Wasser verwandeln kann. Stoſsen die schwimmenden Eismassen an einander, so entsteht ein Getöse, daſs man die Worte der Nahestehenden nicht hören kann. Oft bricht zwischen den Eisbergen ein Feuer aus, welches durch die Heftigkeit des Drucks des zerriebenen und dabei entzündeten Holzes verursacht wird. Eisfelsen stürzen mit Krachen in groſsen Trümmern ein. Die Spitzen losgelöster Eisberge rollen und fallen ins Meer, und es gerät dadurch in eine so heftige Bewegung, daſs seine aufgetürmten Wogen in einer beträchtlichen Entfernung noch Kähne verschlingen. Selbst den Schiffen, die in der Nähe sind, droht der Umsturz. Das Meer untergräbt durch seinen Wellenschlag den Fuſs dieser Gebirge, höhlt ihre Grundlagen aus, indessen der Gipfel an Last zunimmt, bis das Gewölbe unter ihm reiſst und ihn zum Hinabfallen zwingt. Ohne diese Zerstörungen der mächtigen Naturkräfte würden die Eisfelder bald zu den höchsten Gegenden der Erde sich erheben. Hier, wo man Stille und Tod ahnt, hört es nicht auf zu knallen, zu donnern, zu toben und zu krachen.

Aber so ist die Natur. Da, wo sie ohne reges und thätiges Leben zu sein scheint, zeigt sie sich am wirksamsten und thätigsten, schafft unaufhörlich neue Scenen, Gestalten, Gemälde und läſst den Zuschauer glauben, bei ihren Schöpfungen selbst gegenwärtig zu sein; da

steigen plötzlich Berge empor, dort sondern sich Thäler, hier breiten sich Meerbusen aus, da entstehen Grotten, Türme werden aufgeführt u. s. w. Man sieht die ungeheuersten Eispfeiler, Säulenordnungen, glänzend wie Smaragd, freie, schwebende Gewölbe, und in der höchsten Luftregion Brücken, die eine Zaubermacht erbaut zu haben scheint. Da sind finstere Höhlen, dunkle Abgründe, in die kein Sonnenstrahl dringt. Ganze Gegenden sind mit allen Regenbogenfarben geziert und erleuchtet. Kurz, in ein Feenland scheint man versetzt zu sein.

Diese Eisgefilde werden von Seehunden und Seerobben bewohnt, die im strengsten Winter auf dem Eise liegen und schlafen. Da streicht der fürchterliche Eisbär umher, der auf den Eisschollen von einem Berge zum andern wandert. Eis- und Sturmvögel durchschwärmen in Scharen die Luft, die sich an den Teichen von süſsem Wasser, die aus dem geschmolzenen Schnee und Eis entstanden sind, zum Teil ernähren. Weiter nach dem Pol hin scheint alles still zu stehen und eine öde, tote Unveränderlichkeit zu herrschen. (Brisson.)

95. Aus Westindien. †

Lieber kleiner Vetter Christian!

1. Morgen ist in Westindien wie in Deutschland heiliger Christtag. Nun sitzest Du gewiß beim Ofen und magst nicht vor die Thür gehen, weil es schneit und weht und grimmig kalt ist; magst noch weniger vors Thor, wo alles gefroren und gar nichts mehr grün ist, wo der Boden mit Schnee und Eis bedeckt ist, und alle Bäume kahl und dürr sind. — Ich aber, kleiner Vetter, sitze hier nicht hinterm Ofen, denn auf ganz Jamaika gibt's keinen Ofen. Und dennoch friert mich nicht, ja ich schwitze vielmehr; es ist so heiß wie bei Euch in den Hundstagen. Kaum kann ich meinen Rock auf dem Leibe leiden, und wenn ich des Morgens nach 9 Uhr über die Straße gehe, möchte ich vor Hitze umfallen.

Hier in Jamaika nämlich, wie in ganz Westindien, ist eine ganz andere Welt. Hier gibt's gar keinen Winter, sondern es ist Sommer in einem fort. Alles ist grün, die Bäume tragen jahraus, jahrein; in den Gärten wächst beständig frisches Gemüse, und alle Tage kann man junges Obst von den Bäumen pflücken. Aber was für Obst, was für Früchte, was für Gewächse! — Fast gar nichts wie bei Euch, außer Bohnen und gelben Rüben; keine Äpfel und Birnen, keine Pflaumen und Trauben, sondern andere, teurere, süßere Sachen, Citronen, Orangen, Ananas, Zucker, Kaffee, Kakao u. s. w. Da schicke ich Dir, gutes Vetterchen, ein kleines Neujahrsgeschenk von lauter Sachen, die hier zu Lande um Weihnachten wachsen. Im beigehenden Kästchen findest Du eine Citrone, die ich an diesem Morgen erst mit eigener Hand von einem Baume gepflückt habe, eine Düte voll Kaffeebohnen, die ich gestern von dem hiesigen Donnersberge mitnahm, ein Düte voll Zucker, der noch vorige Woche auf dem Zuckerfelde Frankenthal als Saft in einem Rohre saß, und einige Kakaobohnen. — Die Citrone wird vermutlich schon verschimmelt sein, wenn sie in Deine Hände gelangt, denn vielleicht kommt das Kästchen erst nach einem halben Jahre an. Wir sind weit von einander; von Kingston, der Hauptstadt auf Jamaika, bis nach Speyer mögen wohl volle tausend Meilen sein.

2. Unter den Herren, die ich kürzlich im Gasthause kennen lernte, war ein Landsmann, aus Frankenthal, seines Handwerks ein Schneider, aber nun ein reicher, vornehmer Mann. Er hat ein großes Zuckerfeld, das nannte er, nach dem Namen seiner Vaterstadt, Frankenthal. Seine Schwester, die mit hier im Lande ist, hat einen großen Kaffeeberg, den nannte sie Donnersberg. Auf diesen jamaikaischen Berg stieg ich gestern, machte der Madame meine Aufwartung und sah zum ersten Male ihre Kaffeepflanzungen.

Dieselben befinden sich auf einem hohen Berge. Die Bäumchen selbst, worauf der Kaffee wächst, sind nur klein,

etwa wie bei uns die Vogelkirschenbäume, und so rot wie die Vogelkirsche sieht der Kaffee auch in seiner Schale aus. In einer jeden Kirsche liegen zwei Bohnen. Wenn diese völlig reif sind, dann wird die Kirsche dunkelbraun und fällt von selbst ab, wie reife Eicheln und Birnen, oder man breitet ein Tuch unter dem Baume aus und schüttelt ihn. — Nun werden diese Kaffeekirschen, wie bei uns die Knoten vom Flachse, auf einem Tuche ausgebreitet, damit die äußere Schale aufspringe. Dann fallen die Bohnen heraus, und diese werden zuletzt auf einer Windmühle von aller Unreinigkeit gesäubert. Hierauf schickt man sie auf den Wochenmarkt nach Kingston, und da werden sie nicht nach dem Gewichte, sondern hektoliterweise, wie bei uns früher der Hafer, verkauft.

Die Kaffeebäume sitzen so voller Zweige, wie der Schlehdorn; und diese Zweige fangen schon unten am Stamme an. Sie tragen das ganze Jahr. So wie ein Zweig abgeleert worden ist, kommt wieder eine neue Blüte heraus. Zwischen diesen Bäumchen stehen auch Citronen und Orangen in ganzen Haufen und werden so gering geachtet, daß man für ein Trinkgeld an die Schwarzen so viel zu sich stecken kann, als man will. Sonst sah ich hier in der Gegend auch Zimmet-, Baumwollen- und Kakaobäume.

3. Diesen Morgen besuchte ich den Herrn Landsmann von Frankenthal auf seinem Zuckergute. Da ist eine große Ebene auf einem Berge, durchaus mit Zuckerrohr bepflanzt. Unten am Berge steht das prächtige Haus des ehemaligen Schneiders.

Eben wurde eine Menge abgeschnittenes Zuckerrohr auf Maultieren von den Gebirgen heruntergebracht. Dieses kam auf eine Mühle, die neben dem Hause stand, um ausgepreßt zu werden. Hier waren acht schwarze Frauen, welche das Rohr zwischen die Walzen der Mühlen stecken mußten, die ebenfalls von Maultieren umgetrieben wurden.

Zweimal wird das Zuckerrohr so gepreßt, und dann ist

es trocken wie Stroh, denn aller Saft ist heraus. Dieser Saft läuft in eine Rinne unter den Walzen, und die Rinne bringt ihn bis in die Siederei. Hier wird er in großen Kesseln so lange gekocht, bis er dick und zuletzt zu lauter Sand und Krümeln wird. Solchen Zucker nennt man Sand- oder Puderzucker, und solchen hatten wir diesen Nachmittag schon zum Kaffee; er war am Morgen noch im Rohre gesessen.

Vom Zuckerrohre kann man, so wie bei uns vom Flachse, alles gebrauchen. Die Blätter, die am Stengel herauswachsen, dienen zur Fütterung für die Maultiere; das ausgepreßte Rohr wird in der Zuckersiederei verbrannt, und aus dem, was zum klaren Zucker untauglich ist, wird Rum oder Zuckerbranntwein gemacht. In ganz Amerika trinkt man ihn; aber wehe dem, der ihn sich zu gut schmecken läßt! Der wird gewiß keine dreißig Jahre alt.

Wenn man junges Zuckerrohr gepflanzt hat, so muß man zwei Jahre warten, ehe man es schneiden kann. Nachher wächst es zehn bis vierzehn Jahre in einem fort, und alle Jahre kann man es wenigstens zweimal schneiden.

Kingston, den 24. Dezember 1878. (Nach Schlözer.)

96. Die Baumwolle. †

Es gibt verschiedene Arten Baumwollengewächse. Die eine ist das Baumwollenkraut, das jedes Jahr gepflanzt werden mufs; die zweite ist die Baumwollenstaude mit holzartigem Stengel, die dritte der Baumwollenbaum, der 5 bis 7 m hoch wird. Ihre Blätter sind dunkelgrün, die Blüten gelb. Aus diesen bilden sich dicke Kapseln, die neben den Samenkörnern die weifse Wolle enthalten.

In Brasilien geschieht die Aussaat vom Oktober bis zum Dezember. Es ist Sitte, sie in folgender Weise vorzunehmen, um gute Wolle zu ziehen. Vier Neger gehen neben einander und machen mit einem besonders

dazu angefertigten Instrumente Löcher von 8 bis 10 cm in die Erde. Hinter ihnen kommen Weiber, legen den Samen in die Vertiefungen und decken sie leicht zu, entweder mit der Hand oder mit dem Fuſse. Nach 8 bis 10 Tagen erscheint die junge Staude; aber sie verlangt viel Luft, Licht und Nahrung. Deshalb müssen alle Unkräuter, die sich einnisten, ausgejätet werden. Hat sie eine Höhe von ½ bis 1 m erreicht, so schneidet man die Knospen am Ende der Zweige ab, damit sie mehr in die Breite als in die Höhe wächst und desto mehr Kapseln entwickelt. Fangen die Kapseln an sich zu öffnen, so werden sie mit der Hand abgepflückt und alsdann weiter verarbeitet.



So weit die geschichtlichen Nachrichten reichen, ergibt sich, daſs die fremden Weltteile die Baumwolle viel früher benutzten als das kunstbeflissene Europa. Die allerältesten Berichte führen uns nach dem hochgepriesenen Indien. Dort war die Wiege der Baumwollenkultur. Ehe die übrigen Völker eine Ahnung von der merkwürdigen Pflanze hatten, kleideten sich die Indier bereits in Baumwollenstoffe und waren stolz darauf. Der vielgenannte Schriftsteller Herodot, welcher etwa 400 Jahre vor Christi Geburt lebte, erzählt in seinen Chroniken von ihnen: „Sie besitzen eine Pflanze, die statt einer Frucht eine Wolle hervorbringt, welche der Schafwolle ähnlich, aber noch feiner und besser ist als

diese, und woraus sie ihre Kleider machen.“ Und seit der Zeit hat sich die Baumwolle einer stets wachsenden Vorliebe zu erfreuen gehabt, weshalb man im Scherz unser Jahrhundert das „baumwollene“ genannt hat.

Von den Indiern kauften sie die handelslustigen Araber, welche sie in ferne Länder brachten. Einen reichen Absatz fanden sie in Nordafrika, das von den Muhammedanern erobert war. Als diese später über das Meer setzten und sich in Spanien niederliefsen, fertigten sie auch in ihrem neuen Wohnsitz Baumwollstoffe an und suchten sie an die Nachbarvölker zu verhandeln. — Wann die Bewohner der neuen Welt die Baumwolle und ihre Verwendung kannten, ist nicht genau zu ermitteln. Der Entdecker Kolumbus fand die Baumwollstaude auf mehreren Inseln wild wachsend. Auch hatten die Bewohner baumwollene Kleidungsstücke, Netze und Betten. — Gegenwärtig wird es wohl kein Kulturvolk geben, welches die Baumwolle nicht in reichem Mafse verwendete. (Fr. Warnke.)

97. Die Bewohner der Samoainseln. †

Als die ersten Missionare auf die Samoa-Inseln kamen, fanden sie hier weder Tempel, noch Altäre, noch Menschenopfer. Von der Menschenfresserei anderer Insulaner sprachen die Bewohner mit Abscheu. Sie zeigten sich frei von Aberglauben, folgten dem Gesetze der Ehre und bewiesen edle, manchmal hochherzige Gesinnungen. Die Furcht vor der öffentlichen Meinung ist bei ihnen so groß, daß sie in den meisten Fällen allein schon hinreicht, ein Verbrechen oder eine unsittliche Handlung zu verhindern. Die Bevölkerung dieser Inseln zeichnet sich ferner auch durch ihren Sinn für Wohlanständigkeit aus, und ihr zuvorkommendes Betragen gegen Fremde läßt wirklich nichts zu wünschen übrig.

Die Missionare fanden für ihre menschenfreundlichen Absichten bei einem so gut gearteten Volke weniger Hinder-

nisse, als anderswo auf den australischen Inseln. Doch überlegten die Bewohner wohl, ob die neue Religion, die ihnen verkündet wurde, den Vorzug vor ihrer bisherigen verdiene. Es ist in dieser Richtung sehr bemerkenswert, was ein Häuptling nach der ersten Predigt eines Missionars zu seinem Volke sprach: „Es ist mein Wunsch," sagte er, „daß die christliche Religion sich unter uns verbreite. Ich achte die Weisheit dieser Anbeter Jehovahs und erkenne, wie sehr sie uns in allen Dingen überlegen sind. Sie bedecken sich mit prächtigen Kleidern vom Kopfe bis zu den Füßen, während wir nur einen armseligen Blättergürtel tragen. Ihre Messer, — seht, wie vortrefflich sie sind! Mit welcher Schnelligkeit schneiden sie im Vergleiche zu unsern Bambusmessern die härtesten Gegenstände! — Daraus schließe ich, daß der Gott, der seinen weißen Verehrern so kostbare Dinge gibt, weiser und besser sein muß, als unsere Götter, welche uns nichts derart gewähren. Da wir aber alle solche Dinge brauchen, so schlage ich vor, daß der Gott, der sie ihnen gibt, auch unser Gott werde."

Die Bemühungen der Missionare wurden bald mit den besten Erfolgen gekrönt. Die Bewohner der Schifferinseln, welche damals auf 38 000 geschätzt wurden, waren bald für das Christentum gewonnen. Sie lernten zugleich durch die Missionare verschiedene Werkzeuge anwenden, um Gerätschaften zu verfertigen, die zu ihrer Bequemlichkeit dienten, wofür sie sich ungemein dankbar bewiesen. Endlich wurden auch Schulen errichtet, die nicht nur von Kindern, sondern auch von Erwachsenen besucht wurden. Das Lesen schien anfangs diesen Insulanern eine schöne, aber ungemein schwere Kunst zu sein; denn sie konnten nicht begreifen, wie man das alles, was man ihnen vorlas, in dem Buche sehen könne; mancher schlich herbei, um dem Vorleser über die Achsel in das Buch zu sehen, und kopfschüttelnd entfernte er sich bald wieder. Als endlich eine Anzahl von Männern einigen Unterricht im Lesen und Schreiben erhalten hatte, fingen

diese an, ihre Kinder und Verwandten zu unterrichten, und so verbreiteten sich diese Anfänge der Zivilisation bald über sämtliche Inseln des kleinen Samoa-Archipels.

„An einem schönen Abende," erzählt ein englischer Seefahrer, „verließ ich das Schiff, um, wie ich öfter schon gethan hatte, in einem nahen Wäldchen einen Spaziergang zu machen und die köstlichen Düfte einzuatmen, die dasselbe ausströmte. Der Steuermann begleitete mich. Ein Eingeborner hatte uns erblickt, und laut schreiend kam er hastig auf uns zugelaufen, in der Hand — nicht etwa eine Keule — sondern eine Schiefertafel schwingend. Er bat uns, ihm ein Rechenexempel lösen zu helfen, mit dem er nicht zurecht komme. Während wir rechneten, heftete er seine großen, glänzenden Augen so fest auf uns, als ob er uns verschlingen wollte. Das Multiplizieren fiel ihm äußerst schwer, und um ihm dasselbe zu erleichtern, zeigte ich ihm, daß er z. B., um zu finden, wie viel 7 mal 6 sei, nur 7 mal 6 Striche machen und dieselben zählen dürfe, was er schnell begriff." — Über die Schuleinrichtungen sagt dieser Offizier an einer andern Stelle: „Es macht überhaupt einen eignen Eindruck, bärtige Männer und stolze Häuptlinge sich demütig der Ordnung der Schule fügen zu sehen. Ein Engländer drückte seine Verwunderung hierüber aus und meinte, daß man solche Männer besonders und allein unterrichten sollte. Da erhob sich ein Häuptling und sprach: „Mein Freund! Unsere ehrwürdigen Väter (die Missionare) haben keine Zeit für uns Häuptlinge allein. Ihre Zeit gehört allen. Und warum sollten wir nicht bei diesen Kindern sitzen? Wir sind in diesen Künsten so unwissend wie sie."

Seit dem Jahre 1849 besteht auf den Schifferinseln eine Buchdruckerei, und seitdem besitzen die Bewohner derselben eine Zeitung, welche ihnen nebst den merkwürdigsten Neuigkeiten sehr viel Belehrendes bringt und eifrig gelesen wird. Im Jahre 1850 wurde dort das neue Testament in der Landessprache gedruckt, und es läßt sich wohl denken, daß

seitdem in dieser Richtung viel Bedeutendes geschehen ist. Bis zum Jahre 1853 fanden unter den vielen Häuptlingen dieser Inseln mancherlei Fehden und selbst Kriege statt, wodurch bald dieser, bald jener zu größerer Macht gelangte. Seitdem ist jedoch der Friede nicht mehr ernstlich gestört worden.

(Nach H. Reiser.)

98. Die Schildkröten. †

Der deutsche Name dieses Tieres ist sinnreich genug gebildet: die mit einem Schilde bedeckte Kröte (oder niederdeutsch Padde), und man bezeichnet mit ihrem Namen zugleich die von ihr gewonnenen durchscheinend gelb und braun gefleckten Hornschilder als Schildkrot oder Schildpad.

Das Schildpad ist ein ziemlich bedeutender Handelsartikel. Seine Schönheit ist bedingt von der Durchsichtigkeit, dem Glanze, der Lebhaftigkeit der Farben, von der Dicke und Größe der Tafeln. Doch sind kleine Stücke auch verwendbar, da glatte erhitzte Flächen sich, etwa wie zusammengeschweißtes Eisen, fest mit einander verbinden. Singapore ist der Hauptmarkt für das beste Schildpad. Der Preis ändert sich zwischen 750 und 1600 Dollars*) für das Pikul (ungefähr 130 Pfund). England allein führt jährlich über 40000 Pfund ein.

Das Schildpad wird mit Öl poliert, und die Schildkröte ist so freundlich, auch dieses zu liefern, nicht in ihrem Fleisch, sondern in ihren Eiern, die außerordentlich fettreich sind. Alle Schildkröten legen ihre Eier auf dem Lande in möglichst der Sonne ausgesetzten Sand, von wo aus die in drei bis vier Wochen auskriechenden, ganz kleinen, weichen und weißlichen Jungen sogleich direkt ins Meer gehen. Die Schildkröten ziehen zur Legezeit in ganzen Scharen ans Land, graben in dem passenden Boden oft bis ein halbes Meter tiefe Löcher mit den Hinterbeinen, und nachdem sie ihre Eier

---

*) Ein Dollar = 4,34 ℳ.

hineingelegt haben, scharren sie dieselben sorgfältig wieder zu. Zwar gehen sie dann sogleich wieder ins Meer und überlassen die weitere Sorge für die Nachkommenschaft der Vorsehung; aber sie haben doch zu dem einmal gewählten Brüteplatz eine solche Zuneigung, daß sie immer wieder dahin zurückkehren, ja selbst dann, wenn sie viele Meilen fortgeschafft und daselbst in Freiheit gesetzt werden. Die kleineren Schildkröten legen gewöhnlich 20 bis 30 Eier, die große Seeschildkröte bis 150, die Lederschildkröte sogar bis 260. Man behauptet, daß wenigstens viele Arten zwei- bis dreimal im Jahre Eier legen. Die ergiebigste Eierernte hat am Amazonenstrom und Orinoko statt. Von einigen Arten kann das aus den Eiern gewöhnlich durch Auskochen und Auspressen gewonnene Öl als sehr feines Speiseöl gebraucht werden; von anderen wird es nur als Brennöl benutzt. Die Eier der meisten Schildkröten sind selbst eine ganz vorzüglich nahrhafte und schmackhafte Speise.

In der letzten Beziehung ist aber eben das Tier von wesentlicherer Bedeutung. Fast alle größeren Schildkröten dienen als ein sehr gesundes Nahrungsmittel, viele als Delikatesse. Die köstlichste von allen ist die Riesenschildkröte. Diese Schildkröte hat, wie die schwarzen Köche behaupten, Fleisch von sieben verschiedenen Tieren. Ihr Fett, die größte Delikatesse, ist (wie man sagt) infolge der Ernährung von grünen Algen blaß grasgrün. In drei Formen wird die Schildkröte zu Tische gebracht: als Fleisch, als Ragout und als Suppe.

Um dem Magen der Hungrigen, der Zunge der Gutschmecker Genüge zu leisten, wird den Schildkröten überall nachgestellt. Man fängt sie auf die verschiedenste Weise. Mit Angeln und Netzen sie zu fangen muß früher sehr gebräuchlich gewesen sein; denn man findet bei den englischen Schiffsseilern einen eignen, sehr starken Bindfaden unter dem Namen Schildkrötendraht. Man greift auch die Schildkröten vom Boote aus, wenn sie auf dem Meere

treibend ruhen oder schlafen, wie man sagt. Am gebräuchlichsten aber ist der Fang auf dem Lande, wo das arme Tier am hilflosesten ist. Wenn die Schildkröten zum Eierlegen ans Land kommen, so geschieht das immer am Abend; früh mit Tagesanbruch eilen sie wieder ins Meer zurück. Besonders pflegen sie die mondhellen Nächte zu benutzen. Dann finden sich die Jäger an den bekannten Örtlichkeiten ein und legen so viel Schildkröten, als vorhanden sind, oder als sie brauchen, auf den Rücken. Das Tier ist unfähig, sich wieder auf die Beine zu richten, und muß es ruhig abwarten, bis die Jäger, fertig mit ihrer Arbeit, darangehen, ihre wehrlose Beute vollends in Sicherheit zu bringen. Da die Seeschildkröte oft ein Gewicht von 4 — 500 Pfund, zuweilen sogar von 8 — 900 Pfund erreicht, so ist ein einzelner Mann unfähig, ein solches Riesentier umzukehren, und es müssen zwei, drei, zuweilen selbst vier Menschen Hand anlegen. Besonders in England werden die Schildkröten in großer Menge eingeführt; in den heißen Ländern sind sie ein stehender Artikel auf den Märkten. (Schleiden.)

99. Heimkehr. †

In meine Heimat kam ich wieder.
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieder,
Und alles war ein andres doch.

Die Welle rauschte wie vor Zeiten.
Am Waldweg sprang wie sonst das Reh.
Von fern erklang ein Abendläuten.
Die Berge glänzten aus dem See.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen, fremd Gebaren.
Wie weh', wie weh' mir da geschah!

Mir war, als rief es aus den Wogen:
„Flieh', flieh', und ohne Wiederkehr!
Die du geliebt, sind fortgezogen
Und kehren nimmer, nimmermehr!“ (Lingg.)

100. Die Heimat. †

Gar schön und bedeutungsvoll ist das Wort „Heimat". Das weiß der am besten, der unter fremden Menschen wohnt mit fremder Sprache und Sitte. Da denkt er oft und gern zurück an die heimatlichen Fluren, an die Spielplätze seiner Kindheit, an das unvergeßliche, teure Vaterhaus mit seiner traulichen Umgebung, und wäre es selbst die ärmlichste Hütte. In seinen Gedanken besucht er die Berge und Thäler, die er als Kind durchstreift hat, wo er Erd- und Heidelbeeren fand; er durcheilt die sonnigen Fluren und Auen, wo er mit den Spielgenossen Blumen pflückte, die er zu Sträußen und Kränzchen wand, oder deren Stengel er zu lieblichen Ketten schlang. Das ehrwürdige Gotteshaus mit seinem stillen Frieden, die zum Ernste des Lebens mahnende Schule, die ihn so oft freundlich aufgenommen, und alle die Gegenstände und Orte, an welche sich besondere Erinnerungen aus den glücklichen Tagen der Kindheit knüpfen, stehen mit unauslöschlichen Zügen vor seiner Seele. Selbst in seinen Vorstellungen und Träumen sieht er zumeist Bilder aus der trauten Heimat.

Hat er aber im lieben Daheim noch teure Verwandte, Vater, Mutter, Geschwister, gedenken seiner noch liebe Jugendfreunde: dann wird es ihm wohl ganz wehmütig ums Herz und sehnsüchtig, so daß er gleich hineilen möchte zu ihnen, sie zu sehen und mit ihnen zu sprechen in den süßen Klängen seiner Muttersprache. Wird ihm dieses Glück, vielleicht nach langer Abwesenheit, einmal zuteil: wie pocht ihm da im voraus das Herz vor freudiger Aufregung! Er kann den Tag und die Stunde kaum erwarten. Mit unaussprechlichem Gefühle begrüßt er den ersten Ort, Fluß oder Höhenzug des geliebten Vaterlandes, den ersten Vogel, welcher darüber in den Lüften kreist, und wie liebliche Musik nach langer Trauer klingt ihm die Unterhaltung seiner teuern Landsleute. Je mehr er dem erstrebten Ziele zueilt, desto lebendiger

wird's in seiner Seele; er möchte singen und jauchzen vor Freude. Sein Auge späht sehnsuchtsvoll nach den blauen Bergen der heimatlichen Provinz. Endlich rücken sie näher, sein Herz klopft in lauteren Schlägen, und bald über gesegneten Obstbäumen und zwischen dunklen Eichenwipfeln erglänzt die Turmspitze seines Geburtsortes. Nur noch wenige Minuten, und er ist bei Vater und Mutter, bei Bruder und Schwester, bei Freunden und Jugendgenossen, bei lauter lieben alten Bekannten, die er so lange und schmerzlich entbehrt hat. Er fühlt sich überglücklich, denn er ist ja wieder in der teuern Heimat.

Du aber, junger Leser, der du das liebe Vaterhaus, die heimatliche Provinz und das teure Vaterland noch niemals verlassen hast, kannst seine Freude nur ahnen. Wie viele Schönheiten und Reize, wie viel Verlockendes andere Länder und Gegenden auch bieten mögen: es gibt nur eine Heimat, nur eine Muttersprache und nur ein Vaterland. Und sollte dich die Wanderlust später einmal hinaustreiben in die weite Ferne, dann wirst auch du erfahren, daß der Dichter recht hat, wenn er sagt:

„Ist's auch schön im fremden Lande,
Doch zur Heimat wird es nie.“ (Nach Fr. Jacobs.)

101. Eins nur traf ich aller Orten. †

Schon entgegen ruft mir helle meiner Heimat Glockengruß;
An des Vaterlandes Schwelle schüttl' ich froh den Staub vom Fuß.
Gottes reiche Welt durchschritten hab' ich frei in Jugendhast,
Und in manches Volkes Mitten saß, ein Fremdling, ich zu Gast.

Hoch im Nordland, wo die Fichte rauschend ihren Gipfel wiegt,
Wo verklärt vom Mondenlichte die beschneite Heide liegt,
Traf ich Männer ernster Weise, traumhaft stillen Sinnes voll,
In der Seele tiefstem Kreise helle Seherkraft entquoll.

Wo im Süden aus dem Laube golden die Orange grüßt,
Wo die heißdurchsonnte Traube aus dem Lavaboden sprießt,
Sah ich heitre Völkchen scherzen, und wie Lacrymä Christi
Quoll aus gluterfülltem Herzen süßer Wein der Poesie.

Anders hie und anders dorten fand ich Welt und Menschenthun,
Eins nur traf ich allerorten, fern und nahe, längst und nun:
Das ist — über Land und Wolke Gottes Himmel um und um;
Das ist — unter allem Volke manch ein Herz voll Christentum!

(A. Stöber.)

B. Geschichtliches.

102. Wohnsitze und Lebensweise der ältesten Völker. †

Nach der Verschiedenheit der Wohnsitze, welche die Menschen in den ältesten Zeiten einnahmen, wählten sie auch verschiedene Lebensweisen und Beschäftigungen. Die Bewohner der Steppen und Wüsten, in welchen sich nur hie und da fruchtbare Weideplätze finden, waren Hirten und zogen als wandernde Stämme, Nomaden, unter einem Stammes-Ältesten oder Patriarchen mit ihren Zelten und Herden von Ort zu Ort. Die in fruchtbaren Ebenen wohnten, widmeten sich dem Ackerbau und den Künsten des Friedens, während die rauhen abgehärteten Bergbewohner sich der Jagd ergaben und an Raub und Krieg Gefallen fanden. Oft versanken solche Jagdvölker in einen Zustand tierischer Roheit, weshalb sie im Gegensatz zu den gebildeten (zivilisierten, kultivierten) Völkern wilde genannt werden. Wo die nächsten Bedürfnisse des Lebens sich reichlich fanden, baute man zum Schutz gegen räuberische Eindringlinge ummauerte Städte, deren Bewohner zur Bereicherung und Verschönerung des Lebens sich auf Gewerbe und Erfindungen legten oder Künste und Wissenschaften pflegten. Durch Austausch der natürlichen oder künstlichen Erzeugnisse zwischen den Völkern entstand der Handelsverkehr, und zwar zunächst der Land- oder Binnenhandel, dessen ausgedehnteste Gattung der dem Morgenlande, dem Vaterlande des Kamels, „des Schiffs der Wüste", eigentümliche Karawanenhandel ist. Die Anwohner wohlgelegner Meeres- oder Flußufer gelangten frühzeitig durch

Schiffahrt und Seehandel zu Wohlstand und Reichtum, während die Bewohner unwirtbarer Meeresküsten als Höhlenbewohner (Troglodyten) und Fischesser ein armseliges Leben führten. Anfangs tauschte man nur Ware gegen Ware (Tauschhandel), bis man später auf den Gedanken kam, den edlen Metallen einen gewissen Wert beizulegen und ausgeprägte Münzen zu einem künstlichen, bequemern Tauschmittel umzuschaffen. So finden wir denn schon nicht sehr lange nach der ersten Wanderung der Völker die größten Verschiedenheiten der Beschäftigung und der Sitte, von der Wildheit der Höhlenbewohner bis zur Bildung zivilisierter Völker, welche unter verschiedenen Verfassungsformen Staaten und Reiche gegründet haben.

(F. A. Nitzelnadel.)

103. Die Phönizier. †

Das älteste und berühmteste Handelsvolk im Altertume waren die Phönizier. In dem ältesten uns erhaltenen Buche, dem ersten Buche Mosis, heifst Sidon, die Hauptstadt der Phönizier, der erstgeborene Sohn Kanaans. „Kanaan" nannten die Juden die ganze Küste des Mittelmeers von Kleinasien bis Ägypten, und dies hebräische Wort bedeutet „Land der Kaufleute".

Das Ländchen war ein schmaler Küstenstrich, vom Mittelmeer bespült; seine Breite betrug kaum 5 Meilen, seine Länge 25 Meilen. Von dem übrigen Asien war es durch das hohe Gebirge des Libanon und Antilibanon geschieden. Der Boden war felsig und unfruchtbar und gestattete weder Viehzucht noch Ackerbau. So sahen sich die Phönizier hinausgedrängt auf das Meer, das ihre eigentliche Heimat und nährende Mutter wurde und ihnen vorläufig seinen Reichtum an Fischen darbot.

Der Fischfang machte die Leute mit dem Meere und dessen Gefahren bekannt. Da ihnen gegenüber die grofse Insel Cypern lag, so zimmerten sie Schiffe und

wagten sich hinüber. Cypern war aber schon bevölkert, und als Fremde, die man für Feinde ansah, wollte man die Phönizier nicht landen lassen. Diese erzwangen mit List und Gewalt die Landung, fanden manches, was ihnen fehlte, plünderten und schifften wieder zur heimischen Küste zurück. Die Schiffahrt weckt den Mut der Menschen, macht sie listig und erfinderisch. Die Phönizier wiederholten ihre Fahrten, und als sie merkten, daſs die arglosen und unwissenden Inselbewohner auf kleine, bunte Spielsachen groſsen Wert legten, brachten sie dergleichen mit und begannen einen Tauschhandel. Das Plündern ward aber nicht vergessen, und wenn sie konnten, führten die Phönizier auch Menschen mit sich fort, um sie anderwärts als Sklaven zu verkaufen. Bald wuſsten sie es dahin zu bringen, daſs die Cyprier für sie arbeiteten; sie brachten ihnen dagegen, was sie hatten, und verhandelten die von ihnen gewonnenen Früchte und Arbeiten wieder in andere Gegenden. So wurden die Phönizier nach und nach Herren der Insel Cypern. Mehrte sich nun zu sehr die Anzahl der Einwohner im eigenen Vaterlande, so ging ein Haufen nach Cypern hinüber und baute sich dort an. Eine solche Ansiedelung im fremden Gebiet heiſst eine Kolonie.

Die Kolonie auf Cypern gab wegen der reichhaltigen Kupferbergwerke der Insel guten Gewinn und erweckte die Lust, noch mehrere Kolonien zu gründen. So segelten die Phönizier nach der ferner gelegenen Insel Kreta, dann um ganz Kleinasien herum bis nach der Meerenge der Dardanellen, welche Asien von Europa trennt. Sie fuhren durch diese Meerenge hindurch und beschifften die Ufer des schwarzen Meeres. Überall errichteten sie feste Punkte, wo sie später ihre Schiffe ausbessern, Nahrungsmittel einnehmen und Waren austauschen konnten. Dann segelten sie nach dem europäischen Griechenland und in das griechische Inselmeer.

Doch die Griechen in Kleinasien wurden nun selbst Seefahrer, nahmen die Phönizier zu ihren Lehrmeistern und verdrängten sie dann von allen Handelsplätzen. Doch konnten die europäischen Griechen der Phönizier nie ganz entbehren, weil sie ihnen manche wohlriechende Kräuter, Harze, Früchte, edle Metalle u. s. w. brachten, die sie für ihre Opfer und Tempel brauchten.

Desto fester siedelten sich dafür die Phönizier an der Nordküste Afrikas an. Hier legten sie auf einer hervorragenden Landspitze, der Insel Sicilien gegenüber, die berühmte Kolonie Karthago an, die nachher ein eigener mächtiger Staat wurde, und von dort schifften sie über nach Sicilien, bauten auch hier Städte und machten sich einen grofsen Teil der Insel unterthan. Endlich schifften sie noch weiter gegen Westen bis zu den Säulen des Herkules (der Meerenge von Gibraltar), die von den Alten als das Ende der Welt betrachtet wurden. Sie landeten auf der europäischen Seite in Spanien und fanden hier anfangs eine solche Menge von Silber, dafs sie alle ihre Geräte von Holz, Stein und Kupfer dort liefsen und silberne dafür zurückbrachten. Selbst die Anker sollen sie sich von Silber gegossen haben.

Doch fand auch hier die Gewinnsucht der kühnen Kaufleute kein Ziel, sie schifften noch über das vermeinte Ende der Welt hinaus und kamen nach den brittischen Inseln, wo sie ein neues Metall, das Zinn, fanden, weshalb sie auch das Land die Zinninseln nannten. Als sie mit Glück ihre Fahrt dahin öfters wiederholt hatten, gingen sie bis an das Nordufer Deutschlands und fanden hier an der preufsischen Küste den glänzenden Bernstein, von den Griechen Elektron genannt. Als sie diesen wunderbaren durchsichtigen Körper in die Länder des Mittelmeeres brachten, betrachtete man ihn als das kostbarste Kleinod und schätzte ihn höher

als Gold. Wie man jetzt goldene Ringe mit Edelsteinen besetzt, schmückte man sie damals mit Bernstein.

Aus allen Gegenden der bekannten Erde führten nun die Phönizier jedem Volke das zu, was es sich vorzüglich wünschte, und durch mancherlei Kunstgriffe wuſsten sie sich im Besitze des gewinnreichen Handels zu erhalten. So erzählten sie, wenn man über die Säulen des Herkules hinauskomme, würde das Meer so dick wie Gallerte und man müſste sich durch feuerspeiende Seeungeheuer hindurchschlagen. Versuchte dennoch ein fremdes Schiff ihnen zu folgen, um ihre heimlichen Wege kennen zu lernen, so führten sie dasselbe absichtlich in die Irre, bis es auf eine Sandbank geriet oder an Klippen zerschellte.

Doch nicht bloſs zu Wasser, auch zu Lande trieben die Phönizier durch Karawanen Handel nach Norden, Osten und Süden. Sie holten aus dem innern Lande nordwärts von Phönizien, nämlich aus Armenien, Eisen und Stahl, Pferde und Sklaven, von Osten aus Babylonien und Persien Leinwand, vielleicht auch Seide, aus den südlicher gelegenen Ländern Gewürze und Spezereien. Sie folgten da dem Gestade des arabischen Meerbusens und fanden an der Küste der groſsen Halbinsel Arabien jene Harze und wohlriechenden Kräuter, welche alle Völker zu ihren Opfern verbrannten. Auch entdeckten sie dort einen Überfluſs an Gold und die Zähne des Elefanten, aus welchen man das Elfenbein schnitt. Als es erst kund ward, daſs Kaufleute in Arabien landeten, kamen die entferntesten Völker und brachten ihre Waren zum Austausch. So führten östliche Völker über den persischen Meerbusen die Früchte Indiens den Phöniziern zu, ohne daſs diese je Indien kennen lernten. Besonders wertvoll waren ihnen die Pfauen und Affen und der Zimmet von der Insel Ceylon; die Phönizier

glaubten, alle diese Erzeugnisse kämen aus dem Innern von Arabien.

Der Zufall hatte die Phönizier auf mehrere Entdeckungen geführt, die sie kunstreich zu benutzen wufsten, um glänzende, in die Augen fallende Waren zu liefern. Sie erfanden das Glas und die Purpurfarbe, auch das kunstreiche Weben der Wolle sollen sie erfunden haben, und selbst den ersten Gebrauch der Buchstaben schreibt man ihnen zu.

Wie viele andere Erfindungen mögen noch von dem betriebsamen, gewerblustigen Völkchen ausgegangen sein! Die Rechenkunst wird noch ausdrücklich als ihre Erfindung ausgegeben, und ihr Handel mufste notwendig darauf führen. Wie sehr sie in der Baukunst erfahren waren, beweist der prachtvolle Tempel in Jerusalem, welchen Salomo durch phönizische Künstler ausführen liefs, die ihm sein Freund, der König Hiram, zugeschickt hatte.

Durch einen so ausgebreiteten Handel und Verkehr über alle Länder und Meere hin waren die Phönizier das reichste und wohlhabendste Volk der ganzen Welt geworden. „Ihre Kaufleute,“ sagt der Prophet Jesaias, „sind Fürsten, ihre Krämer die Herrlichsten im Lande.“ Ihr früher so armes Ländchen glich nunmehr einem schönen Lustgarten. Alle vier Stunden war eine Hauptstadt mit fortlaufenden Meiereien bis zu der folgenden Stadt. Und welches Leben überall! Da flatterten die Segel, da schnurrten die Räder, da pochten die Hämmer, alles lebte und webte, alles handelte, Städte und Küsten wimmelten von geschäftigen Menschen. Phönizien war der Markt der ganzen Welt.

Doch der Reichtum und Wohlstand des Kaufmannsvölkchens reizte die kriegerischen Nachbarn.

Es war um das Jahr 600 v. Chr., als Nebukadnezar mit grofser Heeresmacht hereinbrach. Sidon eroberte

er leicht, Tyrus aber mufste er dreizehn Jahre lang belagern, so hartnäckig wehrten sich die Einwohner. Und als er es endlich erobert hatte, fand er doch nur eine menschenleere Stadt; denn die Einwohner hatten sich mit all ihrer Habe auf eine benachbarte Insel geflüchtet und dort wieder angebaut. Hier erhob sich bald ein neues Tyrus mit der Pracht der alten Landstadt und wurde abermals der Sitz des Welthandels. Das blieb es bis zum Jahre 333 v. Chr., wo der Welteroberer Alexander der Grofse, König von Macedonien, heranzog und die Stadt nach siebenmonatlicher Belagerung zerstörte.

Zwar ward später Tyrus wieder aufgebaut; aber seine Kraft und sein Ruhm war dahin, und der Welthandel zog sich nach Alexandrien, der von Alexander neu gegründeten Stadt an der westlichen Mündung des Nil.

(A. Grube.)

104. Belsazar. †

1. Die Mitternacht zog näher schon;
In stummer Ruh' lag Babylon.

2. Nur oben in des Königs Schloß
Da flackert's; da lärmt des Königs Troß.

3. Dort oben in dem Königssaal
Belsazar hielt sein Königsmahl.

4. Die Knechte saßen in schimmernden Reih'n
Und leerten die Becher mit funkelndem Wein!

5. Es klirrten die Becher; es jauchzten die Knecht';
So klang es dem störrigen Könige recht.

6. Des Königs Wangen leuchten Glut;
Im Wein erwuchs ihm kecker Mut.

7. Und blindlings reißt der Mut ihn fort,
Und er lästert die Gottheit mit sündigem Wort,

8. Und er brüstet sich froh und lästert wild;
Die Knechteschar ihm Beifall brüllt.

9. Der König rief mit stolzem Blick;
Der Diener eilt und kehrt zurück.

10. Er trug viel gülden Gerät auf dem Haupt;
Das war aus dem Tempel Jehovas geraubt.

11. Und der König ergriff mit frevler Hand
Einen heiligen Becher, gefüllt bis zum Rand.

12. Und er leert ihn hastig bis auf den Grund
Und rufet laut mit schäumendem Mund:

13. „Jehova, dir künd' ich auf ewig Hohn! —
Ich bin der König von Babylon!“

14. Doch kaum das grause Wort verklang,
Dem König ward's heimlich im Busen bang.

15. Das gellende Lachen verstummt zumal;
Es wurde leichenstill im Saal.

16. Und sieh'! und sieh'! an weißer Wand
Da kam's hervor wie Menschenhand —

17. Und schrieb und schrieb an weißer Wand
Buchstaben von Feuer und schrieb und schwand.

18. Der König stieren Blicks da saß,
Mit schlotternden Knien und totenblaß.

19. Die Knechteschar saß kalt durchgraut,
Und saß gar still, gab keinen Laut.

20. Die Magier kamen; doch keiner verstand
Zu deuten die Flammenschrift an der Wand.

21. Belsazar ward aber in selbiger Nacht
Von seinen Knechten umgebracht.

(H. Heine.)

105. Leonidas oder der Kampf bei Thermopylä. †
(480 v. Chr.)

Auf der Landenge von Korinth oder dem Isthmus hielten die Griechen eine Versammlung und beschlossen, den Engpaß der Thermopylen zu verteidigen, um dem Xerxes den Eingang in das eigentliche Griechenland zu wehren. Die Flotte sollte während dieser Zeit ihren Standpunkt in der Nähe haben, bei Artemisium, einem Vorgebirge an der

Nordküste der Insel Euböa. Jener Engpaß war so schmal, daß an mehreren Stellen nur ein Wagen hindurchfahren konnte. Im Westen erhob sich ein steiles Gebirge, eine Fortsetzung des Öta; im Osten wurde der Paß gleich von Morästen oder vom Meere begrenzt. In dem Passe sind warme Quellen; auch fanden sich damals noch die Reste einer alten Mauer. Die Griechen beschlossen, diese Mauer wieder aufzurichten und hier den anrückenden Feind zu erwarten, der an einem solchen Orte weder von seiner Menge, noch von seiner Reiterei Gebrauch machen konnte.

Inzwischen wälzten sich die zahllosen Scharen des Xerxes wie eine ungeheure Woge durch Thessalien, und die Flüsse hatten nicht genug Wasser zum Trinken für das Heer. Endlich lagerte sich Xerxes vor dem Passe von Thermopylä, wo eine Schar von ungefähr 6000 Griechen hielt, die aus verschiedenen Völkerschaften bestand. Den Kern des Heeres aber bildeten dreihundert tapfere Spartaner unter ihrem heldenmütigen König Leonidas, während die übrigen Spartaner noch ruhig zuhause geblieben waren.

Xerxes hatte schon in Thessalien gehört, daß sich bei den Thermopylen ein kleines Heer versammelt hätte, und schickte einen Kundschafter zu Pferde ab, um die Stärke des feindlichen Heeres auszuforschen. Als der Reiter an das Lager heranritt, überschaute er es nicht ganz, sondern nur die, welche außerhalb vor der Mauer lagen. Hier sah er, wie einige Männer turnten, andere aber ihr Haar ordneten und flochten. Xerxes, der dies von dem Kundschafter erfuhr, begriff nicht, daß sich diese Männer zum Siege oder zum Tode vorbereiteten, sondern hielt ihr Benehmen für lächerlich. Er wartete noch vier Tage mit dem Angriff, um den Griechen, die ihm wie Rasende vorkamen, Zeit zur Besinnung zu geben. Da sie sich aber nicht zurückzogen, gab er am fünften Tage den Befehl, anzugreifen und die Griechen lebendig zu fangen und vor sein Angesicht zu führen. Die Perser drangen wütend vor; aber eine Menge von ihnen

fiel, und sie litten beträchtlichen Verlust. Da sah der König ein, daß er wohl viele Menschen, aber wenig Männer im Heere hatte. Als das Treffen den ganzen Tag gedauert hatte, und die Perser hart zugerichtet waren, rückte ein persischer Feldherr mit der Schar der 10000 „Unsterblichen" vor und hoffte bald mit den Feinden fertig zu werden. Doch auch sie richteten nichts aus; denn sie konnten in dem engen Passe ihre kurzen Speere wenig gebrauchen und auch von ihrer Übermacht keinen Nutzen ziehen. Die Spartaner aber fochten als tapfere und kriegskundige Männer. Zuweilen wandten sie den Persern den Rücken und flohen; wenn dann die Feinde nachjagten, schwenkten sie um und rückten ihnen entgegen, wobei sie eine Menge der Perser erschlugen, obschon sie selbst nur wenig Leute verloren. So mußten sich die Perser wieder unverrichteter Dinge zurückziehen. Während des Handgemenges soll Xerxes, der dem Gefechte zusah, dreimal von seinem Stuhle aufgesprungen sein aus Besorgnis für sein Heer. Am folgenden Tage griffen die Feinde an in der Hoffnung, die Griechen würden, da ihrer so wenig waren, alle verwundet und nicht mehr im stande sein, einen Arm zu rühren. Aber sie standen in ihren Gliedern und fochten, während ein Teil von ihnen den Fußweg bewachte.

Schwerlich hätten die Perser den Paß erobert, wenn nicht ein Grieche, Ephialtes, dem Xerxes in seiner Verlegenheit den Fußpfad über das Gebirge verraten und seine Landsleute ins Verderben geführt hätte. Dafür setzten die Griechen in der Folge einen Preis auf seinen Kopf, und Ephialtes ward zum Lohn seines Verrats späterhin erschlagen.

Xerxes aber nahm den Vorschlag des Ephialtes freudig auf und ließ zur Abendzeit seinen Feldherrn mit den „Unsterblichen" aus dem Lager aufbrechen. Nun zogen die Perser die ganze Nacht hindurch über das Gebirge, und mit Anbruch der Morgenröte befanden sie sich auf der Höhe, wo 1000 schwergerüstete Griechen den Pfad bewachten.

Als diese das Laub unter den Füßen der anziehenden Perser rascheln hörten, und ein großes Geräusch entstand, legten sie ihre Rüstungen an, und bald drang ein dichter Pfeilregen auf sie ein, so daß die Griechen auf die Gipfel der Berge flohen und sich zum Tode bereiteten. Die Perser zogen jedoch, ohne sich um sie zu kümmern, den Berg hinab.

Den Griechen bei Thermopylä hatte schon ihr Wahrsager, wie er die Opfer betrachtete, vorhergesagt, daß sie am Morgen ihren Tod finden würden. Bald erfuhren sie auch durch den Späher, daß die Perser über den Berg zogen. Nun hielten sie einen Kriegsrat, und ihre Meinungen waren geteilt, da ein Teil abziehen, die andern den Platz nicht verlassen wollten. Darauf trennten sie sich und ein Teil zog ab. Dem Leonidas aber und seinen Spartanern geziemte es nicht, den Platz zu verlassen, zu dessen Verteidigung sie abgesandt waren, zumal da die Lacedämonier (Spartaner) gleich im Anfange des Krieges den Orakelspruch erhalten hatten, entweder würde Lacedämon von den Feinden zerstört werden, oder ihr König würde fallen.

Xerxes rückte am Morgen mit seinen Scharen vor; auch die Griechen unter Leonidas gingen, da sie nun in den Tod zogen, weiter vor in die Breite der Schlucht. Im Handgemenge fiel eine Menge der Feinde, die von ihren Hauptleuten mit Geißelhieben in den Kampf getrieben wurden; viele stürzten ins Meer und ertranken; noch mehr wurden lebendig von den andern zertreten. Die Griechen aber, da ihnen der Tod gewiß war, setzten alle ihre Kraft daran und schonten weder ihr noch der Feinde Leben. Den meisten waren schon die Lanzen zerbrochen; da gingen sie mit den Schwertern den Persern zu Leibe. Leonidas fiel nach heldenmütigem Kampfe im Getümmel und mit ihm viele tapfere Spartaner. Unter den vielen Persern, welche hinsanken, waren auch zwei Brüder des Xerxes. Um den Leichnam des Leonidas aber entstand ein großes Gedränge der Perser und Lacedämonier, bis ihn die Griechen durch

ihre Tapferkeit fortbrachten und die Feinde viermal in die Flucht schlugen. Aber mit der Ankunft der Perser, denen Ephialtes den Weg gezeigt hatte, gewann der Kampf eine andere Gestalt. Die Griechen zogen sich wiederum in die Enge des Weges hinter die Mauer zurück und scharten sich auf einen dichten Haufen zusammen. Hier wehrten sie sich mit den Schwertern und mit Hand und Mund; aber die Feinde begruben sie unter ihren Schlägen und umringten sie von allen Seiten.

Die viertausend Griechen wurden an der Stelle begraben, wo sie fielen, und für sie eine Denksäule errichtet:

„Mit dreihundertmal Zehntausenden kämpften einstmals
Hier viertausend Mann Peloponnesiervolk."

Für die Spartaner insbesondere gilt folgende Inschrift:

„Fremdling, melde dem Volk Lacedämons, daß wir hier liegen,
Weil im Gehorsam wir seine Gebote befolgt."

(L. Stacke.)

106. Sokrates. †

Sokrates war der Weiseste unter den Griechen. Sein Vater war Bildhauer und er selbst trieb eine zeitlang diese Kunst; doch seine liebste Beschäftigung war es, Jünglinge zu unterrichten. Sokrates lebte äufserst mäfsig; er afs und trank nur das Allergewöhnlichste, trug einen Mantel von gewöhnlichem Zeuge, ging immer barfufs und konnte ohne Beschwerde eine Nacht wachen. Sein Grundsatz war: Nichts bedürfen ist göttlich, und am wenigsten bedürfen, nähert der Gottheit am meisten.

Hatte er sich durch Laufen, Ringen und andere Leibesübungen erhitzt und kam an einen Brunnen, so trank er nicht sogleich, sondern füllte mehrmals einen Eimer und gofs ihn langsam wieder aus, teils um seiner Gesundheit nicht zu schaden, teils um sich in der Beherrschung seiner Begierden zu üben.

Einst beschwerte sich ein Athener über die Mühseligkeiten einer Fufsreise, die er soeben gemacht hatte.

„Hat dir dein Sklave folgen können?“ fragte Sokrates. „O ja.“ „Trug er etwas?“ „Ein grofses Bündel.“ „Der ist wohl recht müde?“ „Nein, ich habe ihn sogleich wieder mit einem Anftrage fortgeschickt.“ „Siehe,“ sagte Sokrates, „du hast vor deinem Sklaven Vorzüge des Glückes; er hat vor dir Vorzüge der Natur.“

Sokrates grüfste einen vornehmen Bürger auf der Strafse, der ihm nicht dankte, sondern stolz vorüberging. Die jungen Freunde des Weisen waren darüber unwillig. „Nicht doch,“ sagte Sokrates, „ihr würdet ja nicht zürnen, wenn mir einer begegnete, der häfslicher wäre, als ich. Warum ereifert ihr euch also, dafs dieser Mensch weniger höflich ist, als ich!“

Es war vorauszusehen, dafs sich Sokrates durch seine ausgezeichnete Weisheit und Tugend bei dem grofsen Haufen seiner verdorbenen Mitbürger, deren Sittenlosigkeit er mit Worten strafte, Hafs und Neid zuziehen mufste. Sie verleumdeten ihn also, verklagten ihn öffentlich, er glaube nicht an die Götter der Vaterstadt, und die ungerechten Richter verurteilten ihn zum Tode. Sokrates hörte sein Todesurteil mit der gröfsten Ruhe. Er verzieh allen, die ihn verurteilt hatten und freute sich, bald zu den Geistern der edeln Männer aus der Vorzeit hinüber zu wandeln. Dann wurde er ins Gefängnis geführt. Seine Schüler hatten den Gefängniswärter bestochen, dafs er die Thür des Kerkers offen liefse, damit ihr geliebter Lehrer sich durch die Flucht retten könnte. Er aber wies ihren Vorschlag zurück und trank den ihm dargereichten Giftbecher. (Walter.)

107. Die Gründung der Stadt Rom. †

In der Stadt Alba longa in Italien regierte der König Prokas. Er hinterließ das Reich seinen beiden Söhnen Numitor und Amulius mit der Bestimmung, daß jeder immer ein Jahr regieren solle. Aber Amulius verdrängte seinen

ältern Bruder vom Throne. Er ließ ihn zwar am Leben, mordete aber dessen Sohn, weil er fürchtete, die Nachkommen desselben würden das Unrecht einst rächen. Numitors Tochter aber, Rhea Silvia, bekam zwei Söhne, Romulus und Remus. Als Amulius dies erfuhr, ließ er die beiden Kinder der Mutter wegnehmen, sie in eine Mulde thun und in den Tiber werfen. Dieser war eben ausgetreten, und zu dem eigentlichen Bette des Flusses konnte niemand gelangen. Daher setzten die königlichen Diener die Mulde auf das seichte Wasser und gingen davon. Bald fiel das Wasser, und die Kleinen blieben auf dem Trocknen zurück. Hier fand eine Wölfin dieselben und säugte sie eine zeitlang. Bald darauf entdeckte sie der Hirte Faustulus. Er nahm sie mit und gab sie seiner Gattin Laurentia zum Erziehen. Hier wuchsen Romulus und Remus zu richtigen Hirtenknaben heran. Einst waren die königlichen Hirten mit den Hirten Numitors in Streit geraten. Romulus und Remus wurden gefangen und vor Numitor geführt, der sie als seine Enkel erkannte. Er entdeckte ihnen, welches Unrecht Amulius an ihnen gethan, wie er sie habe ertränken wollen, und forderte sie zur Rache auf. Sie verbanden sich mit einer Schar befreundeter Hirten, ergriffen den Amulius, töteten ihn und setzten ihren Großvater Numitor auf den Thron. Zum Lohn gab ihnen Numitor ein Stück Landes an dem Tiber, wo sie der Hirte gefunden hatte. Dort bauten sie eine Stadt, und diese Stadt war das später so mächtige Rom.

Gleich im Anfange war unter den Brüdern Streit, wer von ihnen der Stadt den Namen geben, wer sie als König beherrschen sollte. Der Streit artete endlich so aus, daß Romulus seinen Bruder erschlug. Er beherrschte nun die Stadt und benannte sie nach seinem Namen. (Walter.)

108. Fabricius, der tugendhafte Römer (280 v. Chr.). †

In Unteritalien lag die mächtige Stadt Tarent. Sie war von Griechen bewohnt, reichen und übermütigen

Menschen, die ein üppiges und leichtsinniges Leben führten. Diese hatten einst den Römern vier Schiffe weggenommen und die römischen Gesandten beschimpft. Solche Beleidigung zu rächen, rückten die Römer mit einem Heere herbei. Aber die Tarentiner riefen den König Pyrrhus zu Hilfe, dessen Reich Epirus jenseits des adriatischen Meeres lag. Dieser führte mit seinem Heere Elefanten herüber; auf dem Rücken derselben waren hölzerne Türmchen befestigt, von welchen herab je 16 Soldaten mit Lanzen und Pfeilen stritten. Mit Hilfe dieser Tiere schlug er die Römer in der ersten Schlacht. Aber sie hatten ihm doch solchen tapfern Widerstand entgegengesetzt, dafs er voll Bewunderung ausrief: „Mit solchen Kriegern wollte ich die ganze Welt erobern!“ Gern hätte er Frieden geschlossen; allein die Römer, obschon besiegt, verlangten stolz, dafs er Italien räume; sonst könne von Frieden keine Rede sein.

Um die Gefangenen auszulösen, schickten die Römer den Cajus Fabricius als Gesandten an Pyrrhus. Er war schon Konsul gewesen, aber ein ganz einfacher Mann und arm geblieben. Er hatte nur einen Acker, den er selbst baute. Da der König wufste, in welchem Ansehen Fabricius in Rom stand, so suchte er ihn zu gewinnen, um durch ihn den ersehnten Frieden zu erlangen. Er bot ihm ein grofses Geschenk an, nicht um ihn zu etwas Ungerechtem zu verleiten, sondern nur als Zeichen seiner Hochachtung, wie er sagte. Aber Fabricius wies es zurück mit den Worten: „Wohl bin ich arm; aber dennoch bin ich glücklich. Behalte also dein Geld und ich will meinen guten Namen behalten.“ Da beschlofs der König, zu versuchen, ob die Furcht nicht mehr über den Römer vermöge als der Glanz des Goldes. Am folgenden Tage liefs er einen seiner gröfsten Elefanten heimlich an das Zelt führen und hinter dem Vorhang aufstellen, vor welchem Fabricius Platz genommen hatte.

Auf ein gegebenes Zeichen wird der Vorhang hinweggezogen, und der Elefant streckt mit fürchterlichem Gebrüll seinen Rüssel über den Kopf des Fabricius aus. Der aber sagt ganz ruhig zum König: „So wenig mich gestern dein Geld reizte, so wenig schreckt mich heute dein Elefant.“

Fabricius kehrte nach Rom zurück. Es kam zu einer neuen Schlacht. Pyrrhus siegte zwar wieder, verlor aber so viele Leute, dafs er ausrief: „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!“ Fabricius wurde jetzt Anführer der Römer. Da erhielt er einen Brief, worin der Leibarzt des Königs sich erbot, gegen eine angemessene Belohnung seinen Herrn zu vergiften. Fabricius las den Antrag mit edlem Unwillen und sandte den Brief an Pyrrhus, damit er sich gegen die Verräterei seines Arztes sichere. Voll Bewunderung rief der König: „Wahrlich, eher wird die Sonne von ihrer Bahn weichen, als Fabricius vom Pfade der Tugend.“ Er liefs den Arzt hinrichten, schickte aus Dankbarkeit den Römern alle ihre Gefangenen ohne Lösegeld zurück und liefs abermals um Frieden bitten. Die Römer sagten: „Für die auch dem Feinde schuldige Gerechtigkeit lassen wir uns nicht bezahlen!“ und sandten eben so viele Kriegsgefangene zurück. Die Friedensverträge aber wurden verworfen.

In einer dritten Schlacht wurde Pyrrhus geschlagen und floh voll Bestürzung in sein Land zurück. Die Römer waren jetzt Herren von ganz Italien. Noch blühte unter ihnen Einfachheit, biedere Rechtschaffenheit und strenge Tugendliebe. Die vornehmsten Römer hielten es noch für keine Schande, den Acker selbst zu bauen.

(Züricher Lesebuch.)

109. Julius Cäsar am Rheine. †

Als der römische Feldherr Cäsar den deutschen König Ariovist aus Gallien*) über den Rhein getrieben hatte (58 v. Chr.), begann er die Unterwerfung der gallischen Völker, welche den Deutschen an Tapferkeit nicht gleich waren. Er bezwang eines derselben nach dem andern und rückte dem Niederrheine immer näher. Da kam auch die Botschaft zu ihm, dafs zwei deutsche Völkerschaften aus Westfalen von den Sueven**) gedrängt, über den Rhein gegangen wären, um sich neue Wohnplätze in Gallien zu suchen. Sie hatten ihre Weiber und Kinder, ihre Knechte und Herden und alle ihre Habe bei sich und waren über 30000 Köpfe stark. Weil Cäsar aber glaubte, Gallien gehöre ihm zu, so wies er sie wieder über den Rhein zurück. Sie antworteten ihm: Sie seien von den Sueven gezwungen worden, aus ihrer Heimat auszuwandern; sie verlangten nichts als ein Land zum Wohnen; er möge ihnen die Felder lassen, die sie mit den Waffen eingenommen hätten, oder ihnen andere zuteilen. Übrigens sei es nicht germanische Weise, einen Krieg durch Bitten abzuwenden, sondern dem gegenüber zu treten, der den Streit wolle. Daher stehe es ihm frei, ihre Freundschaft oder den Krieg zu wählen. Sie wichen niemandem als den Sueven, denen selbst die unsterblichen Götter im Kampfe nicht gleich wären; sonst sei auf Erden keiner, den sie nicht überwinden könnten. Dennoch wurden sie von Cäsar überwunden, aber durch welsche Hinterlist. Als ihre Fürsten und Ältesten zur Unterhandlung zu ihm kamen, nahm er sie plötzlich gefangen, überfiel das feindliche Lager und schlug und zersprengte das Volk, das ohne Führer

*) Das heutige Frankreich. **) Ein mächtiger deutscher Volksstamm im Osten und Süden Deutschlands.

war. Einige von ihnen waren über den Rhein zurück zu den Sigambrern*) entflohen. Da verlangte Cäsar ihre Auslieferung. Die Sigambrer aber antworteten: Wenigstens sei doch der Rhein die Grenze des römischen Reiches. Wenn er nicht wolle, dafs die Deutschen wider seinen Willen über den Flufs gingen, warum er sich denn auf ihrer Rheinseite anmafse, Befehle zu geben? Solche Sprache verdrofs den stolzen Römer. Auch war es ihm noch im frischen Andenken, dafs die Sueven unter Ariovist in Gallien eingefallen waren; daher beschlofs er, eine Brücke über den Rhein zu schlagen und den deutschen Völkern in ihrem eigenen Lande der Römer Macht fühlen zu lassen. Er erbaute in zehn Tagen eine grofse hölzerne Brücke mit vieler Kunst im Lande der Ubier, etwas unterhalb des Ortes, wo die Mosel in den Rhein fällt, also in der Gegend von Andernach. Er wollte den mächtigen Bund der Sueven angreifen; diese aber brachten Hab und Gut und Weiber und Kinder in die Wälder zurück und sammelten alle streitbare Mannschaft in der Mitte ihres Gebiets, um hier den Feind zu erwarten. Sie hatten ihren Kampfplatz sehr klug ausgewählt, denn Cäsar hielt es nicht für ratsam, ihnen bis dahin zu folgen. Er verweilte nur 18 Tage auf der rechten Seite des Rheines, verwüstete die Gegenden an der Sieg, wo die Sigambrer damals wohnten, durch Sengen und Brennen und kehrte dann über den Flufs zurück. Den Ubiern, die ihm bei dieser Gelegenheit treue Helfer gewesen waren, gab er Wohnsitze auf der linken Rheinseite, und die Römer gründeten nachher in ihrem Lande eine Kolonie, nach der Agrippina, der Gemahlin des Kaisers Claudius, die hier geboren war, Colonia Agrippina genannt, aus welcher die grofse und wichtige Stadt Köln erwachsen ist

*) An der Sieg.

Die Sueven aber waren so wenig vor den Römern in Furcht, dafs sie bald nachher den Trevirern (bei Trier) gegen sie Hilfe schickten. Daher beschlofs Cäsar zum zweiten Male über den Rhein zu gehen. Er stellte die Brücke wieder her, konnte aber in Deutschland wieder nicht vordringen; denn die Sueven hatten ihre Anstalten eben so klug getroffen, wie das erste Mal.

(F. Kohlrausch.)

110. Polykarpus. †

„Was tötet ihr die Glieder?“ rief die Wut des Heidenpöbels: „sucht und würgt das Haupt!“

Man sucht den frommen Polykarpus, ihn, Johannes Bild und Schüler. Sorgsam hatten die Seinen ihn aufs Land geflüchtet. „Ich sah diese Nacht das Kissen meines Hauptes in voller Glut,“ so sprach der kranke Greis, und wachte mit besondrer Freude auf. „Ihr, Lieben, mühet euch umsonst. Ich soll mit meinem Tode Gott lobpreisen.“ Da erscholl das Haus vom stürmenden Geschrei der Suchenden. Er nahm sie freundlich auf. „Bereitet,“ sprach er, „diesen Müden noch ein Gastmahl, ich bereite mich indes zur Reise auch.“ Er ging und betete, und folgete mit vielen Schmerzen ihnen zum Konsul. Als er auf den Richtplatz kam, rief eine mächt’ge Stimme im Busen ihm: „Sei tapfer, Polykarp!“ — Der Konsul sieht den heitern, schönen, ruhigsanften Greis verwundernd. „Schone,“ sprach er, „deines Alters, und opfre hier, entsagend deinem Gott!“ — „Wie sollt’ ich einem Herrn entsagen, dem zeitlebens ich gedienet, und der mir zeitlebens Gutes that?“ — „Und fürchtest du denn keines Löwen Zahn?“ — „Zermalmet mufs das Weizenkorn doch einmal werden, sei’s wodurch es will, zur künft’gen neuen Frucht.“ Der Pöbel rief: „Hinweg mit ihm! Er ist der Christen Vater. Feuer, Feuer her!“ Sie trugen Holz zusammen, und mit Wut ward

er ergriffen. „Freunde,“ sprach er, „hier bedarf's der Bande nicht. Wer dieser Flamme mich würdigte, der wird mir Mut verleih'n!“ Und legte still den Mantel ab und band die Sohlen seiner Füfse los und stieg hinauf zum Scheiterhaufen. Plötzlich schlug die Flamm' empor, umwehend ringsum ihn gleich einem Segel, das ihn kühlete, gleich einem glänzenden Gewölbe, das den Edelstein in seine Mitte nahm und schöner ihn verklärte, bis ergrimmt ihm eine freche Faust das Herz durchstiefs. Er sank, es flofs sein Blut, die Flamm' erlosch, und eine weifse Taube flog empor.

Du lachst der weifsen Taube? Soll einmal ein Geier dir, dem Sterbenden, die Brust durchbohren? dem Gestorbenen das Aug' ein Rab' aushacken? aus der Asche sich Molch oder Natter winden? Spotte nicht des Bildes, das die Sage sich erschuf: Nur Einfalt, Unschuld gibt im Tode Mut. (J. G. Herder.)

111. Odin.

Im Lande der Semnonen zwischen Oder und Elbe befand sich das größte Bundesheiligtum der suevischen Stämme. Es war dies ein heiliger Hain mit der Bildsäule des Kriegsgottes Odin. Als mächtiger Lenker der Schlachten, als erhabener Schützer in jedwedem Kampfe galt dieser Gott für den vornehmsten unter den germanischen Asen. Durch ihn nur gab es Sieg und Beute, und ohne ihn war kein Himmel. Wer nicht in seinem Dienste stand, d. h. wer nicht im Kampfe sein Leben verlor, dem öffnete er nicht die Pforten Walhallas. Hatte also jemand einen ruhigen, natürlichen Tod gefunden, so mußte er als stummer Schatten hinabwandern in die Unterwelt, in das Reich der bleichen Hela. Traurig schritten da die Schatten an einander vorüber, und nur durch leises Summen vermochten sie sich gegenseitig ihre Klagen mitzuteilen. Da gab es weder Kampf, noch Spiel, noch Trank. Es war ein trauriger, freudenleerer Ort.

Wie ganz anders erging es den gefallenen Helden! Sie, aber auch nur sie, schwebten hinauf in Odins ewige Himmelsräume. Dort lag Walhalla, eine große, schöne Stadt mit 500 Thoren und 50 Pforten. Hier war der Wohnsitz tapferer Männer, hier führten sie ein herrliches Leben; denn sie konnten ihren liebsten Gewohnheiten folgen, ihre Lieblingswünsche erfüllen. Täglich ritt Odin mit ihnen hinaus vor die Thore der Stadt. Dort tummelten sie ihre Rosse und ergötzten sich in lustigen Kämpfen. Sie durchbohrten sich mit den Speeren, spalteten sich die Köpfe und teilten so gewaltige Hiebe aus, daß Arme und Beine umherflogen. War aber der Kampf beendet, so saßen alle, als wäre nichts geschehen, wieder gesund und frisch auf ihren Rossen, und lustig ging es nach der Stadt zurück. Dort wartete ihrer das Mahl. An langen Tafeln saßen sie da und schmausten ihr Lieblingsgericht, den Schweinebraten. Dessen gab es genug in Walhalla; denn es war dort ein Schwein, Namens Skrimmer, welches immer ganz und unversehrt blieb, wenn man auch täglich viel große Stücke davon abschnitt. Darüber freuten sich die hungrig gewordenen Kämpfer über die Maßen. Sie ließen sich den Braten herrlich munden und tranken in langen Zügen den köstlichen Gerstentrank, den ihnen die ewigen Jungfrauen, Walküren genannt, in schönen Gefäßen reichten. Auch Milch war im Überfluß vorhanden; denn die Euter der Ziege Heidrun wurden nie leer.

So dachten sich die alten Germanen das Reich ihres Gottes Odin. Kein Wunder also, wenn das Leben der freien Sueven fast in beständigem Kampfe bestand, im Kampfe gegen fremde Völker oder gegen die wilden Tiere des heimischen Waldes. Daher galten auch Mut und Ausdauer im Kampfe für die höchsten Tugenden des Mannes. Ebenso natürlich war es aber auch, daß die alten Deutschen ihren Odin über alles verehrten, da er ihnen die höchsten Güter bescherte. Und wahrlich, nichts glich der Ehrfurcht, mit

welcher die Semnonen und andere suevische Völker dem Haine sich naheten, welcher ihrem Gott Odin geheiligt war. Ihre tiefe Ehrfurcht glaubten sie durch nichts besser ausdrücken zu können, als wenn sie dem Gott ihr höchstes Gut zum Opfer brächten. Ihr höchstes Gut war aber die Freiheit. Daher wagte es kein Sueve, dem Haine Odins anders zu nahen, als mit gefesselten Gliedern und in demütigster Stellung. Keiner wagte aufzuschauen, wenn der Priester dem Gott opferte und seinen Willen ihnen verkündigte. War das Opferfest vorüber, dann zogen sie sich gebückt zurück, und erst außerhalb des Haines entledigten sie sich ihrer Fesseln. Dann aber erhoben sie auch wieder ihr Haupt in stolzem Mute und schritten dahin, frei und kühn, wie sie gekommen waren. (Henning.)

112. Die Hunnen. ††

Den Anstofs zu der Völkerwanderung gab ein wildes Nomadenvolk, das von Asien her in Europa einbrach. Es waren die Hunnen, Leute mit schwarzem, struppigem Haar, schmutziggelber Gesichtsfarbe, schiefen Augen, breitschulterig und klein von Leibe und so fürchterlich wild, als sie häfslich von Ansehen waren. Sie lebten von wilden Wurzeln und von Fleisch, das sie nicht kochten, sondern wie einen Sattel aufs Pferd legten und durch einen tüchtigen Ritt mürbe machten. Feste Wohnsitze kannten sie nicht. Von Kindesbeinen an schweiften sie im Freien, in Bergen und Wäldern umher und lernten Hitze und Kälte, Hunger und Durst ertragen. Ihre Kleider waren leinene Kittel oder Felle wilder Tiere. Die Beine umwickelten sie mit Bocksfellen. Von ihren Pferden waren sie unzertrennlich, sie afsen, tranken und schliefen darauf. Ihre Weiber und Kinder führten sie in Karren mit sich. Krieg war ihre gröfste Lust. Mit schrecklichem Geheul begannen sie die Schlacht. Ohne Ordnung, aber schnell wie der Blitz stürzten sie sich

auf den Feind. Wich er ihren Pfeilen und Säbelhieben aus, so warfen sie ihm Schlingen um den Hals und schleppten ihn mit sich fort. Nichts kam ihrer Raubsucht und Grausamkeit gleich. So zogen sie raubend, sengend und mordend von Land zu Land und trieben die Völker vor sich her, wie der Wolf die Herde jagt.

Am gefährlichsten wurde ihre Macht unter dem Könige Attila oder Etzel. Das war ein gewaltiger Kriegsheld. Von ihm sagte man, wenn er sein Schwert in die Erde stiefs, so bebten hundert Völker, und Rom und Konstantinopel zitterten. Er selbst nannte sich Gottesgeifsel. Und alles Land, das er betrat, erfuhr, dafs er wirklich eine Geifsel Gottes, eine Zuchtrute der Völker war.

Seine Herrschaft reichte von den Grenzen Asiens bis tief nach Deutschland hinein. Aber das genügte ihm nicht. Auch den Westen von Europa bis zum Ozean hin wollte er besitzen. Darum brach er mit einem Heere von mehr als einer halben Million Streitern auf, zog durch Österreich und Bayern und ging dann über den Rhein nach Frankreich. Sein Zug glich dem der Heuschreckenschwärme, welche die Saatfelder, auf die sie fallen, in wenigen Stunden zur Wüste machen. Eine Menge blühender Städte sank in Schutt und Asche. Plünderung, Mord und Brand wütete allenthalben, wo die wilden Scharen sich hinwälzten.

In dieser Not verbanden sich Römer und deutsche Völker, Westgoten, Franken u. s. w., dem Weltstürmer gemeinsam entgegenzutreten. Auf den katalaunischen Ebenen, wo jetzt die Stadt Chalons liegt, stiefsen die feindlichen Heere auf einander (451). Hier geschah die grofse Hunnenschlacht, in der es sich entscheiden sollte, ob Europa hinfort den kräftigen deutschen Völkern oder den hunnischen Barbaren gehören sollte. Es war ein fürchterlich blutiger Kampf. So grimmig war die Wut der Streitenden, dafs die Sage erzählt, noch drei Tage

nachher hätten die Geister der Erschlagenen in den Lüften mit einander gerungen. Gegen 200000 Tote deckten das Schlachtfeld. Aber Attila ward geschlagen und mufste mit den Überbleibseln seines Heeres nach Ungarn zurückkehren. Nach seinem Tode zerfiel sein Reich. Die unterjochten Völker machten sich wieder frei, und die Hunnen verschwanden allmählich aus Europa. (Andrä.)

113. Das Grab im Busento. †

Nächtlich am Busento lispeln, bei Cosenza, dumpfe Lieder. Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder. Und den Fluß hinauf, hinunter zieh'n die Scharen tapfrer Goten, die den Alarich beweinen, ihres Volkes besten Toten. Allzufrüh und fern der Heimat mußten hier sie ihn begraben, während noch die Jugendlocken seine Schultern blond umgaben. Und am Ufer des Busento reihten sie sich um die Wette. Um die Strömung abzuleiten, gruben sie ein frisches Bette. In der wogenleeren Höhlung wühlten sie empor die Erde, senkten tief hinein den Leichnam mit der Rüstung auf dem Pferde. Deckten dann mit Erde wieder ihn und seine stolze Habe, daß die hohen Stromgewächse wüchsen aus dem Heldengrabe. Abgelenkt zum zweiten Male, ward der Fluß herbeigezogen. Mächtig in ihr altes Bette schäumten die Busentowogen. Und es sang ein Chor von Männern: „Schlaf' in deinen Heldenehren! Keines Römers schnöde Habsucht soll dir je dein Grab versehren!“ Sangen's, und die Lobgesänge tönten fort im Gotenheere. Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere! (Platen.)

114. Die Schlacht bei Zülpich. (496 n. Chr.)

Chlodewig, der Frankenkönig, sah in Zülpichs heißer Schlacht, daß die Alemannen siegten durch der Volkszahl Übermacht. Plötzlich aus des Kampfs Gedränge

hebt er sich auf stolzem Roß, und man sah ihn herrlich ragen vor den Edlen, vor dem Troß. Beide Arme, beide Hände hält er hoch empor zum Schwur, ruft mit seiner Eisenstimme, daß es durch die Reihen fuhr: „Gott der Christen, Gott am Kreuze, Gott, den mein Gemahl verehrt, so du bist ein Gott der Schlachten, der im Schrecken niederfährt, hilf mir dieses Volk bezwingen, gib den Sieg in meine Hand, daß der Franken Macht erkennen muß des Rheins, des Neckars Strand! Sieh', so will ich an dich glauben, Kirchen und Kapellen bau'n und die edlen Franken lehren, keinem Gott als dir vertrau'n." — Sprach es, und aus Wolken leuchtend brach der Sonne voller Strahl. Frischer Mut belebt die Herzen, füllt des schwachen Häufleins Zahl. Chlodwig selbst ergriff das Banner, trug es in der Feinde Reih'n, und die Franken, siegesmutig, stürzten jauchzend hinterdrein. Schreck ergriff der Feinde Rotten. Feige wenden sie und flieh'n. All ihr Kriegsruhm ist erloschen, ihre Macht und Freiheit hin. König Chlodwig ließ sich taufen und sein edles Volk zugleich, und ob allen deutschen Stämmen mächtig ward der Franken Reich. — Wenn sie einst den Gott verlassen, der bei Zülpich Sieg verlieh, ist den Alemannen wieder Macht gegeben über sie. — (Simrock.)

115. Muhammed. †

Etwa 600 Jahre, nachdem Christus die Erde verlassen hatte, trat im Morgenlande ein Mann auf, der sich für einen Propheten Gottes ausgab und eine neue Religion stiftete, zu der sich jetzt noch Millionen von Menschen bekennen. Muhammed ist sein Name. Er wurde in Arabien geboren, einer Halbinsel im südwestlichen Asien. Seine Eltern starben früh, und er wurde deshalb von seinem Oheime in der Stadt Mekka erzogen. Schon von seinem dreizehnten Jahre an machte er mit diesem in Kaufmannsgeschäften weite Reisen, wobei er sich viele Kenntnisse erwarb und namentlich

auch die Religionen der Christen und Juden kennen lernte. Die Araber waren damals noch einem rohen Götzendienste zugethan. Muhammed war überzeugt, daß dieser die Menschen nicht glücklich machen könne; daher entschloß er sich, seine Landsleute einen neuen Glauben zu lehren. Weder Judentum noch Christentum sagte ihm zu, und er entschloß sich, eine neue Religion zu verkünden.

Als er 40 Jahre alt geworden, da erzählte er einmal den Seinen, der Erzengel Gabriel sei ihm in der Nacht erschienen und habe ihn angeredet: „Muhammed, du bist der Prophet Gottes, und ich bin Gabriel!" Seine Verwandten glaubten diese Erzählung, und bald verehrten ihn auch andere als einen Propheten. Doch fehlte es ihm nicht an zahlreichen Gegnern; besonders waren seine eigenen Stammgenossen über ihn erbittert, weil ihnen seine neue Lehre als eine Beschimpfung der Religion ihrer Väter vorkam. Sie nötigten ihn sogar, sich aus Mekka zu flüchten. Muhammed wandte sich darauf nach Medina, welche Stadt mit Mekka in Feindschaft lebte. Diese Flucht, Hedschra genannt, fand im Jahre 622, am Freitag den 16. Juli statt; von da an zählen die Anhänger Muhammeds ihre Jahre, und der Freitag wird als Festtag gefeiert. Die Bewohner von Medina nahmen Muhammed mit Begeisterung auf. Sie begleiteten ihn nach Mekka. Die Stadt wurde erobert und die neue Lehre bald durch ganz Arabien verbreitet. Überall ließ Muhammed die Götzenbilder zerschlagen; Juden und Christen aber wurden bei ihrem Glauben belassen, wenn sie Tribut zahlten. Muhammed starb im Alter von 63 Jahren. Seine Nachfolger (Chalifen, d. h. Statthalter) verbreiteten seine Lehre allmählich mit dem Schwerte über einen großen Teil Asiens, den Norden Afrikas, ja bis nach Spanien hinüber. Auch von Kleinasien her drangen muhammedanische Stämme in Europa ein. Einer derselben, die Türken genannt, eroberte im Jahre 1453 die Stadt Konstantinopel und machte dem oströmischen Kaiserreich ein Ende. Noch heute

herrschen dort die Muhammedaner, während sie Spanien wieder haben verlassen müssen.

Muhammed konnte weder lesen noch schreiben; darum zeichneten seine Anhänger seine Offenbarungen auf. Die Sammlung derselben wird Koran, und Muhammeds Lehre Islam genannt. Die wichtigsten Sätze derselben sind: Allah ist Gott, Muhammed sein Prophet. Moses und Christus sind auch Propheten; aber der größte ist Muhammed. Im Paradies warten des Gläubigen (Moslem, Muselmann) unermeßliche Schätze, prächtige Kleider, die schönsten Rosse, feine Speisen und Getränke. 80000 Knechte und 72 Dienerinnen bedienen ihn. Zur Hölle verdammt sind die Heuchler, Götzendiener, Zauberer, Sternanbeter, Juden, Christen und gottlosen Muhammedaner. Die Schicksale der Menschen sind vorher bestimmt und unabänderlich. Beten führt auf halbem Wege zu Gott; Fasten bringt an den Eingang zum Himmel, und Almosen öffnet die Thür. Darum muß der Moslem täglich fünf Gebete sprechen, das Antlitz nach Mekka gerichtet, sich fünfmal waschen und in seinem Leben wenigstens einmal nach Mekka pilgern. Erlaubt ist die Vielweiberei, verboten das Spielen und Weintrinken. Der Islam muß über die ganze Erde verbreitet werden; darum ist es Pflicht der Gläubigen, den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen zu führen. Ein Tropfen Bluts in Gottes Sache vergossen, eine Nacht in Waffen zugebracht, ist mehr wert, als zwei Monate fasten und beten. Wer im Treffen fällt, dessen Sünden sind vergeben.

(G. Eberhard.)

116. Bonifazius.

Der heilige Bonifazius war ein Angelsachse, und die kleine südwestliche Halbinsel Englands war seine Heimat. Hier wurde er zu Kirton im Jahre 680 geboren und erhielt in der Taufe den Namen Winfried. Er hatte eine gelehrte Bildung erhalten, war Priester geworden und ging im Mannesalter nach dem Festlande hinüber, von dem frommen

Eifer beseelt, den heidnischen Stammvätern seines Volkes, den Friesen und Sachsen, das Evangelium zu verkündigen. Und vierzig Jahre lang hat er für die Ausbreitung des Christentums mit ebenso freudiger Selbstaufopferung als mit großartigem Erfolge gewirkt, weshalb ihm auch der Ehrenname „Apostel der Deutschen“ zu teil geworden ist. — Die Friesen setzten ihm den hartnäckigsten Widerstand entgegen; aber sie entmutigten ihn nicht. Er ging nach Rom, wurde zum Bischof geweiht und kehrte nach Deutschland zurück, wo er überall die heidnischen Heiligtümer zerstörte und zahlreiche christliche Kirchen und Klöster gründete. So hieb er im Lande der Hessen die berühmte heilige Eiche zu Geismar eigenhändig nieder. Die Wut der heidnischen Hessen, welche in großer Zahl Zeugen der kühnen That des Fremdlings waren, wich bald dem Schrecken, als sie wirklich den gewaltigen Riesenbaum niederstürzen sahen, und sie verließen die wehrlosen Götter ihrer Väter und ließen sich scharenweise taufen. — Die erste christliche Kirche hat Bonifazius im Thüringer Walde bei dem Dorfe Altenberga gegründet, woselbst ihm in neuester Zeit ein Denkmal errichtet worden ist. Ein zweites wurde ihm in Fulda geweiht. Hier gründete er 744 ein Kloster, welches nach dem Flusse benannt wurde und bald zu einer großartigen und weitberühmten Bildungsschule für Geistliche emporblühte. Die heutige Stadt Fulda verdankt diesem Kloster ihren Ursprung.

Inzwischen war die Zahl der von Bonifazius in Bayern, Thüringen, Hessen u. s. w. gegründeten Klöster, Kirchen und Bistümer von Jahr zu Jahr gewachsen. Daher erhob ihn der Papst (745) zum Erzbischof von Mainz, und vierzehn Bistümer wurden ihm untergeordnet. Immer aber zog es ihn in das Land zurück, in welchem er seine Missionsthätigkeit begonnen, in das Land der Friesen, zu den Gestaden der Nordsee. Mit einem zahlreichen Gefolge von Priestern und Mönchen kam er dahin und zog von Ort zu Ort, überall die Götzenbilder und heidnischen Altäre zerstörend und mit

glühender Begeisterung das Evangelium verkündigend. Da rottete sich eine große Schar Friesen zusammen, Rache zu nehmen für ihre beleidigten Götter und den kühnen Christenprediger niederzuhauen. Sie überfielen (755) Bonifazius bei Dokkum, nahe dem Gestade der Nordsee. Seine Begleiter wollten ihn und sich verteidigen, er aber wehrte es ihnen, und so wurden sie sämtlich, 52 an der Zahl, ermordet.

Bonifazius war 75 Jahre alt geworden. Sein ganzes Leben, wie sein Märtyrertod, war ein Gott freudig dargebrachtes Opfer. Er ist als der Gründer der deutschen Kirche anzusehen. (A. Dittmann.)

117. Karl der Große. (768—814.)

Karl, der Sohn Pipins des Kurzen, der sich zum Könige der Franken emporgeschwungen, wurde am 2. April 742, wahrscheinlich zu Aachen, geboren. Im 26. Lebensjahre bestieg er den Thron, und von dieser Zeit an war sein ganzes Leben zwischen beständigen Kriegen geteilt.

Am hartnäckigsten und langwierigsten waren seine Kämpfe mit den Sachsen, die oft den kaum geschlossenen Frieden brachen und neue Kriege veranlaßten. Dieses kriegerische Volk bewohnte damals die weite Ebene zwischen der Elbe, dem Niederrhein und der Nordsee. Geschützt durch unermeßliche Wälder und Sümpfe, mehr aber noch durch angestammte Tapferkeit, hielt es unter allen deutschen Stämmen noch allein an den alten heidnischen Sitten fest und fiel wiederholt raubend und mordend ins fränkische Gebiet ein. Erst nach 31jährigem harten Kampfe gelang es Karl, sich dieses kriegerische Volk für immer zu unterwerfen und somit dem Christentume bei den Sachsen Eingang zu verschaffen.

Wittekind und Alboin, die Anführer der Sachsen, ließen sich mit vielen ihrer Landsleute taufen. Bistümer, Kirchen und Klöster zu Osnabrück, Paderborn, Münster ꝛc., pflegten christliche Lehre und christliches Leben im Sachsenvolke.

Einen zweiten Feind fand Karl in dem Longobardenkönige Desiderius in Italien, der dem Papste das demselben von Karls Vater geschenkte Ländergebiet — die Umgegend von Rom — wieder entreißen wollte. Karl ging über die Alpen, eroberte Oberitalien, setzte Desiderius ab und nannte sich nun König der Franken und Longobarden. — Auf die Bitte arabischer Statthalter in Spanien, die ihn gegen ihren Kalifen um Hilfe anflehten, brach er auch nach Spanien auf und eroberte alles Land bis an den Ebro. Er unterwarf sich Bayern, bezwang die räuberischen Avaren in Ungarn, die Slaven, die an der Havel und Spree wohnten, und die Normänner, die von dem heutigen Dänemark und Norwegen aus verheerende Einfälle in den Norden Deutschlands gemacht hatten.

Der Ruf so vieler und so großer Siegesthaten verbreitete sich weit über die Grenzen Europas hinaus. Überall wurde Karls Name mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt. Fremde, weitentfernte Könige suchten seine Freundschaft, schickten Gesandte an ihn und ehrten ihn mit Geschenken. Das größte Aufsehen erregte die Gesandtschaft, welche der mächtige und weise Kalif Harun al Raschid an ihn schickte. Unter den vielen kostbaren Geschenken, welche die Morgenländer von ihrem Herrn mitbrachten, befand sich auch eine messingene Wasseruhr, wahrscheinlich die erste, welche nach Europa kam. Die Uhr zeigte die Stunden durch den Fall eherner Kugeln auf ein metallenes Becken an.

Im Jahre 799 zog Karl nach Rom, um dem Papste Leo III. gegen dessen Feinde beizustehen. Die Ruhe war bald hergestellt, und es nahte das Weihnachtsfest. Es sollte diesmal nicht nur sehr glänzend, sondern auch für alle Zukunft bedeutungsvoll werden. Papst Leo III. setzte dem auf den Stufen des Altars knienden Karl die goldene Krone auf das Haupt und salbte ihn zum römischen Kaiser. Das Volk aber rief dreimal: „Leben und Sieg Karl dem Großen, dem uns von Gott gekrönten, Friede bringenden

Kaiser!" Trompeten schmetterten; helle Musik ertönte in tausendfachem Jubel des Volkes; ein zahlreicher Chor stimmte den Krönungsgesang an.

So war Karl zu einer kaum geahnten Macht emporgestiegen. Sein Reich erstreckte sich von den Pyrenäen bis zur Oder, von der Nord- und Ostsee bis zur Südküste Italiens. Diese gewaltige Masse von Ländern wußte seine Hand aber so gut zu lenken, als sie das Schwert zu führen gewohnt war. Aus allen Ländern mußten ihm regelmäßig Berichte eingeschickt werden; nach allen Richtungen sandte er Befehle und wußte denselben Nachdruck zu geben.

Sein Petschaft war in seinen Degenknopf eingegraben. Hatte er nun einen Befehl an einen widerspenstigen Herzog untersiegelt, so pflegte er wohl zu sagen: „Hier ist mein Befehl, und hier" — den Degen schüttelnd — „der, welcher ihm Gehorsam verschaffen soll." Auf die Rechtspflege richtete Kaiser Karl sein ganz besonderes Augenmerk. Er liebte auch die Baukunst und ließ zahlreiche und prächtige Bauten aufführen, wie zu Aachen, woselbst er sich überhaupt am liebsten aufhielt.

Karl war von starkem Körperbau und erhabener Gestalt. Er hatte eine hohe, klare Stirne und große, lebhafte Augen, die dem Freunde fröhlich, dem Feinde furchtbar leuchteten. Im Reiten, Fechten und Schwimmen war er sehr geschickt; auf der Jagd kämpfte er mit Bären, Wölfen und Auerochsen. Im Essen und Trinken war er höchst mäßig. Kleiderpracht liebte er nicht; am liebsten trug er Kleider, die seine Töchter gesponnen und gewebt hatten. Nur an Reichstagen und bei hohen Festen erschien er mit voller Majestät, mit einer goldenen, von Diamanten strahlenden Krone auf dem Haupte, angethan mit einem langen, herabwallenden Mantel.

Am 28. Januar 814 schied Kaiser Karl aus diesem Leben, indem er sterbend betete: „In deine Hände, o Herr, befehle ich meinen Geist!" Sein Andenken aber lebt fort in den Sagen und Liedern des Volkes. (Münchener Lesebuch.)

118. Rolands Tod.

Nachdem Kaiser Karl mutig und siegreich gegen die Sarazenen in Spanien gefochten, kehrte er über die Pyrenäen zurück und hielt auf der Grenze zwischen Spanien und Frankreich ein festliches Mahl mit seinen Helden. Bei dem Mahle fehlte niemand als Herr Roland; der war der tapferste von allen und war ein gutes Stück Weges hinter dem Heere mit der Nachhut zurückgeblieben, damit der Kaiser unangefochten durch das Gebirge zöge. Dem tapfern Roland aber hatte ein schändlicher Verräter Verderben bereitet. Als er im ersten Morgenschimmer in das enge Thal Ronceval kam, sah er sich ringsum von feindlichen Scharen umgeben. Er fürchtete sich darum nicht, sondern nahm sein Häuflein zusammen und schlug wacker unter die Feinde. Aber sein Häuflein war zu klein; alle fielen an seiner Seite, und er blieb zuletzt allein übrig. Von vier Speeren und vielen Steinwürfen schwer verwundet, nahm er die Flucht.

Der gewaltige Held irrte kampfesmüde und tief bekümmert im Walde umher, bis er an einen Berg kam, den er nicht zu übersteigen vermochte. Da sprang Roland vom Pferde, nahm sein Horn und stiefs mit Macht hinein, damit die Christen, welche etwa im Walde sich noch verborgen hielten, sich um ihn sammelten, oder wenn einige von denen, welche das Gebirge bereits überschritten hatten, etwa den Ton vernähmen, diese zu ihm eilen und bei seinem Tode gegenwärtig sein möchten. Er stiefs aber mit solcher Kraft ins Horn, dafs es zersprang.

Unterdes safs Kaiser Karl beim Mahle, weit von dem Thale Ronceval, bei Musik und fröhlichem Gespräch. Da horchte er plötzlich auf, winkte der Musik, dafs sie schwieg, und sagte: „Mir war, als ob ich Vetter Rolands Horn gehört.“ Die Ritter aber erwiderten: „Der ist mindestens zehn Meilen dahinten.“ Als es aber ganz

still war im Saal, da klang es aus weiter Ferne abermals herüber, wie der bange Klageruf eines Hifthorns. Da wurden viele blaſs und meinten: „Wahrlich, es ist Rolands Horn!“

Kaiser Karl aber sprang auf und rief: „Zu Roſs!“ Wie sie nun nach Ronceval kamen, waren die Feinde schon geflohen; denn sie hatten den Kaiser mit seinem ganzen Heere kommen sehen. Herr Roland aber lag bleich und tot auf dem Rasen und hielt in der Rechten sein gutes Schwert und in der Linken sein goldnes Horn; das war der Länge nach geborsten. Kaiser Karl und alle Franken jammerten und beklagten bitterlich den Tod des wackern Helden. (Klein.)

119. Sitten und Einrichtungen unserer Vorfahren. ††

(Zur Zeit der Karolinger.)

Unsere Vorfahren wohnten vor tausend Jahren noch nicht, wie wir heute, in Städten und Dörfern. Städte gab es nur am Rhein und an der Donau, wo sie schon früher von den Römern angelegt worden waren. An allen übrigen Orten in ganz Deutschland hatte jeder freie Deutsche ein einzeln stehendes Haus. Um das Haus lagen seine Äcker, welche mit einem Zaune umgeben waren. So bildete jeder Haushalt ein für sich bestehendes Ganze. Der Hausherr beschäftigte sich noch immer am liebsten mit dem Kriege oder mit der Jagd. Die Frauen bereiteten aus Flachs, Hanf oder Wolle die erforderlichen Kleidungen. Den Ackerbau besorgten die Sklaven und Leibeigenen; auch die notwendigsten Acker- und Hausgeräte wurden von denselben verfertigt, weil es noch keine freien Handwerker und Arbeitsleute gab. Da diese Sklaven, sie mochten ihre Arbeit auch noch so gut und schön verrichten, ihre Lage doch nicht verbessern konnten, sondern immer nur Sklaven blieben, so läßt sich leicht denken, daß weder der Ackerbau, noch die Gewerbe sich sehr vervollkommneten. Was hiefür geschah, wurde durch Karl den

Großen und durch das Beispiel der Klöster bewirkt, welche allmählich an vielen Orten errichtet wurden. Nur in den Städten am Rhein und an der Donau beschäftigten sich die freien Deutschen mit Gold- und Silberarbeiten. Die Juden betrieben schon damals den Handel.

Die einzelnen Häuser der Deutschen bildeten eine Gemeinde, mehrere Gemeinden, welche in einem größeren Bezirke lagen, einen Gau. In der Pfalz gab es damals vier solcher Gaue, den Worms-, Speyer-, Blies- und Nahegau. Über jeden Gau war vom Kaiser ein Beamter aufgestellt, den man den Grauen oder Grafen nannte. Er hatte die Steuern zu erheben, welche noch nicht in Geld, sondern in Zehnten, d. i. im zehnten Teile der geernteten Feldfrüchte bestanden; er mußte das Amt eines Richters verwalten und wenn ein Krieg ausbrach, der Anführer der freien Bürger seiner Grafschaft sein. Damit diese Grafen ihr Amt recht verwalteten, wurden höhere Beamten, die Sendgrafen, vom Kaiser in den einzelnen Grafschaften umhergesendet, welche die Verwaltung der Gaugrafen überwachen mußten. Über mehrere Gaue, welche von einem Volksstamme bewohnt waren, wie bei den Franken am Rheine und den Bayern an der Donau, war ein Herzog aufgestellt. Alle Herzoge waren gleichfalls dem Kaiser unterworfen. Dieser hatte wieder besondere Beamten an seinem Hofe, welche in seinem Namen in allen Streitigkeiten die letzte Entscheidung gaben und Palast- oder Pfalzgrafen hießen. Wenn ein Herzog sich zu viel Recht anmaßte oder sich gar vom Kaiser unabhängig zu machen suchte, wurde ihm ein solcher Pfalzgraf ins Land gesetzt, welcher die Rechte des Kaisers verteidigen und in dessen Namen Recht sprechen mußte. Als später alle Herzoge sich immer mehr Vorrechte und Freiheiten zu verschaffen suchten, wurde in das Gebiet eines jeden ein Pfalzgraf gesetzt, so daß immer da, wo sich ein Herzog befand, auch ein Pfalzgraf aufgestellt war.

Solange Karl der Große lebte, herrschte in dieser Weise

in seinem weit ausgebreiteten Reiche die schönste Ordnung. Als aber seine Nachkommen immerfort Krieg mit einander führten, ahmten auch die ihnen untergeordneten großen und kleinen Herren des Landes ihrem Beispiele nach. Die Gaugrafen, Herzoge und Pfalzgrafen hatten gleichfalls immer Händel und Uneinigkeiten mit einander, und statt ihre Klagen vor den Kaiser zu bringen, suchten sie sich selbst mit Gewalt der Waffen Recht zu verschaffen, so daß der Stärkere immer recht, der Schwächere immer unrecht hatte. Das Schlimmste hiebei war noch, daß bei diesen immerwährenden Kriegen die angebauten Felder ohne Unterlaß verwüstet wurden und alle Ordnung aufgelöst werden mußte. Man nennt diesen unglückseligen Zustand das Faustrecht. Es dauerte mehrere Jahrhunderte hindurch und konnte weder von der geistlichen noch von der weltlichen Obrigkeit völlig beseitigt werden.

Fast gerade so verwerflich wie das Faustrecht waren die Gottesurteile, deren man sich damals bediente, um vor Gericht die Wahrheit zu entdecken. Derjenige nämlich, welcher eines Verbrechens beschuldigt war, mußte zwischen zwei nahe an einander angezündeten Scheiterhaufen hindurchgehen; wurde er vom Feuer nicht verletzt, so galt er für unschuldig, im Gegenteile für schuldig. Man nannte dieses die Feuerprobe. Die Kreuzprobe dagegen bestand darin, daß man die, welche einen Rechtshandel mit einander hatten, an Kreuze stellte, an welchen sie die Arme frei ausstrecken mußten. Wer zuerst die Arme sinken ließ, wurde als der Schuldige angesehen. Auch der Zweikampf wurde als Gottesurteil angewendet; denn man meinte, Gott werde den Unschuldigen unterstützen, damit er unversehrt bleibe.

Unter solchen Verhältnissen wurde dem eifrigen Bestreben der Benediktiner-Mönche, Gesittung und Bildung unter unsern Voreltern zu verbreiten, vielfach entgegen gearbeitet. Die Schulen, welche in den Klöstern und an vielen Pfarrkirchen errichtet waren, konnten bei den immerwährenden Kriegen nicht den erwünschten Nutzen stiften. Desto eifriger

waren die Klosterbewohner bemüht, durch fleißiges Bücherabschreiben ein besseres Gedeihen der Erziehung und des Unterrichtes für die kommenden Zeiten vorzubereiten.

(Egger.)

120. Herzog Luitpolds Tod in der Schlacht an der Ennsburg. (907.)

1. Die Völker des Ostens, sie dringen heran;
Sie zeichnen mit Flammen und Blut die Bahn;
Sie brausen einher wie Sturmeswind.
Weh', Deutschland, dir, dich leitet ein Kind!

2. Und Ludwig bebt: „Wer schützt mir die Mark?
Auf! Bayerns Herzog, so kühn und stark!"
Der spricht: „Ich wahre dir treuen Sinn,
Und willst du mein Leben, ich geb' es dir hin!"

3. Sie rüsten die Waffen, die spiegelnde Wehr.
An der Ennsburg schart sich der Deutschen Heer.
Wo die Donau strömet vorbei mit Macht,
Da lagern im Feld' sie bei dunkler Nacht.

4. Ermattet vom Zuge, wie schlafen sie tief!
Doch warnend die Stimme des Wächters rief:
„Die Feinde stürmen!" Er rief es in Eil';
Schon stürzt er, getroffen vom Todespfeil.

5. Und im Flusse, so schaurig, da rauscht es und schäumt.
„Erwacht, ihr Getreuen! Nicht länger gesäumt!
Dort schwimmt es und glimmt es am Uferrand.
Schnell greifet zum Schwerte, zum Eisengewand!"

6. Unholden vergleichbar im nächtlichen Traum,
Umschwammen die Heiden des Lagers Raum.
Mit funkelndem Blick in die Christenschar
Stürzt, gierig des Mordes, der Magyar.

7. Rings schallt es von Hieben, Geschrei und Stoß,
Aus tiefen Wunden das Blut entfloß,
Und wie sich die Eb'ne vom Morgen erhellt,
Deckt manche Leiche das Würgefeld.

8. Und als sich nun Freund und Feind erkannt,
Ist heller am Tage ihr Zorn entbrannt:
Sie ringen in grauser Vertilgungsschlacht —
Da dunkelt aufs neue hernieder die Nacht.

9. Doch stündlich mehrt sich des Feindes Wut,
Und Hord' um Horde, sie lechzt nach Blut.
Nicht wanken die Deutschen am zweiten Tag;
Am dritten endlich die Kraft erlag.

10. Da stürzt entseelt manch tapfrer Abt,
Manch' Bischof, edel und mutbegabt.
Der Markgraf teilte der Seinen Not
Und sank mit ihnen im Heldentod.

11. Herr Luitpold war es, der Schyren Ahn,
Der erste auf Wittelsbachs Ehrenbahn.
Er gab sein Leben dem Vaterland;
Drum bleibe sein Name mit Preis genannt.

(Friedr. Beck.)

121. Heinrich der Städte-Erbauer. (919—936.)

Die Sage erzählt, daß der fromme, mächtige Herzog Heinrich von Sachsen, als die Gesandten der Fürsten ihm die Botschaft von seiner Wahl zum König gebracht hätten, gerade beim Vogelfang beschäftigt gewesen sei. Daher hat man ihm den Beinamen der Finkler oder Vogelsteller gegeben. Aber er verdiente wohl eher noch der Große zu heißen. Denn dieser Heinrich I., mit dem die Reihe der Kaiser aus dem Stamme der Sachsen beginnt, war ein gar trefflicher Herrscher. Er wußte die trotzigen deutschen Herzöge zum Gehorsam zu zwingen. Dann galt es, die äußeren Feinde zu bekämpfen, vor allen die schrecklichen Ungarn. Aber dazu war Heinrichs Macht anfänglich noch zu gering; er mußte das Volk zuerst zu dem schweren Kampfe tüchtig machen. Daher schloß er zunächst einen neunjährigen Waffenstillstand mit den Ungarn, den er freilich mit einem jährlichen Zins an die Feinde bezahlen mußte.

Allein nun hatte er doch fürs erste Ruhe vor ihren plündernden Einfällen. Und diese Zeit der Ruhe benutzte er aufs beste. Es fehlte damals in Deutschland noch an festen Plätzen. Die Orte lagen offen da, ohne Mauern, ohne Gräben, niemand konnte beim Eindringen der Feinde seine Habe in Sicherheit bringen. Daher legte Heinrich jetzt befestigte Städte an; man nannte sie Burgen und ihre Einwohner Bürger. Aber es hielt schwer, Leute zu finden, die in diesen Städten wohnen mochten; denn die Deutschen liebten von alters her das Wohnen auf dem Lande und sagten: „Sollen wir uns ins Gefängnis setzen? Die Städte mit ihren engen Mauern sind nichts anderes als Gefängnisse.“ Da befahl Heinrich, die Leute sollten losen, und jeder neunte Mann vom Lande sollte in die Stadt ziehen. In der Stadt aber wurde ein Teil des Ertrages der Felder in Vorratskammern aufbewahrt und dem Landmanne in Kriegszeiten eine sichere Zuflucht gewährt.

Allmählich blühten diese Städte empor. Die Bürger, welche im Kriege die Waffen zu führen hatten, trieben im Frieden Handel und allerlei Gewerbe, und so fanden sie hinter ihren Stadtmauern nicht nur Schutz vor Gefahr, sondern gelangten auch nach und nach zu erhöhtem Wohlstande.

Heinrich aber wollte sein Land nicht bloß durch Festungen vor den Räubereien der Ungarn schützen, er wollte den wilden Feinden auch eine wohlgerüstete Kriegsmacht entgegenstellen. Daher verbesserte er das Heerwesen und übte seine Scharen aufs eifrigste in den Waffen. Namentlich schuf er eine tüchtige Reiterei. Denn gerade durch ihre raschen Pferde waren die Ungarn am meisten gefährlich. Nachdem sich Heinrich so auf den Krieg vorbereitet hatte, zog er, ehe noch der Waffenstillstand mit den Ungarn abgelaufen war, zuerst gegen die Slaven aus. Mitten im Winter rückte er über das Eis gegen ihre Hauptstadt Brennabor (jetzt Brandenburg) an der Havel heran und

erorberte sie samt dem umliegenden Lande. Dann ging er auf die Normannen los, besiegte sie und nahm ihnen das Land Schleswig weg.

Jetzt gedachte Heinrich, es auch mit den gefürchteten Ungarn aufzunehmen. Der neunjährige Waffenstillstand war zu Ende. Da kamen ungarische Gesandte und forderten wieder den alten Zins. Aber Heinrich wies sie zurück. Ja, man erzählt, er habe ihnen einen räudigen, an Schwanz und Ohren verstümmelten Hund reichen lassen, um die Übermütigen recht zu verhöhnen. Alsbald brachen nun die Feinde in zahlloser Menge, gleich einem Heuschreckenschwarme alles verheerend, ins Land ein. Aber es ging nicht mehr wie früher. Die Bauern konnten jetzt ihr Vieh und ihre sonstigen Habseligkeiten in die ummauerten Städte flüchten, wo die Ungarn nicht einzudringen vermochten. König Heinrich aber sammelte seine mutigen Krieger um sich und ermunterte sie zur Schlacht. „Gedenket des Elends,“ rief er, „das die wilden Feinde über euch gebracht! Gedenket daran, wie sie eure Hütten verbrannt, eure Habe geraubt, eure Frauen und Kinder gemordet, eure Kirchen und Altäre zerstört haben! Krieger, der Tag der Vergeltung ist gekommen. Seid Männer und betet zu dem dort oben, der Hilfe sendet in der Stunde der Not!“ Und Gott sandte Hilfe. Nicht weit von der Stadt Merseburg in Sachsen kam es zur Schlacht. Der König selbst führte seine Scharen zum Kampfe; vor ihm flatterte die große Reichsfahne mit dem Bilde des Erzengels Michael. Als nun das wohlbewaffnete, stattliche Heer gegen die Raubhorden losstürmte, da war der Sieg bald entschieden. So schnell sie konnten, ergriffen die erschrockenen Feinde die Flucht. Aber Heinrich war rasch hinter ihnen her und ließ alle, welche Widerstand leisteten, niederhauen, die Gefangenen aber als Räuber und Mörder an den Bäumen aufknüpfen.

Das Lager der Ungarn samt allem Raube, den sie dort zusammengeschleppt hatten, fiel in die Hände der Deutschen. Da sank der fromme Heinrich samt seinem ganzen Heere auf

die Knie und dankte Gott für den herrlichen Sieg. Das deutsche Volk aber frohlockte und pries seinen König als Retter und Vater des Vaterlandes. Und durch alle Lande verbreitete sich der Ruf von Heinrichs Tugend und Tapferkeit. Denn er war es, der Deutschland aus schwerer Bedrängnis wieder aufgerichtet und zu Macht und Ehren gebracht hatte.

(Andrä.)

122. Die Kaiserwahl. (1024.) †

Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben, des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig, das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht. Als nun die Botschaft in das Reich erging, da fuhr ein reger Geist in alles Volk. Ein neu Weltalter schien heraufzuzieh'n. Da lebte jeder längst entschlaf'ne Wunsch und jede längst erlosch'ne Hoffnung auf. Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann, dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg, sich heimlich forschend mit den Blicken maß: Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehen'n, daß, wer dem Kaiser heut' den Bügel hält, sich morgen selber in den Sattel schwingt. Jetzt dachten uns're freien Männer nicht an Hub- und Hain-Gericht und Markgeding*), wo man um Esch' und Holzteil Sprache hielt. Nein, stattlich ausgerüstet, zogen sie aus allen Gauen, einzeln und geschart, ins Maienfeld**) hinab zur Kaiserwahl.

Am schönen Rheinstrom zwischen Worms und Mainz, wo unabsehbar sich die eb'ne Flur auf beiden Ufern breitet, sammelte der Andrang sich. Die Mauern einer Stadt vermochten nicht, das deutsche Volk zu fassen. Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt die Sachsen samt der slav'schen Nachbarschaft, die Bayern, die Ostfranken und die Schwaben. Am linken lagerten die rhein'schen Franken,

---

*) Hub = Hufe (Feld), Hain = Wald, Mark = Grenze, Geding = Vertrag.

**) Die alten Maiversammlungen der Deutschen fanden auf freien großen Orten in der Nähe eines Flusses statt.

die Ober- und die Niederlothringer. So war das Mark von Deutschland hier gedrängt. Und mitten in dem Lager jedes Volks erhub sich stolz das herzogliche Zelt. Da war ein Grüßen und ein Händeschlag, ein Austausch, ein lebendiger Verkehr! Und jeder Stamm, verschieden an Gesicht, an Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht, an Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit, und alle doch ein großes Brüdervolk, zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!

Was jeder im besondern erst beriet, im hüllenden Gezelt und im Gebüsch der Inselbuchten, mählich war's gereift zum allgemeinen, offenen Beschluß. Aus vielen wurden wenige gewählt, und aus den wenigen erkor man zween, all' beide Franken, fürstlichen Geschlechts, erzeugt von Brüdern, Namensbrüder selbst, Kunrade, längst mit gleichem Ruhm genannt. Da standen nun auf eines Hügels Saum im Kreis der Fürsten, sichtbar allem Volk, die beiden Männer, die aus freier Wahl das deutsche Volk des Thrones wert erkannt vor allen, die der deutsche Boden nährt, von allen Würdigen die Würdigsten, und so einander selbst an Würde gleich, daß fürder nicht die Wahl zu schreiten schien, und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht. Da standen sie, das hohe Haupt geneigt, den Blick gesenkt, die Wange schamerglüht, von stolzer Demut überwältigt. Ein königlicher Anblick war's, ob dem die Thräne rollt in manches Mannes Bart.

Und wie nun harrend all die Menge stand, und sich des Volkes Brausen so gelegt, daß man des Rheines stillen Zug vernahm — denn niemand wagt' es, diesen oder den zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl, um nicht am andern Unrecht zu begeh'n, noch aufzuregen Eifersucht und Zwist — da sah man plötzlich, wie die beiden Herr'n einander herzlich faßten bei der Hand und sich begegneten im Bruderkuß. Da ward es klar, sie hegten keinen Neid, und jeder stand dem andern gern zurück. Der Erzbischof von Mainz erhub sich jetzt. „Weil doch," so rief er, „einer es muß sein, so sei's

der ält're.“ Freudig stimmten bei gesamte Fürsten und am freudigsten der jüng're Kunrad. Donnergleich erscholl, oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf. Als der Gewählte drauf sich niederließ, ergriff er seines edlen Vetters Hand und zog ihn zu sich auf den Königssitz. Und in den Ring der Fürsten trat sofort die fromme Kaiserwitwe Kunigund'. Glückwünschend reichte sie dem neuen König die treu bewahrten Reichskleinode dar.

Zum Festzug aber scharten sich die Reihen, voran der König, folgend mit Gesang die Geistlichen und Laien. So viel Preis erscholl zum Himmel nie an einem Tag. Wär' Kaiser Karl gestiegen aus der Gruft, nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt. So wallten sie den Strom hinab nach Mainz, woselbst der König im erhab'nen Dom der Salbung heil'ge Weihe nun empfing. Wen seines Volkes Ruf so hoch gestellt, dem fehle nicht die Kräftigung von Gott! Und als er wieder aus dem Tempel trat, erschien er herrlicher als kaum zuvor, und seine Schulter ragt ob allem Volk.

(Ludwig Uhland.)

123. Heinrichs IV. Flucht. (1073.) †

Stolz hebt sich die Harzburg mit Zinnen und Turm,
Um ihre Mauern wütet der Sturm.

Des Blocksbergs Haupt steigt ragend ins Blau,
Schon senkt sich der Abend auf Hügel und Au.

Der Kaiser sitzt träumend im Rittersaal,
Da tönt es wie Schlachtruf im dämmernden Thal.

Das ist der Sachsen wildrasendes Heer;
Es klirren die Schilde, es schimmert der Speer.

Er hat sie geschädigt an Ehre und Gut,
Drum trachten sie wild nach des Drängers Blut.

Es dräuen die Mienen, es ballt sich die Hand,
Es fliegt durch die Lüfte der Feuerbrand.

Wer hütet, wer rettet den Herrscher der Welt?
Schon rings ist die Zwingburg von Feinden umstellt.

Hier rettet kein Kampf: da erschließt sich ein Thor,
Draus treten ganz heimlich zwei Männer hervor.

Einst prunkte der Kaiser mit zahllosem Troß,
Heut' ist nur der Jäger sein treuer Genoß.

Einst zwang er sein Roß mit blutigem Sporn,
Heut' ritzt ihm den Fuß manch spitziger Dorn.

Einst schweift' er so gern im rauschenden Wald,
Heut' sieht er rings drohender Feinde Gestalt.

Es schlagen die Zweige ihm rauh ins Gesicht,
Der Kaiser, der fliehende, achtet es nicht.

An Bergen und Burgen vorbei, vorbei!
Stets klingt ihm im Ohre der Sachsen Geschrei.

In Lüften hoch oben durch Sturm und Nacht
Zieht tobend vorüber die wilde Jagd. (A. Moeser.)

124. Der erste Kreuzzug. †

Das Verlangen, in der Kirche des heiligen Grabes zu beten, die Sehnsucht, den Boden zu betreten, wo der göttliche Erlöser gewandelt und gelitten, der Glaube, daß solch frommes Werk Gott wohlgefällig sei und zum Himmel führe, spornte Unzählige an, das gelobte Land zu besuchen. Die Araber, die im 7. Jahrhundert Palästina dem griechischen Reiche entrissen, störten die Pilger nicht. Als aber die seldschuckischen Türken, ein Nomadenvolk aus dem mittleren Asien, 1072 das heilige Land eroberten, wurden sowohl die einheimischen Christen als auch die Wallfahrer hart gedrückt und gröblich gemißhandelt. Ergriffen von solcher Not, entschloß sich der Mönch Peter von Amiens, solchem Greuel abzuhelfen. Nachdem er aus dem gelobten Lande zurückgekehrt war und der Papst sein Vorhaben gebilligt hatte, setzte er sich alsbald barfuß und mit entblößtem Haupte, angethan mit einem grauen Pilgerkleide, das er mit einem Strick gürtete, auf einen Esel, nahm ein Kruzifix in die Hand und durchzog predigend Italien und Frankreich. Durch seine begeisterten Reden er-

regt, gelobten Tausende, sich aufzumachen und die heiligen Orte den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Da berief im März des folgenden Jahres (1095) der Papst Urban II. eine Kirchenversammlung nach Piacenza, wo von der versammelten Menge der beschlossene Kriegszug gegen die Feinde des Kreuzes gebilligt wurde.

Acht Monate darauf, im November, hielt der Papst eine zweite Versammlung zu Clermont im südlichen Frankreich. Die ganze weite Ebene war mit Menschen angefüllt, die sich mit dem lauten Ruf: „Gott will es! Gott will es!" zum Kriegszuge nach Palästina verpflichteten und sich durch Anheften eines roten Kreuzes auf die rechte Schulter zu diesem Zuge weihen ließen. Davon kommt ihr Name Kreuzfahrer; denn „fahren" heißt so viel als reisen oder ziehen. — In ganz Italien und Frankreich entstand eine allgemeine Bewegung, welche sich auch dem westlichen Deutschland mitteilte; überall rüstete man, alles drängte sich herbei, das Kreuz zu nehmen. Bis zur Mitte August 1096 sollten die Rüstungen beendet sein; allein viele Ungeduldige mochten diesen Zeitpunkt nicht abwarten. Daher brachen schon im Mai der Mönch Peter von Amiens und der Ritter Walter von Habenichts an der Spitze ungeordneter und schlechtbewehrter Scharen auf. 80000 waren ausgezogen, von denen aber kaum einer Jerusalem sah; denn da sie wie Räuber in den Ländern, die sie durchzogen, hausten, wurden sie wie Räuber erschlagen.

An die Spitze des Hauptzuges trat Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, der sich in den inneren Kriegen Deutschlands als treuer Anhänger des vierten Heinrich ausgezeichnet und den Gegenkaiser Rudolf getötet hatte. Er brach am 15. August 1096 mit einem trefflich gerüsteten Heere (80000 Mann zu Fuß und 10000 Reiter) von den Ufern der Maas auf, durchzog, die strengste Mannszucht beobachtend, ohne Unfall Deutschland, Ungarn, Bulgarien und das griechische Reich. Unter

den Mauern Konstantinopels lagerte er sich, um die Ankunft der übrigen aus Italien, der Normandie und anderen Teilen Frankreichs auf verschiedenen Wegen heranziehenden Heere abzuwarten. Als diese eingetroffen waren, setzte man im Frühjahr 1097 nach Kleinasien über, und Konstantinopel gegenüber musterten hierauf die Fürsten ihre Heerscharen. Man zählte über 300000 Streiter zu Fuß, über 100000 zu Roß. Mit Weibern, Kindern und Knechten eine Masse von 600000 Köpfen. Jeder Fürst führte seine Schar. Das größte Ansehen aber genoß Gottfried von Bouillon. Er war damals in der Blüte seiner Jahre (36 Jahre alt), ausgezeichnet durch schönen, kräftigen Wuchs, voll Menschenfreundlichkeit und Gottesfurcht. In der Schlacht der Schrecken der Feinde, bewies er sich großmütig gegen den unterworfenen Gegner.

Nach einem langen, sehr beschwerlichen und verlustreichen Marsche durch Kleinasien und Syrien und nach Eroberung der Festungen Nicäa und Antiochien gelangten endlich die Kreuzfahrer an das heißersehnte Ziel ihrer Pilgerschaft. Von einer Anhöhe bei Emmaus erblickten sie am 6. Juni 1099 im Golde der Abendsonne die stolzen Kuppeln von Jerusalem. Alle fielen auf die Kniee und dankten Gott mit Freudenthränen für diese Gnade; alle erduldeten Mühsale und Entbehrungen waren vergessen.

Jerusalem war eine stark befestigte Stadt, in der eine Besatzung von 40000 Mann lag, während das Heer der Kreuzfahrer nur noch 20000 Fußgänger und 1500 Reiter zählte. Dennoch wagten schon am fünften Tage die christlichen Streiter einen Sturm auf die äußern Mauern. Mit wildem Mute erkletterten sie dieselben und würden ohne Zweifel auch die Hauptmauer erstürmt haben, wenn ihnen nicht alle Werkzeuge, selbst Sturmleitern, gefehlt hätten. Um sich diese zu verschaffen, zerstreuten sie sich in der holzarmen Gegend, fanden endlich bei Bethlehem ein Gehölz und arbeiteten mit dem größten Eifer an den Belagerungswerk-

zeugen. Der 14. Juli des Jahres 1099 ward zum erneuerten Sturme bestimmt.

Mit Löwenkühnheit stürzte sich das Kreuzheer von allen Seiten auf die Stadt; Wunder der Tapferkeit geschahen überall, und namentlich war Gottfried stets unter den vordersten Kämpfern; aber die Sarazenen verteidigten die Stadt mit solcher Hartnäckigkeit, daß der Sturm trotz der unermüdlichen Ausdauer der Christen dennoch endlich abgeschlagen wurde.

Aber schon am folgenden Tage (15. Juli) erneuerten diese den Sturm, und auch jetzt wetteiferten auf allen Punkten die Angreifenden mit den Verteidigern an unerschrockener, aufopfernder Tapferkeit, bis es endlich dem Herzog Gottfried gelang, einen Belagerungsturm der Mauer so nahe zu bringen, daß die Fallbrücke desselben auf die Zinne der Mauer niedergelassen werden konnte. Wie ein Sturmwind stürzte sich der Held, der erste von allen, in die Stadt, ihm nach sein Bruder Eustachius und die gesamte tapfere Besatzung seines Turmes. Schnell hatte er das nächste Thor erreicht, welches er von innen entriegelte, und mit blinkenden Schwertern stürmten nun die racheburstigen Scharen der Kreuzfahrer herein, während ihre Brüder von allen Seiten die Mauern erklommen.

Unter dem lauten Rufe: „Gott hilft uns! Gott will es!“ fluteten die ergrimmten Sieger durch die Straßen; die bestürzten Moslemin — d. h. „Gläubige“, wie sich die Anhänger Muhammeds nennen — dachten nicht ferner an Widerstand und warfen sich in die wildeste Flucht. Aber nun begannen die Christen, in dem Wahne, daß blutige Rache an den Feinden ihres Glaubens eine heilige Pflicht sei, ein grauenvolles Gemetzel.

Der ritterliche Gottfried vermochte den Greueln nicht zu wehren; aber wie er der erste auf den Mauern der Stadt gewesen war, so war er auch der erste, der sich, das Herz frommen Gefühlen zuwendend, seinen raubenden und mor-

denden Gefährten entzog und, nur von wenigen begleitet, in wollenem Büßerhemde, barfuß und ohne Waffen, zur Kirche des heiligen Grabes sich begab und dem Allmächtigen für den errungenen Sieg dankte. Seinem Beispiel folgte das ganze Heer und wallte, nachdem es Hände und Kleider vom Blute gereinigt und die Waffen abgelegt hatte, in feierlichem Zuge zur Auferstehungskirche, wo es unter Thränen der Freude durch Gebete und Lobgesänge seinen Dank darbrachte.

Unter dem lauten Beifallsjauchzen des Heeres wurde Gottfried zum König von Jerusalem ausgerufen (22. Juli 1099). Gern unterzog sich der edle Held den schweren Pflichten der wichtigen Stellung; aber, die Ehre des königlichen Namens sich verbittend, nannte er sich stets nur „Beschützer des heiligen Grabes“. Auch die Salbung, sowie die ihm angebotene Königskrone lehnte er mit der Erklärung ab, er werde sich nie in der Stadt mit einer goldenen Krone schmücken, in welcher der König der Könige eine Dornenkrone getragen habe. (Nach Spieß.)

125. Friedrich I., Barbarossa (1152—1190). ††

Kaiser Konrad war der erste aus dem Hause der Hohenstaufen, der die Kaiserkrone trug. — Nach seinem Tode wählten die deutschen Fürsten einstimmig unter dem lauten Zurufe des Volkes den Herzog Friedrich von Schwaben aus demselben Geschlechte. Fünf Tage nach der Wahl krönte ihn der Erzbischof von Köln zu Aachen.

Das Hauptstreben seiner Regierung ging dahin, das unter seinen Vorgängern gesunkene kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, namentlich auch in Italien, wo die lombardischen Städte seit den Zeiten Heinrichs IV. dem Kaiser verweigerten, was ihm gehörte. Er unternahm deshalb sechs Feldzüge nach jenem Lande. Auf dem fünften aber verweigerte sein mächtiger Vetter, Heinrich der Löwe, Herzog von Bayern und Sachsen, ihm den ferneren Beistand, und obwohl Friedrich

die Knie des stolzen Herzogs flehend umfaßte, zog dieser dennoch mit seinen Truppen ab. Die Folge davon war, daß der Kaiser bei Legnano*) im Jahre 1176 von den lombardischen Städten völlig geschlagen wurde und ihnen bedeutende Rechte einräumen mußte.



Aus Italien heimgekehrt, zog Friedrich den Löwen vor das Reichsgericht und erklärte ihn, da er auf dreimalige Ladung nicht erschien, in die Acht. Alle alten Feinde Heinrichs, alle, die durch seinen Fall zu gewinnen hofften, brachen auf gegen den letzten Welfen, dem nur Sachsen treu blieb. Seines Namens würdig, schlug der Löwe grimmig um sich her und tilgte zum Teil den Schandfleck des Verrates durch den Ruhm ungemeiner Tapferkeit. Bis ins dritte Jahr blieb er unbesiegt, obwohl Friedrich selbst gegen ihn ausgezogen war. Den Landgrafen von Thüringen nahm er sogar gefangen. Als aber der Kaiser einen neuen großen Zug gegen ihn aufbrachte, ward der Herzog in Stade eingeschlossen. Niemand blieb ihm treu als die Stadt Lübeck, die sich dem Kaiser

*) Sprich: Lenjano!

nicht eher ergab, als bis sie sich von dem Löwen, dem sie ihre schönsten Freiheiten verdankte, die Erlaubnis eingeholt hatte.

Da Heinrich nunmehr alles verloren sah, ließ er durch den freigelassenen Landgrafen Ludwig von Thüringen um Frieden bitten und fügte sich in die Gewalt des Kaisers, um von dessen Großmut wenigstens seine Erblande zurückzuerhalten. Zu Erfurt bat er ihn fußfällig um Gnade. Da regte sich die alte Milde wieder in des Kaisers Herzen, und er hob den gedemütigten Heinrich gütig auf und schloß ihn weinend in seine Arme, alter Zeit der Freundschaft und Waffenbrüderschaft eingedenk. Doch bestand er unerbittlich auf Zertrümmerung der Welfenmacht, und weil er die Gefahr großer Herzogtümer eingesehen, beschloß er, Bayern und Sachsen zu zerstückeln, wie schon früher Franken und Lothringen zerstückelt worden. Heinrich behielt nur Braunschweig und Lüneburg. Um die Befestigung dieses neuen Zustandes zu sichern, mußte Heinrich der Löwe drei Jahre das Land meiden.

Im hohen Alter unternahm der Kaiser, da Jerusalem durch Saladin wieder erobert worden war, noch einen Kreuzzug. Siegreich durchzog er Kleinasien, aber er erreichte nicht das heilige Land. Als er am Kalykadnos oder Saleph, einem Flusse im südöstlichen Kleinasien, angekommen war, führte sein Sohn den Vortrab. Das Gepäck folgte; er selbst befand sich beim Hintertreffen. Weil aber die Brücke über den Strom nur schmal war, so ging der Zug sehr langsam vorwärts. Deshalb beschloß der Kaiser, der schnell zu seinem Sohne zu kommen wünschte, den Fluß zu durchschwimmen. Zwar warnten ihn die Seinen, er möge sich nicht dem ihm unbekannten Wasser anvertrauen; allein furchtlos wie immer sprengte er mit dem Pferde in den Strom. Der Greis hatte aber nicht mehr soviel jugendliche Kraft, als jugendlichen Mut; die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort, und als

man endlich zu Hilfe kam und ihn aufs Land brachte, war er bereits entseelt. Das war am 10. Juni 1190. Die Bestürzung, der Jammer, die Verzweiflung überstieg jedes Maß, der Kaiser, der Feldherr, der Vater sei verloren, nun könne ihnen kein Glück mehr aufblühen. (Leseb. v. Keck ꝛc.)

126. Das Reichsfest zu Mainz. (1184.) †

Nach langjährigen schweren und verderblichen Kämpfen war endlich auf dem Reichstage zu Konstanz (1183) der Friede zwischen dem Kaiser Friedrich Barbarossa und den lombardischen Städten abgeschlossen worden.

Die Freude, mit welcher im Norden und Süden der Alpen die Friedensbotschaft entgegengenommen wurde, war unbeschreiblich grofs; und der Kaiser — gleichsam aufatmend von seiner zweiundzwanzigjährigen schweren Reichs- und Kriegsarbeit — gedachte dieser allgemeinen Freude in einem grofsartigen Reichsfeste einen entsprechenden Ausdruck zu geben. Er liefs nicht nur die Fürsten und Prälaten des Reichs, die deutschen Ritter und Priester einladen, sondern auch aus den andern Ländern, aus Italien und Frankreich, aus England und Spanien liefs er die Könige, die weltlichen und geistlichen Fürsten und Grofsen, die Ritter und Edlen auffordern, zu Pfingsten (1184) nach Mainz zu kommen und mit ihm das Reichs- und Friedensfest zu feiern.

Da Mainz unmöglich alle die zahllosen Gäste beherbergen kann, so wird auf einer anmutigen Ebene am Rheine eine umfangreiche zweite Stadt aus Zelten und Bretterhäusern zierlich erbaut, aus deren Mitte sich das grofse Prachtgezelt des Kaisers gleich einem feenhaften Lustschlofs erhebt, und neben ihm eine geräumige stattliche Kapelle. Den Main hinab und den Rhein hinauf und hinunter gleiten zahllose Segel an bunt bewimpelten Masten; denn welche unermefslichen Vorräte

müssen nicht nach Mainz geschafft werden, damit es auf den hunderten kaiserlicher Tafeln nicht fehle, weder an kostbarem Gerät, noch an Wild und Geflügel, an Fischen und Früchten, an süſsem Gebäck und an köstlichen Weinen. Und alles Volk in den Landen umher gerät in Bewegung; denn endlos nahen von Nord und Süd, von Ost und West die prachtschimmernden Züge der kaiserlichen Gäste. Die wehenden Banner, die Wappenschilde der Herolde melden die ruhmreichen Namen; die Männer jauchzen den Helden entgegen; und die Mütter heben die Kinder in die Höhe, daſs sie schauen sollen die Waffengefährten, die Freunde und Gäste des Kaisers. Jetzt übertönt das Geläute der Glocken von Mainz den lauten Jubel der Völker; und Tausende von Priestern schreiten voran mit schallenden Lobgesängen durch die Thore der festlich geschmückten Stadt. So zieht der Kaiser ein in Mainz mit seinen Gästen; so geht der Zug wieder hinaus nach der zauberischen Frühlingsstadt vor den Thoren. Wie das Palastgezelt des Kaisers mit dem Reichsbanner, so sind die Tausende der Zelte und sommerlichen Wohnstätten mit flatternden Fahnen und bunten Wappenschildern geschmückt; und schimmernde Teppiche und reiche Blumengewinde wandeln jedes Obdach in eine märchenhaft prangende Herberge.

Es war ein Fest, das kaum seinesgleichen hat in der Weltgeschichte; man zählte unter den Teilnehmern gegen 40000 Ritter, und das Gefolge des Erzbischofs von Köln allein belief sich auf 4000 Mann. Der Kaiser, der sämtliche Fürsten und alles Volk drei Tage lang in freigebigster und herrlichster Weise bewirtete, bildete mit seiner schönen Gemahlin den belebenden Mittelpunkt dieser groſsartigen Festversammlung; und Könige, Herzoge und Markgrafen dienten ihm als Kämmerer, Truchsesse, Mundschenke und Marschälle. Sein würdevoller Ernst zügelte die Lust, seine heitere Gemütlichkeit erfüllte

alles mit Entzücken. An Künstlern, Dichtern und Sängern fehlte es natürlich auch nicht; und die Wettkämpfe der Waffen und des Geistes, Turniere, Gesänge, Spiele und Tänze wechselten mit ebenso heitern als prächtigen Banketten.

Am Pfingstmontage erreichte das Fest seinen Höhepunkt, als der römische König Heinrich und sein Bruder, der Herzog Friedrich von Schwaben, feierlich vom Kaiser, ihrem Vater, zu Rittern geschlagen wurden. Die kaiserlichen Jünglinge hatten sich im Turnier in allen ritterlichen Übungen glänzend bewährt, und nun empfingen sie von ihrem kaiserlichen Vater vor den versammelten Fürsten und Prälaten, vor all den edlen Frauen und allem Volk, die soeben Zeugen ihrer Waffentüchtigkeit gewesen, den feierlichen Ritterschlag.

Es folgten die frohen und glänzenden Schlufsfestlichkeiten; und nun ging's wieder fröhlich auf und davon, auf mutigen Schlachtrossen und zierlichen Zeltern, die klingenden Hörner und wehenden Banner voraus — zurück in die Heimat. Und alle brachten eine unschätzbare, unauslöschliche, frohe und segensreiche Erinnerung mit nachhause. Und ob auch die Jahre vergingen, immer wieder wurden die herrlichen Geschichten von den Mainzer Pfingsttagen mit derselben begeisterten Freude erzählt und vernommen — nicht nur in den Prunksälen der Schlösser, in der Burghalle vor dem geselligen Kamin und in den duftigen Gemächern fürstlicher Frauen, sondern auch unter der Linde des Dorfes und unter den Strohdächern der Ärmsten und Geringsten.

(A. v. Dittmann.)

127. Friedrich Rotbart. †

Tief im Schoße des Kyffhäusers bei der Ampel rotem Schein
Sitzt der alte Kaiser Friedrich an dem Tisch von Marmorstein.
Ihn umwallt der Purpurmantel; ihn umfängt der Rüstung Pracht;
Doch auf seinen Augenwimpern liegt des Schlafes tiefe Nacht.

Vorgesunken ruht das Antlitz, drin sich Ernst und Milde paart.
Durch den Marmortisch gewachsen ist sein langer, gold'ner Bart.
Rings wie eh'rne Bilder stehen seine Ritter um ihn her,
Harnischglänzend, schwertumgürtet, aber tief im Schlaf, wie er.
Alles schweigt. Nur hin und wieder fällt ein Tropfen vom Gestein,
Bis der große Morgen plötzlich bricht mit Feuersglut herein,
Bis der Adler stolzen Fluges um des Berges Gipfel zieht,
Daß vor seines Fittichs Rauschen dort der Rabenschwarm entflieht.
Aber dann wie ferner Donner rollt es durch den Berg herauf,
Und der Kaiser greift zum Schwerte, und die Ritter wachen auf.
Laut in seinen Angeln tönend, springet auf das eh'rne Thor,
Barbarossa mit den Seinen steigt im Waffenschmuck empor.
Auf dem Helm trägt er die Krone und den Sieg in seiner Hand;
Schwerter blitzen, Harfen klirren, wo er schreitet durch das Land.
Und dem alten Kaiser beugen sich die Völker all' zugleich,
Und aufs neu' zu Aachen gründet er das heil'ge, deutsche Reich.

(E. Geibel.)

128. Der Trifels. †

An dem Trifels besitzt die Pfalz ein historisches Kleinod; denn Europa hat kaum ein Bergschloſs, welches diesem den Rang streitig machen könnte hinsichtlich des Reichtums seiner Geschichte. Hier bewegte sich einst das groſsartigste Leben, sowohl was menschliche Kraft und Pracht, als was menschliches Elend betrifft. Könige haben hier geherrscht, Könige hier im dunkeln Kerker geschmachtet.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist der Gründer des Speyerer Domes, Kaiser Konrad II., auch der Erbauer dieser Feste, die als Reichsfeste den Paſs nach Lothringen beherrschen sollte. Friedrich Barbarossa vergröſserte sie, und bis auf Rudolf von Habsburg herab blieb sie zugleich Schatzkammer und Staatsgefängnis. Bei der fast gänzlichen Zerstörung dieses herrlichen Schlosses scheint die Vorsehung auf wunderbare Weise dafür gesorgt zu

haben, dafs die beiden merkwürdigsten Teile des Gebäudes, das tiefe Burgverlies und die Kapelle, in welcher einst die Reichskleinodien aufbewahrt worden, in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten blieben. Sie sind dicht neben einander, wie Schatten und Licht, wie Elend und Glanz im Leben. Der massive, turmartige Bau, welcher einsam inmitten dieser Trümmer emporragt, schlofs das Höchste in sich, was in jenen Tagen ein Mensch auf Erden zu erringen vermochte: Krone, Scepter und Apfel des deutschen Reiches, das Schwert Karls des Grofsen und viele andere Kostbarkeiten in Gold, edeln Gesteinen und hochgeehrten Reliquien. Man kann sagen, an dem Besitz dieses Turmes hing einst der Besitz des höchsten Thrones der Erde. Auf den beiden engen, dunkeln Treppen stiegen einst die erlauchten Salier und die herrlichen Hohenstaufen zu der Kapelle empor, wo die Mönche des nahen Klosters Eufserstbal über die Insignien des Reiches wachten und für das Wohl des Reiches und seines gekrönten Hauptes beteten. Über dieser Kapelle befand sich wohl die hochberühmte Kaiserstube, jener Marmorsaal, den der Rotbart mit wunderbarer Pracht ausgestattet, und von dem die Kaiser in einen der schönsten Teile ihres weiten Reiches hinausschauten. — Was nun? — Der Nordwind pfeift durch die offenen Pforten und peitscht den Regen und das falbe Laub des Herbstes in die öden Hallen; die Eidechse huscht über die Stufen der Treppen, und die Sonne wirft nur einmal des Tages durch das enge Fenster gegen Osten einen Strahl in die düstere, feste Kapelle.

Unmittelbar neben diesem Turme ist das Burgverlies. Vier viereckige Öffnungen lassen von oben hinab in seine Tiefe blicken, und bilden Thüren und Fenster zugleich. Wahrscheinlich war es noch überbaut, und denen, die darin schmachteten, war kein Blick zum Himmel und zum Lichte freigelassen. Es werden wohl nicht alle

Gefangene, von denen die Geschichte der Feste erzählt, stets in diesem unterirdischen Turme gelegen sein; aber doch mag ein jeder derselben seine Schauer auf kürzere oder längere Zeit empfunden haben. Und dieser Gefangenen waren nicht wenige. Besonders hatte Kaiser Heinrich VI. die Kerker auf Trifels bevölkert.

Die Krone aller Gefangenen aber war Englands ritterlicher König Richard Löwenherz. Der hat vor allen andern dem Trifels seine romantische Bedeutung gegeben. Richard, der abenteuerliche Held, der vor den Mauern Jerusalems den Ruhm des Sultans Saladin verdunkelte, Richard, von dem die alten Lieder und Mären unerschöpflich singen und sagen, er safs hier gefangen, um in seinem thaten- und gefahrreichen Leben alles zu vereinen, was das Rittertum Mühseliges, Abenteuerliches und Romantisches hat.

Richard soll sogar eine Zeit lang die Schrecken des Verlieses geschmeckt haben; wenigstens erzählt so die Sage. Sie weifs nichts davon, dafs der König auf einem Reichstage gegen schweres Lösegeld freigelassen worden. Sie läfst ihn dem Kerker auf eine Weise entrinnen, wie sie eines ritterlichen Helden würdiger war. Blondel nämlich, sein treu ergebener Sänger, mit dem der König in der Heimat selbst die Kunst des Gesanges gepflogen, zieht mit einigen Getreuen aus, um seinen Herrn zu suchen und zu befreien. Vor allen Bergen der Edeln läfst er seinen Gesang und sein Saitenspiel erschallen, und forscht lange vergeblich nach dem geliebten Herrn. Da führt ihn der Zufall in dies waldige Thal vor den Berg, auf welchem der Trifels thront. Er hört, dafs für ihn kein Einlafs zu hoffen sei, schleicht des Nachts um die Mauern und singt Lieder, die er einst in England mit seinem Könige gesungen. Richard hört ihn in seinem Kerker und antwortet ihm mit demselben Liede. Der glückliche Sänger befreit ihn mit seiner Handvoll

Leute in der Nacht, und der König zieht mit seinem ungebeugten Geiste ungefährdet bis ans Meer und in sein Inselreich. — (Fr. Blaul.)

129. Die Vereinigung der Pfalz mit Bayern. (1225.)

Das herrliche und gesegnete Land an den beiden Ufern des Mittelrheines, das rings um das vieltürmige goldene Mainz, die uralte Nibelungenstadt Worms und um die ernste Kaiserstadt Speyer ausgebreitet liegt, war seit alter Zeit durch die Pfalzgrafen des Rheines regiert worden. Diese Pfalzgrafen waren anfangs nur kaiserliche Beamte, die in den Hofburgen oder Pfalzen des Kaisers Ordnung und Gerechtigkeit handhaben mußten. Nach und nach aber dehnten sie ihre Gewalt und Herrschaft immer weiter aus und wurden die ersten und angesehensten Fürsten des Reiches. Sie halfen die Kaiser küren oder wählen, waren in Abwesenheit oder nach dem Ableben eines Kaisers die Reichsverweser und bewahrten die Reichskleinodien auf.

Einer der wichtigsten dieser rheinischen Pfalzgrafen war in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts der Bruder Friedrich Barbarossas, Konrad von Hohenstaufen, der auf dem Schlosse zu Heidelberg residierte. Er vererbte Land und Würde an seinen Schwiegersohn Heinrich den Schönen von Braunschweig. Dieser, ein Sohn Heinrichs des Löwen, hielt es in dem Kampfe zwischen den Welfen und Hohenstaufen mit seinem Bruder, dem Kaiser Otto IV., gegen Philipp von Schwaben und Friedrich II. Letzterer erklärte ihn deshalb 1214 in die Reichsacht und übertrug die Pfalzgrafschaft seinem Anhänger und Freunde, dem Herzoge Ludwig dem Kelheimer von Bayern.

Allein als Ludwig von der Pfalzgrafschaft Besitz ergreifen wollte, wurde er von den Anhängern des Welfen bekämpft und gefangen und in ritterlicher Haft gehalten, bis seine bayerischen Unterthanen mit schwerem Lösegeld seine Befreiung erwirkten. So mußte sich Ludwig vorerst

mit dem bloßen Titel eines „Pfalzgrafen bei Rhein“ begnügen, bis ein friedlicheres Ereignis den Wittelsbachern den wirklichen Besitz des schönen Landes zuführte. Heinrichs des Schönen Erbtochter Agnes war schon in ihrer frühen Jugend mit dem ältesten Sohne Ludwigs, Otto dem Erlauchten, verlobt worden und wurde an Ludwigs Hoflager in Kelheim und Landshut erzogen. An den Pfingstfeiertagen des Jahres 1225 veranstaltete nun Herzog Ludwig in seiner neuerbauten Burg zu Straubing einen prächtigen Hoftag, dem viele Fürsten, Bischöfe und Edelleute, sowie eine große Menge Volks beiwohnten. Hier wurde der junge Herzog Otto wehrhaft gemacht und zum Ritter geschlagen und dann feierlich mit der Pfalzgräfin Agnes vermählt. Prachtaufzüge, Ritterspiele und Liederklang verherrlichten das glänzende Fest. Nach Beendigung desselben zogen die Neuvermählten an den Rhein und wohnten auf dem Schlosse zu Heidelberg. Von dieser Zeit an blieb die Pfalz bei dem Hause Wittelsbach, und der bei jener Hochzeit zum erstenmale ausgesprochene Wunsch: „Bayern und Pfalz, Gott erhalt's!“ er wurde erfüllt, beiden Ländern zum Heile und zum Segen.

(Nach Spruner.)

130. Ludwig I. und Pfalzgraf Heinrich.

In hoher, enger Kammer, vom Welfen streng bewacht,
Stand Ludwig, Bayerns Herzog, gefangen in der Schlacht.
Er sah durchs Gitterfenster hinaus ins freie Land
Und rief in dumpfer Kammer, von Sehnsuchtsglut entbrannt:

Wie frei die Lüfte sich regen, dort außen vor meiner Haft!
Wie frei die Äste schwanken in reifend-rüst'ger Kraft!
Das Vöglein schlägt ans Fenster mit freiem Fittich an,
Und ich muß hier verkümmern als ein gefangner Mann.

O Freiheit, süße Freiheit, des Lebens bester Teil,
Du Sonne aller Wesen, du aller Kräfte Heil!
Den Schwachen schaffst du zum Riesen, den Sterbenden gesund,
Und ich muß dein entbehren auf eignem Land und Grund! —

Wie er das Wort gesprochen, so tritt der Pfalzgraf ein
Und ruft: Glücklicher Streiter! wer nennt die Pfalz jetzt sein?
Du wolltest all' mir nehmen, was mir vom Himmel ward. —
O Ludwig, Bayernherzog! bei Gott! das war zu hart!

Der Fürsten Los auf Erden, es liegt in Gottes Hand.
Drum wollt' ich es nicht lassen, drum stritt ich um mein Land,
Und als du im Kampf' verloren, da sannst du ungesühnt
Mein Liebstes mir zu rauben durch deinen Sohn — mein Kind!

Ich hab' auf Erden wahrlich doch kein mir werter Gut
Als Agnes, die einz'ge Tochter, die letzte vom Welfenblut,
Sie, die mir mehr als alles, als Ruhm und Leben gilt,
Die war mir auch zu rauben dein kühner Sohn gewillt.

Und als ich dies vernommen, und als ich dies erkannt,
Gelobt' ich zu vereiteln, wonach er heiß entbrannt.
Er schwor, dich zu befreien und mir mein Kind zu nehmen —
Da müßt' ich alter Weißbart mich ja zu Tode grämen.

Drum, was er auch geschworen, fürwahr, er thut es nie!
Er wollte Agnes rauben. Nun denn — ich geb' ihm sie!
Er schwor dich zu befreien. Ich gebe selbst dich frei. —
Und willst du Freund mir werden: — die Pfalz bürgt meine Treu'.

Denn sieh', im Treffen mitten, da sann ich dies bei mir:
Ich sterb' des Mannsstamms letzter und laß als Erbin hier
Die einz'ge Tochter Agnes! Warum fließt deutsches Blut?
Eint sich die Pfalz mit Bayern, dann hat sie's (denk' ich) — gut! —

Da sinkt der Wittelsbacher dem Welfen in den Arm.
Er drückt ihn an den Busen recht männertreu und warm.
Scheu tritt die Jungfrau eben und kühn der Freier ein. —
Macht Hochzeit! ruft der Pfalzgraf, zu Straubing soll sie sein!

Als sie die Hochzeit hielten, geschah's bei Spiel und Tanz.
Wohl perlt' in goldnen Kannen des Weines goldner Glanz.
Der Herzog hob den Becher: „Hoch Bayern und die Pfalz!"
Ein alter Spielmann brachte den Reim drauf: „Gott erhalt's."

(Ed. Duller.)

131. Das Rittertum im Mittelalter. †

Die Zeit der Kreuzzüge war auch die Blütezeit des Rittertums, welches in Deutschland von Kaiser Heinrich I. begründet war. Aus den Reitern, die jener große König in seinem Lande zuerst zur Kriegführung benutzte, entstanden später die Ritter, welche bald als ein besonderer Stand auftraten und den Kriegsdienst zu ihrem Lebensberufe machten. Bald galt der Ritterstand als vorzüglich ehrenvoll, und ihm widmeten sich besonders die Reichen und Adeligen. Schwer gerüstet, vom Kopfe bis zu den Füßen mit Eisen bedeckt, von Jugend auf in den Waffen geübt, waren diese den gemeinen Kriegern, die zu Fuße dienten und schlechter bewaffnet waren, weit überlegen, und bald zählte man ein Heer nur nach der Menge der Ritter.

Um solche Vorzüge zu behaupten, mußte die Erziehung des Adels ganz kriegerisch sein. Die deutschen Knaben lernten deshalb oft eher „reiten“ als „reden“.

Sobald der Knabe der ersten häuslichen Pflege entwachsen war, trat er, gewöhnlich im siebenten Jahre, als Edelknecht oder Page in den Dienst eines andern Ritters, den er als Vorbild für sein künftiges Leben betrachtete. Hier lernte er Zucht und Gehorsam, übte sich im Reiten und Fechten, säuberte seinem Herrn die Waffen, wartete ihm bei der Tafel auf und begleitete ihn auf die Jagd. In seinem 14. Jahre wurde er Knappe, empfing das Schwert und lernte nun den schweren Waffendienst. Als Waffenträger folgte er jetzt seinem Herrn auch in die Schlacht. Dem Herrn treu anzuhangen, im Kampfe das Leben für ihn einzusetzen, das galt ihm als die erste seiner Pflichten. So wurde die Treue die erste Tugend, die mit aller Kraft durch fortwährende Übung sich dem jungen Gemüte einpflanzte.

Nach siebenjähriger, rühmlich bestandener Knappenschaft wurde der Jüngling unter der Weihe der Religion durch den Ritterschlag in die ebenbürtige Kampfgenossen-

schaft selbst aufgenommen. Nach vorhergegangenem Fasten und Beten empfing er die Sakramente und aus den Händen der Ritter oder Edelfrauen Sporen, Panzer und Handschuhe. Dann kniete er nieder, und einer der Ritter gab ihm mit entblößtem Schwerte drei Schläge auf die Schulter, wobei er durch feierlichen Eid gelobte, allen Pflichten eines ehrenwerten Ritters getreu zu leben, die Wahrheit zu reden, das Recht zu schützen, und sein Schwert zur Verteidigung der Religion, der Witwen und Waisen und der verfolgten Unschuld, vor allem aber gegen jeden Ungläubigen zu führen; zuletzt empfing er auch Helm, Schild, Lanze und Schwert. So wurden in der begeistertsten Stunde des Jünglingslebens durch feierlichen Eid die männlichen Tugenden nochmals zum unverbrüchlichen Gesetze des ganzen Lebens erhoben, die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Frömmigkeit; und als Inbegriff und zugleich als Lohn der vollkommenen Übung derselben stand die Ehre gleich einem leuchtenden Sinnbilde vor den Augen des jungen Ritters.

In den Zeiten von Heinrich I. bis auf Heinrich IV., unter den sächsischen und fränkischen Kaisern, war das Rittertum erst in seinem Entstehen; die ganze Zeit war einfach und ernst. Durch die Kreuzzüge aber erhielt es einen neuen hohen Aufschwung. Vor allen Dingen fesselten die drei geistlichen Ritterorden, welche durch die Kreuzzüge ihr Dasein erhielten, durch ein hohes Gelübde den Ritter an die große Sache der ganzen Christenheit: die Johanniter, welche bis auf unsere Zeiten, treu dem Geiste alter Ritterlichkeit, den Kampf gegen die Ungläubigen zu ihrer Pflicht gemacht hatten; die deutschen Ritter, welche im 13. Jahrhunderte sich nach Preußen wandten, mit großer Kühnheit dort für die Ausrottung des Heidentums stritten und die blühendste deutsche Ansiedlung an diesem Gestade stifteten und endlich die Tempelherren, welche große Macht erlangten, zuletzt aber durch die französischen Könige, die nach ihren Gütern lüstern waren, vernichtet wurden.

Nach den Kreuzzügen geriet das Ritterwesen allmählich in Verfall. An die Stelle edler Rittersitte trat Gewaltthätigkeit, Streit und Fehde. Viele Ritter lebten von Raub und Plünderung. Aus ihren festen, auf steilen Felsenhöhen gelegenen Burgen überfielen sie mit ihren Reisigen die Kaufleute, die zu den Märkten und Messen zogen und raubten ihnen alles, was sie hatten. An den Ufern der Flüsse erhoben sie willkürlich Zollabgaben. Ihre unaufhörlichen Fehden gegen einander zerrütteten den Wohlstand ganzer Gegenden. Konnten sich die Städte durch Mauern und Gräben gegen ihre Angriffe schützen, so wurden dagegen die Fluren des Landmanns schonungslos verwüstet. Und gegen solche Ungebühr gab es oft lange Zeit hindurch keine Abhilfe; denn die übermütigen Ritter wagten sogar, den Befehlen mancher schwachen Kaiser trotz zu bieten. Was der Stärkere durchsetzen könne, meinten sie, das dürfe er sich auch erlauben; der stärkern Faust müßten die Schwächern sich fügen. Man nennt diesen traurigen Zustand das **Faustrecht**. Das Rittertum verlor durch solche Ausartung seinen alten Ruhm.

Was dem Rittertume einen besondern Glanz verlieh, waren die **Turniere** oder **Kampfspiele**, die in dem 12. Jahrhundert gewöhnlich wurden. Die Turniere waren Festspiele, welche den Rittern Gelegenheit gaben, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit abzulegen und so Ruhm und Beifall von einer schaulustigen Menge einzuernten.

(G. Kohlrausch.)

132. Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn;
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.
Er hat ihn erstochen im dunklen Hain'
Und den Leib versenkt in den tiefen Rhein,
Hat angelegt die Rüstung blank,
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.
Und als er sprengen will über die Brück',

Da stutzet das Pferd und bäumt sich zurück;
Und als er die güldenen Sporen ihm gab,
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.
Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt;
Der schwere Panzer ihn niederzwingt. (Uhland.)

133. Ein Bild der Städte aus dem Mittelalter. †

Hohe, oft doppelte Mauern, Graben und Wall umgürteten das streitbare Geschlecht in den Städten, das immer des Angriffes gewärtig sein mußte. Wehrtürme krönten die Mauern. Sie ragten in gemessenem Abstande empor und waren von mannigfacher Bauart, rund, eckig, spitz, flach. Um die Städte war das ganze Weichbild mit einem Graben, einer Landwehr, umzogen, deren Zugänge feste Warten bezeichneten. Wächter lugten aus ihnen nach den Landstraßen aus, meldeten durch Zeichen jede Gefahr oder das Herannahen reisender Kaufmannszüge, denen in unsicherer Zeit ein bewaffnetes Geleit entgegenging. Inwendig an der Mauer der Stadt durfte sich niemand anbauen; dergleichen Anbauten drohten Gefahr des Verrats oder hinderten das Besteigen der Zinnen. In den meisten Städten wandten sich die Straßen gekrümmt, oft im Sacke endend, hin und her. Kirchen und Rathäuser, Kaufhallen und Zunfthäuser wurden gemeinsam mit großer Ausdauer prachtvoll aufgebaut, besonders die Kirchen. Himmelhoch erhoben sich die Türme, Kirchen und Kapellen.

Die Bürgerhäuser blieben Jahrhunderte hindurch sehr einfach. Sie bestanden nur aus Fachwerk und ragten mit dem Giebel nach der Straße. Die oberen Stockwerke traten über die untern hervor und verengten die schmalen Gassen so sehr, daß sie kaum den Himmel blicken ließen. So leichte, beengte Bauart begünstigte die ungeheuren Feuersbrünste, welche alle unsere Städte in schrecklicher Wiederkehr heimsuchten, aus denen sie aber auch ebenso schnell sich wieder erhoben.

Die häusliche Einrichtung entsprach der Einfalt des Zeitalters. Der Hausrat, ohne Putz, war dem einfachsten Bedürfnisse gemäß und roh gearbeitet. Beim Mahle aßen Mann und Frau aus einem Teller; ein oder zwei Becher dienten der ganzen Familie; Fackeln und Laternen leuchteten bei Nacht den Schmausenden; Kerzen gab es nicht. Die Glasur irdener Gefäße kam um diese Zeit erst auf. Selbst in vermögenden Häusern wohnte der Sohn des Hauses mit seiner Frau im Hinterstübchen bei den Eltern; ohne eigene Wirtschaft ging er bei ihnen zur Kost.

Dennoch aber fand selbst schon jenes Jahrhundert gesetzliche Beschränkung der Prunkliebe und Schwelgerei nötig, die besonders bei Festen geübt wurde. Das erste Gesetz der Art finden wir bei den fröhlichen, prassenden Wormsern im Jahre 1220. Ritter, Richter und Ratleute, mit Beistimmung der gesamten Gemeinde, untersagten die Gastmähler und Gelage, welche man im Hause des Gestorbenen zu halten pflegte, wenn dieser zu Grabe getragen war. Wer dagegen fehlte, sollte dreißig Schillinge der Stadtbaukasse zur Strafe zahlen. Die strengen Niedersachsen duldeten bei Hochzeiten nicht mehr als zwölf Schüsseln und drei Spielmänner der Stadt, die Breslauer (um 1290) dreißig Schüsseln und vier Spielleute. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts setzte der alte und neue Rat zu Soest fest, daß beim Verlöbnis kein Wein zu trinken sei, doch durfte der Bräutigam der Braut ein Paar Lederschuhe und ein Paar Holzschuhe senden. Bei der Hochzeit waren den Reichsten fünfzig Schüsseln aber nur fünf Gerichte, jede Schüssel zwölf Pfennige wert, gestattet.

Unter den Künsten blühete besonders die Goldschmiedekunst. Sie schuf köstliche Schreine für die Leiber der Heiligen, Kelche mit heiligen Bildern, Kreuze mit der Gestalt des Erlösers. Auch die Kunst des Siegelschneidens stand in hohem Ansehen. Die Städte hatten seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts überall ein besonderes Wappen,

welches meistens das reichverzierte Bild des Patrons der Hauptkirche enthielt. Lübecks Siegel zeigt bedeutsam das Schiff auf hoher Flut; der alte Steuermann mit spitzer Kappe leitet das Fahrzeug durch die Wogen; ein Jüngling am Tauwerke weiset nach oben (auf den göttlichen Beistand hindeutend). Köln hat als ältestes Wappen den heil. Petrus, mit den Schlüsseln auf dem Stuhle sitzend. Magdeburg hatte seit uralter Zeit eine Jungfrau über den Zinnen sich erwählt. Worms zeigte den Lindwurm und deutete damit vielleicht auf den Drachen, den Siegfried erschlug. Hamburg mit vielen andern Städten behagte das dreifach betürmte Stadtthor. Berlins ältester Bär schritt aufrecht zum Angriffe und trug nicht Halsband und Kette.

Hinter den düstern Mauern der Städte wurde Gesang und Saitenspiel gepflegt. Auch diese Kunst bildete sich nach der Sitte der Zeit in Zunft und Schule aus und erheiterte das ernste Leben der Bürger. Manche Städte unseres Vaterlandes waren erfüllt mit einer Anzahl von Spielleuten. Fiedel, Harfe, Pfeife und Zinke waren ihre Instrumente. Alte Heldensagen ließ man in Liedern erklingen. Auch die Lust an der Natur war aus dem freien Landleben in die dumpfen Gassen eingezogen. Überall sehen wir in deutschen Städten das Frühlingsfest mit Jubel und Tanz im Freien begehen.

Das Kriegswesen lag noch den Bürgern ob. Jeder zünftige Meister mußte mit Waffen versehen sein. Diese waren von der verschiedensten Art und den wunderlichsten Namen. Im gewöhnlichen Leben auf Markt und Gasse, zumal vor Gericht war das Tragen derselben verboten. Auf Reise und Fahrt ging dagegen jedermann bewehrt. Jede Zunft war im Besitze eigener Banner und Zeughäuser. Die Zunftmeister waren die Führer gegen den Feind. Als Waffe, die am geeignetsten sich der Faust des Zünftlers bot, hatte das dreizehnte Jahrhundert die Armbrust, deren Erfindung dem Morgenlande gehört. Die Bürger gebrauchten sie mit

schrecklichem Nutzen von den Zinnen ihrer Städte. Es entstanden die Schützengilden der Kaufleute und Handwerker.

Bei all' dem heitern und fröhlichen Leben war aber jene Zeit nicht frei von Roheit und Grausamkeit. Die Judenverfolgungen, die Räubereien, die blutigen Hinrichtungen, die oft wiederkehrende grauenvolle Hungersnot, die Verheerungen der Seuchen und manches andere erwecken ein tiefes Grauen vor jener Zeit. (Friedrich Wilhelm Barthold.)

134. Die Hansa. †

Die norddeutschen Städte, soweit die nieder- oder plattdeutsche Sprache reichte, hatten schon früh ihre Kraft auf den Seehandel gerichtet und dadurch sich unermeßliche Reichtümer erworben. Wie sich aber alles im Mittelalter zu Genossenschaften zusammenschloß, so gingen auch sie, nicht wie die rheinischen Städte zur augenblicklichen Verteidigung gegen übermütige Raubritter, sondern zur dauernden Verfolgung ihrer Handelsvorteile einen Bund ein, der nach damaligem Sprachgebrauch Hansa, d. h. Innung, genannt ward. Die ersten Mitglieder waren Hamburg, Lübeck und Bremen. Aber dieser Hansabund erweiterte sich im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert so, daß er zuweilen über 70 Städte umfaßte, mit seinen Flotten die nordischen Meere beherrschte, ganze Länder eroberte, mächtige Könige beugte. Doch war die Verbindung der Städte nur locker, oft geteilt oder eingeschlafen, und nur selten trat ihre ganze furchtbare Kraft zum Verderben ihrer Feinde hervor, wenn sie sich einmal entschlossen, einig zu handeln. Dieser Bund konnte des ganzen deutschen Nordens Herr werden, wenn er wollte; allein es wurde nicht einmal der Versuch dazu gemacht. Die Bürger fühlten sich nur als Kaufleute, die zufrieden waren, wenn man ihnen in der Fremde nur ihren umhegten Platz ließ, auf dem sie nach heimatlicher Sitte und heimischem Recht ihren Handel betrieben.

Die Größe und Macht der Hansa beruhte, obwohl ihre Schiffe auch bis in die innersten Buchten des Mittelmeeres gingen, zumeist auf dem Handel der Ostseefahrer. Denn damals war die Ostsee der große Fischbehälter Europas. Die Dorsche wälzten sich haufenweise in die ausgeworfenen Netze, der Hering kam jährlich in ungeheuren Wanderzügen durch den Sund, an den Flußmündungen wimmelten der Lachs und der Aal. Besonders aber war der Heringsfang für die nordischen Handelsstädte von der größten Wichtigkeit. Bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts zog der Fisch längs der Küste von Pommern in so dichten Massen, daß man im Sommer nur den Korb ins Meer zu senken brauchte, um ihn gefüllt herauszuziehen. Damals wuchsen Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund und Greifswald mit wunderbarer Schnelligkeit zu hohem Wohlstand. Im dreizehnten Jahrhundert aber verlegte der Hering seine Seewege und strich längs der flachen Küste von Schonen und am norwegischen Ufer. Da eilten alle seetüchtigen Völker in sein Fahrwasser, und die deutschen Hansastädte kämpften um seinetwillen blutige und siegreiche Kriege mit den Dänen, Engländern, Schotten und Holländern, sie brachen den dänischen Königen ihre festen Schlösser, besetzten ihre Inseln und behaupteten Jahrhunderte hindurch die Herrschaft in Gothland, Schonen und Bergen. Das war die große Zeit der deutschen Hansa. Nach 1400 aber änderte der Hering wieder seine Züge und ging an die holländische Küste; seitdem wurden die holländischen Städte reich und mächtig.

War der hanseatische Kaufmann daheim, so zeigte er gern seinen Wohlstand durch stattliche Kleidung, kostbare Pelze und bunte Farben. Er trug das Schwert an der Seite und am reichverzierten Gurt die Geldtasche und den Siegelring, worin das wichtige Zeichen seines Geschäftes, die Hausmarke, eingegraben war. Denn er war des Schreibens nicht immer mächtig, und durch dieselbe Marke, die von seinen Fässern und Ballen her an allen Enden der

Welt bekannt war, bestätigte er Geldanweisungen und Urkunden, die er durch seinen Schreiber ausstellen ließ.

Aber derselbe Mann trug zur See auch die Friesjacke des Schiffers und das Panzerhemd des Kriegers. Denn wenn er auf seinem rundbauchigen, hochbordigen Fahrzeuge das Meer durchstrich, hatte er nicht selten mit verwegenen Seeräubern zu kämpfen. Auch in fremden Ländern mußte er manchen blutigen Strauß bestehen, doch trug er mit seiner zähen Ausdauer stets den Sieg davon, und im Gefolge seiner kaufmännischen Arbeit brachte dann auch das Christentum in Länder, die bis dahin völlig unbekannt gewesen waren, seine Segnungen. So trugen bremische Kauffahrer in das heidnische Livland Christentum und deutsches Wesen.

Die Blüte der Hansa dauerte dreihundert Jahre. Erst nach Auffindung neuer Seewege, als dem Handel neue Bahnen eröffnet waren, geriet sie in Verfall und hielt 1630 ihre letzte Tagsatzung. Noch heute führen Hamburg, Lübeck und Bremen den alten Namen Hansastädte fort.

(G. Freytag.)

135. Die Femgerichte. †

Vom dreizehnten bis in das sechzehnte Jahrhundert bestanden durch ganz Deutschland furchtbare heimliche Gerichte, die grobe Verbrecher aller Art vor ihren Richterstuhl zogen und, wenn sie sich nicht genügend rechtfertigen konnten, mit dem Tode bestraften. Es war gefährlich, sich vor ihnen zu stellen, und noch gefährlicher, sich auf ihre Vorladung nicht einzufinden. Ihren ersten und vornehmsten Sitz hatten sie in Westfalen (in Dortmund), darum hiefsen sie auch die westfälischen Freigerichte; den Namen Femgericht hatten sie aber von dem altdeutschen Worte verfemen, das soviel heifst als verbannen.

Jedes solche Gericht bestand aus Freigrafen und einer Anzahl Freischöppen oder Beisitzer, die man auch

Wissende nannte, weil sie um die Geheimnisse der heiligen Feme wuſsten. Solcher Beisitzer muſsten wenigstens vierzehn sein; gemeiniglich waren ihrer aber viel mehr. Man rechnet, daſs in ganz Deutschland über 100000 verbreitet waren; denn in jeder Stadt hielten sich Wissende auf, von denen die Bürger beobachtet wurden. Ihre Sitzungen nannten sie Freidinge. Jeder Freigraf und Freischöppe muſste auf roter Erde, das heiſst im Westfälischen, belehrt und beeidigt worden sein. Der Eid, den man ihnen bei ihrer Aufnahme zur Sicherung ihrer Verschwiegenheit abnahm, war furchtbar. „Ich schwöre,“ muſsten sie sprechen, „die heilige Feme halten zu helfen und zu verhehlen vor Weib und Kind, vor Vater und Mutter, vor Schwester und Bruder, vor Feuer und Wind, vor allem, was die Sonne bescheint, der Regen benetzt, vor allem, was zwischen Himmel und Erde ist“ etc. Ein Schöppe, der seinen Eid brach, der sollte der Hände und Augen beraubt und mit herausgerissener Zunge an einen dreifachen Strick, zwei Meter höher als andere Schelme, gehenkt werden. Sämtliche Freistühle erkannten den Kaiser für ihr Oberhaupt, machten ihn gleich nach seiner Krönung zu ihrem Mitwissenden und richteten unter kaiserlichem Ansehen. Von Westfalen aus hatten sie sich über ganz Deutschland verbreitet.

Hatte jemand einen Raub oder Mord oder sonst ein Verbrechen begangen, so hatte er Ursache genug, vor dem furchtbaren Richterstuhle der Wissenden zu zittern, selbst wenn er vor seinem ordentlichen Richter der Strafe schon entgangen war. Er wurde alsdann von einem der Freischöppen vor dem heimlichen Gerichte angegeben, und wenn dieser mit einem Eide erhärtete, daſs das Verbrechen wirklich von ihm begangen sei, wurde der Angeklagte zur Verantwortung aufgefordert. Die Vorladung geschah aber nicht öffentlich, sondern

einer von den Freifronen schlich sich des Nachts ungesehen an die Mauern des Schlosses oder des Hauses, wo der Angegebene wohnte, und schlug die Ladung an die Thüre an. Dieser mufste sich dann an einem bestimmten Tage an einem gewissen Orte einfinden, der ihm angegeben ward. Hier wartete seiner ein Abgeordneter der heiligen Feme, der ihn mit verbundenen Augen an den geheimen Ort führte, wo die Richter versammelt waren. Gemeiniglich hielten sie ihre Sitzungen bei Nacht in einem dichten Walde, oder in einer Höhle, oder in einem unterirdischen Gewölbe. Hier safsen sie vermummt bei schwachem Lichte in schauerlichem Halbdunkel, und tiefe Stille herrschte unter ihnen und rings um sie her. Der Freigraf allein erhob seine Stimme, hielt dem Vorgeladenen das Verbrechen vor, dessen er angeklagt war, und forderte ihn auf, sich zu verteidigen. Konnte er sich befriedigend verantworten, so wurde er freigesprochen und ebenso geheimnisvoll, als er gekommen war, wieder weggeführt. Wurde er aber seiner Schuld überwiesen, so wurde er zum Tode verurteilt und noch in derselben Stunde, nachdem man ihm Zeit gelassen, seine Seele in einem kurzen Gebete Gott zu empfehlen, mit einem Dolche niedergestofsen oder an einen Baum aufgeknüpft. Gemeiniglich mufste der jüngste Schöppe das Henkeramt verrichten, und alles wurde so geheim gehalten, dafs niemand erfuhr, wer der Henker gewesen sei.

Stellte sich der Angeklagte nicht auf das erste Mal, so wurde die Vorladung noch zweimal wiederholt. Blieb er auch das dritte Mal aus, so erfolgte die Verurteilung, und einige von den Freischöppen erhielten den Auftrag, den Spruch der Richter an ihm zu vollziehen. Von nun an wurde er von unsichtbaren Händen verfolgt bis an seinen Tod. Traf ihn einer von den Schöppen an einem einsamen Orte, so stiefs er ihm ohne Umstände ein Messer in die Brust, oder knüpfte ihn, von einigen

seiner Gesellen unterstüzt, an den nächsten Baum auf. Das blutige Mordgewehr aber wurde neben den Leichnam des Getöteten gelegt oder in die Erde gesteckt, zum Zeichen, dafs er nicht unter die Hände eines gemeinen Mörders, sondern, von der heiligen Feme verurteilt, durch die Hand eines Wissenden gefallen sei.

Die Sitzungen der heiligen Feme wurden aber nicht immer heimlich, sie wurden auch öffentlich gehalten; doch immer erschienen die Wissenden vermummt. Um Mitternacht versammelten sie sich auf dem Kirchhofe des Ortes, wo sie gesonnen waren, Gericht zu halten. Mit Anbruch des Tages verkündete dann das Läuten aller Glocken den erschrockenen Einwohnern die Ankunft ihrer furchtbaren Gäste. Alles, grofs und klein, mufste sich hinaus ins freie Feld begeben und sich in einem grofsen Kreis niederlassen. Der Freigraf safs mit seinen Schöppen in der Mitte, und vor ihm lagen neue Stricke und ein Degen oder Dolch.

Befand sich nun einer im Kreise, der im Rufe eines Mordes oder Diebstahls, oder eines andern von den schon genannten Verbrechen stand, so trat ein Schöppe zu ihm hin und sagte ihm ins Ohr: Freund, es ist anderswo ebenso gut Brot essen, wie hier. Das hiefs: Hast du kein gut Gewissen, so stehe auf und gehe, so lange es noch Zeit ist. Der Mensch konnte nun, wenn er sich schuldig fühlte, ungehindert in die weite Welt gehen, aber sein Vermögen mufste zurückbleiben. Berührte der Schöppe einen zum dritten Male mit seinem Stabe, so war dies ein Zeichen, dafs er des Verbrechens nicht nur verdächtig, sondern ganz überwiesen sei. Er wurde dann gebunden und ohne weitere Umstände an den nächsten Baum aufgeknüpft.

So empfing nun freilich gar mancher Bösewicht, der durch Bestechung oder durch die Verwendung seiner Freunde den Händen der Gerechtigkeit entgangen zu

sein glaubte, durch das unbestechliche, heimliche Gericht doch den verdienten Lohn; es ist aber leicht einzusehen, wie viele schuldlose Menschen auch aus Feindschaft, Rache, Bosheit von gewissenlosen Feinden angegeben und ein Opfer der Tücke wurden. Manche Unglückliche wurden kurzweg zum Tode verurteilt, und erst nachdem sie aufgeknüpft waren, nahm man sich Zeit, zu untersuchen, ob sie es verdient hatten. Allgemein wünschte man daher die Aufhebung dieser Gerichte; sie erhielten sich aber doch durch das ganze Mittelalter bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert waren sie am furchtbarsten.

(Grube.)

136. Sitten und Einrichtungen unserer Vorfahren. ††
(10.—12. Jahrhundert.)

Karl der Große, Otto der Große und andere deutsche Kaiser glaubten, daß unsere Voreltern nur durch das Christentum zu gesitteten und glücklichen Menschen gebildet werden könnten. Sie sahen ein, wie viel Gutes die wenigen Klöster, welche früher errichtet worden waren, gestiftet hatten. Deswegen wurden immer noch neue Klöster gegründet. In der Pfalz waren es besonders die Klöster auf der Limburg, zu Eusserstthal, zu Ramsen, zu Höningen, Marienthal, auf dem Disibodenberge, zu Groß- und Kleinfrankenthal. Sie hatten, wie die früher in Neuhornbach und zu Klingenmünster gegründeten, auf die Erziehung der Jugend und auf den Ackerbau einen sehr wohlthätigen Einfluß.

Eine wichtige Veränderung wurde auch dadurch herbeigeführt, daß seit Kaiser Heinrich I. an vielen Orten in Deutschland Städte angelegt wurden. Die Bewohner derselben erhielten manche Vorrechte und Freiheiten, so daß sie nicht mehr, wie früher die Leibeigenen, nur für ihre Herren, sondern auf ihre eigene Rechnung und zum Verkaufe die verschiedenen Hausgerätschaften verfertigen durften, wodurch

die Handwerke und der Handel sich immer mehr vervollkommnen konnten. Ebenso hat es auch zur Belebung des Ackerbaues sehr viel beigetragen, daß die Leibeigenen, welche an einem Kreuzzuge anteil nahmen, ihre Freiheit erhielten, oder wenn sie recht fleißig waren, sich Eigentum erwerben und die Freiheit erkaufen konnten. Auch gaben viele Gutsbesitzer ihren Leibeigenen ein Stück Land, welches sie für sich anbauen durften, wenn sie ihren Herren nur jährlich eine bestimmte Summe Geldes oder einen Teil der geernteten Früchte verabreichten. Diese jährliche Abgabe mußte jeder nachfolgende Besitzer dieses Grundstückes entrichten und wurde Gilde genannt. Daß jetzt die Leute diese Felder besser anbauten als früher, wo sie nur für ihre Herrn arbeiteten, läßt sich leicht denken.

Die früher von den Kaisern aufgestellten Gaugrafen suchten sich immer unabhängiger zu machen und sahen das ihnen übertragene Gebiet als ihr Eigentum an, welches sie auch ihren Nachkommen vererben könnten. Die Kaiser, besonders Heinrich IV., welche zu sehr mit Krieg beschäftigt waren, konnten dieses nicht hindern. Deswegen wurden die Gaugrafen selbständig regierende Herzöge, und da sie oft mehrere Söhne hinterließen, teilten sie ihr Land unter dieselben, so daß nach und nach Deutschland in unzählig viele kleine Ländchen sich teilte. Auf diese Weise entstanden in der Pfalz die Grafschaft Leiningen mit ihren verschiedenen Nebenlinien, die Besitzungen der Rauh-, Wild- und Rheingrafen, der Grafen von Zweibrücken, Blieskastel, der Herren von Bolanden, Falkenstein, Sickingen, Hohenecken u. s. w. Sie alle bauten ihre Burgen auf die steilen Anhöhen der Berge, und weil sie ihre Leibeigenen anhielten, ihre Wohnungen um dieselben anzulegen, so entstanden auf diese Weise auch nach und nach viele Dörfer, welche nicht selten durch eine Mauer mit der Burg verbunden und mit Wall und Gräben zum Schutze gegen äußere Feinde umgeben waren. Diese Vorsichtsmaßregel

war auch gar nicht überflüssig; denn wenn diese Grafen und Herren mit einander in Streit gerieten, was nicht selten geschah, so brachten sie ihre Streitigkeiten nicht vor den Kaiser, sondern suchten sich mit Gewalt der Waffen selbst Recht zu verschaffen, so daß auch jetzt wieder das Faustrecht alle seine verderblichen Folgen über das Land verbreitete. Die Kaiser konnten diesem Unwesen nicht Einhalt thun, sondern mußten zufrieden sein, wenn ihnen diese großen und kleinen Herren des Landes mit ihren untergebenen Dienstleuten in den vielen Kriegen, welche sie selbst zu führen hatten, Hilfe leisteten. Um einzelne derselben aber hiezu besonders zu verpflichten, gaben oder liehen ihnen die Kaiser einen Teil ihrer Güter, welche man Lehen nannte. Der, welcher ein solches Lehen erhalten hatte, hieß Vasall und mußte seinem Lehensherrn, d. h. dem, welcher das Lehen gab, in allen Kriegen und Privatstreitigkeiten treu und gewissenhaft zur Seite stehen. (Egger.)

137. Rudolf von Habsburg. (1273—1291.)

Mit dem Tode des letzten hohenstaufischen Kaisers begann für Deutschland eine höchst traurige Zeit. Kein deutscher Fürst trug Verlangen nach der Kaiserkrone, die ihrem Träger nur Kämpfe und Untergang zu bringen schien. Was geschah da? Man übertrug die Würde an zwei Ausländer, einen englischen Prinzen und einen König in Spanien. Aber dieselben erlangten gar kein Ansehen; der eine von ihnen kam niemals, der andere nur einmal nach Deutschland. Da brach denn allenthalben im Reiche Unordnung und Verwirrung aus. Kein Gesetz galt mehr; das rohe Faustrecht, der eiserne Speer der Raubritter herrschten ungehemmt. Ein solcher Zustand konnte nicht fortdauern, wenn Deutschland sich nicht völlig auflösen sollte. Das fühlten endlich auch die deutschen Fürsten. Darum beschlossen sie, wieder einen Kaiser zu wählen, der Recht und Gerechtigkeit handhaben und die zerstörte Ordnung wieder herstellen sollte.

Als sie zur Wahl versammelt waren, brachte der Erzbischof von Mainz den schwäbischen Grafen Rudolf von Habsburg in Vorschlag. Der war nicht mächtig an Land und Leuten, aber ein gar tapferer, kluger und biederer Herr. Als der Erzbischof von Mainz einst in jenen gefahrvollen Zeiten eine Reise nach Rom machte, geleitete ihn der Graf sicher über die Alpen. Da sprach der Erzbischof beim Abschiede: „Wollte Gott, Herr Graf, ich lebte noch so lange, daß ich Euch den mir geleisteten Dienst vergelten könnte!“ Jetzt gedachte der Bischof dieses Versprechens. Auf seinen Vorschlag wurde Rudolf zum König gewählt. Die Krönung geschah zu Aachen. Als nun die Fürsten dem neuen Könige Treue schwuren, fehlte gerade das Reichszepter, auf welches der Eid geleistet zu werden pflegte. Da ergriff Rudolf rasch ein Kruzifix und sagte: „Dieses Zeichen, in welchem wir und die ganze Welt erlöset sind, wird ja wohl die Stelle des Zepters vertreten können.“ Und die Fürsten leisteten darauf die Huldigung. Nur einer war nicht in Aachen erschienen und weigerte sich, Rudolf als König anzuerkennen. Das war der mächtige Böhmenfürst Ottokar, der den Königstitel führte und seine Herrschaft weithin über die österreichischen Länder ausgebreitet hatte. Dem stolzen Manne deuchte es schimpflich, einem armen Grafen, wie er Rudolf spottend nannte, Gehorsam zu leisten. Aber Rudolf bezwang den Widerspenstigen in einer Schlacht und entriß ihm Österreich. Er gab dieses Land seinen eigenen Söhnen und wurde dadurch der Gründer des habsburgisch-österreichischen Herrscherhauses.

Nach der Besiegung Ottokars richtete sich des Königs Sorge vor allem darauf, Ruhe und Ordnung im Reiche zurückzuführen. Er durchzog Deutschland von einem Ende zum andern, saß oft selbst zu Gericht und verhängte strenge Strafen gegen die Frevler und Friedensstörer. Vorzüglich die übermütigen Raubritter bekamen seinen starken Arm zu fühlen. Eine ganze Menge Raubschlösser wurde

zerstört und viele der gefangenen Räuber wurden gehängt. So folgte in kurzer Zeit Ruhe und Sicherheit auf Zwietracht und Zerrüttung. Der Landmann baute wieder fröhlich seine Felder, die nicht mehr von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten wurden. Der Kaufmann zog sicher seines Weges an den hohen Burgen vorüber, und die Räuber, die zuvor offen im Lande umhergeschwärmt, suchten sich in einsame Schlupfwinkel zu verbergen.

Achtzehn Jahre lang hat Rudolf dem deutschen Reiche vorgestanden und mit Kraft und Weisheit für Deutschlands Wohlfahrt gewirkt bis zu seinem Tode. (J. K. Andrä.)

138. Der Graf von Habsburg. †

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im altertümlichen Saale,
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon
Das Volk in freud'gem Gedränge.
Laut mischte sich in der Posaune Ton
Das jauchzende Rufen der Menge.
Denn geendigt nach langem, verderblichen Streit
War die kaiserlose, die schreckliche Zeit,
Und ein Richter war wieder auf Erden.
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer,
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr
Des Mächtigen Beute zu werden.

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
„Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken.

Doch den Sänger vermiss' ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren."

Und sieh', in der Fürsten umgebenden Kreis
Trat der Sänger im langen Talare.
Ihm glänzte die Locke silberweiß,
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold.
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt.
Doch sage, was ist des Kaisers wert
An seinem herrlichsten Feste?" —

„Nicht gebieten werd' ich dem Sänger," spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde.
„Er steht in des größeren Herren Pflicht;
Er gehorcht der gebietenden Stunde.
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp' mit dem Jägergeschoß.
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au' kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern.
Ein Priester war's mit dem Leib des Herrn;
Voran kam der Meßner geschritten.

Und der Graf zur Erde sich neiget hin,
Das Haupt mit Demut entblößet,
Zu verehren mit gläubigem Christensinn,
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluten geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte.
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend',
Damit er das Bächlein durchschritte.

‚Was schaffst du?‘ redet der Graf ihn an,
Der ihn verwundert betrachtet.
‚Herr, ich walle zu einem sterbenden Mann,
Der nach der Himmelskost schmachtet.
Und da ich mich nahe des Baches Steg,
Da hat ihn der strömende Gießbach hinweg
Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil'
Durchwaten mit nackenden Füßen.‘

Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Tier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier.
Der andre die Reise vollführet.
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück,
Bescheiden am Zügel geführet.

‚Nicht wolle das Gott,‘ rief mit Demutsinn
Der Graf, ‚daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
So bleib' es gewidmet dem göttlichen Dienst!

Denn ich hab' es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Atem und Leben.'

‚So mög' auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie ihr jetzt ihn geehret.
Ihr seid ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland.
Euch blühen sechs liebliche Töchter.
So mögen sie,' rief er begeistert aus,
‚Sechs Kronen Euch bringen in Euer Haus,
Und glänzen die spät'sten Geschlechter!'" —

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten.
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

(Schiller.)

139. Die Schlacht am Hasenbühl bei Göllheim. †
(2. Juli 1298.)

Nach dem Tode des wackeren Rudolf von Habsburg übertrugen die deutschen Fürsten die Kaiserkrone nicht dessen Sohne Albrecht, sondern dem wenig begüterten, fast armen Herzoge Adolf von Nassau. Das führte in Deutschland zu neuem Zwiespalt. Albrecht konnte die erlittene Zurücksetzung nicht verschmerzen, und da Adolf bei manchen Fürsten, besonders bei dem Erzbischofe von Mainz, sich misliebig machte, kam ein

Bündniſs wider ihn zu stande. In Mainz traten vier mächtige Wahlfürsten zusammen, sprachen Adolfs Absetzung aus und wählten Albrecht zum Kaiser. Adolf war entschlossen, sein gutes Recht aufs äuſserste zu verteidigen. Ihm stellte sich Albrecht mit ebenso groſser Entschiedenheit entgegen.

Am Fuſse des Donnersberges, im Thalkessel von Göllheim, trafen die beiden Heere auf einander.

In königlicher Rüstung stellte sich Adolf an die Spitze seiner Getreuen. Über seinen goldenen Harnisch hatte er einen köstlichen Waffenrock von gelber Farbe und mit schwarzen Adlern durchwirkt geworfen; ein glänzender Helm mit der Königskrone zierte sein Haupt. Albrecht dagegen hatte nur Tracht und Rüstung eines einfachen Vasallen angelegt und war deshalb unkenntlich, während er mehrere seiner Ritter in den königlichen Wappenrock mit dem schwarzen Adler gekleidet hatte. Auf beiden Seiten flatterte das Reichsbanner von roter Farbe mit weiſsem Kreuze in der Mitte. Adolfs Heer war dem seines Gegners nicht gewachsen. Bange Ahnung erfüllte seine Seele. Zu seinem Sohne Rupert sprach er: „Kehre zurück! Du sollst dein junges Leben nicht wagen; denn unser Kampf ist heute ein Strauſs auf Leben und Tod.“ „Nimmermehr!“ entgegnete Rupert. „Ich weiche nicht von Eurer Seite, gehe es zum Leben oder zum Tod.“ Des Sohnes mutige Rede gab auch dem Vater die Zuversicht wieder. „In Gottes Namen denn; sie sollen uns eher tot als lebendig haben.“ Zu gleicher Zeit schmetterten auf beiden Seiten die Trompeten, und die Schlacht begann. In den vordersten Reihen von Adolfs Heer standen die Pfälzer. Sie wurden von den Kärntnern und Steiermärkern geworfen. Aber diese muſsten vor den Bayern unter ihrem Herzoge Otto zurückweichen. Bald warf man die Lanzen weg und zog die Klingen blank. Mann stritt wider Mann. Dabei bedienten

sich die Österreicher eines Mittels, dessen sich die Bayern und Pfälzer nicht versehen hatten, und welches auch, weil bisher nicht gebräuchlich, als unritterlich galt. Sie hatten ihre Schwerter zum Stechen geschliffen und bohrten damit die Rosse ihrer Gegner nieder, wodurch diese zum Falle gebracht, getötet oder überritten wurden. Adolf kam den Bayern in der höchsten Not zu Hilfe und brach unwiderstehlich in den Feind. Da erblickt er einen Streiter mit des Österreichers Rüstung und Feldzeichen. Er hält ihn für seinen Gegenkaiser, dringt auf ihn ein und schmettert ihn mit einem wuchtigen Hiebe vom Sattel. Aber sieh', da stellt sich ihm ein zweiter mit gleicher Rüstung und gleichem Feldzeichen. Auch dieser wird nach hartem Zweikampfe von Adolf überwältigt. Vergebens waren diese Heldenthaten. Die Österreicher erhielten Verstärkung, und viele von Adolfs Mannen ergriffen die Flucht. Er selbst war bald rings von Feinden eingeschlossen. Da erkannte er endlich seinen Todfeind in fremder Rüstung. Seines Zornes nicht mehr Meister, rief er ihn mit donnernder Stimme an: „Allhie sollst du mir Reich und Leben lassen!" „Das steht in Gottes Hand," erwiderte Albrecht, indem er einen heftigen Schlag auf Adolfs unbedecktes Haupt führte, wovon diesem ein Auge ausbrach. Zugleich versetzte der Wild- und Rauhgraf ihm einen solchen Hieb, dafs er vom Pferde stürzte. Ein Reitknecht sprang schnell herzu und durchschnitt nach Scharfrichterart dem Könige den Hals. So fiel der ritterliche Fürst in der Vollkraft des männlichen Alters. Sein Heer aber hatte eine vollständige Niederlage erlitten.

Der übermütige Sieger verweigerte dem Gefallenen sogar die Bestattung im Speyerer Kaiserdome. Im einsamen Kloster Rosenthal wurde seine Leiche beigesetzt.

Erst als Albrecht selbst einem finsteren Geschicke verfallen war — er fiel 1308 von der Hand seines eigenen

Neffen Johann*) — : da ward er in der Kaisergruft an Seite seines früheren Feindes gebettet. Der Tod hatte die beiden vereint, die im Leben als erbitterte Feinde sich gegenüber standen. (Marschall nach J. v. Geissel.)

140. Ludwig der Bayer und Friedrich von Österreich. (1314—1326.)

Nach dem Tode Heinrichs VII. von Luxemburg erhob sich über die Wahl des neuen Königs große Zwietracht im Reiche. Es traten zwei Parteien hervor, von denen die eine Herzog Friedrich den Schönen von Österreich, die andere den Herzog Ludwig von Bayern zum Könige wählte. Beide waren nahe Verwandte. Friedrich ward bei seinen Bestrebungen um die Krone von seinem tapferen Bruder Leopold aufs kräftigste unterstützt. Durch seine Hausmacht war ihm Ludwig keineswegs gewachsen; übrigens erwarb sich der letztere durch sein heiteres, liebenswürdiges Wesen und seine bewährte Tapferkeit viele Freunde.

Von nun an verheerte wieder ein achtjähriger Bürgerkrieg die deutschen Gauen, insbesondere die südwestlichen Länder. Endlich beschlossen die österreichischen Brüder, alle Kräfte aufzubieten und zu gleicher Zeit in Bayern einzudringen; Leopold zog von Schwaben und Friedrich von Österreich aus. Jedes ihrer beiden Heere war stärker als Ludwigs gesamte Macht. Friedrich kam zuerst herauf und wollte, kühn und ritterlich gesinnt, den Kampf nicht bis zu Leopolds Ankunft verschieben, sondern führte sein Heer bei Ampfing unweit Mühldorf zur Schlacht (1322). Gegen den Rat der Seinigen schmückte er sich mit kaiserlicher Pracht und stürmte in vergoldeter Rüstung, den blinkenden Reichsadler auf dem Helme, voran in das Gefecht. Ludwig dagegen überließ, in einen unscheinbaren blauen Waffenrock gehüllt, die Leitung seiner Scharen dem alten, kriegserfah-

*) Mit dem Beinamen „Parricida“, d. h. Vater-, auch Verwandtenmörder.

renen Ritter Seifried Schweppermann aus Franken, der klugerweise 600 Ritter mit österreichischen Feldzeichen in einen Hinterhalt legte. Friedrich kämpfte mit der ausgezeichnetsten Tapferkeit allen voran; allein von seiner Hand fielen fünfzig Feinde. Da brachen, als die Schlacht zehn Stunden gedauert hatte, die 600 Reiter aus ihrem Hinterhalte hervor. Anfangs hielten die Österreicher die anstürmende Nachhut für Leopolds Vorhut; bald aber gerieten sie durch diesen Angriff in Verwirrung und ergriffen die Flucht. Friedrich selbst mit seinem Bruder Heinrich und 1400 Rittern wurde gefangen. Als er vor Ludwig geführt ward, empfing ihn dieser mit den Worten: „Vetter, wir sehen euch gerne!" Später ließ Ludwig seinen gefangenen Gegner auf die Feste Trausnitz in der Oberpfalz führen. Hier saß Friedrich in dritthalbjähriger Haft; der Kummer bleichte vor der Zeit sein Haar, während seine getreue Gemahlin in der Ferne sich die Augen um ihn blind weinte.

Übrigens hatte Ludwig durch seinen Sieg noch nicht alles gewonnen. Friedrichs Bruder, der leidenschaftliche Leopold, setzte den verheerenden Krieg fort und verband sich mit dem Könige von Frankreich und dem Papste Johann XXII., der dazumal in Avignon, im südlichen Frankreich, seinen Sitz hatte. Ludwig, von allen Seiten bedrängt, suchte eine Aussöhnung mit der österreichischen Partei herbeizuführen. Er begab sich daher eines Tages plötzlich nach der Burg Trausnitz und kündigte dem gefangenen Friedrich die Freiheit an unter der Bedingung, daß er der Krone entsagen und die Reichsgüter des österreichischen Hauses herausgeben sollte. Könnte er aber diese Bedingungen nicht erfüllen, so müsse er sich wieder zur Haft stellen. Diesen Vertrag besiegelte Friedrich durch einen Eid, und beide nahmen das heilige Abendmahl darauf.

Friedrich gab sich hierauf alle Mühe, seinen Bruder Leopold zum Frieden zu bewegen, aber dieser weigerte sich hartnäckig. Da gab Friedrich ein Beispiel echt deutscher Treue: er stellte

sich freiwillig seinem Gegner zu München. Ludwig ward gerührt und gedachte ihrer alten Jugendfreundschaft. Eng verbunden lebten sie nun zu München, aßen an einem Tische und schliefen in einem Bette, wie sie es in den Tagen ihrer Jugend gethan hatten. Ja sie schlossen sogar (1325) einen Vertrag, vermöge dessen sie die Regierung im Reiche förmlich mit einander teilen wollten. Aber die Kurfürsten versagten diesem Vertrage ihre Genehmigung. Leopold starb im folgenden Jahre. Mit seinem Tode war Ludwig dieses leidenschaftlichen Gegners entledigt; Friedrich führte zwar den Namen eines römischen Königs weiter fort, behielt aber trotz des Vertrages keinen Einfluß auf die Regierung und starb vor Gram im Jahre 1330 auf seinem Schlosse Gutenstein.

(L. Stacke.)

141. Erfindungen im Mittelalter.

In den letzten Jahrhunderten des Mittelalters tauchten Erfindungen auf, welche von hoher Wichtigkeit waren und als Vorboten einer neuen Zeit anzusehen sind.

Hier ist zunächst der Kompaß zu nennen,[1] dessen Erfindung (im Anfange des 14. Jahrhunderts) dem Italiener Flavio Gioja aus Amalfi zu verdanken ist. Erst durch den Kompaß wurde die Seefahrt auf dem freien Weltmeere möglich gemacht und der Weg zu neuen Entdeckungen gebahnt.

Von großer Bedeutung war die Erfindung des Schießpulvers durch Berthold Schwarz, einen Franziskanermönch zu Freiburg in Baden, im Jahre 1353. Dieser fleißige Mann, der sich mit Bereitung von Arzneien u. dgl. beschäftigte, hatte einmal Schwefel, Kohlen und Salpeter in einen Mörser zusammengemischt und einen Stein darauf gelegt. Als er darauf in der Nähe des Mörsers Feuer anschlug, fiel zufällig ein Funken in denselben, und mit einem gewaltigen Knalle flog der Stein an die Decke. Schwarz war vor Schrecken wie betäubt und wußte sich die Sache nicht zu erklären. Bald machte er noch einmal mit

der erwähnten Mischung einen Versuch, und siehe da, der Knall erfolgte wie beim ersten Male. Er machte nun eiserne Röhren, that die Mischung von Schwefel, Kohlen und Salpeter, welche Pulver genannt wurde, in dieselben, und die Wirkung war noch weit stärker als früher. So kam man dann auf den Gedanken, zuerst Kanonen und bald auch Schießgewehre zu fertigen, welche freilich anfangs noch sehr schwer und unvollkommen waren, aber die Art, Krieg zu führen, gänzlich umänderten. Die seither gebrauchten Bogen, Pfeile, Speere und Lanzen wurden nach und nach beiseite gelegt, und die Panzer, Schilde und Helme, welche die früheren Ritter trugen, konnten wohl vor dem Schwerte, aber jetzt nicht mehr vor der Kugel schützen.

Nicht weniger wichtig wurden auch die Erfindung des Papiers aus Lumpen und die Erfindung der Buchdruckerkunst. Ehe man das Papier aus Lumpen zu fertigen verstand, schrieb man auf den Bast der Papyrusstaude, welche in Ägypten wächst, oder auf Papier, welches aus Baumwolle gefertigt und daher sehr kostspielig war, oder auch auf Pergament, welches man aus Tierhäuten bereitete. Da man auf diese teuren Schreibmaterialien nicht drucken, sondern nur sehr schwer schreiben konnte, so ist es leicht begreiflich, welchen hohen Wert damals die Bücher hatten, und wie selten sie mögen gewesen sein. Auf einmal aber trat hierin eine große Veränderung ein. Etwa um das Jahr 1300 n. Chr. hatte man schon das Lumpenpapier erfunden und um das Jahr 1440 auch die Buchdruckerkunst.

Einen Schritt zur Erfindung der Buchdruckerkunst machte man durch die Verfertigung der Spielkarten. Diese einzeln zu machen und auszumalen, hätte entsetzlich aufgehalten. Man nahm also ein Brettchen von Holz, schnitt die Figuren so aus, daß sie hervorstanden, bestrich sie mit Farbe und druckte sie nun so oft ab, wie man wollte. Da das gelang, verfertigten die Mönche ähnliche Holzschnitte zu Heiligenbildern und druckten sie auf Pergament oder ganz dünne

Hornblättchen ab. In den Niederlanden kam man zuerst darauf, ganze Bücher in solche Holzplatten zu schneiden. Man schnitt alle Wörter einer jeden Seite in Holz ein und druckte nun eine solche Platte so oft ab, wie man wollte. Aber das hatte die Unbequemlichkeit, daß man eben so viele Platten haben mußte, wie das Buch Seiten hatte. Welch' eine Arbeit! Daher konnte man diesen Druck nur bei kleinen Büchern anwenden. Und war das Buch nun so abgedruckt, so waren die Platten nichts mehr nütze. Auch gerieten die in Holz geschnittenen Buchstaben sehr schlecht; sie sahen grob und unregelmäßig aus, und man druckte auf diese Art nichts als kleine Gebetbücher, die stark gekauft wurden.

Da machte im Jahre 1440 ein gescheider Kopf die Erfindung, mit beweglichen Buchstaben zu drucken. Es war Johann Gutenberg, aus Mainz gebürtig. Er war nach Straßburg gegangen und beschäftigte sich mit Steinschleifen, Spiegelmachen und anderen Künsten und kam dabei auch auf einen sehr glücklichen Gedanken. Er dachte: Es ist doch schade, daß man die hölzernen Platten, mit denen man druckt, nicht weiter gebrauchen kann, wenn das Buch abgedruckt ist. Wäre es denn nicht möglich, einzelne Buchstaben auszuschneiden, sie zusammenzusetzen zu Wörtern und Zeilen, sie abzudrucken und dann wieder aus einander zu nehmen, um sie zu anderen Büchern wieder zu gebrauchen? Gesagt, gethan! Er fing gleich an zu schnitzeln, sägte seine Holztafeln aus einander, band die einzelnen Buchstaben zusammen, und seine ersten Versuche gelangen; aber mit dem Abdrucken wollte es nicht gelingen. Er machte neue Versuche, aber es wollte immer noch nicht gehen. Dabei versäumte er seine Brotarbeit, geriet in Schulden und ging 1450 nach Mainz zurück, um in seiner Vaterstadt sein Glück weiter zu versuchen. Da lernte er einen reichen Bürger kennen, Johann Faust oder Fust. Diesem teilte er seine Pläne mit und meinte, wenn er ihn nur mit Geld unterstützen wollte, so würde die Sache schon gelingen. Fust,

ein Rechtsgelehrter, war ein eigennütziger, aber kluger Mensch. Er erkannte bald, daß mit Gutenberg etwas anzufangen sei, trat mit ihm in Verbindung, schoß ihm zweimal Geld vor und setzte ihm einen guten Gehalt aus, wofür aber Gutenberg alle Arbeiten allein übernehmen und das ganze Arbeitszeug ihm verpfänden mußte. Wie freute sich Gutenberg über die gefundene Unterstützung! Rasch ging er nun an die Arbeit und siehe, es gelang hier besser, als in Straßburg. Anfangs schnitzte er die beweglichen Buchstaben, die man Lettern nennt, aus Holz; aber diese wurden schlecht. Nun nahm er Blei oder Zinn. Das geriet schon besser; nur war das Metall zu weich, und daher nutzten sich die Buchstaben schnell ab. Er nahm dafür lieber Eisen; aber das war wieder zu hart und durchschnitt das Papier. Da nahmen sie noch einen dritten Mann in ihren Bund auf, Peter Schöffer, einen geschickten jungen Mann, der bisher Abschreiber in Paris gewesen war und nun dem Gutenberg trefflich zur Hand ging. Sie erfanden eine Zusammensetzung von verschiedenen Metallen, die weder zu hart, noch zu weich war, und verfertigten auch eine bessere Druckerschwärze; statt des Lampenrußes, den Gutenberg gebraucht hatte, kochten sie Kienruß und Leinöl. Besonders erfand Schöffer die Kunst, Lettern zu gießen, indem er Stempel von Stahl ausschnitt, diese in Kupfer abschlug, und darauf die zum Gebrauche bestimmten Lettern goß.

Die drei unternehmenden Männer machten zuerst Versuche mit kleinen Büchern, besonders mit Gebetbüchern, die noch schlecht genug ausgesehen haben mögen, aber wegen ihrer Wohlfeilheit begierig gekauft wurden. Nun aber machten sie sich auch an ein größeres Werk; sie fingen an, die Bibel zu drucken. Ärgerlich ist es aber, daß Gutenberg, der doch eigentlich das Hauptverdienst dabei hatte, um seinen Lohn kam. Fust war, wie gesagt, eigennützig, und wollte das Geld, welches er dem Gutenberg geben mußte, ersparen. Darum überwarf er sich mit ihm, nahm ihm 1455 für sein

vorgeschossenes Geld die ganzen Lettern und die Druckerpresse — so daß der brave Mann in Dürftigkeit gestorben ist — und trat mit Schöffer in engere Verbindung. Beide druckten nun mit Eifer fort und wurden bald reiche Leute. Aber die ersten Drucke sind äußerst selten; so existiert ein lateinischer Psalter, das erste Werk, welches sie druckten, nur noch in 6 oder 7 Exemplaren. Fust starb endlich in Paris, wohin er gegangen war, um seine Bibeln zu verkaufen, an der Pest. Übrigens waren die ersten Bibeln noch sehr teuer. Fust nahm für eine 100 bis 200 Gulden, welchen Preis man damals für sehr gering hielt.

(Nach Egger und Nösselt.)

142. Kolumbus. †

Schon das graue Altertum hatte dunkle Sagen von großen Ländermassen, welche im Westen Europas jenseit des Meeres lägen. Was so das Altertum geahnt, das hat Kolumbus 1492 verwirklicht.

Dieser außergewöhnliche Mann stammte aus Genua. Schon als Kind saß er oft schauend und sinnend stundenlang am Ufer des Meeres und ging schon mit seinem vierzehnten Jahre zu Schiffe. Aber 18 Jahre hat er als Mann warten müssen, ehe ihm die Mittel wurden, seine großartigen Pläne zur Ausführung zu bringen. Er wandte sich an seine Vaterstadt Genua, er wandte sich an das ebenso reiche Venedig; aber beide Kaufmannsstädte verstanden ihn nicht und ließen ihn im Stich. Als Plänemacher abgewiesen, ging er nach Portugal. Hier wußte man ihm seinen Plan abzulocken. Ein anderer wurde ausgeschickt, der aber bald wieder zurückkehrte, ohne das gehoffte Land entdeckt zu haben. Voll bitteren Verdrusses verließ Kolumbus Portugal und wandte sich noch einmal persönlich nach Genua, aber vergebens.

Endlich versuchte er es in Spanien. Sein ganzes Vermögen hatte er schon für Reisen, für das Anschaffen

von Instrumenten und Karten zugesetzt. Arm, als Bettler, kam er nach Spanien und bat in einem Kloster für sich und seinen Sohn um ein Stück Brot und einen Trunk Wasser. Der Prior des Klosters, erstaunt über die Kenntnisse des Mannes, empfahl ihn bei Hofe. Isabella, die schöne, edle Königin, wies ihn nicht ab. Zu Salamanka traten Professoren, Geistliche und Mönche zusammen, den Plan des Kolumbus zu prüfen. Lange Zeit erhielt er keine Antwort; aber er hielt fest an dem Glauben, der in seinem Innern lebte. Er betrachtete sich geradezu als ein Werkzeug in der Hand des Himmels, alle Völker unter die Fahne des Heilands zu versammeln, alle Heiden der christlichen Kirche zuzuführen. Nicht das Verlangen nach Gold und Schätzen, sondern sein tief religiöser Sinn trieb ihn in den unbekannten Ozean. Die gelehrte Versammlung erklärte endlich, daß das Unternehmen des Kolumbus jedes sicheren Grundes entbehre und unausführbar sei. Schon war der unerschütterliche Kolumbus im Begriff, sich nach Frankreich zu wenden, als Isabella dies erfuhr. Sofort sandte sie ihm einen Eilboten nach, der ihn auch einholte. Sie war entschlossen, das nötige Geld zu schaffen, sollte sie auch ihre Juwelen verpfänden müssen. Eine Frau also war es, begabt mit vorzüglichem Scharfsinne, die den Kolumbus verstand.

Nicht leicht aber hat ein Mann mit so festem Mute bis ans Ende ausgeharrt wie Kolumbus. Der Hafen von Palos ward zum Ausrüsten der Schiffe bestimmt, aber niemand wollte anfangs Schiffe hergeben oder an der Fahrt teilnehmen. Als sich endlich 120 Leute zur Teilnahme an der Unternehmung erboten, verbreitete sich über das ganze Städtchen eine tiefe Trauer; denn fast jeder Bewohner sah einen Freund oder einen Verwandten scheiden, an dessen Zurückkunft er nicht glaubte.

Den 3. August 1492, an einem Freitage, wurden die Anker gelichtet. Aber was für Mut und Geistesgegenwart

gehörte dazu, ein so abergläubisches, furchtsames Schiffsvolk zu beschwichtigen, das schon den feuerspeienden Pik von Teneriffa und das Zerbrechen eines Steuerruders für eine höchst üble Vorbedeutung ansah. Mit großer Bestürzung bemerkten die Steuerleute, daß die Magnetnadel von ihrer gewöhnlichen Richtung abwich. Als man die Passatwinde erreicht hatte, die beständig von Osten nach Westen gehen, glitten die Schiffe schnell über den ruhigen Ozean dahin. Die Luft war so rein und so mild, daß man sie mit Lust einatmete, das Wetter so schön wie an einem hellen Frühlingsmorgen. Als aber der Wind fortwährend derselbe blieb, geriet das Schiffsvolk wieder in Angst und Zagen; es fürchtete bei diesem beständigen Ostwinde den Rückweg nach Spanien nicht wieder antreten zu können. Zum Glück wich der Wind etwas nach Südost, und die Mannschaft beruhigte sich wieder. Es kamen auch Vögel, eine Bachstelze und eine Meerschwalbe, das Meer füllte sich mit Seepflanzen. Aber bald darauf trat völlige Windstille ein, und die Massen der Seepflanzen wurden so dicht, daß es den Schiffen fast unmöglich schien, sich einen Weg durch sie zu bahnen. Da fürchtete das Schiffsvolk mitten im Ozean im Moraste stecken zu bleiben und eines elenden Todes zu sterben. Es rotteten sich die Kühnsten zusammen und machten den Vorschlag, den Admiral ins Meer zu werfen und nach Spanien zurückzukehren. Aber den unerschütterlichen Kolumbus vermochten keinerlei Drohungen von seinem Vorhaben abzubringen. Unermüdet stand er Tag und Nacht auf dem Hinterteil seines Schiffes, schlief nur wenige Stunden, zeichnete jede Beobachtung auf und wußte die Ordnung und den Gehorsam wieder herzustellen. Als aber die Sonne immer wieder aus dem küstenlosen Ozean emporstieg, nachdem es schon manchen Abend geschienen, als ob man Land vor sich gesehen: da vermochte die Mannschaft ihren Ingrimm nicht länger zurückzudrängen und verlangte mit Ungestüm die Rückkehr. Kolumbus blieb fest und bat noch drei Tage zu warten.

Zum größten Glücke erschienen jetzt deutliche, unzweifelhafte Zeichen von Land: frische Beeren, ein Rohr, ein kleines Brett, endlich auch ein künstlich geschnitzter Stab. Das Senkblei erreichte den Boden, der Wind war unregelmäßig, und als am 12. Oktober 1492 der Morgen graute, stand die ganze Mannschaft in neugieriger Spannung auf dem Verdecke. Ein schönes, ebenes Eiland entfaltete sich vor ihren Blicken, über und über mit dem üppigsten Grün und den herrlichsten Bäumen bedeckt. Aus den Wäldern kam eine große Zahl von Menschen, ganz nackt, von kupferroter Hautfarbe, das Haar dick und schwarz in Locken auf den Nacken herabfallend. Voll Staunen sahen sie die weißen Männer sich der Küste nähern, erschrocken ergriffen sie die Flucht in die Wälder. Kolumbus, in Scharlach gekleidet, mit dem königlichen Banner in der Hand, zog sein Schwert und nahm, nachdem er Gott auf den Knieen mit Thränen gedankt, feierlich im Namen der spanischen Herrschaft Besitz von der Insel, der er den Namen San Salvador gab. Kolumbus glaubte fest, daß er eine von den östlichen Inseln Asiens erreicht habe und nicht mehr weit von Indien entfernt sei. Deshalb nannte er in seinen Berichten fortwährend die Eingeborenen Indianer. Keiner dachte damals daran, daß Kolumbus einen unbekannten Erdteil aufgefunden habe. (Nach Gude.)

143. Der Zweikampf in Worms. ††

Kaiser Maximilian I. hatte einen Reichstag nach Worms ausgeschrieben. Von allen Seiten kamen die Fürsten und Herren herbei, mit ihrem Kaiser gemeinschaftlich des Reiches Wohl zu beraten. Und weil schon ein alt bewährtes Sprichwort sagt, dafs der Arbeiter seines Lohnes wert ist, so begehrten auch die ritterlichen Herrn nach ernster Beratung fröhliche Kurzweil. Ein festlich Turnier wurde also veranstaltet und die Ritterschaft fern und nah dazu eingeladen; selbst Fremde wurden freund-

lich willkommen geheifsen. Unter diesen erschien auch ein französischer Held, der Ritter Claude de Barre*). Sein König hatte ihn gesandt, den Ruf der französischen Waffen zu wahren. Und in der That hätte derselbe keinen besseren Vertreter finden können, als jener Ritter es war, stark, kühn, riesengrofs, von der Fufssohle bis zum Scheitel ein echter Mann.

Kein Wunder, dafs ihm der Ruf voranging, er sei noch niemals überwunden worden. Wer ihn sah, glaubte es bald, und nicht leicht fand sich ein Gegner für solchen Kämpfer. Drei Tage schon hingen die Waffen des französischen Ritters über seiner Zeltthüre; drei Tage schon lud sein Herold zum Kampf auf Leben und Tod — aber noch hatte kein deutscher Ritter die Herausforderung angenommen. Umsonst spornte der Kaiser die Besten seiner Ritterschaft zum Streite an, es wagte sich keiner hervor. Da schwoll dem Franzmanne der Kamm; immer hochmütiger und stolzer wurde er, und immer deutlicher zeigte er seine Verachtung deutschen Rittertums.

Das konnte der Kaiser nicht länger ertragen. Es war der siebente Tag, da hing neben dem Schilde Claude de Barre's ein anderer Schild, und vom kaiserlichen Schlosse her ritt der Held, der es wagen wollte, mit dem französischen Ritter zu kämpfen.

Mit Windesschnelle verbreitete sich die Nachricht von dem bevorstehenden Kampfe. Alles drängte sich zum Festplatze. Ein Murmeln und Fragen entstand. Wer war der edle Ritter auf stolzem Rofs, der hohe stattliche Mann? Eine Ahnung ging durch den Zuschauerkreis, doch wagte ihn niemand zu nennen. Nur lauter pochten die Herzen, und erwartungsvoller noch hingen aller Blicke an den Kämpfern. Jetzt begegneten sich ihre Lanzen, sie brachen von dem gewaltigen Zusammen-

---

*) Sprich: Clod' d' Barr!

stoſs; aber die Reiter selber hielten sich fest im Sattel. Der zweite Angriff geschah, diesmal zu Fuſs, das Schwert in der Hand. Schlag folgte auf Schlag; die mächtigen Streiche des Franzosen durchdrangen den Panzer seines Gegners, und Blut entquoll der Wunde.

Ein unwillkürlicher Weheruf erklang aus dem Zuschauerkreis. Doch schien der deutsche Held des Blutes nicht zu achten; im Gegenteil, Kraft und Mut wuchsen ihm zusehends. Ungestüm erneuerte er den Kampf, mächtige Streiche sausten — bis endlich der stolze Franke fiel.

Ein Jubelruf erfüllte die Luft, der noch mächtiger schwoll, als der deutsche Ritter sein Visier öffnete und das glückliche Volk in seinem Helden wirklich seinen Kaiser erkannte. Doch dieser vergaſs auch in der Siegesfreude und im eignen, stolzen Triumphe nicht der Ritterpflicht, an dem gefallenen Feinde Groſsmut zu üben. Seine kaiserliche Hand hob den Franzmann auf und sein kaiserlicher Mund lud ihn zur Festtafel.

Aber der tief gedemütigte Claude de Barre nahm solche Einladung nicht an. Er verlieſs noch zur selbigen Stunde Worms, um nie wieder über deutschen Mut und Waffenruhm zu spotten. (Martin Claudius.)

144. Der reichste Fürst. ††

Preiſend mit viel ſchönen Reden
Ihrer Länder Wert und Zahl,
Saßen viele deutſche Fürſten
Einſt zu Worms im Kaiſerſaal.

„Herrlich,“ ſprach der Fürſt von Sachſen,
„Iſt mein Land und ſeine Macht.
Silber hegen ſeine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.“ —

„Seht mein Land in üpp'ger Fülle,“
Sprach der Pfalzgraf von dem Rhein,
„Goldne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edler Wein!“ —

„Große Städte, reiche Klöster,“
Ludwig, Herr zu Bayern, sprach,
„Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht steht an Schätzen nach.“ —

Eberhard, der mit dem Barte,
Württembergs geliebter Herr,
Sprach: „Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge, silberschwer.

Doch ein Kleinod hält's verborgen, —
Daß in Wäldern, noch so groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß.“ —

Und es rief der Herr von Sachsen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
„Graf im Bart! Ihr seid der reichste.
Euer Land trägt Edelstein.“

(Justinus Kerner.)

145. Ein Meistersingen im alten Nürnberg. †

Es war im Frühlinge des Jahres 1509. Ein warmer, anmutiger Sonntag lag über der guten alten Reichsstadt Nürnberg.

Der Nachmittagsgottesdienst war vorüber, und nach altem Brauch sollte nach demselben noch ein Meistersingen abgehalten werden, zu welchem die Tafel über der Vorhalle der Frauenkirche und die kunstvollen Schilde an drei verschiedenen Ecken des grofsen Marktes einluden.

Die Glocke auf dem Rathausturm der Stadt verkündete tönend die vierte Stunde, und nun drängte die Menge langsam nach dem Eingang der Kirche. Mancher blickte noch hinauf nach der Tafel, welche 12

ehrbare alte Männer zeigte, die in einem Garten lustwandeln.

Ein junger Mann im schlichten Sonntagsgewande der Handwerker stand davor und blickte um sich, als suche er nach jemandem, der ihm das Bild erklären könne.

Da kam raschen Schrittes ein Jüngling von ungefähr 15 Jahren des Weges daher. Sein Gesicht war blafs, aber die grofsen lichten Augen strahlten freundlich und verständnisvoll.

„Gott zum Grufs, Geselle!“ sprach der Fremde, und der Jüngling hielt den raschen Schritt an und grüfste wieder.

„Ich bin fremd hier zu Lande und erst seit einigen Stunden in Nürnberg. Von dem Meistersingen hierorts habe ich vernommen und freue mich, es anhören zu können. Sag' an zuvor, mein Geselle, was deutet dieses Schild?“

„Das sind die zwölf ältesten Meister der holdseligen Singekunst. Ihr kennt sie dem Namen nach gewifs. Doch kommt, wir versäumen den Anfang und erhalten keinen guten Platz.“ Der Jüngling fafste den andern traulich an der Hand und zog ihn fort.

Nachdem sie in die Büchse am Eingang eine Münze gelegt, traten sie ein in die weiten Hallen. Die Kirche war gefüllt, und nur mit Mühe konnten beide bis in die Nähe der Kanzel vordringen.

Neben der Kanzel stand der Singestuhl, und vor demselben safsen in den Bänken die Meister, teils schon ergraut mit weifsem Haar und Bart, teils noch jung, blühend in gesunder Manneskraft, alle aber würdigen Ernst und milde Freundlichkeit auf dem Antlitz. Die meisten von ihnen trugen Seidengewänder in verschiedenen Farben und schneeweifse Spitzenkragen. Alle aber hatten die Waffen abgelegt, die sonst der biedere, wehrhafte Bürgerstand führte.

Tiefer im Chor befand sich ein niederes Gerüst und darauf ein Gestell, umzogen von dunkeln Vorhängen.

Der Fremde fragte, darauf hindeutend, leise seinen jungen Begleiter.

„Das ist das sogenannte Gemerk,“ sagte dieser; „hinter diesen Vorhängen sitzen die vier Vorstände: der Büchsenmeister, Schlüsselmeister, Kronenmeister und Merkmeister. Sie haben darauf zu achten, daſs die Sänger die Gesetze des Meistergesanges beobachten. Doch gebet acht, das Singen beginnt.“

Die gesamten Meister erhoben sich von ihren Sitzen und nahmen die Barette von den Häuptern. Aus ihrer Mitte aber trat vor an den Singestuhl eine ehrwürdige Gestalt im schwarzseidenen Gewande. Milde und volltönend stimmte er ein kunstreiches Lied an, und der Chor der Meister fiel nach den ersten Versen ein, erst leise, dann immer mehr anschwellend und endlich langsam verhallend und ausklingend.

Tiefes Schweigen lag über der ganzen Versammlung; der fremde Geselle hatte wie zum Gebet die Hände gefaltet, des Jünglings Augen aber glänzten in begeistertem Feuer. „Der Vorsinger war der Meister Leonhard Nunnenbeck,“ flüsterte er dem andern zu. Jener nickte, denn schon hatte ein zweiter den Singestuhl bestiegen, ein jüngerer Meister.

Er schlug die Bibel auf, nachdem er sein Barett abgenommen und neben sich gelegt. Eine Weile stand er still und sinnend, dann blickte er erwartend nach dem Gemerk. Dorther ertönte jetzt eine tiefe, kräftige Stimme hinter dem Vorhang: „Fanget an!“

Und mit angenehmer, reiner Stimme begann der Sänger: „Lobet den Herrn, denn unsern Gott loben, das ist ein köstlich Ding.“ Begeistert sang er zum Preis des höchsten Gottes und mahnte zur Dankbarkeit für dessen Wohlthaten.

Als er geendet, setzte er sein Barett auf und trat wieder in die Reihe der Meister, um einem andern den Platz auf dem Singestuhl einzuräumen.

Und so kamen nach einander noch vier Sänger und sangen nach Texten, die sie aus der Bibel zu Grunde gelegt. Es war eine kleine Pause eingetreten. Nun thaten sich die Vorhänge des Gemerkes aus einander, und die vier Vorsteher traten heraus. Der Merkmeister rief den Meister Nunnenbeck und den Sänger, welcher nach ihm gesungen hatte. Beide traten zu dem Gemerke hin. Der Kronenmeister aber ergriff eine lange silberne Kette und hing sie dem Meister Nunnenbeck um den Hals. Dieser neigte sich ehrbar und trat dann zurück, um seinem Mitsänger Platz zu machen. Auf dessen braune Locken ward nun ein Kranz aus seidenen Blumen gedrückt. Jetzt umringten Zunftgenossen und Freunde die Ausgezeichneten und drückten ihnen die Hände und beglückwünschten sie.

Paarweise schritten die Meister nun hinaus aus der allmählich leerer gewordenen Kirche, und als der letzte in der Vorhalle verschwunden war, da sprach der fremde Geselle:

„Gesegnet die Stadt, wo die Bürger solch treudeutscher, schöner Sitte pflegen, gesegnet Euer Nürnberg. Ich komme fern aus Böhmen, aus einem kleinen Städtchen, dort kennt man nicht den Meistergesang. Ich bin ein fahrender Webergeselle, kannst du mir einen Meister nennen, der eines Handwerksgehilfen bedürfte und der zugleich die holde Singekunst pflegt? Denn mit Gott hoffe ich auch ein Meister des edlen Sanges zu werden.“ Der Jüngling ergriff des andern Hand: „Wen könnte ich Euch da besser raten, als Meister Nunnenbeck, der Eures Gewerbes ist und von dessen Singkunst ihr Zeuge waret! Ja, auch mir geht das Herz auf bei dem Gesang unserer Meister, auch mich drängt es hinein in ihre Reihen —

kommt, wir wollen hingehen zu Meister Nunnenbeck und ihn bitten, uns zu unterweisen in seiner Kunst.“

„Ja wohl, zu Meister Nunnenbeck, und das sogleich!“

„Gemach, mein lieber Geselle, wir treffen jetzt den Meister nicht in seinem Hause. Nach altem Brauche sind die Sänger nun in ihre Herberge gegangen zu fröhlichem Beisammensein.“

„So lafs uns dahin gehen! Doch sage mir zuvor, mein wackrer Bursche, wie ich dich nennen soll; du gefällst mir.“

„Ich heifse Hans Sachs,“ entgegnete der Jüngling. Sie schritten zusammen hinaus aus dem Gotteshause, an dessen Wänden ihr Schritt widerhallte. Still war es in den heiligen Hallen, durch die des ewigen Lichtes roter Schein dämmerte. Goldige Wölckchen zogen langsam über die Stadt, als die beiden über den noch bunt belebten grofsen Markt nach der Herberge gingen.

(A. Ohorn.)

146. Der Pilgrim von St. Just. †

Nacht ist's und Stürme sausen für und für.
Hispan'sche Mönche, schließt mir auf die Thür!
Laßt hier mich ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt!
Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag*)!
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein!
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein,
Das Haupt, das nun der Schere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt**),
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.
Nun bin ich vor dem Tod den Toten gleich
Und fall' in Trümmer wie das alte Reich. (Platen.)

*) Sarg, sargförmiges Grabmal. — **) Diadem = königliche Kopfbinde, Kopfschmuck des Fürsten.

147. Das Elend in der Pfalz im dreifsigjährigen Kriege.

An dem Elende, woran das ganze deutsche Vaterland litt, hatte die Pfalz einen vollen Anteil erhalten. Mifshandlung und Plünderung, wie sie nur die erfinderische Grausamkeit dieser Zeit kennt, körperliche Leiden, wie die Hungersnot und furchtbare Pest in den Jahren 1636—1638, und sittliche Verwilderung waren in der Pfalz mindestens so arg als irgendwo. Was im Elsafs am 3. März 1636 vorkam, dafs eine Jungfrau den Totengräber zu Ruffach bat, er möchte sie, da dem Schinder das Pferdefleisch ausgegangen, doch mit einer unbegrabenen Leiche versorgen, war nicht das einzige Beispiel dieser Art. Auch in der Pfalz und in der Umgegend von Worms stillte das Volk mit Wurzeln, Gras und Baumblättern seinen Hunger. Wenn dies nicht mehr reichte, waren gefallene Tiere vom Schindanger ihre Nahrung. Ja, man mufste Galgen und Kirchhof bewachen, um sie vor dem schrecklichen Diebstahl der Hungernden zu schützen. Nicht nur verlaufene Soldatenhorden trieben Räuberei auf den Strafsen, nicht nur die Marodebrüder machten aus Wegelagerei und Mord ein Geschäft, auch von dem verwilderten Volke mordete der Bekannte den Bekannten, um ihn begierig aufzuspeisen. In der Pfalz und im Elsafs, sonst zwei blühenden Gärten voll von überströmender Fruchtbarkeit, kam es so weit, dafs die Wölfe herdenweise durch das Land zogen, und noch 20 Jahre nachher setzte Kurfürst Karl Ludwig Geldpreise auf die im Winter beinahe wöchentlich erschlagenen Bestien. Ein Zeitgenosse behauptet, es seien mehr Wölfe durch das Land gezogen, als Bauern auf dem platten Lande gewesen, und wenn auch nicht, wie berichtet wird, die ganze Zahl der in der Pfalz noch übrigen Landleute nur wenige Hunderte betrug, so war

doch durch Morden, Flüchten, Pest und Hungersnot die Bevölkerung so furchtbar gemindert, dafs das lachende Paradies des pfälzischen Landes einem verödeten Kirchhofe gleich sah. (Häusser.)

148. Die Türken vor Wien. (1683.) †

Im Jahre 1683 führte der türkische Großvezier Kara Mustapha ein Heer von 200000 Mann durch Ungarn gerade gegen Wien. Bestürzung und Angst erfüllten die Stadt. Der Kaiser mit seinem Hofe flüchtete nach Linz; viele Einwohner folgten; die anderen aber, nachdem der erste Schrecken vorüber war, waffneten sich zur Gegenwehr, und die Langsamkeit der Türken, die sich mit der Plünderung der Örter und Landschlösser umher aufhielten, verstattete dem Herzog von Lothringen 12000 Mann als Besatzung in die Stadt zu werfen. Dem Zuge des türkischen Heeres durfte er sich mit seiner kleinen Schar nicht in den Weg stellen; er zog seitwärts und erwartete den polnischen König.

Der Graf Rüdiger von Stahremberg war vom Kriegsrate zum Befehlshaber der Stadt ernannt; er zeigte sich wacker und rüstig und that alles, dieselbe in der Eile so gut als möglich in Verteidigungsstand zu setzen; und wer arbeiten oder die Waffen führen konnte, half. Im Juli erschien der Vezier mit seinem unermeßlichen Heere vor der Stadt. Er breitete sich in einem Umfange von sechs Stunden um dieselbe aus. Nach zwei Tagen schon eröffnete er die Laufgräben; bald ertönte der furchtbare Donner der Geschütze, und vor allem wühlten die Feinde in Minen unter der Erde, um Basteien und Stücke der Mauern in die Luft zu sprengen und durch die Lücken in die große Stadt einzudringen, in der sie unermeßliche Beute zu finden hofften. Allein die Verteidiger hielten sich tapfer; was niedergeworfen war, wurde in der Nacht wieder ausgebessert; jeder Schritt wurde auf das hartnäckigste ver-

fochten, und so vereinigte sich die ganze Hartnäckigkeit des Angriffs und der Verteidigung. Der Hauptkampfplatz war die Löbelbastei, an welcher wenige Erdschollen sein mochten, welche nicht mit dem Blute eines Freundes oder Feindes benetzt wurden. Dennoch gewannen die Türken nach und nach mehr Raum. Ende August hatten sie sich schon in dem Stadtgraben festgesetzt, und in den ersten Tagen des September ließen sie eine Mine in der Burgbastei springen. Die halbe Stadt erzitterte davon, die Bastei selbst wurde auf eine Länge von zehn Meter von einander gerissen. Die Lücke war so groß, daß die Feinde Sturm laufen konnten. Sie wurden zurückgeschlagen. An den folgenden Tagen stürmten sie mit neuer Wut; doch hielt die Tapferkeit der Besatzung stand. Als aber die letzte Mine unter der Burgbastei gesprungen war, wurde der Riß so groß, daß mehrere Feinde neben einander hindurchdringen konnten. Die Gefahr war aufs höchste gestiegen; die Besatzung war durch Gefechte, durch Krankheiten und die täglichen Arbeiten zusammengeschmolzen; der Graf Stahremberg hatte schon Boten auf Boten an den kaiserlichen Feldherrn, den Herzog von Lothringen, gesendet. Endlich, da man mit Zittern einen Sturm der Feinde erwartete, sahen die Wiener an den Bewegungen im feindlichen Lager, daß die Hilfe nahe sei. Abends fünf Uhr erschienen christliche Kriegsvölker auf dem Kalenberge und gaben ihre Ankunft durch einige Kanonenschüsse zu erkennen. Der Polenkönig Johann Sobiesky war an der Spitze tapferer Scharen angekommen. Die Kurfürsten von Sachsen und Bayern, die Haufen des fränkischen Kreises unter dem Fürsten von Waldeck, der Herzog von Sachsen-Lauenburg und die Markgrafen von Baden und Bayreuth, der Landgraf von Hessen und die Fürsten von Anhalt und viele andere Fürsten aus Deutschland erschienen mit frischer Hilfe. Mit solchen Männern konnte es Karl von Lothringen wagen, gegen den Feind zu ziehen; doch war sein Heer nur 46000 Mann stark.

Tags darauf senkte sich die christliche Schlachtordnung vom Kalenberge herab. Fünf Kanonenschüsse gaben das Zeichen zur Schlacht. Jeder Hohlweg, jeder Schutthaufen wurde von den Türken mit aller Todesverachtung verteidigt; die Polen auf dem linken Flügel, Herzog Karl auf dem rechten, drangen unaufhaltsam vor; die von neuem Mut begeisterten Wiener brechen aus ihren Mauern hervor. Aber noch immer schwankt der Sieg, denn Kara Mustapha wütet wie ein Verzweifelter, da ihm die sichere Beute entrissen werden soll. Er läßt in seine eigenen weichenden Scharen einhauen, zugleich aber auch von den gefangenen Christen, die als Sklaven fortgeführt werden sollten, 30000 niedermetzeln. Aber der christlichen Tapferkeit vermögen die Türken nicht zu widerstehen; um sechs Uhr abends ist der Sieg entschieden, die Türken stürzen in wilder Flucht davon, nach Raab zu. Ihr ganzes Lager mit allen seinen Schätzen fällt in die Hände der Sieger. Dreihundertsiebzig Kanonen, die Kriegskasse mit mehr als zwei Millionen Thaler und das prächtige Zelt des Großveziers, allein zu 400000 Thaler geschätzt, wird eine Beute der siegreichen Christen.

Das erlöste Volk sandte innige Dankgebete für seine Befreiung zum Himmel, und die Namen Johann Sobiesky, Karl von Lothringen und Rüdiger von Stahremberg tönten von Munde zu Munde und lebten noch fort im Gedächtnis der dankbaren Nachwelt. Nach zwei Tagen kam auch Kaiser Leopold von Linz zurück, aber das Volk schaute nicht auf ihn, sondern auf den edlen Sobiesky. Und wohl mochten die Österreicher dankbar sein für ihre Errettung; denn der furchtbare Feind raubte und mordete nicht allein nach gewöhnlicher Kriegsweise, sondern er schleppte die Menschen ohne Unterschied als Sklaven mit sich fort. Man hat berechnet, daß Österreich in dieser Zeit 87000 Menschen durch die Türken verloren habe, unter denen 50000 Weiber und Mädchen waren, und unter letzteren allein 204 aus gräflichem und adeligem Geschlecht. (L. Stacke.)

149. Der blaue König.

Seht ihr des Feindes Banner weh'n,
Die Banner blau und weiß?
Und ringsherum die Mannen steh'n
Im enggeschloss'nen Kreis?

Seht ihr den Heldenjüngling dort,
Die Rüstung blau und weiß?
Er reißt die Schar im Sturme fort
Und holt des Sieges Preis!

Die Erde bebt, der Donner brüllt,
Der König ruft darein,
Er ist in blaues Kleid gehüllt,
Sagt nur, wer mag es sein?

Die Fahne faßt des Königs Hand,
Er stürzt von Wall zu Wall —
Er flieget über Glut und Brand
Im lauten Donnerschall:

Und nach ihm wie die Meeresflut
Viel Hundert an der Zahl;
Er flammt sie an mit hohem Mut,
Der Hort im blauen Stahl!

Und Mauern stürzen, wankt er nicht
Der blaue König? — Kühn
Schaut er dem Tod ins Angesicht,
Mit stolzem Heldensinn!

Und auf der Feste Mauern ruft
Der König: „Stürmt heran!"
Er bahnet über Schutt und Kluft
Des Sieges blut'ge Bahn.

Der blaue König zückt das Schwert
Und glänzt im Mittagsstrahl'.
Dort steht er wie ein Gott verklärt,
Auf seines Sieges Mal!

Wer ist der blaue König, sprecht,
So fragt der Muselmann.
„Er ist aus Wittelsbachs Geschlecht
Der siegesfrohe Khan!“

Es bringt der Mond dem blauen Hort
Sich mit dem Silberkranz;
Es lebt sein Name fort und fort,
Ein Stern im gold'nen Glanz! (A. Büssel.)

150. Das Lied vom Prinzen Eugenius. †

1. Prinz Eugen, der edle Ritter,
Wollt' dem Kaiser wied'rum kriegen
Stadt und Festung Belgarad.
Er ließ schlagen einen Brucken,
Daß man kunnt hinüberrucken
Mit d'r Armee wohl für die Stadt.

2. Als der Brucken nun war geschlagen,
Daß man kunnt mit Roß und Wagen
Frei passier'n den Donaufluß,
Bei Semlin schlug man das Lager,
Alle Türken zu verjagen,
Ihn'n zum Spott und zum Verdruß.

3. Am 21sten August so eben
Kam ein Spion bei Sturm und Regen,
Schwur's dem Prinzen und zeigt's ihm an,
Daß die Türken futragieren,
So viel, als man kunnt verspüren,
An die 300000 Mann.

4. Als Prinz Eugenius dies vernommen,
Ließ er gleich zusammenkommen
Sein' General' und Feldmarschall.
Er thät sie recht instruieren,
Wie man sollt' die Truppen führen
Und den Feind recht greifen an.

5. Bei der Parole thät er befehlen,
Daß man sollt' die Zwölfe zählen
Bei der Uhr um Mitternacht.

Da sollt' all's zu Pferd aufsitzen,
Mit dem Feinde zu scharmützen,
Was zum Streit nur hätte Kraft.

6. Alles saß auch gleich zu Pferde,
Jeder griff nach seinem Schwerte,
Ganz still ruckt' man aus der Schanz.
Die Musquetier wie auch die Reiter
Thäten alle tapfer streiten.
Es war fürwahr ein schöner Tanz.

7. Ihr Konstabler auf den Schanzen,
Spielet auf zu diesem Tanzen
Mit Karthaunen groß und klein,
Mit den großen, mit den kleinen,
Auf die Türken, auf die Heiden,
Daß sie laufen all' davon.

8. Prinz Eugenius wohl auf der Rechten
Thät wie ein Löwe fechten,
Als General und Feldmarschall.
Prinz Ludewig ritt auf und nieder:
„Halt't euch brav, ihr deutschen Brüder!
Greift den Feind nur herzhaft an!"

9. Prinz Ludewig, der mußt' aufgeben
Seinen Geist und junges Leben,
Ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugenius ward sehr betrübet,
Weil er ihn so sehr geliebet,
Ließ ihn bringen nach Peterwardein.

(Volkslied.)

151. Zerstörung Baden-Badens durch die Franzosen.
(1689.)

Wie im Jahre 1689 die Franzosen unter dem Befehle Melacs und Montals in der Pfalz als Mordbrenner gehaust haben, das lehrt die Geschichte, und wenn sie schwiege, würden die Steine reden, nämlich die in Trümmern liegenden Burgen und Schlösser. Aber nicht bloß die Pfalz, auch

das Markgraftum Baden, überhaupt die gesamten Rheinlande wurden mit Feuer und Schwert verheert.

Auf dem alten Schlosse zu Baden-Baden wohnte damals die Witwe des tapfern Markgrafen Leopold von Baden, Maria Franziska. Die Franzosen rückten in die Stadt ein und versicherten die edle Fürstin, sie kämen zu ihrem Schutze. Daß das nur Lug und Trug war, stellte sich bald klar heraus; denn sie fingen an, die Mauern und Türme der Stadt abzureißen und der Erde gleich zu machen, und wurden alle Tage frecher. Jetzt erkannten die unglücklichen Einwohner, was ihnen bevorstand. Die rauchenden Trümmer der verbrannten Städte der Pfalz kündigten es ihnen an, was sie erwartete, und sie flohen mit Weib und Kind und nahmen mit sich, was ihnen die Franzosen gestatteten mitzunehmen.

Da kamen denn die treuen und wohlmeinenden Bewohner der Stadt zu der verwitweten Fürstin und baten: „Fliehet doch, gnädigste Frau Markgräfin, denn sie brennen Stadt und Schloß nieder, wie sie es gethan haben drunten in der schönen Pfalz!" — „Ich fliehe nicht," sagte die Fürstin. „Ich will das Los aller meiner Unterthanen teilen und werde erst weichen, wenn das Schloß über meinem Haupte brennt."

Es war indessen gar nicht zu bezweifeln, was die Franzosen thun wollten; denn allabendlich sah man die Städte, Flecken und Dörfer des Markgraftums in hellen Flammen auflodern. Die Fürstin aber wich und wankte nicht. Sie blieb ruhig auf dem Badener Schlosse.

Da geschah es denn, daß eines Tages der Sohn jenes Ministers Louvois*), der den teuflischen Befehl gegeben hatte, die Pfalz niederzubrennen, sich bei der Fürstin melden ließ. Er diente als Offizier in dem Regimente, das in

*) Sprich: Luwoa!

Baden-Baden in den Quartieren lag, und war ein sehr gewandter, zungenfixer Franzose und liederlich dabei. Er spielte als ein rechter Schauspieler den Betrübten, und als ihn die Fürstin nach der Ursache seiner Trauer und Betrübnis fragte, erwiderte er, sein Regiment habe den unbedingten Befehl, das Schloß und die Stadt Baden-Baden niederzubrennen. Sie müßten dem Befehle nachkommen, wie schwer es ihnen auch sei. — Mit dem ganzen tiefgefühlten Abscheu vor dem Heuchler und Mordbrenner und mit dem edlen Zorne des Gerechten über solche Verruchtheit, trat ihm die Markgräfin entgegen und sagte: „Thuet, was Ihr nicht lassen könnt! Brennet die Wohnung einer verlassenen Witwe nieder, wenn Ihr vermöget, es mit Eurer Ehre und Eurem Gewissen zu vereinigen. Ich aber verlasse meine Witwenwohnung nicht, und wenn die Flammen über mir zusammenschlagen."

Dem jungen Louvois wurde es bei solcher Rede zu Mute, als stünde er nicht vor einer Frau, sondern vor seinem Richter. Er ging. Ob er das Schimpfliche, Schmähliche, Verruchte und Gottlose fühlte, was ihm die Worte der fürstlichen Witwe vorhielten? Wer weiß es? — Aber er hatte schon mehr denn eine schuldlose Stadt niederbrennen helfen, und bei solchem Handwerk wird das Herz steinhart, und mit dem Gefühle der Pflicht und Ehre sieht's übel aus. Er war zudem eines unwürdigen Vaters Sohn.

Daß aber alles nichts half, das zeigte sich schon nach einigen Tagen. Die Franzosen warfen Pechkränze in die Häuser der Stadt — und in das Prasseln der Flammen mischten sich die Jammertöne der unglücklichen Einwohner, die bis zum Söller hinaufdrangen, wo die edle Fürstin mit blutendem Herzen stand und mit thränenden Augen hinabsah in das entsetzliche Flammenmeer da drunten. „Nun wird es bald an mich kommen," sagte sie leise zu sich, und es war so. Aus dem Kloster, das nahe bei dem Fürstenschlosse stand, stiegen die lodernden Flammen auf, und der

Wind, der über das Elsaß herüber blies, trieb die Flammen gegen das Schloß, daß es bald in lichter Lohe stand.

Noch blieb unerschütterlich die hohe Frau bei ihrem Worte. Als aber die Flammen rings um das Schloß aufloderten, als sie, ganz so wie sie es gesagt hatte, über ihrem Haupte zusammenschlugen und ihre Diener und Dienerinnen vor ihr niederknieten und sie baten, ihr bedrohtes Leben zu retten, als das Gebälke des Daches schon krachend eingestürzt war, — da verließ sie langsamen Schrittes und die Gerechtigkeit Gottes über die Mordbrenner anrufend, das Schloß, wo sie als Witwe die stillen Trauertage verlebt.

Stadt und Schloß sanken lodernd in Trümmer unter dem herzbrechenden Wehklagen der Unglücklichen, die obdachlos waren, wie die Fürstenwitwe, und beide mußten sich eine Stätte suchen, wo sie ihr Haupt niederlegen konnten. Als aber die Fürstin in tiefer Witwentrauer den Berg herabschritt und ihre Diener und Dienerinnen weinend hinter ihr — da ließ sich kein Franzose blicken. (W. O. v. Horn.)

152. Die beiden Toten zu Speyer. †

Wie! Fackeltanz im Dome? Fußtritte dumpf hinab?
'S ist Kaiser Karl der Sechste; er steigt in der Ahnen Grab,
Er selber will es schauen bei heller Fackelglut,
Wie dort der Franke gefrevelt in frechem Übermut.
Und immer röter färbte seine Wang' gerechter Grimm.
„Beim Himmel! ihr Franzosen, was ihr gethan, ist schlimm!"
Die Väter in den Särgen sieht er des Schmucks beraubt,
Die Krone abgerissen von manchem teuren Haupt.
Zertrümmert sind die Särge; die Deckel liegen um,
Und Leichentuch und Purpur zerfetzt im Staub ringsum.
Da blickt manch hohles Auge ihn gar gespenstig an,
Als wollt' es zu ihm sagen: „Räch' uns, lebend'ger Mann!"

Und fürder schreitet Karl, erfaßt vom tiefsten Schmerz,
Der Fackelschimmer gleitet über der Särge Erz.
Nun steht er dort vor zweien, die sind zerschlagen gar,
Und die Gerippe drunter vermengt gar wunderbar.

Er steht wohl tief erschüttert. Die zwei, die kannt' er gut.
Sie haßten sich im Leben, die hier zusamm' geruht.
Nicht konnten sie bestehen, wo Licht und Luft besteht.
Es war des Kaisers Adolf und Albrechts Majestät.

Nun liegen sie zerbrochen, vermischt ihr los' Gebein.
Von keinem kann man sagen: Der Knochen hier war sein.
Nur an dem einen Scheitel, gefurcht von grimmem Schlag,
Das Haupt des Kaisers Adolf man noch erkennen mag.
Und vor dem Staub der beiden der Kaiser lange steht.
Es ist ein heilig' Ahnen, was seine Brust durchweht.
„Ja, ob auch Haß und Zwietracht auf Erden hier zuhaus,
Es löscht in jedem Herzen des Todes Hand sie aus."

Drauf manchen Kunsterfahr'nen er hin zur Gruft beschied,
Und läßt dort den Gerippen anfügen Glied an Glied.
Und manch ein Bein des Adolf wird Albrechts Eigentum,
Und manch ein Bein des Albrecht des Adolf wiederum.
So liegen beide Feinde vereinigt nun gar sehr,
Der Adolf-Albrecht jener, der Albrecht-Adolf der.
So liegen sie und ruhen, bis die Posaune ruft. —
Kein Frevler stör' hinfürder sie mehr in ihrer Gruft!

(J. H. Vogel.)

153. Peter der Große. †

Wiewohl Peter schon im zehnten Jahre zum Zar, d. h. Kaiser, erwählt worden war, so überließ er doch seiner Schwester noch sieben volle Jahre die Regierung. Unterdessen suchte er sich unter Leitung eines Genfers zu einem tüchtigen Soldaten zu bilden. Auf einem Dorfe, wohin er sich zurückgezogen hatte, errichtete er sich aus seinen Altersgenossen ein Regiment, diente darin selbst vom Tambour auf, lebte als gemeiner Soldat von seinem Solde, zog mit auf die Wache und stieg nach und nach bis zum Offizier. Erst als er sich der Liebe seiner Soldaten versichert hielt und sich tüchtig zum Herrscher fühlte, übernahm er selbst die Zügel der Regierung. Kaum hatte er sich auf dem Throne befestigt und eine Ordnung in die Angelegenheiten

des ungeheueren Reiches gebracht, so trat er, von Wißbegierde getrieben und aller Zeichen seiner kaiserlichen Würde entkleidet, eine Reise durch Deutschland, Holland und England an. In Deutschland suchte er von den Gelehrten zu lernen und besuchte gern ihre Hörsäle. In Holland trat er als Schiffszimmermann unter dem Namen Peter Michaelof in die Lehre und vollendete mit eigener Hand ein Kriegsschiff mit 60 Kanonen, das er nach Archangel sandte. Auch Chirurgie erlernte er hier, und er hat nachmals manchen Zahn ausgezogen und manchen Wassersüchtigen angezapft. Von Holland ging er nach England, um das englische Seewesen kennen zu lernen, und äußerte bei dieser Gelegenheit, er möchte ebenso gern englischer Admiral, als russischer Kaiser sein.

Nach seiner Rückkehr in seine Staaten hatte er nun alle Hände voll zu thun, das Erlernte anzuwenden und die Pläne zur Bildung seines Volkes in Ausführung zu bringen. Er ließ nicht nur Bücher aus fremden Sprachen ins Russische übersetzen und Schulen anlegen, sondern erklärte auch diejenigen, welche nicht lesen und schreiben konnten, des väterlichen Erbes für verlustig. Er führte den Gebrauch des Schreibpapiers in Rußland ein und schaffte eine Buchdruckerei von Holland nach Moskau, der damaligen Hauptstadt des Reiches. Zu Petersburg, das er 1703 mit unglaublicher Anstrengung auf einem Sumpfe erbauen ließ und zu seiner Residenz erhob, errichtete er eine Apotheke, eine Sternwarte und eine Akademie der Wissenschaften; er schaffte die slavische Sitte ab, vor dem Zaren niederzufallen, verbot die langen russischen Bärte, führte die Post ein, beförderte Handel und Schiffahrt und brachte durch Berufung auswärtiger Handwerker und Künstler die Gewerbe in Aufnahme. Das alles war die Frucht seiner Reisen, auf denen er alles mit eigenen Augen gesehen und, wo er nur immer konnte, selbst Hand angelegt hatte. Jetzt sah er erst, wie weit sein Volk noch zurück war, und wie er es angreifen

müsse, um den Grund zu seiner Bildung zu legen. Und wenn ihn auch die Kriege, die er namentlich mit den Türken und Schweden zu führen hatte, hinderten, seine Pläne alle durchzuführen, so hat er doch den Ruhm, für sein Volk Lehrling und Lehrer, sowie der Begründer der russischen Macht gewesen zu sein. (Nach Schwabe.)

154. Die Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757.

Von Dresden aus ging Friedrich nach Erfurt, die vereinigten Franzosen und Reichsvölker zu einer Schlacht zu bringen. Seine Lage war schrecklich; in der Nähe und in der Ferne Feinde, die sich beständig mehrten. Hatte er eine Armee geschlagen, so rückten ihm wieder zwei andere entgegen. Ein Reichsbeschluß hatte ihn aller seiner Länder, ja selbst der Kurwürde verlustig erklärt. So gerecht aber auch seine Besorgnis war, der Menge zu unterliegen, so nahm er doch alle Maßregeln, um zu überwinden. Seine durch so viele Treffen geschwächte Armee war nur 22000, die der Feinde aber 60000 Mann stark.

Der Generalstab der Franzosen mit ihrem Heerführer Soubise*) an der Spitze hatte mit 8000 Mann Gotha zu seinem Erholungsort ausersehen. Es war am herzoglichen Hofe große Tafel, und auf dem Schlosse hatte man gewaltige Zurüstungen gemacht, die Gäste wohl zu bewirten. Die Tische waren gedeckt und die Franzosen zeigten den besten Appetit, als der preußische General Seidlitz mit 1500 Reitern vor den Thoren erschien. Die 8000 Franzosen dachten an keinen Widerstand; sie verließen die rauchenden Schüsseln und eilten aus der Stadt. Seidlitz ließ sich mit seinen Offizieren den Rest der Speisen wohlschmecken. Die Franzosen aber waren trotzdem ebenso vergnügt, als ob sie ein Treffen gewonnen hätten; der Mut zu fechten wuchs ihnen, und ihre einzige Besorgnis

*) Sprich: Subis'!

war, daß der König ihnen entrinnen möchte. Ihre Hoffnung war nicht bloß ihn zu besiegen, sondern seine ganze Armee aufzuheben; ja man warf im französischen Lager die Frage auf, ob es auch Ehre bringe, sich mit einem so kleinen Haufen zu schlagen. Nie war kriegerischer Eigendünkel stärker, und nie wurde er besser bestraft.

Es war am 5. November bei dem Dorfe Roßbach, eine Meile von Lützen, wo Gustav Adolf gefallen war, als eine der sonderbarsten Schlachten geliefert wurde. Der König lockte die Franzosen durch eine rückgängige Bewegung aus ihrer vorteilhaften Stellung. Sie glaubten, er suche sich aus ihren Händen zu retten, und bemühten sich daher, ihm in den Rücken zu kommen. Friedrich, der sich wieder gelagert hatte, verließ sich auf die Geschwindigkeit, mit welcher seine Truppen in Schlachtordnung gestellt werden konnten; er sah daher den Bewegungen der Feinde gelassen zu und ließ seine Linien nicht einmal ausrücken. Das preußische Lager stand unbeweglich, und da es eben Mittagszeit war, beschäftigten sich die Soldaten mit ihren Mahlzeiten. Die Franzosen, welche dieses in der Ferne sahen, trauten kaum ihren Sinnen; sie hielten es für dumpfe Verzweiflung, in der man selbst auf alle Verteidigung Verzicht leistet. Diese Erwartung war nicht wenig Ursache ihres so geringen Widerstandes und ihres großen Schreckens. Der General Seidlitz nämlich kam mit der preußischen Reiterei auf einmal hinter einem Hügel hervor und stürzte wie ein Donnerwetter mit künstlichen Wendungen auf den hoffnungstrunkenen Feind los. Was nie auf einem Schlachtfelde erhört war, geschah hier; die leichtbewaffneten Husaren mit ihren behenden Pferden waren verwegen genug, die schwere französische Reiterei trotz ihrer kolossalen Rosse anzufallen. Sie wurde über den Haufen geworfen. Soubise ließ die Nachhut vorrücken; allein kaum zeigte sie sich, so wurde sie auch aus dem Felde geschlagen. In eben dieser Zeit rückte das vorher so ruhige preußische Fußvolk plötzlich

in Schlachtordnung an und empfieng die Franzosen mit einem entsetzlichen Kanonendonner. Hirauf folgte ein regelmäßiges Gewehrfeuer wie bei Musterungen. Das französische Fußvolk sah sich nun von seiner Reiterei verlassen und vom Feinde in der Flanke angegriffen. Vergebens versuchte Soubise französische Künste; seine Kolonnen wurden mit leichter Mühe auseinandergesprengt, und nichts blieb übrig als eine allgemeine Flucht. Die Franzosen sowohl als die Reichsvölker warfen ihre Gewehre weg, um sich desto geschwinder retten zu können; nur einige Schweizerregimenter fochten noch eine Zeitlang und waren die letzten auf dem Schlachtfelde. Der Sieg war so geschwind entschieden worden, daß die Überwundenen nicht einmal auf die Ehre eines starken Widerstandes Anspruch machten, sondern sich mit ihrem Schrecken entschuldigten; dabei unterließen die Franzosen jedoch nicht, den Reichstruppen alle Schuld beizumessen.

Alle deutsche Völkerschaften, groß und klein, ohne Rücksicht auf Partei und eigenen Vorteil freuten sich dieses Sieges über die Franzosen, den man als einen Triumph des Vaterlandes ansah. In ganz Deutschland blieb die Niederlage der Franzosen lange in frischem Andenken.

(Archenholtz.)

155. Reiters Morgengesang. ††

1. Morgenrot! leuchtest mir zum frühen Tod! Bald wird die Trompete blasen, dann muß ich mein Leben lassen, ich und mancher Kamerad!

2. Kaum gedacht, wird der Lust ein End' gemacht! Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab.

3. Ach, wie bald schwindet Schönheit und Gestalt! Prahlst du gleich mit deinen Wangen, die wie Milch und Purpur prangen, ach, die Rosen welken all'!

4. Darum still füg' ich mich, wie Gott es will. Nun so will ich wacker streiten, und soll ich den Tod erleiden, stirbt ein braver Reitersmann. (Hauff.)

156. Georg Washington und Benjamin Franklin. †

1. Der Norden von Amerika war, als er zuerst von Europäern betreten wurde, eine rauhe Wildnis voll undurchdringlicher Wälder und wüster Sümpfe. Daher dauerte es lange Zeit, bis hier feste Niederlassungen gegründet wurden. Die ersten Ansiedler kamen aus England. Sie hatten mit grofsen Beschwerden zu kämpfen, um den Boden urbar zu machen; allein ihre Ausdauer besiegte doch mehr und mehr die Hindernisse, welche sich ihnen entgegenstellten, und ihr Fleifs bei der Bebauung ihrer Felder fand allmählich guten Lohn. So kam es, dafs die Einwanderung aus Europa immer stärker wurde, und der Anbau des Landes sich weiter und weiter ausdehnte. In 150 Jahren betrug die Bevölkerung schon 3 Millionen Menschen, und manche neu begründete Stadt wuchs durch die Betriebsamkeit ihrer Bewohner mit erstaunlicher Schnelligkeit zu hoher Blüte empor.

Das Land stand von Anfang an unter der Herrschaft der Engländer, welche die meisten Niederlassungen angelegt hatten. Und England behandelte die Ansiedler sehr milde und verlangte von ihnen lange Zeit keine Abgaben; denn der starke Handelsverkehr, den es mit ihnen unterhielt, brachte ihm reichen Gewinn. Nun hatte es aber zur Ausbreitung seiner Herrschaft einen grofsen Krieg mit Frankreich geführt, und dieser Krieg hatte es viel Geld gekostet. Um seine Schulden abzutragen, fing es daher an, auch den Nordamerikanern Steuern aufzulegen. Das verdrofs diese, und sie sprachen: „England zieht durch seinen Handel aus unserem Lande Vorteile genug; wir lassen uns von ihm keine Abgaben vorschreiben.“ Doch die Engländer beharrten auf ihrer Forderung. Da standen die Nordamerikaner auf, um die englische Herrschaft abzuwerfen, und aus dem Aufstande wurde ein Krieg, der sieben Jahre dauerte.

In diesem Kriege hatten die Nordamerikaner einen trefflichen Mann zum Heerführer, der hiefs Washington. Er war der Sohn eines reichen Gutsbesitzers und hatte frühe seinen Vater verloren, aber durch einen tüchtigen Lehrer die beste Erziehung erhalten. Dann hatte er als junger Mann mit Auszeichnung gegen die Franzosen gefochten, welche in Amerika Eroberungen zu machen suchten. Seine Redlichkeit war ebenso grofs als seine Einsicht und Tapferkeit. Darum vertrauten sich seine Mitbürger mit Freuden seiner Führung an, als der Krieg mit England begann. Und Washington leitete diesen Krieg höchst ruhmvoll. Aus Leuten, welche bisher nur ihre Felder bebaut oder bürgerliche Gewerbe betrieben hatten, bildete er in kurzer Zeit kampfestüchtige Soldaten, wufste auch unter den schwierigsten Umständen ihren Mut aufrecht zu erhalten und führte sie gegen einen starken, wohlgerüsteten Feind zu entscheidenden Siegen. So nötigte er England endlich, vom Kampf abzustehen und seiner Herrschaft über Nordamerika zu entsagen. Nordamerika wurde ein unabhängiger Freistaat. Nach der Erreichung dieses herrlichen Zieles legte der edle Held seine Feldherrnstelle nieder und zog sich, mit dem Danke eines ganzen Volkes belohnt, in die Einsamkeit des Landlebens zurück.

Allein seine Mitbürger bedurften seiner noch ferner. Er erschien ihnen unter allen der würdigste, dem neuen Staate vorzustehen. Sie erhoben ihn daher einmütig zu der obersten Stelle in seinem Vaterlande, zum Präsidenten des nordamerikanischen Freistaates. Auch dieses Amt bekleidete er in hohen Ehren. Als er nach achtjähriger weisheitsvoller und gesegneter Regierung von neuem auf sein Landgut zurückkehrte, um dort als einfacher Bürger seine letzten Tage zu verbringen, folgte ihm der Beifall der ganzen Welt in seine Zurückgezogenheit. Er starb dort nach zwei Jahren (1799). Ihm zu Ehren wurde

die Stadt Washington gegründet und zur Hauptstadt des ganzen Freistaates erhoben.

2. Neben Washington hat sich noch ein anderer Nordamerikaner grofse Verdienste um sein Vaterland erworben. Das war Benjamin Franklin, der Sohn eines Seifensieders in der Stadt Boston. Er erlernte die Buchdruckerkunst, beschäftigte sich aber in allen seinen freien Stunden und oft bis spät in die Nacht hinein mit dem Lesen guter Bücher. Hiedurch erwarb er sich tüchtige Kenntnisse, und kleine Aufsätze, welche er erscheinen liefs, wurden mit Beifall aufgenommen. Allmählich brachte er es dahin, in Philadelphia eine eigene Druckerei zu errichten, und sein unermüdlicher Fleifs, seine Mäfsigkeit und Sparsamkeit verschafften ihm ein gutes Auskommen, während er durch seine Rechtlichkeit und Einsicht sich die Liebe und Achtung aller seiner Mitbürger erwarb. Eine Zeitung, die er herausgab, fand weite Verbreitung und der „Almanach des armen Richard“, ein jährlicher Kalender, in welchem er gute Lehren und Ratschläge in der einfachsten Sprache mitteilte, wurde überall mit Eifer gelesen. Hochverdient machte er sich durch die wichtige Erfindung des Blitzableiters. Jetzt wurde Franklins Name weltbekannt. Seine Mitbürger aber übertrugen dem wackeren Manne eine Ehrenstelle nach der andern. Da fand er nun Gelegenheit, in immer ausgedehnterem Mafse für die Wohlfahrt seines Vaterlandes zu wirken. Manche nützliche Einrichtungen wurden von ihm ins Leben gerufen, manche wohlthätige Anstalten verdankten ihm ihr Entstehen.

Als endlich der Streit mit England begann, wirkte er aufs kräftigste für Nordamerikas Befreiung. Schon ein siebzigjähriger Greis, begeisterte er seine Landsleute durch feurige Schriften zum Freiheitskampfe. Dann ging er als Gesandter nach Paris, um seinem Volke die Freundschaft und Hilfe der Franzosen zu verschaffen.

Sein schlichtes, würdevolles Wesen gewann ihm in der Hauptstadt allgemeine Verehrung, ein Bündnis mit Frankreich kam durch seine geschickte Unterhandlung zu stande, und einige Jahre später konnte er auch den Friedensvertrag mit England unterzeichnen, der Nordamerikas Freiheit anerkannte. Als er nach langer Abwesenheit in seine Heimat zurückkehrte, wurde er mit lautem Jubel empfangen, alles wetteiferte, ihm Beweise der Dankbarkeit und Hochachtung zu geben. Trotz seines hohen Alters verwaltete er dann noch mehrere wichtige Ämter und blieb bis an seinen Tod unermüdlich für das Gedeihen des jungen Freistaats thätig. Er starb (1790), 84 Jahre alt, vom ganzen Volke betrauert. „Ich habe," sagte er vor seinem Ende, „lange gelebt und einen grofsen Teil von dieser Welt gesehen. Jetzt fühle ich das Verlangen, auch eine andere Welt kennen zu lernen, und überlasse fröhlich und mit kindlichem Vertrauen meine Seele dem grofsen und guten Vater der Menschheit, der mich von meiner Geburt an so gnädig beschützt und gesegnet hat." Die Grabschrift, welche er sich selbst gesetzt hat, lautet: „Hier ruhet der Leib Benjamin Franklins, eines Buchdruckers, als Speise für die Würmer, gleich dem Deckel eines alten Buches, aus welchem der Inhalt herausgenommen und der seiner Inschrift und Vergoldung beraubt ist. Doch wird das Werk selbst nicht verloren sein, sondern dermaleinst wieder erscheinen in einer neuen, schöneren Ausgabe, durchgesehen und verbessert von dem Verfasser."

(K. Andrä.)

157. Heinrich Braun. †

Unter den Männern, deren Andenken in Bayern wert gehalten zu werden verdient, steht in erster Reihe der Kanonikus Heinrich Braun. Besondern Grund zum dankbaren Festhalten seines Gedächtnisses hat die Jugend. Denn

den Hauptteil seines arbeitsreichen Lebens hat er dem Unterricht und der Erziehung derselben gewidmet.

Heinrich Braun ist am 17. März 1732 in dem oberbayerischen Marktflecken Trostberg geboren. Seine Eltern waren einfache Bäckersleute. Da der Vater frühe starb, so lag die Erziehung des zwar zarten, aber aufgeweckten Knaben vorzugsweise in den Händen der Mutter, einer verständigen und frommen Frau, welcher der Sohn bis zu ihrem Tode die höchste kindliche Liebe und Verehrung bewies.

Der Knabe lernte leicht und gern; daher übergab ihn die Mutter, welche ihn ohnehin wegen seines schwächlichen Körperbaues zur Erlernung des väterlichen Handwerks nicht anhalten wollte, einem Verwandten in Tittmoning, dem dortigen Pfarrer, damit er hier die Anfangsgründe der lateinischen Sprache erlerne. Seine Fortschritte übertrafen die Erwartungen; auch in Salzburg, wohin er zur Fortsetzung seiner Studien gebracht worden, kam er so rasch vorwärts, daß er schon im Jahre 1750 in das Benediktinerkloster Tegernsee eintreten konnte. Nach Ablauf des einjährigen Noviziates studierte er der Ordenssitte gemäß im Kloster Rott Theologie und schloß im Jahre 1756 seine Studien in so ehrenvoller Weise ab, daß er schon nach drei Jahren, welche er in Freising zubrachte, als Lehrer der Theologie in sein Kloster zurückberufen wurde. Da das Kloster eine reichhaltige Büchersammlung besaß, über welche ihm die Aufsicht übertragen worden, so benützte er fleißig die Gelegenheit, seine Kenntnisse nach allen Seiten zu vermehren. Mit besonderer Vorliebe beschäftigte er sich während dieser Zeit mit unserer Muttersprache.

Mittlerweile hatte er sich durch Herausgabe mehrerer Schriften einen solchen Namen gemacht, daß ihn eine Berufung des edlen Kaisers Joseph II. einlud, 1762 nach Wien überzusiedeln. Nur drei Jahre dauerte seine dortige Wirksamkeit. Denn ein eigenhändiges Schreiben des um

das Wohl seines Volkes so väterlich besorgten Kurfürsten Maximilian Joseph rief ihn 1765 nach München, um ihm in der Heimat Gelegenheit zu geben, seine reichen Kenntnisse im Dienste des Vaterlandes zu verwerten.

In den ersten Jahren seines Münchener Aufenthaltes beschränkte sich Brauns Thätigkeit, welchem das Kanonikat zu U. L. Frau übertragen worden war, hauptsächlich auf Vorträge über deutsche Sprache und Dichtkunst an der neuerrichteten Akademie der Wissenschaften. Erst als ihn nach einiger Zeit das Vertrauen seines Landesherrn zur Verbesserung des Schulwesens in hohe Ämter berief, trat er in den Wirkungskreis ein, dem er fortan seine ganze Kraft widmete.

Bis dahin sah es um den Unterricht der Jugend in Bayern traurig aus. Es fehlte an Lehrern, an Schulhäusern, an brauchbaren Lehrbüchern und vor allem auch an Lust und gutem Willen, sich mit dem Schulunterricht ernsthaft zu befassen. In all diesen Stücken hat Braun unermüdlich an einer Besserung der Zustände gearbeitet. Er stellte Lehrpläne auf, verfaßte Schulbücher, sorgte nicht nur für die Ausbildung, sondern auch für eine bessere Besoldung der Lehrer und ließ sich in seinen Bestrebungen auch dann nicht entmutigen, als ihm allerlei Hindernisse in den Weg traten. Das Gute und Edle wird ja selten in der Welt unumwunden anerkannt und gewürdigt. Schmähungen und Verleumdungen aller Art wurden auf ihn gehäuft, und selbst seine alte Mutter litt unter denselben so sehr, daß nur des Kurfürsten Maximilian Joseph Versicherung, er schätze in ihrem Sohne einen seiner treusten Diener, sie beruhigen konnte.

Es zeugt für den kernhaften Charakter des Mannes, daß er sich in all diesen Lagen die einfache Natürlichkeit seines Wesens bewahrte. Eingedenk seiner Herkunft war er in den einflußreichen Ämtern, die er bekleidete, allezeit redlich bemüht, das Beste des Volkes zu fördern, und wo

immer es ihm möglich war, kam seine persönliche Freigebigkeit und Milde Armen und Notleidenden zu Hilfe. In seinem äußern Leben allem Schein und jeder Übertreibung abhold, liebte er Einfachheit in Nahrung, Kleidung und Rede. In seinem Alter von den Geschäften entlastet, verwendete er seine Muße zur Abfassung religiöser und erbaulicher Schriften.

Am 8. November 1792 machte ein Schlaganfall seinem Leben ein Ende. In die Schulgeschichte Bayerns ist sein Name unauslöschlich eingezeichnet. (K. Andreä.)

158. Kurfürst Max Joseph und Joseph Fraunhofer.
(1801.)

Am 21. Juli 1801 trug sich in München ein großes Unglück zu. An zwei Häusern im Tiereckgäßchen sollten die Mauern ausgewechselt werden. Da stürzten plötzlich an diesem Tage um 1 Uhr nachmittags die beiden Häuser unter fürchterlichem Gekrache zusammen; vier Personen stürzten mit den Häusern in die Tiefe. Von diesen fiel ein Mädchen so glücklich, daß es gleich davon laufen konnte. Auch der Spiegelmacher Weichselberger, welcher sich unter einem Thürgestell festhielt, wurde glücklich herausgebracht. Desto unglücklicher ging es aber seiner Ehegattin samt seinem Lehrjungen Joseph Fraunhofer. Sie wurden verschüttet.

Eine Menge Menschen war herbeigekommen, um Hilfe zu bringen; auch Kurfürst Maximilian Joseph begab sich sofort an Ort und Stelle. Während noch die Menge, gelähmt vom ersten Schrecken, auf die Unglücksstätte hinstarrte, hörte man auf einmal aus dem Schutte heraus eine um Hilfe rufende Menschenstimme. Nach langen Nachforschungen entdeckte man, daß die Stimme unter dem Stubenboden hervorkomme, der mit einer Seite an die Wand des stehen gebliebenen Hauses sich festgestellt hatte. Der Kurfürst bot eine große Summe für die Rettung des

Unglücklichen. Unter großen Anstrengungen und eigener Lebensgefahr gelang es einigen beherzten Männern. Nach vierstündiger, rastloser Arbeit brachte man den Lehrling Joseph Fraunhofer, ohne daß er irgendwelchen Schaden genommen, wieder ans Tageslicht heraus.

Kurfürst Maximilian ließ des andern Tages den Knaben Joseph Fraunhofer zu sich kommen, beschenkte ihn mit 18 Dukaten und gab ihm die Zusicherung, für sein ferneres Fortkommen Sorge tragen zu wollen.

Joseph Fraunhofer war am 6. März 1787 zu Straubing geboren, wo sein Vater ein unbemittelter Glasermeister war. Sein Vater verwendete ihn frühzeitig in seinem Geschäfte. Nach dessen Tode aber brachte ihn sein Vormund (1799) zuerst zu einem Drechslermeister und dann zu dem Hofspiegelmacher und Glasschleifer Weichselberger in München in die Lehre, wo ihn das vorhin erzählte Unglück traf.

Fraunhofer verwendete einen Teil des Geldgeschenkes des Kurfürsten zum Ankauf einer Glasschleifmaschine und übte sich an Sonn- und Feiertagen, ungeachtet des Verbotes seines Lehrmeisters, im Schleifen optischer Gläser. Da wurde der Geheimrat Utzschneider auf ihn aufmerksam und erkannte sein Talent. Er leitete ihn nun bei seinen Studien, gab ihm die nötigen Bücher und schickte ihn in die Münchener Feiertagsschule für Handwerker.

Fraunhofer machte große Fortschritte in der Wissenschaft und in der Kunst der Glasschleiferei. Er erfand besondere Maschinen und Instrumente und verfertigte für die Sternwarte in Dorpat ein Riesenteleskop, welches den Durchmesser der Gestirne 200—500- und den Flächeninhalt 40—400 tausendmal vergrößerte. Fraunhofer lieferte so den Astronomen in Werkzeugen das Mittel zu den größten Entdeckungen im Himmelsraume. Er starb am 7. Juni 1826.

(G. Fischer.)

159. Hofers Tod.

Zu Mantua in Banden
Der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode
Führt ihn der Feinde Schar;
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
Mit ihm das Land Tirol.

Die Hände auf dem Rücken
Andreas Hofer ging
Mit ruhig festen Schritten,
Ihm schien der Tod gering,
Der Tod, den er so manchesmal
Vom Iselberg geschickt ins Thal
Im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
Im festen Mantua
Die treuen Waffenbrüder
Die Händ' er strecken sah,
Da rief er aus: „Gott sei mit euch,
Mit dem verrat'nen deutschen Reich
Und mit dem Land Tirol!"

Dem Tambour will der Wirbel
Nicht unterm Schlegel vor,
Als nun Andreas Hofer
Schritt durch das finstre Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol.

Dort soll er niederknieen:
Er sprach: „Das thu' ich nit;
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz'.
Es leb' mein guter Kaiser Franz,
Mit ihm sein Land Tirol!"

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm der Korporal.
Andreas Hofer betet
Allhier zum letzten Mal.
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt Ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!“ (Mosen.)

160. Gottes Strafgericht in Rußland. ††

Fast alle europäischen Staaten waren nach und nach von Napoleon abhängig geworden. Portugal und Spanien hatte er seinem Bruder Joseph, Holland seinem Bruder Ludwig, Neapel seinem Schwager Murat, das neu errichtete Königreich Westfalen seinem Bruder Hieronymus gegeben. Der Papst war gefangen, der Kirchenstaat von den Franzosen besetzt. Österreich und Preußen waren durch große Länderverluste geschwächt. Napoleon stand auf dem Gipfel seiner Macht; aber seine Ländergier kannte keine Grenzen und bereitete ihm bald einen schmachvollen Untergang. In seinem Übermute wollte Napoleon auch Rußland demütigen. Alle von ihm abhängigen Länder mußten Hilfstruppen stellen; auch Preußen war gezwungen, 20000 Mann zu stellen und den Durchzug durch sein Land zu gestatten. Im Sommer des Jahres 1812 überschritt Napoleon mit vierhunderttausend auserlesenen Kriegern zu Fuß und sechzigtausend zu Roß, nebst 1200 Stück Geschützen die russische Grenze. Er hatte die besten Scharen aus allen Ländern Europas gesammelt. Die Russen zeigten sich in mehreren Schlachten zwar tapfer, aber sie mußten sich zurückziehen. In der mörderischen Schlacht an der Moskwa erlitten sie eine ungeheure Niederlage: 100000 Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld. Am 14. September zog der Sieger in Moskau ein, das die Einwohner freiwillig verlassen hatten. Seine Soldaten sollten hier Winterquartier nehmen und sich von den Strapazen erholen. Aber des

Nachts brach an verschiedenen Stellen Feuer aus, das vier Tage lang wütete und die ganze Stadt in Asche legte. Kaum entrann Napoleon in der furchtbaren Verwirrung dem drohenden Feuertode. Er beschloß den Rückzug; aber auf dem weiten Wege fanden die Soldaten nur Brandstätten und verlassene Dörfer und Städte. Dazu trat ein ungewöhnlich zeitiger und strenger Winter ein. Tausende von Soldaten starben vor Hunger und Kälte oder fielen unter den Lanzen der nachfolgenden Kosacken oder unter den Keulen der ergrimmten Bauern. Die Kanonen und Wagen ließ man stehen; die Gewehre, Tornister und Säbel warf man weg; die Pferde schlachtete man, um mit ihrem Fleische den nagenden Hunger zu stillen. Bei dem Übergange über die Beresina brach im Gedränge die Brücke zusammen. Fußvolk, Reiterei und Troß, alles wollte auf einmal hinüber. Tausende fanden ihr Grab in den Fluten oder wurden von den Hufen der Pferde zertreten oder von den Rädern der Kanonen zerquetscht oder von den Kartätschen der nachsetzenden Russen niedergeschmettert. Tausende wurden gefangen genommen. Da verließ Napoleon das Heer und eilte in einem Schlitten zurück. Die Hand des Herrn hatte ihn getroffen; denn er hatte gesagt: „Bis hieher und nicht weiter; hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!“ Von der „großen Armee“, wie Napoleon sie nannte, sahen nur 30000 das deutsche Land wieder — zerlumpt, halbnackt und mit erfrorenen Gliedmaßen.

(Nach F. Schmidt.)

161. Lützows wilde Jagd. †

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen!
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner schallen darein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt —
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt —
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
Der Wütrich geborgen sich meinte;
Da naht es schnell mit Gewitterschein
Und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
Und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt —
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht?
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt —
Das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
Unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht,
Doch die wackern Herzen erzittern nicht;
Das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gefall'nen fragt --
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersblut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt!
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt:
Das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

(**Th. Körner.**)

162. Gebet während der Schlacht. †

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Vater, du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode;
Herr, ich erkenne deine Gebote.
Herr, wie du willst, so führe mich!
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
Als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater, du segne mich!

Vater, du segne mich!
In deine Hand befehl' ich mein Leben,
Du kannst es nehmen, du hast es gegeben.
Zum Leben, zum Sterben segne mich!
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde;
Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte:
Drum fallend und siegend preis' ich dich,
Gott, dir ergeb' ich mich!

Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen:
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!

(Th. Körner.)

163. Die Schlacht bei Leipzig. ††

Nach vielen blutigen und gewaltigen Schlachten, die seit dem 19. August 1813 in Schlesien, den Marken und

an den Grenzen Böhmens zwischen den Franzosen und den hohen verbündeten Kaisern und Königen gehalten, und worin die Franzosen fast immer geschlagen waren, zogen sich die beiderseitigen Heere endlich im Anfange des Oktobers nach der Gegend von Leipzig hin. Der Kaiser Napoleon Bonaparte hatte Dresden verlassen und war gegen die Mulde und Pleiße hinabgezogen. Die verbündeten Heere zogen ihm nach und schlugen von allen Seiten gleichsam ein Netz um ihn. Das große Heer, unter dem Befehl der drei Herrscher und unter der Führung des österreichischen Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg, hatte sich aus den Bergen Böhmens allmählich in Thüringen und Sachsen hinabgesenkt; das schlesische Heer, unter dem tapfern preußischen Feldmarschall Blücher, hatte an einem sehr blutigen Tage unweit Wittenberg den Übergang über die Elbe erzwungen, das ihm entgegengesetzte Heer bei Wartenburg überwältigt und in die Flucht gejagt, und war dann weiter in die Ebene vorgedrungen. Der Kronprinz von Schweden, mit 25000 Schweden und 40000 Preußen, war gleichfalls über die Elbe gegangen, und hatte sich dem Kampfplatze genähert. Auch ein neues russisches Heer, unter dem Befehl des Generals Bennigsen, war im Anzuge. Den 15. Oktober stießen die großen Heere zuerst auf einander. Es waren aber nur Scharmützel und leichte Gefechte, wo man sich prüfte und die Stellungen und Stärken erkundete. Der 16. Oktober war der erste mörderische Schlachttag. Im Süden von Leipzig ward an diesem Tage unentschieden gefochten zwischen dem großen verbündeten Heere unter dem Fürsten von Schwarzenberg und Napoleon selbst; im Norden schlug General Blücher drei französische Heerabteilungen, tötete ihnen viele Menschen, nahm 30 Kanonen, machte 4000 Gefangene und trieb sie zwei Meilen weit bis in die Vorstädte von Leipzig zurück. Den 17. Oktober war wie durch gemeinschaftliches Übereinkommen Rasttag, wie es zwischen gewaltigen Stürmen eine ruhige Pause gibt, wo die Winde zu neuem Blasen gleichsam Atem holen. An diesem

Tage rückten der Kronprinz von Schweden und der General Bennigsen mit ihren Heeren mit in die Schlachtlinie. Der 18. Oktober war der blutigste und entscheidendste Tag, und es ward eine Schlacht gehalten, worüber Witwen und Waisen noch lange Jahre wehklagten, und wovon die ältesten Enkel noch die fröhliche Mär erzählen werden. Eine halbe Million bewaffneter Männer standen auf der Ebene von Leipzig im erbitterten Streit einander gegenüber und mehr als 1500 Kanonen verbreiteten ringsumher Schrecken und Tod. Es war eine Schlacht, als wenn die Erde untergehen und der jüngste Tag kommen sollte. Durch Gott und durch die Tapferkeit der verbündeten Heere ward der Wüterich aufs Haupt geschlagen, und schon den Nachmittag des 18. Oktobers floh sein Heer in der verworrensten Flucht. Den Vormittag des folgenden 19. Oktobers nahmen die Verbündeten die Stadt Leipzig, worein der Feind zur Deckung seines Rückzuges eine starke Mannschaft geworfen hatte, mit Sturm ein, sprengten viele Tausende fliehender Franzosen in die Pleiße und in andere Wasser, machten 35000 Gefangene, eroberten über 300 Kanonen und setzten auf mehreren Straßen dem fliehenden Feinde nach. Bonaparte verlor in dieser Schlacht fast sein ganzes Geschütz und unzähliges Kriegsgerät und mehr als 100000 Mann an Verwundeten, Toten, Gefangenen und Versprengten. Außerdem ließ er alle seine Lazarete hinter sich, gefüllt von vielen Tausenden von Kranken und Verwundeten aus den früheren Schlachten, welche fast alle Opfer des Todes wurden. Auf seiner langen Flucht von Leipzig nach Mainz büßte er durch Gefechte, Ermattung und Hunger fast noch die Hälfte seines Heeres ein und brachte von 400000 Mann, die er seit dem verflossenen Winter, der seine Macht in Rußland und Polen zerstört hatte, zusammengetrieben, nicht mehr als 70000 Mann über den Rhein, in einem so elenden Zustande, daß die Hälfte von ihnen noch in den Lazareten umgekommen ist.

(E. M. Arndt.)

164. Das Lied vom Feldmarschall. †

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die echt deutsche Art.

Den Schwur hat er gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling in Sattel sich schwang;
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus,
Daß Tausende liefen dort hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er die Franzosen das Schwimmen gelehrt. —
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab
Und nehmt, Ohnehosen, den Walfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Und hell ließ erklingen sein Hussa der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht! —
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht,
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Sturmwind im Saus —
Dem Siege entgegen, zum Rhein', übern Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein! (E. M. Arndt.)

165. Wer ist ein Mann? ††

Wer ist ein Mann? Wer beten kann
Und Gott dem Herrn vertraut.
Wann alles bricht, er zaget nicht;
Den Frommen nimmer graut.

Wer ist ein Mann? Wer glauben kann
Inbrünstig, wahr und frei.
Denn diese Wehr trügt nimmermehr,
Sie bricht kein Mensch entzwei.

Wer ist ein Mann? Wer lieben kann
Von Herzen fromm und warm.
Die heil'ge Glut gibt hohen Mut
Und stärkt mit Stahl den Arm.

Dies ist der Mann, der streiten kann
Für Weib und liebes Kind.
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
Und ihre That wird Wind.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht.
Dem frommen Mut deucht alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland;
Er läßt nicht ab bis an das Grab,
Mit Herz und Mund und Hand.

So, deutscher Mann, so, freier Mann,
Mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer sein,
Von Gott kommt Glück und Sieg.

(E. M. Arndt.)

166. Die Schlacht bei Waterloo. (18. Juni 1815.) †

Zwei Tage nach der Schlacht bei Ligny kam es bei dem Dorfe Waterloo in der Nähe von Brüssel zu einer großen Schlacht. Der englische Feldherr Wellington,

der dort mit seiner Armee stand, hatte Blücher gebeten, ihm zwei Heerhaufen zu Hilfe zu schicken, wenn er von Napoleon angegriffen würde.

„Nicht mit zwei Haufen," ließ ihm Blücher sagen, „sondern mit meinem ganzen Heere werde ich kommen, und wenn die Franzosen uns nicht angreifen, werden wir sie angreifen." Frischen Mutes trat er dann am frühen Morgen mit seinen Preußen den Marsch an. Ein heftiger Regen rauschte hernieder. „Siehe da, unser Bundesgenosse von der Katzbach!" rief der Heldengreis heiter, „da sparen wir dem König wieder viel Pulver." Aber der Boden war so aufgeweicht, daß Fußvolk und Reiter kaum weiter kamen und die Räder der Kanonen oft bis an die Achse einsanken. Da sprengte Blücher von Trupp zu Trupp, und voll Sorge, nicht zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde einzutreffen, trieb er unablässig an und mahnte: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" — „Es geht nicht, Vater Blücher, es ist unmöglich," schallt es ihm aus den Reihen der Krieger entgegen. „Kinder, es muß gehen," ruft er wieder, „ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen. Ich hab' es versprochen, hört Ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!" Und es ging mit Gottes Hilfe dem Ziele entgegen.

Unterdessen war Wellington schon im heißesten Kampfe. Napoleon hatte ihn mit gewaltigem Ungestüm angegriffen; doch die englischen Krieger standen wie Mauern von Eisen. Sturm auf Sturm wurde von ihnen abgeschlagen; allmählich aber erschöpfte sich ihre Kraft. Die französischen Feuerschlünde richteten in ihren Reihen schreckliche Verwüstungen an; schon lagen 10000 Mann tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Da seufzte der unerschütterliche Wellington: „Ich wollte, es wäre Nacht, oder die Preußen kämen!" Und siehe, die Preußen kamen. Kanonendonner im Rücken und zur Rechten des Feindes verkündete ihr Anrücken. „Da ist der alte Blücher," rief Wellington hocherfreut,

und seine ermatteten Krieger atmeten auf. Unter Trommelwirbel und Trompetengeschmetter stürmten nun die Engländer und Preußen von drei Seiten auf den Feind ein. Es entsteht ein gräßliches Blutbad. Die französischen Garden kämpfen mit dem Mute der Verzweiflung. Aber vergeblich ist ihr tapferer Widerstand. Bald ertönt aus den Reihen der Franzosen der Ruf: „Rette sich, wer kann!" und das Heer wirft sich in die wildeste Flucht. Mit lautem Jubel setzen die Preußen unter General Gneisenau dem Feinde nach und machen reiche Beute. Kaum entrinnt Napoleon selbst ihren Händen; seinen Reisewagen, aus dem er entsprungen, samt Hut, Mantel und Degen, Orden und Kleinodien muß er ihnen zurücklassen. Als Flüchtling kommt er nach Paris; sein Heer ist vernichtet.

Blücher schrieb vom Schlachtfelde aus: „Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke, die Bonapart'sche Geschichte ist nun vorbei." So war es. Die siegreichen Heere der Verbündeten zogen am 7. Juli zum zweiten Male in Paris ein, und Napoleon wurde von neuem abgesetzt. Seine kriegerische Laufbahn war nun zu Ende. Die Verbündeten schickten ihn in die Verbannung nach der einsamen Felseninsel St. Helena, mitten im atlantischen Ozean. Dort lebte er, 800 Meilen entfernt von Frankreich, umgeben von wenigen Getreuen noch 6 Jahre. Er starb am 5. Mai 1821. Seine Gebeine wurden später nach Paris gebracht und in der Invalidenkirche bestattet. (Nach Ferd. Schmidt.)

167. König Ludwig der Erste. †

Der älteste Sohn des Königs Maximilian Joseph I., der Kronprinz Ludwig, verweilte im Herbste des Jahres 1825 im Bade Brückenau. Am Abende des 15. Oktober hatte er Befehl gegeben, ihn um Mitternacht zu wecken, da die Erscheinung eines Kometen zu erwarten stand. Eben schickte er sich an, das glänzende Gestirn zu betrachten, als ein

Kurier die Depesche brachte, welche dem Sohne den Tod des Vaters meldete und den Prinzen auf den Königsthron berief. — Ludwig hatte schon als Jüngling hohe Erwartungen rege gemacht. Mit reichen und gründlichen Kenntnissen ausgerüstet, bereiste er fast alle Länder Europas und gewann zum Wissen reiche Welterfahrung. Vor allem zog es ihn nach dem kunstsinnigen Italien. Trotz beschränkter Mittel fing er an, Kunstwerke aller Art, besonders altertümliche Gegenstände zu erwerben. Er begnügte sich mit einem Haushalte von bürgerlicher Einfachheit und machte es sich dadurch möglich, den unvergleichlichen Schatz zu sammeln, der heute der Stolz der Isarstadt ist.

Bayerns Anschluß an Frankreich legte ihm die Pflicht auf, an der Seite der französischen Marschälle den Degen zu ziehen; doch machte er aus seiner guten deutschen Gesinnung zu keiner Zeit ein Hehl. „Das sollte mir die liebste Siegesfeier sein, wenn Straßburg, wo ich geboren bin, wieder eine deutsche Stadt würde!“ So sprach er in Straßburg, während er Zeuge der Festlichkeiten sein mußte, womit die Kaiserin Josephine Napoleons Sieg bei Austerlitz verherrlichte.

Wenige Regenten haben eine so ausgebreitete Selbstthätigkeit entfaltet, wie Ludwig I. Sechzig Jahre seines Lebens sah ihn schon der früheste Morgen bei der Arbeit. „Mein Licht ist immer das erste,“ äußerte er einmal, „wenn ich auf den Max-Josephsplatz hinausblicke; erst nach und nach kommen die Lichter in den Bürgerhäusern, und wenn die Beamten auf ihre Bureaux gehen, habe ich schon alle Mappen durchgearbeitet“. Viele Tausende von eigenhändigen, häufig sehr ausführlichen und dabei immer sachlichen Randbemerkungen auf amtlichen Schriftstücken geben Zeugnis, wie ernst er seine Fürstenpflicht auffaßte. Es war sein glühendstes Verlangen, dem Volke, dem Ärmsten wie dem Reichsten, ein Schirm und Hort zu sein. Als 1831 die Zeitungen von einem Notstande im Spessarte berichteten,

befragte der König den Beamten jenes Bezirkes auf Ehre und Gewissen, ob die Lage der Bevölkerung in der That so traurig sei, wie in den Zeitungen zu lesen. Der Landrichter beeilte sich zu berichten, daß nur etwa 40 Einwohner einige Tage ohne Brot sich befunden hätten. Darauf schickte ihm der König ein Billet zu, dessen ganzer Inhalt lautete: „Nur?!“

König Ludwig konnte sagen: „Kein Jahr ohne eine künstlerische That!“ Beinahe in jedem Jahre wurde ein großes Werk begonnen und vollendet. Die reichen, kostbaren Sammlungen von Gemälden und anderen Kunstgegenständen wurden in schönen Gebäuden aufgestellt: der Glyptothek, der alten und der neuen Pinakothek. Der König ließ großartige kirchliche Bauten aufführen: die Allerheiligenkirche, die Mariahilfkirche, die Basilika und Ludwigskirche in München; die Dombauten zu Speyer, Bamberg, Regensburg wurden würdig hergestellt. Eine nach ihm benannte Straße von Palästen dehnte sich in München weithin, wo vor kurzem nur ödes Heideland zu erblicken gewesen war. Bald ragte auch eine Königswohnung empor, deren großartige Säle auszuschmücken Hunderte von Künstlern thätig waren. Als sein prächtigstes Werk gilt die Walhalla, die auf einer Höhe am Donaustrom nahe bei Regensburg in griechischem Prachtstile gebaut ist. — Die bedeutendsten Künstler aus ganz Deutschland versammelte der König um sich. Malerei und Bildhauerkunst, Glasmalerei und Erzgießerei standen in schönster Blüte.

Die Freiheitskämpfe des griechischen Volkes fanden bei ihm innigen Anteil. Er war lange Zeit der einzige Fürst, der es wagte, offen für die Griechen Partei zu nehmen. Um ihrem Dank für diese Teilnahme Ausdruck zu geben, beschloß die griechische Nationalversammlung am 8. August 1832, dem zweiten Sohne des Königs die Krone Griechenlands anzubieten. Der Prinz Otto ging auf das glänzende Anerbieten ein; er wurde König von Griechenland. Es

schien alles schön gefügt. Als König Ludwig im Jahre 1835 das altberühmte Land besuchte, feierten ihn die Griechen gleich einem Schutzgotte. Aber noch zu Lebzeiten seines Vaters sah sich König Otto durch einen Aufstand der beweglichen Athener genötigt, das Land zu verlassen, wo er vor dreißig Jahren sehnsüchtig erwartet worden war. Enttäuscht, verbittert, sank König Otto in ein frühes Grab.

Als im Jahre 1840 Frankreich wieder nach der Rheingrenze Gelüste trug, da freute es den König Ludwig, daß das deutsche Volk fest und einig der fremden Anmaßung entgegentrat. In seiner Herzensfreude beschloß er, zur Erinnerung an die Befreiungsjahre 1813, 1814 und 1815 ein Siegesdenkmal aufzurichten, das den Helden von Leipzig und Waterloo zum Ruhme, den Lebenden aber eine Mahnung sein solle, einig und auf der Wacht zu sein gegen den fremden Versucher. So entstand die Befreiungshalle bei Kelheim.

Auch den materiellen Interessen des Landes widmete der kunstsinnige Fürst alle Aufmerksamkeit; es war in ihm der Sinn ebensowohl für das Nützliche wie für das Schöne lebendig. In Bayern war es, wo — zwischen Nürnberg und Fürth — zuerst in ganz Deutschland der Pfiff einer Lokomotive ertönte. Der König ließ den Ludwigs-Donau-Mainkanal erbauen, welcher die Regnitz mit der Altmühl und hiedurch auch die Donau mit dem Rheine verbindet. Auch München wollte er durch einen Kanal mit der Donau in eine kürzere Verbindung bringen, wie er überhaupt, ohne die übrigen Städte des Königreiches zu vernachlässigen, seiner Residenzstadt die treueste Liebe und Sorgfalt zuwandte. „Ich will," sprach er, „aus München eine Stadt machen die Deutschland so zur Ehre gereichen soll, daß keiner Deutschland kennt, wenn er nicht auch München gesehen hat." Der edlen Verheißung folgte die herrliche Erfüllung. Wenn heute der Fremde in unserer Hauptstadt Kleinodien der Kunst, wissenschaftliche Sammlungen und gemeinnützige

Institute findet, wie sie kaum die ersten Weltstädte aufzuweisen haben, vernimmt er mit Staunen, daß der Schöpfer beinahe aller dieser schönen und nützlichen Werke König Ludwig I. war.

Die politische Bewegung des Jahres 1848 schmerzte den König so sehr, daß er beschloß, vom Throne herabzusteigen. Am 20. März 1848 erklärte er seinem Volke, daß er zu gunsten seines Sohnes Maximilian auf die Krone verzichte. „Bayern, eine neue Richtung hat begonnen, eine andere, als die in der Verfassungsurkunde enthaltene, in welcher ich nun 23 Jahre herrschte. Ich lege die Krone nieder zu gunsten meines geliebten Sohnes, des Kronprinzen Maximilian. Treu der Verfassung regierte ich; dem Wohle des Volkes war mein Leben geweiht. Als wenn ich eines Freistaates Beamter gewesen, ging ich mit dem Staatsgute, mit den Staatsgeldern um. Und nun meinen tiefgefühlten Dank allen, die mir anhingen. Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutschland.“ So lautete seine Erklärung. Daß er infolge der Schmälerung seiner Einkünfte die Ausgaben für Kunst und Künstler einschränken mußte, schmerzte ihn mehr, als der Verlust der Herrschaft. Und doch, wie viele herrliche Werke hat er noch mit diesen beschränkten Mitteln gefördert! Nach allen Seiten segensreich war die Freigebigkeit Ludwigs; aber möglich war sie auch nur durch Sparsamkeit in allem, was seine eigne Person betraf. Wie ein einfacher Privatmann lebte er in seinen prunklosen Gemächern im Wittelsbacher Palast, erging er sich in Münchens Straßen. Ebenso populär wie in München war er in Rom; denn nach der ewigen Stadt zog es ihn seit seinen Jugendtagen immer wieder und unwiderstehlich hin. Im schönen Nizza starb er, wie er es gewünscht hatte. Am 29. Februar 1868 endigte sein inhaltsreiches Leben, nachdem ihm schon vier Jahre früher sein Sohn und Nachfolger, König Maximilian II. im Tode vorausgegangen war.

(Nach Heigel.)

168. Die Wacht am Rhein. ††

Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall: Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein! Wer will des Stromes Hüter sein? Lieb' Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Durch Hunderttausend zuckt es schnell, und aller Augen blitzen hell. Der Deutsche, bieder, fromm und stark, beschützt die heil'ge Landesmark. Lieb' Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Er blickt hinauf in Himmelsau'n, wo Heldenväter nieder-schau'n, und schwört mit stolzer Kampfeslust: Du Rhein bleibst deutsch wie meine Brust! Lieb' Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

So lang ein Tropfen Blut noch glüht, noch eine Faust den Degen zieht, und noch ein Arm die Büchse spannt, betritt kein Feind hier deinen Strand. Lieb' Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Der Schwur erschallt. Die Woge rinnt. Die Fahnen flattern hoch im Wind. Am Rhein, am Rhein, am deutschen Rhein, wir alle wollen Hüter sein. Lieb' Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

(Schneckenburger.)

169. Die Schlacht bei Weißenburg. (4. August 1870.) ††

Das Elsaß ist ein reiches und prächtiges Land. Große Wälder, welche unendlichen Reichtum in sich schließen, üppige Rebengelände, fruchtbare Kornfelder, grünende Wiesen, fabrik-reiche Städte und freundliche Dörfer wechseln in ihm in anmutiger Fülle. Die Menschen, die in ihm wohnen, sind unseres Stammes, sind deutschen Fleisches und Blutes. Aber vor zweihundert Jahren ist das Land von den Franzosen in frechem Überfall geraubt worden, und darum hat das Herz seiner Bewohner zuletzt nur noch leise geschlagen für deutsche Ehre und Herrlichkeit. Es war kalt geworden unter dem fremden Kleide, welches man ihm seit langer Zeit über-

gezogen hatte. Darum mußte das Elsaß mit Blut zurückerkauft werden für das große deutsche Vaterland.

Gleich am Eingang des Elsaß, wo damals noch die Grenze zwischen der Pfalz und Frankreich war, in dem schönen und fruchtbaren Thale der Wieslauter liegt die alte Stadt Weißenburg. Südöstlich, in geringer Entfernung von ihr, erhebt sich ein Berg, der schon von fern dadurch ins Auge fällt, daß auf seiner Höhe drei einsame Pappeln und ein altertümliches Schloßgebäude stehen. Das ist der Gaisberg, auf dem die ersten deutschen Siegesfahnen wehen sollten.

Frankreich hatte in überstürzender Eile seine Truppen an die deutsche Grenze rücken lassen. Sein bester Feldherr, der Marschall Mac-Mahon, stand mit der sogenannten Rheinarmee zwischen Straßburg, Hagenau und Bitsch bereit, in Deutschland einzufallen und dieses von den Turkos und Zuaven, die man aus Afrika geholt hatte, ausplündern zu lassen. Dem mußte man deutscherseits zuvorkommen, wenn auch die Aufstellung der deutschen Armeen noch nicht ganz vollendet war. Es galt, den Feind auf dem eigenen Gebiete zu fassen, den Krieg ganz vom heimischen Boden fern zu halten und ihn gleich von Anfang in Feindesland hinüber zu spielen.

Der Abend des 3. August war angebrochen. Die Pfalz war ein großes Feldlager geworden. Immer neue Truppen zogen heran, während andere ihren Vormarsch fortsetzten. Gegen 8 Uhr begann jenes unheimliche Getöse, welches die ganze Nacht durch währte und das Nahen einer Entscheidungsstunde bezeichnet: das Rollen der Geschütze und Wagen, der dumpfe, regelmäßige Marschschritt der Infanteriekolonnen. Es war ein ununterbrochenes, fieberhaftes Weiter- und Vorwärtsschieben der Grenze zu.

Nur kurze Rast hatte es in der Nacht gegeben. In früher Morgenstunde riefen die Signale zum Aufbruch. Die bayerische Division Bothmer marschierte auf Weißenburg zu. Ein feiner Regen rieselte herab; dunkel und schweigend

lag die alte Reichsstadt da. Abenteuerliche Karawanen, zu Pferd und Fuß, zogen langsam in der nächsten Umgebung auf und ab. Araber in ihrer morgenländischen Tracht durcheilten auf kleinen mutigen Hengsten die Ebene. Auf den Weinbergen und Hügeln standen die französischen Vorposten und schauten schläfrig in den dämmernden Morgen hinein. In den französischen Lagern hatte man offenbar keine Ahnung von dem, was schon die nächste Stunde bringen sollte. Da erschallte plötzlich heftiger Kanonendonner. Die Franzosen fuhren erschreckt auf von den Vorbereitungen zum Frühstück, die sie eben machten. Auf den Anhöhen vor ihnen erschienen die kampfbereiten löwenmutigen Bayern. Schon zündeten ihre Bomben in Weißenburg. Rasch schlossen sich die Thore der Stadt, und guten Mutes glaubten die Franzosen dem weitern Verlauf der Dinge entgegensehen zu können. Denn Weißenburg war wohl befestigt, und ihre Hauptmacht stand in starker Stellung auf dem Gaisberg verschanzt. Kompagnien von Turkos rückten den Bayern entgegen. Allein bald flohen sie vor den wohlgezielten Schüssen und den Kolbenstößen der Jäger, die mit ihnen zuerst handgemein wurden. Heulend brachten sie den Ihren böse Kunde von „den blauen Teufeln“, die ihnen auf der Ferse folgten. Unaufhaltsam drangen diese, trotz der sie umschwirrenden Chassepotkugeln und des Mitrailleusengeknatters gegen die Stellungen der Franzosen vor. Allein dieselben waren zu fest, als daß es auf den ersten Angriff gelungen wäre, sie zu bewältigen und die Wälle zu erklettern. Aber endlich sprengten doch die bayerischen Granaten die Thore der Stadt und mit donnerndem Hurrah stürmten die Sieger in dieselbe. Allein neue feindliche Massen, die indessen eingelassen worden waren, stellten sich ihnen entgegen. Es kam zu erbittertem Straßenkampfe; fast meinten die Bayern der Übermacht weichen zu müssen. Da erschienen auf einmal die Preußen, den General Kirchbach an der Spitze. Der Kanonendonner hatte sie hergerufen. Nun war's entschieden.

Weißenburg ward genommen, der Feind ganz daraus vertrieben.

Unterdessen waren die Preußen auf den Gaisberg losgegangen. Aber auch da sprühte ihnen aus den Weinbergen und Hopfengärten, in denen die Turkos und Zuaven sich versteckt hatten, und von der Mitrailleusenbatterie auf der Spitze des Berges Tod und Verderben entgegen. Doch vorwärts, hinauf ging und stürmte es mit unerschrockenem Mute. Die Franzosen mußten merken, daß die Leute etwas anderes und höheres in den Kampf und Tod trieb, als sie. Und so sehr sie sich wehrten, so tapfer sie fochten, so erlahmte darum allmählich doch ihre Kraft, den Deutschen aber schien sie zu wachsen. Nun waren, nachdem Weißenburg genommen, auch noch die Bayern zu den Stürmenden gekommen, die Geschütze fehlten fast keinen Schuß. Endlich, so nachmittags gegen 2 Uhr, standen die Deutschen oben auf dem blutig erkämpften Berg und konnten von ihm aus sehen, wie die Franzosen nach allen Seiten hin über Kopf und Hals flohen.

Dem trüben, regnerischen Morgen war ein heller, freundlicher Abend gefolgt. Aber die untergehende Sonne beleuchtete ein trauriges Bild. Ringsum Verheerung und Verwüstung, zerschossene Häuser, zertretene Felder, Freund und Feind im Tod neben einander gebettet. Dort gingen die Krankenträger zwischen den Weinbergen umher und suchten die armen Verwundeten auf, die da noch zwischen den schon Gestorbenen lagen. Hier wurden lange Züge von finster und tückisch dreinsehenden Gefangenen fortgeführt, um die Reise nach den deutschen Festungen anzutreten. Auf den Höhen südlich der Lauter loderten bald lustige Bivouakfeuer, und wiederum fand der grauende Morgen dort oben Vorposten. Aber diesmal waren es die Sieger, die sich zu neuem Vormarsch, zu neuem Angriff auf den Feind rüsteten.

(Fr. Lampert.)

170. Die Trompete von Gravelotte. ††
(18. August 1870.)

Sie haben Tod und Verderben gespieen:
Wir haben es nicht gelitten.
Zwei Kolonnen Fußvolk, zwei Batterien,
Wir haben sie niedergeritten.

Die Säbel geschwungen, die Zäume verhängt,
Tief die Lanzen und hoch die Fahnen,
So haben wir sie zusammengesprengt —
Kürassiere wir und Ulanen. —

Doch ein Blutritt war es, ein Todesritt.
Wohl wichen sie unsern Hieben,
Doch von zwei Regimentern, was ritt und was stritt,
Unser zweiter Mann ist geblieben.

Die Brust durchschossen, die Stirn zerklafft,
So lagen sie bleich auf dem Rasen,
In der Kraft, in der Jugend dahingerafft. —
Nun, Trompeter, zum Sammeln geblasen!

Und er nahm die Trompet' und er hauchte hinein,
Da — die mutig mit schmetterndem Grimme
Uns geführt in den herrlichen Kampf hinein —
Der Trompete versagte die Stimme!

Nur ein klanglos Wimmern, ein Schrei voll Schmerz
Entquoll dem metallenen Munde;
Eine Kugel hatte durchlöchert ihr Erz —
Um die Toten klagte die wunde!

Um die Tapfern, die Treuen, die Wacht am Rhein,
Um die Brüder, die heut' gefallen —
Um sie alle, es ging uns durch Mark und Bein,
Erhub sie gebrochenes Lallen.

Und nun kam die Nacht und wir ritten hintan,
Rundum die Wachtfeuer lohten;
Die Rosse schnoben, der Regen rann —
Und wir dachten der Toten, der Toten!

(Ferdinand Freiligrath.)

171. Die Schlacht bei Sedan. (1. September 1870.) †

Der Morgen des 1. September dämmerte; ein dichter Nebel bedeckte Thal und Höhen. Dunkle Massen bewegten sich vorwärts, Signale ertönten, Wagen rasselten, Rosse schnaubten. Der Kronprinz von Preufsen traf frühzeitig bei Donchery*) ein und begab sich mit seinem Generalstabe auf eine Bergkuppe, bekrönt von einem Schlöfschen. Später langte auch König Wilhelm in Begleitung von Graf Bismarck, den Generalen von Roon und von Moltke und einem zahlreichen Stabe auf einer anderen Höhe an, welche sich unweit des Standortes des Kronprinzen befand.

Im Thale donnerte es bereits; jedoch hielt die neidische Nebeldecke noch immer den Blick des Beschauers vom Kampfplatze zurück, bis endlich nach sieben Uhr ein Sommertag in reinster Schönheit aufging und den Äther klärte. Im sonnigen Morgenlichte lag das Panorama der Schlachtfelder da.

Zwischen terrassenförmig aufsteigenden, von Laubwerk bekrönten Höhenzügen erhob sich die Stadt und Festung Sedan mit ihren sauberen Häusern, welche sich malerisch an einem Berge hinauf gruppieren. Im Hintergrunde begrenzt hochgelegenes Hügelland die anmutige Landschaft. Sedan fafst nur eine Besatzung von einigen tausend Mann und konnte daher Mac-Mahon und seiner Armee keinen weiteren Schutz gewähren.

Der Feind war von den Bayern in östlicher Richtung bei Bazeilles**) in seiner linken Flanke angegriffen worden und setzte hier zähen Widerstand entgegen. Stundenlang tobte vor und in dem Dorfe der erbittertste Kampf. Endlich gelang es den Bayern, das schon an mehreren Stellen brennende Dorf zu nehmen. Nachdem die Zerstörung desselben vor sich gegangen,

---

*) Sprich: Don^g^scheri! **) Sprich: Basel^j^!

setzte sich der Kampf in einem hinter dem Dorfe gelegenen Parke weiter fort. Der Feind entwickelte fortwährend neue Bataillone, und seine Übermacht zeigte sich infolge dessen so stark, seine Stellung so günstig, dafs es trotz aller heldenmütigen Tapferkeit für die braven Bayern unmöglich ward, sich länger zu halten. Aber wenn die Not am gröfsten, ist die Hilfe am nächsten. Dies Wort bewahrheitete sich auch hier. Es ging nämlich die Nachricht ein, dafs binnen einer halben Stunde Truppenteile der vierten Armee ins Gefecht eingreifen würden. Als diese endlich anlangten, begrüfste sie nicht enden wollender Jubel. Mit Hurrah warfen sich die tapfern Kameraden auf den Feind und stritten wie die Löwen. Immer erhitzter drangen sie in des Gegners Reihen, bis dieser zurückwich. Der Kampf um den Besitz Bazeilles und seines Parkes dauerte bis gegen 11 Uhr mittags und kostete viel Blut.

Der linke deutsche Flügel hatte mittlerweile ebenfalls siegreiche Fortschritte gemacht.

Um Mittag rückten die deutschen Kämpfer von allen Seiten gegen die Festung vor. Der Feind, wiewohl trotzig jeden Fufs Erde verteidigend, sah sich genötigt, aus allen seinen Positionen zurückzuweichen. Doch nach allen Seiten hin war ihm der Rückzug ins Freie verwehrt; denn im Norden und Westen stürmten die Posener und Hessen, im Süden die Bayern, südöstlich die Sachsen und im Osten und Nordosten die preufsischen Garden auf ihn ein. Den ganzen Kampfplatz hüllten grofse weifse Wolken ein, aus welchen es ohne Unterlafs blitzte und donnerte. Die feindlichen Batterien verstummten nach und nach; das Rollen der Mitrailleusen wurde immer schwächer. Es war ergreifend, diese ehemals so stolzen Feinde jetzt so gänzlich niedergeschlagen und zerschmettert zu sehen.

In freudigem Stolze erglänzte das edle Antlitz des

Königs Wilhelm, welcher oben auf der Höhe zu dem Bundeskanzler herangetreten war, während General von Moltke allein auf einem Höhenvorsprung stand und aufmerksam nach dem Festungsturme sah, ob sich die weiſse Fahne zeige. Allein sie erschien wider alles Erwarten nicht, obwohl sich der Gegner sagen muſste, daſs bei längerem Widerstande das Heer einer gänzlichen Vernichtung entgegen gehe. — Oben auf jener Anhöhe wurde, nachdem auch der Kronprinz von Preuſsen sich dorthin begeben hatte, Rat gehalten und daraufhin das Bombardement der Festung angeordnet. Den bayerischen Batterien wurde diese ehrenvolle Aufgabe zugeteilt. Bald dröhnten die ersten Schüsse, und der Feind beeilte sich, pünktlich Antwort zu geben, aber ohne irgendwelchen Schaden zu verursachen; denn seine Granaten explodierten regelmäſsig zu früh, auch wurde stets zu weit oder zu hoch geschossen. Dagegen wälzten sich fast nach jedem dritten Schusse, welcher in die Festung gesendet wurde, aus irgend einem Gebäude neu auflodernde Qualmmassen empor, welchen bald die roten Flammen folgten. Gegen 4³/₄ Uhr zündete eine bayerische Brandgranate in einem mit Stroh gefüllten Magazine. Links der Kirche stieg eine schwarze Wolke auf, und wenige Sekunden darauf leckte unter ihr die feurige Glut empor. Langsam erhob sich die Wolke und breitete sich gleich dem mächtigen Wipfel eines Riesenbaumes aus. Ringsum war es still geworden; nur das Prasseln des Feuers vernahm man, welches zu der hellstrahlenden Sonne einen grellen Gegensatz bildete.

Jetzt ward es lebendig auf der Mauer. Es erschien die weiſse Fahne in den Händen des Generals Lauriston*). Der Feind eröffnete die Unterhandlungen. Das Auſsenthor der Festung that sich auf, und ein hoher franzö-

*) Sprich: Loriston^g!

sischer Offizier sprengte heraus, der Anhöhe zu, wo König Wilhelm mit seinem Stabe hielt. Der Lärm der Geschütze war einer unheimlichen Stille gewichen, die über den blutgetränkten Höhen und Thälern lagerte. Aber mit einem Male wurde diese von einem erst entfernten, dann immer näher kommenden und mächtiger anschwellenden Jubel- und Hurrahruf unterbrochen, in welchen sich Fanfaren und Regimentsmusiken mischten. Tausende von Helmen und Feldmützen, Tausende von Bajonetten und Säbeln wurden zum Himmel erhoben, und selbst Verwundete mischten ihre schwache Stimme in den brausenden Orkan des Jubels.

Was war es, was das an Siege bereits gewöhnte deutsche Heer zu solch namenloser Begeisterung hinrifs? — Die Botschaft war's, dafs jener Mann, welcher den gröfsten Teil der Schuld am Ausbruche dieses blutigen Krieges trug, dafs auch Kaiser Napoleon in Sedan eingeschlossen war und in einem Schreiben an König Wilhelm diesem mitgeteilt hatte, dafs, „nachdem es ihm nicht gelungen sei, von einer Kugel getroffen zu werden, ihm nichts übrig bleibe, als Sr. Majestät den Degen zu Füfsen zu legen."

Und wiederum donnerten die Kanonen, aber diesmal ohne tödliche Ladung. Ihr Krachen war ein Jauchzen über das grofse Ereignis, ein Freudentaumel, der sich weithin fortpflanzte durch die Lüfte und bald widerhallte in Deutschland vom Rheine bis zur Weichsel, von den Dünen unserer Meere bis über die Alpen hinüber. Unsere Tapferen von Sedan schossen Viktoria!

(Oskar Höcker u. Franz Otto.)

172. Am Sedantag. ††

Das war einmal ein Jubeltag!
Bei Sedan fiel der große Schlag.
Mac Mahon war ins Garn gegangen,
Der Kaiser und sein Heer gefangen.
Und blitzschnell flog die Siegespost
Am Draht nach Süd und Nord und Ost.
Da gab's ein Jubeln ohne Maßen,
Von Flaggen wogten alle Straßen.
Vieltausendstimmig scholl Hurrah!
Und waren noch Kanonen da,
So schoß man auch Viktoria.
Doch jedenfalls die „Wacht am Rhein"
Ward angestimmt von groß und klein,
Denn auch durch der Unmünd'gen Mund
Wird Gottes Lob von alters kund.
Und einer von den kleinen Jungen,
Der hat am laut'sten mitgesungen.
Die bunte Mütze auf dem Ohr,
Die Höslein flott im Stiefelrohr,
Marschiert er wacker mit im Chor,
Beteiligt sich den Morgen lang
An jedem Schrei und jedem Sang.
So wichtig nahm's der kleine Wicht,
Als ging's ohn' ihn entschieden nicht,
War so mit Leib und Seel' dabei,
Als ob er selbst die Rheinwacht sei,
Hat drum den Glockenschlag vergessen
Und kam zu spät zum Mittagsessen.
Mit heißen Wangen, rotem Kopf,
Mit offner Brust, verwehtem Schopf
Erscheint er endlich siegesmatt —
Die andern waren schon halb satt —
Grüßt obenhin, setzt sich zu Tisch
Und greift nach seinem Löffel frisch.
Jedoch der biedre Vater spricht:
„Fritz, ungebetet ißt man nicht!"
Worauf mein Fritz vom Stuhl aufsteht,
Die Hände faltet zum Gebet,
Und weil sein Kopf noch stark zerstreut,
Spricht er, wie just der Geist gebeut:
„Lieber Gott, magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.
Amen!"

(Gerok.)

173. Lied der Deutschen. ††

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt.
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten, schönen Klang,
Uns zu edler That begeistern
Unser ganzes Leben lang.
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Darnach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand. —
Blüh' im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland! (Hoffmann von Fallersleben.)

174. Volkslied aus dem Jahre 1870. †

Im Elsaß, über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herz mir pressen,
Er hat es schier vergessen,
Was wir einander sein.

Mein armer guter Bruder!
Hast du dich denn verwelscht?
Geraubt von den Franzosen,
Trägst du die roten Hosen —
Ist auch dein Herz verfälscht?

Horch auf! sie ist nun kommen,
Die lang ersehnte Zeit,
Wir haben nun in Deutschland
Ein einig starkes Vaterland;
Vorbei ist Zank und Streit.

Dich haben wir nun wieder,
Komm, Bruder, komm nur her!
Du bist mit Blut erstritten,
Du bleibst in unsrer Mitten,
Wir trennen uns nicht mehr!

Wer hat das Lied gemacht?
Wer hat das Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Kameradschaft haben
In der Schlacht und auf der Wacht. (B. Auerbach.)

175. Die Wiedererrichtung des deutschen Kaisertums. †

Napoleon I. hatte dem deutschen Kaisertum ein Ende gemacht. Ein anderer Napoleon (III.) gab, freilich ohne es zu wollen, den Anlaß zur Wiederherstellung desselben. Aus den Erfolgen des Feldzuges gegen Frankreich hatte man ersehen, welche Macht die Deutschen zu entfalten vermögen, wenn sie einträchtig zusammenstehen. Mit den Norddeutschen hatten die Süddeutschen gewetteifert auf dem Kampffelde, mit ihnen brüderlich im Lager geteilt, was sie hatten; das lange Jahre gehegte Mißtrauen war verschwunden.

Sollte diese Eintracht nur im Kriege bestehen? Nein, durch alle deutschen Herzen ging das Gefühl, jetzt muß die alte Reichseinheit wiedergewonnen werden. Auf den Schlachtfeldern hatte sich der Einheitsgedanke erprobt; er mußte durch eine That des Friedens Wirklichkeit gewinnen. Von diesem Gedanken waren auch Deutschlands Fürsten beseelt. Die Südstaaten traten dem Nordbunde bei, der sich dadurch zum deutschen Bunde erweiterte. Von Bayerns patriotischem Könige ging der hochherzige Gedanke aus, dem neuerstandenen Reiche auch wieder den Kaiser zu geben. In Übereinstimmung mit den übrigen deutschen Fürsten und den freien Städten trug er noch während des Kriegs dem Oberhaupte des neuen deutschen Bundes, dem Könige von Preußen, die Kaiserkrone an. Nachdem der norddeutsche Reichstag diese Nachricht mit Jubel begrüßt und einen Glückwunsch an den König Wilhelm gerichtet hatte, nahm dieser am 18. Januar 1871 zu Versailles*) feierlich die deutsche Kaiserwürde an.

*) Sprich: Werßaj!

Den deutschen Fürsten und freien Städten verkündigte der König die Annahme der Kaiserkrone mit folgenden Worten:

„Ich nehme die deutsche Kaiserwürde mit dem festen Vorsatze an — so weit Gott Gnade gibt — als deutscher Fürst der treue Schirmherr aller Rechte zu sein und das Schwert Deutschlands zum Schutze desselben zu führen.

Das deutsche Reich wird — wie ich vertraue — nach siegreicher Beendigung des Krieges und nach Sicherstellung seiner Grenzen gegen Frankreich ein Reich des Friedens und des Segens sein, in welchem das deutsche Volk finden und genießen wird, was es seit Jahrhunderten gesucht und erstrebt hat."

So hatte sich erfüllt, was ein prophetisches Dichtergemüt schon vorher gesungen:

Ein Hoch den deutschen Helden! Errungen ist im Streit,
Erblühet in dem Kampfe die deutsche Einigkeit!
Wir sind ein Volk von Brüdern vom Belt bis an den Rhein,
Und Preußens Heldenkönig soll deutscher Kaiser sein!

(Münchener Lesebuch.)

176. Heil dir im Siegerkranz. ††

1. Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands, Heil, König, dir! Fühl' in des Thrones Glanz die hohe Wonne ganz, Liebling des Volks zu sein! Heil, König, dir!

2. Nicht Ross', nicht Reisige sichern die steile Höh', wo Fürsten steh'n. Liebe des Vaterlands, Liebe des freien Manns gründen den Herrscherthron wie Fels im Meer.

3. Heilige Flamme, glüh', glüh' und erlösche nie fürs Vaterland! Wir alle stehen dann mutig für einen Mann, kämpfen und bluten gern für Thron und Reich.

4. Handlung und Wissenschaft hebe mit Mut und Kraft ihr Haupt empor! Krieger- und Heldenthat finde ihr Lorbeerblatt treu aufgehoben dort an deinem Thron!

5. Sei, Fürst und König, hier lang' deines Volkes Zier, der Menschheit Stolz! Fühl' in des Thrones Glanz die hohe Wonne ganz, Liebling des Volks zu sein! Heil, König, dir!

(Heinr. Harries.)

177. An König Ludwig II. von Bayern. †

(Zum 700jährigen Regierungs-Jubiläum des Hauses Wittelsbach.)

Wo sich des Etsch-Thals Schroffen türmen,
Da hat in todeskühnem Stürmen
Zuerst sich Wittelsbach bewährt;
Voran, voran dem ganzen Heere
Für deutsches Recht und deutsche Ehre
Brach Bahn das scharfe Bayern-Schwert.

Und an der raschen Isar Hängen
Der Bildkunst schuf und den Gesängen
Haus Wittelsbach ein prachtvoll Heim:
In Alpen-Erde hieß es senken
Hellenenkunst und deutsches Denken,
Und München sproßte aus dem Keim.

Und wölbt ob allen deutschen Stämmen,
Gefügt auf blutgeweihten Dämmen,
Nunmehr das Reich sein schirmend Dach:
Vor allen brachte Schutz dem Rheine,
Vor allen zu dem Bau die Steine
Der König Ludwig Wittelsbach.

(Felix Dahn.)

178. Bayerns Jubelfest 1880. †

Zu den schönsten Festtagen des menschlichen Lebens zählen die Geburtstage. Wie eine freundliche Fee nähert sich dem Menschen die Erinnerung, führt ihn auf einen hohen Berg und zeigt ihm, rückwärts deutend, seinen eigenen Lebensweg, den er strebend und fehlend durchmessen hat. Thränenden Auges stehen oft die Menschen, weinend vor Schmerz und vor Freude; da erscheint daneben auch der Erinnerung milde Schwester, die Hoffnung, die Lieblingsgefährtin der Jugend, und weist vorwärts in die Zukunft mit ihren Aufgaben und Gütern, mit ihren Mühen und Segnungen, und beide, Erinnerung und Hoffnung weihen und segnen den Geburtstag.

Auch die Völker feiern mitunter solche Geburtstage. Freilich ihr Alter zählt nicht nach Jahren, sondern nach Jahrhunderten. Wenn ein solches voll geworden, dann

lassen sie ihre Erinnerung, welche Geschichte heißt, lebendig werden mit all' den bunten Bildern von Wohl und Wehe, von Leid und Freud. In der Mitte aber steigt dann das Bild derjenigen auf, welche ihnen Führer waren durch die Höhen und Tiefen der Jahrhunderte, und in Gedanken versammeln sie sich um die großen Fürsten der Vergangenheit.

Bayern hat im Jahre 1880 solch ein seltenes Fest gefeiert. 700 Jahre sind ihm vorübergeflossen unter der Führung eines Herrschergeschlechtes, welches seit den Tagen Ottos von Wittelsbach das Wachstum des jungen Herzogtums zum ausgedehnten Königreich gepflegt und geschirmt hat. In Leid und Freud ist Fürst und Volk zusammengewachsen, und wenn auch die erschütternden Stürme nicht gefehlt haben — wie Sturmesgewalt die Eiche fester in den Boden senkt, so hat sich des bayerischen Volkes treue Anhänglichkeit in jahrhundertalten Erfahrungen in den Herzen vertieft und ist zu einem Besitz geworden, welchen das ganze Volk als schönstes Geschenk vor den Thron seines Königs gebracht hat.

Herrlich und herzlich hat der berufenste Mund dem Ausdruck gegeben in Worten, welche als des Festes glänzendster Schmuck in die Zukunft leuchten:

An Mein Volk.

Es ist Meinem Herzen ein Bedürfnis, an dem Tage, welcher zu Ehren Meines Hauses festlich begangen wird, dem wahren und tiefen Danke Ausdruck zu geben, den Ich bei dem Rückblick auf sieben Jahrhunderte empfinde. Dieser Dank gilt der unwandelbaren Treue und Anhänglichkeit, mit welcher Mein Volk dem Throne der Wittelsbacher ergeben ist. Unter den Eigenschaften, welche den Ruhm aller Stämme Meines Volkes bilden, steht rein und glänzend die Treue und Anhänglichkeit obenan: die Treue ist Mir die Grundlage Meines Thrones, die Anhänglichkeit der schönste Juwel Meiner Krone.

Mit dem innigsten Danke verbinde Ich die Versicherung, daß das Glück Meines treuen Volkes das Ziel Meiner heißesten Wünsche, daß es die Bedingung Meines eigenen Glückes ist.

Gleich Meinen in Gott ruhenden Ahnen, deren Andenken in diesen Tagen mit so rührenden Beweisen der Pietät geehrt wird, bin

Ich von dem vertrauensvollen Bewußtsein durchdrungen, daß Mein Volk in allen Zeiten fest zu seinem Fürsten steht. Mit diesem erhebenden Gefühle trete Ich in das achte Jahrhundert der Regierung Meines Hauses ein.

Möge Meinem Volke ungetrübte Wohlfahrt beschieden sein für alle Zukunft: Das walte Gott!

Elmau, den 22. August 1880.

Ludwig.

(K. Andreä.)

179. Nachklang zu Bayerns Jubelfest 1880.

„Ich weiß mich eins mit meinem treuen Volke,"
Dies schöne Wort, das Bayerns König sprach,
Es zittert — wie der Schein der Morgenwolke
Im Lenzlaub — noch in allen Herzen nach.
Dies Wort erst gab die volle, rechte Weihe
Den Tagen, die so festlich hingerauscht,
Wo Lieb' um Lieb', wo Treue gegen Treue
Ein ruhmreich Herrscherhaus und Volk getauscht.

Ja, was im Lauf von siebenhundert Jahren
Als felsenfester Bund sich hat erprobt,
Ob wilde Wetterstürme und Gefahren
In böser Zeit ihn auch gar oft umtobt,
Das darf die Mit-, das darf die Nachwelt feiern,
Das — mögen auch im Wechsellauf der Zeit
Geschlechter um Geschlechter sich erneuern —
Das wird besteh'n in Ehren hochgefeit.

Drum töne, Harfe, tön' in Jubelweise —
Sind auch auf unsern Bergen schon verglüht
Die Freudenfeuer — tön' zu Ruhm und Preise
Dem Jubelfeste noch ein Weihelied:
„So lang in Alpenschnee und Himmels Bläue
Der Heimat Farben uns entgegenseh'n,
So lange wird des Bayernvolkes Treue
Zum Hause Wittelsbach nicht untergeh'n!"

(E. v. Destouches.)

180. Deutscher Rat. ††

Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr!
Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!
Von alters her im deutschen Volke war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran!
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann —
Das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich ja und nein und dreh' und deutle nicht!
Was du berichtest, sage kurz und schlicht!
Was du gelobest, sei dir höchste Pflicht!
Dein Wort sei heilig, drum verschwend' es nicht!

Leicht schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
Zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach!
Doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
Und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!"

Dann wach' und kämpf'! Es ist ein Feind bereit,
Die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,
Du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

(Reinick.)



Lesebuch für die Volksschule Bearbeitete von pfälzischen Lehrern

Bd.: 5. 6. u. 7

1881